This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,745

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Tf 7/12
bound in vol. 17

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

FRANZ RITTER v. HAUER, CARL LANGER RITTER v. EDENBERG, M. MUCH,
FRIEDRICH MÜLLER, S. WAHRMANN, J. WOLDŘICH.

Redacteur:

JOSEF SZOMBATHY.

XV. BAND.

(Der neuen Folge V. Band.)

(Mit 12 Tafeln und 117 Abbildungen im Texte.)

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1885.

QH
1
.A7
v. 15

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Meyer, A. B. Ein weiterer Beitrag zur „Nephritfrage". Nach einem am 15. April 1884 in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien gehaltenen Vortrage 1

Finsch, Otto, Dr. Ueber Bekleidung, Schmuck und Tätowirung der Papuas der Südostküste von Neu-Guinea. (Mit 39 Text-Illustrationen) 12

Heil, M., Prof. Dr., in Innsbruck. Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen. (Mit 24 Maass-Tabellen und 1 Tafel) 41

Krauss, Friedrich S., Dr. Das Mundschaftsrecht des Mannes über die Ehefrau bei den Südslaven . . 101

Radimský, V. und **J. Szombathy.** Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark. II. (Mit 7 Tafeln und 25 Text-Illustrationen) 117

Literaturberichte.

Cels Alphonse. Eléments d'anthropologie. [K. Penka] . 34

Meyer, A. B. Album von Philippinen-Typen. [Friedrich Müller] 34

Nordenskiöld, A. Erik Freiherr von. Studien und Forschungen, veranlasst durch meine Reisen im hohen Norden. [Friedrich Müller] 35

Radloff, Wilhelm. Aus Sibirien. [Friedrich Müller] . 35

Abel, Carl. Gross- und Klein-Russisch. [Friedrich Müller] 36

Czörnig, Carl Freiherr von. Die alten Völker Ober-Italiens: Italiker (Umbrer), Raeto-Etrusker, Raeto-Ladiner, Veneter, Kelto-Romanen. [Friedrich Müller 36

Lippert, Julius. Deutsche Festbräuche. [A. Schl. („Neue Fr. Pr.")] 37

Vesmír (Weltall). Illustrirte Zeitschrift zur Verbreitung der Naturwissenschaften. [Břt. Jelínek] . . . 37

Památky archaeologické a místopisné. [Břt. Jelínek] . 38

Eudel, Paul. Die Fälscherkünste (le Truquage). [Dr. M. H.] 39

Clermont-Ganneau, Ch. Les fraudes archéologiques en Palestine. [Dr. M. H.] 40

Woldt, A. Capitain Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerika's 1881—1883. [Dr. M. Haberlandt] 83

Vámbéry, Hermann. Das Türkenvolk in seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen geschildert. [Friedrich Müller] 83

Thomson, Josef. Durch Massai-Land. [Friedrich Müller] 84

Issel, A. Sopra un ascia di Ematite rossa proveniente dal paese di Niam-Niam Lettera al Marchese Giacomo-Doria. [Sr.] 85

Dresinis, Georgios. Land und Leute in Nord-Euböa. [Dr. M. H.] 85

Kaufmann, Dav., Prof. Dr. Die Sinne. [Dr. M. Haberlandt] 86

Sinnett, A. P. Die exoterische Lehre oder Geheimbuddhismus. [Dr. M. Haberlandt] 86

Seite

Sprawa wykopalisk Mnikowskich. Die Frage der Mnikówer Ausgrabungen. [Conrad Majewski] . . . 87

Ossowski, G. Sprawozdanie z badań paleo-etnologicznych w jaskiniach okolic Ojcowa w r. 1884. [Conrad Majewski] 88

— Jaskinie okolic Ojcowa pod względem paleo-etnologicznym. [Conrad Majewski] 88

Hampel, Josef. Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós, sog. „Schatz des Attila". [Dr. Moriz Hoernes] . 89

Helbig, W. Das homerische Epos aus Denkmälern erläutert. [Dr. Moriz Hoernes] 90

Meyer, Adolf Bernhard, Dr. Gurina im Obergailthal (Kärnten). [J. Szombathy] 99

— Das Gräberfeld von Hallstatt. [Dr. Rudolf Geyer] 99

Engelmann, G. J., Dr. Die Geburt bei den Urvölkern. [Dr. M. Haberlandt] 111

Publicationen, die neuesten, über die Eisenstation La Tène am Neuenburgersee. [R. Forrer] 111

Časopis muzejního spolku olomuckého. [Florian Koudelka] 112

Eingelangte Druckschriften . . 77

Verhandlungen.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft nach dem Stande der Jahresversammlung am 13. Jänner 1884 . . . . . [1]

Ausschusssitzung am 7. Jänner 1885 . . . . . [7]

Ausschusssitzung am 13. Jänner 1885 . . . . . [7]

Jahresversammlung am 13. Jänner 1885 . . . . . [7]

1. Vereinsangelegenheiten . . . . . [7]
2., 3. und 4. Jahresbericht . . . . . [8]
5. Dr. **Michael Haberlandt.** Ueber den dritten Açrama der Inder . . . . . [10]
6. **Gottfried Ossowski.** Bericht über den sechsten Congress russischer Archäologen in Odessa . [12]
7. Hofrath Dr. **v. Inama-Sternegg.** Nationalökonomische Vorstellungen bei Naturvölkern . . [14]
8. **J. Spöttl.** Kupfer- und Bronze-Meissel, sowie Bronzebeile . . . . . [20]
9. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [20]

Monatsversammlung am 10. Februar 1885 . . . . . [21]

1. Vereinsangelegenheiten . . . . . [21]
2. Bericht des Herrn Dr. **Krauss** . . . . . [21]
3. Professor Dr. **Martin Wilckens.** Kritische Bemerkungen über Prof. Kaltenegger's „Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen" [25]
4. Prof. Dr. **Franz Lukas.** Anthropologische Mittheilungen aus Nordmähren. (Mit 3 Text-Illustrationen) . . . . . [29]
5. **Gabriel Téglás.** Bergbaudenkmäler aus Dacien. (Mit 3 Text-Illustrationen) . . . . . [34]
6. Prof. Dr. **Friedrich Müller.** Ethnologischer Bilderatlas . . . . . [34]

Seite

7. Custos **Fr. Heger.** Ueber die Tätowirung bei den Südsee-Insulanern . . . . . [35]
Discussion . . . . . [37]
8. **Rudolf Much.** Steingeräthe aus der Býčiskála-Höhle in Mähren . . . . . [39]
Discussion . . . . . [41]
9. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [41]
Ausserordentliche Generalversammlung am 10. März 1885 [42]
1., 2. und 3. Vereinsangelegenheiten . . . . [42]
4. P. **Adalbert Dungel.** Ueber die Tumuli bei Kilb und Mank in Niederösterreich . . . . [43]
5. **J. Szombathy.** Bemerkungen über die Technik prähistorischer Thongefässe. (Mit einer Text-Illustration) . . . . . [45]
6. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [48]
Monatsversammlung am 14. April 1885 . . . . . [49]
1. und 2. Vereinsangelegenheiten . . . . . [49]
3. **Vid Vuletić Vukasović.** Culturhistorische und prähistorische Miscellen von der Insel Brač (Bol) in Dalmatien . . . . . [49]
4. **Heinrich Rohlý.** Bemerkungen über den Namen „Rovišče“ . . . . . [52]
5. Dr. **Michael Haberlandt.** Ueber die Verbreitung und den Sinn der Tätowirung . . . . . [53]
6. **Hugo Müller.** Ethnographische Gegenstände von den Blackfoot-Indianern . . . . . [57]
7. Historienmaler **J. Spöttl.** Oelskizzen der Tumuli von Ober-Weiden, Bockfüss und Grossmugel in Niederösterreich . . . . . [57]
8. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [57]
Monatsversammlung am 19. Mai 1885 . . . . . [57]
1. und 2. Vereinsangelegenheiten . . . . . [57]
3. Dr. **Moriz Hoernes.** Funde aus Griechenland. (Mit 4 Text-Illustrationen) . . . . . [58]
4. **Heinrich Rohlý.** Ueber einen Massenfund bei Křetěnov in Böhmen. (Mit 4 Text-Illustrationen) [61]
5. **J. Spöttl.** Abbildungen von Meisseln und Beilen. (Mit 2 Tafeln) . . . . . [62]
6. Vortrag des Herrn Prof. Dr. **F. Paulitschke** . [63]
7. **J. Szombathy.** Fund von Bronzeringgeld. (Mit 2 Text-Illustrationen) . . . . . [63]
8. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [64]
Dritte Wanderversammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zu Klagenfurt den 19.—21. August 1885 . . . . . [65]
Erste Sitzung am 19. August 1885 . . . . . [66]
1., 2., 3., 4., 5., 6. Vereinsangelegenheiten . . [66]
7. **Baron Hauser.** Ueber prähistorische Funde in Kärnten . . . . . [66]
8. Custos **Carl Deschmann.** Ueber die neuesten prähistorischen Funde in Krain . . . . . [70]
9. Prof. Dr. **Alfons Müllner.** Ueber prähistorische Bauwerke in Oberösterreich. (Mit 13 Text-Illustrationen) . . . . . [72]
10. **Rudolf Much.** Zur Keltenfrage . . . . . [79]
11. Dr. **Friedrich S. Krauss.** Ueber seine Reise in Bosnien und der Hercegovina . . . . . [84]

Seite

Zweite Sitzung am 20. August 1885 . . . . . [88]
1. Vereinsangelegenheiten . . . . . [88]
2. Bergrath **F. Seeland.** Ueber die Bärenhöhle am Kowesnock . . . . . [88]
Discussion . . . . . [90]
3. Se. Durchlaucht **Fürst Ernst zu Windischgrätz.** Bemerkungen über die Classificirung seiner prähistorischen Funde in Krain . . . . . [90]
Discussion . . . . . [92]
4. Graf **Gundaker Wurmbrand.** Der Einfluss Italiens auf die Hallstatt-Cultur . . . . . [97]
5. **L. v. Campi.** Die Ausgrabungen in Meclo (Mechel) im Val di Non im Jahre 1884. (Mit 2 Tafeln und 18 Text-Illustrationen) . . . [100]
6. Secretär **J. Szombathy.** Funde von der Gurina und La Tène-Funde in den Ost-Alpen . . . [102]
7. Prof. Dr. **M. Holl.** Zeichenapparat für Schädel [104]
8. Prof. Dr. **E. Zuckerkandl.** Innerösterreichische Schädelformen . . . . . [104]
9. Dr. **Tappeiner.** Studien zur Anthropologie Tirols [105]
10. Schluss der Versammlung . . . . . [105]
Besuch des Landesmuseums . . . . . [105]
Besuch der Landesausstellung . . . . . [106]
Excursion nach Rosegg . . . . . [106]
Verzeichniss der Theilnehmer . . . . . [107]
Monatsversammlung am 10. November 1885 . . . . [107]
1. **Wilibald Müller.** Prähistorische Funde bei dem Bau des Post- und Telegraphenamtes in Olmütz [107]
2. **G. Bucolch.** Weitere prähistorische Funde bei Lesina. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [108]
3. **J. Spöttl.** Prähistorische Funde von Thomasdorf im Zipser Comitat und Bilder von nordungarischen Nationaltrachten . . . . . [110]
4. Dr. **M. Haberlandt.** Ueber deformirte Schädel und Alterthümer von den Philippinen . . . [110]
5. Dr. **Fr. S. Krauss.** Ueber das Mundschaftsrecht des Mannes über seine Frau bei den Südslaven [112]
6. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [112]
Monatsversammlung am 9. December 1885 . . . . [113]
1. Dr. **Karl J. Maška.** Ein Jadeitbeil in Mähren. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [113]
2. Dr. **Richard Andree.** Die Fortschritte der ethnographischen Metallkunde . . . . . [115]
3. Dr. **Moriz Hoernes.** Ein ungriechisches Denkmal von der Insel Lemnos. (Mit 2 Text-Illustrationen) . . . . . [118]
4. **Wilibald Müller.** Pfahlbaufund bei Nimlau. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [120]
5. **A. Reischek.** Anthropologische Beobachtungen in Neu-Seeland . . . . . [120]
6. **Franz Heger.** Zauberstäbe der Battas . . . [121]
7. Dr. **M. Haberlandt.** Die Batta-Schrift . . . [121]
8. **Rudolf Much.** Kauf von Frauen bei den alten Germanen . . . . . [121]
Discussion . . . . . [123]
9. Prof. **Ferd. Kaltenegger.** Replik . . . . . [125]
10. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [125]

Autoren-Register.

	Seite
Andree, Fortschritte der ethnographischen Metallkunde	[115]
Benndorf, Tätowirung	[39]
Bucovich, Prähistorische Funde bei Lesina	[108]
Campi, Ausgrabungen in Meclo	[100]
Deschmann, Prähistorische Funde in Krain	[70], [92]
Dungel, Tumuli bei Kilb und Mank	[43]
Finsch, Papuas von Neu-Guinea	12
Haberlandt, Ueber den dritten Âçrama	[10]
— Tätowirung	[53]
— Schädel etc. von den Philippinen	[110]
— Batta-Schrift	[121]
— Frauen-Kauf	[124], [125]
Hauser, Prähistorische Funde in Kärnten	[66]
— Prähistorische Völker der Ostalpen	[93]
Heger, Tätowirung bei den Südsee-Insulanern	[35], [38] u. [39]
— Pfeilgift	[41]
— Zauberstäbe der Batta's	[121]
Heerues, Funde aus Griechenland	[58]
— Denkmal von Lemnos	[118]
Inama-Sterneggs, Nationalökonomische Vorstellungen bei Naturvölkern	[14]
Kaltenegger, Replik	[125]
Krauss, Mundschaftsrecht bei den Südslaven	101
— Reisebericht	[21]
— Reisebericht	[84]
— Frauen-Kauf	[123], [124]
Langer, Tätowirung	[37], [38]
Lukas, Anthropologisches aus Mähren	[29]
Luschan, Tätowirung	[38], [39]
Maška, Jadeïtbeil in Mähren	[113]
Meyer, Beitrag zur Nephritfrage	1
Much, Steingeräthe aus der Býčiskala	[39], [41]
— Zur Keltenfrage	[79]
— Prähistorische Völker der Ostalpen	[94]
— Kauf von Frauen bei den alten Germanen	[121]
Müller, Fr., Ethnologischer Bilderatlas	[34]
Müller, H., Blackfoot-Indianer	[57]
Müller, W., Prähistorische Funde in Olmütz	[107]
— Pfahlbau bei Nimlau	[120]
Müllner, Prähistorische Bauwerke in Oberösterreich	[72]
— Prähistorische Völker der Ostalpen	[94]
Neumann, Prähistorische Völker der Ostalpen	[97]
Oekonomides, Tätowirung	[39]
Ossowski, Archäologischer Congress in Odessa	[12]
Paulitschke, Reisebericht	[63]
Polak, Tätowirung	[38]
Radimský, Wies. II.	117
Reischek, Anthropologisches aus Neu-Seeland	[120]
Richlý, Der Name Rovišče	[52]
— Massenfund bei Křetěnov	[61]
Seeland, Bärenhöhle am Kowesnock	[88]
Spötti, Kupfer- und Bronze-Meissel	[20]
— Tätowirung	[39]
— Bilder niederösterreichischer Tumuli	[57]
— Abbildungen von Meisseln	[62]
— Prähistorische Funde im Zipser Comitat	[110]
Szombathy, Wies. II.	117
— Technik prähistorischer Thongefässe	[45]
— Bronzeringgeld	[63]
— Bärenknochen vom Kowesnock	[90]
— Prähistorische Völker der Ostalpen	[96]
— Funde von der Gurina und La-Tène-Funde in den Ostalpen	[102]
Teglas, Bergbaudenkmäler aus Dacien	[34]
Vuletić, Prähistorisches von der Insel Brač	[49]
Wilckens, Kritik über „Iberisches Hornvieh etc."	[25]
Windischgrätz, Classificirung der prähistorischen Funde in Krain	[90]
Wurmbrand, Die Hallstatt-Cultur	[97]
Zuckerkandl, Innerösterreichische Schädel	[104]

Berichtigungen.

Seite 122, II. Z. 21	lies:	Taf. XI	statt Taf. IX.
„ 124, I. „ 20	„	Taf. VIII, Fig. 9 und 11	„ Taf. b, Fig. 10 und 11.
„ [38], I. „ 9	„	Dr. J. E. Polak	„ Dr. Pollak.

Ein weiterer Beitrag zur „Nephritfrage".

Nach einem am 15. April 1884 in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien gehaltenen Vortrage [1]).

Von

A. B. Meyer.

Zur endgiltigen Entscheidung der Alternative, ob das Rohmaterial zu den in Europa gefundenen Beilen aus Nephrit und Jadeit asiatischer oder europäischer Herkunft sei, sind die in den Alpen und in Deutschland gemachten Rohfunde aus den genannten Mineralien von grosser Bedeutung, und es tritt neuerdings die Aufgabe an uns heran, das Material der verarbeiteten Objecte mit denselben zu vergleichen.

Ich will nicht von den bei Schwemsal, Leipzig und Potsdam gefundenen Nephritgeschieben sprechen, erstens weil sie momentan Nichts zur Erklärung der bis jetzt näher bekannten Beile beitragen, da diese aus Jadeit bestehen, und zweitens weil diese Funde controvers sind, wenn auch kein zureichender Grund vorliegen dürfte, sie in Frage zu stellen. Abgesehen von den a. a. O. (s. diese Zeitschrift 1883, p. 216 fg. und „Isis" 1883. p. 77 fg.) eingehend von mir behandelten steiermärkischen Rohnephritfunden von Graz und von St. Peter im Sannthale, welche wegen Mangel an Nephritbeilen in den betreffenden Gegenden direct auch nicht zur endgiltigen Lösung der Frage verwerthet werden können, kamen bis vor Kurzem nur noch einige in meine Hände gelangte kleine Nephritgeschiebe vom Ufer des Neuenburger Sees in Betracht — vom spec. Gewicht 3,00 und 3,02 (Frenzel), letzteres Stück feinschiefrig, aber „typisch-alpin", seiner Mikrostructur nach (Arzruni) —, deren Beweiskraft jedoch erst dann Bedeutung gewinnen dürfte, wenn mehrere und grössere derartige Stücke dort, wo überhaupt eine sehr ausgiebige Quelle von Nephrit- (und Jadeit-) Beilen sich befindet, entdeckt sein werden.

Neuerdings aber erforschte Herr Traube [1]) den Nephrit anstehend in Deutschland, und zwar im Gebiete des Zobtengebirges bei Jordansmühl in Schlesien.

Der genannte Forscher sagt (N. J. f. M. III. pag. 413): »In seinem Vorkommen ist der Nephrit an das Auftreten von Granulit oder Serpentin gebunden, der in Verbindung mit »Gabbro«, einen niedrigen, in der Richtung NW von Jordansmühl bis Naselwitz hin sich erstreckenden Hügelzug, die sogenannten Steinberge, zusammensetzt. ... An der Stelle nun, wo Granulit und Serpentin zusammentreffen, findet sich Nephrit ein, der beide Gesteine oft in über einen Fuss mächtigen Lagen auf weite Strecken hin begleitet.

Ausserdem bildet der Nephrit noch im Serpentin selbst kleinere Einlagerungen und Knollen, welche aber immer in ziemlicher Nähe der Granulitgrenze auftreten. Bemerkenswerth ist, dass die im Serpentin eingeschlossenen Nephrite hellfarbig sind, während die anderen dunklere Farben aufweisen.«

Herr Traube beschreibt nun 1. (pag. 415) ein Pyroxen-Amphibolgestein von Jordansmühl mit mikroskopischem Nephrit und der chemischen Zusammensetzung desselben; 2. (pag. 416) den eigentlichen grünen

[1]) Dieser Vortrag schilderte die historische Entwicklung und den augenblicklichen Stand der Frage mit dem Hinweis, dass nur die neuen Details, auf welche sich die allgemein gehaltene Darstellung stützte, statt dieser veröffentlicht werden würden, um Wiederholungen von a. a. O. Gesagtem (s. z. B. des Verf. Vortrag: „Die Nephritfrage kein ethnologisches Problem". Berlin 1883) zu vermeiden.

[1]) „Leopoldina" 1884, Nr. 7—8 und N. Jahrb. f. Min. Beilage Bd. III, 1884, pag. 412 fg.

Nephrit in vielfach wechselnder Mikrostructur, aber stets einem Typus angehörig, welcher von den bis jetzt bekannten, von Herrn Arzruni entdeckten Typen unterschieden ist; 3. (pag. 418) einen bei Weitem seltener und im Serpentin auftretenden, hellfarbigen Nephrit, von welchem es heisst: »Der Nephrit bildet nun im Serpentin theils rundliche Knollen, theils durchsetzt er das Gestein in breiten und schmalen Bändern und Schnüren. Derartige Knollen, welche gewöhnlich nur eine verhältnissmässig unbedeutende Grösse — meist nur bis 5 cm im Durchmesser — erlangen, treten in der Regel in grösserer Anzahl und dicht neben einander auf. Zuweilen sind sie von einer weisslichen, faserigen, anscheinend stark zersetzten Masse eingehüllt, welche so weich ist, dass sie sich mit dem Fingernagel ritzen lässt. Auch jene bandförmigen Einlagerungen von Nephrit trifft man meist in grösserer Menge an. In der Regel ziehen sie sich parallel neben einander hin, vereinigen sich wohl auf kurze Strecken, um dann bald wieder auseinander zu gehen. Während sie sich bis in beträchtliche Tiefe in das Gestein hinein erstrecken, ist ihre Mächtigkeit keine sehr bedeutende, sie erreicht höchstens eine Ausdehnung von 5 cm, sehr häufig sinken ihre Dimensionen fast bis zu mikroskopischer Kleinheit hinab. Nephritschnüre von kaum 1 mm Breite treten ungemein zahlreich im Serpentin auf; man kann indess ihre Anwesenheit leicht übersehen, denn obwohl sie sich durch ihre hellere Färbung vom schwärzlichen Serpentin unterscheiden, erscheinen sie doch im Handstück, ganz vom Serpentin umgeben, in Folge ihrer Durchsichtigkeit ebenfalls dunkel. Bei der Mehrzahl derselben kann man trotz ihrer Kleinheit deutlich eine faserige Structur erkennen«. Die ebenfalls wechselnde Mikrostructur dieses hellfarbigen Nephrites unterscheidet sich in mancher Hinsicht von jener der dunkelgrünen Varietät und bildet wiederum einen Typus für sich (s. hierüber pag. 422). Der Jordansmühler Nephrit ist oft in bedeutendem Maasse der Zersetzung anheimgefallen, und zwar zu Chlorit und zu Serpentin; die Umwandlung zu letzterem gibt sich bei den hellfarbigen Nephriten im Aeusseren durch ein geflecktes Aussehen zu erkennen, auch scheint es bisweilen, als ob der Nephrit in Umbildung zu Asbest begriffen sei. Endlich bemerkt Herr Traube (pag. 425):

»Auffallend mag es erscheinen, dass vom Jordansmühler Nephrit bisher weder prähistorisches, zu Werkzeugen verarbeitetes Material, noch Geröllstücke gefunden worden sind. Dies findet indess seine Erklärung leicht in dem Umstand, dass jener Nephrit früher nicht zu Tage getreten ist, sondern erst in allerneuester Zeit durch die bis in bedeutende Tiefe geführten Steinbrüche blossgelegt wurde. Wenn nun auch der Nephrit von Jordansmühl zur Entscheidung der Frage, ob die in Europa gefundenen verarbeiteten Stücke einheimischen oder exotischen Ursprungs seien, thatsächliches Material nicht zu liefern vermag, so ist doch durch sein Auftreten in den krystallinischen Schiefern Schlesiens, wo er bislang übersehen wurde, die Vermuthung nahegelegt, dass er auch noch in andern geologisch gleichen Gebieten Europas angetroffen werden wird. Vorzüglich lässt sich dies wohl von solchen Gebieten behaupten, in deren Umgebung Nephrit im verarbeiteten Zustande oder als Geschiebe bereits gefunden worden ist. Es hat demnach einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich, dass er auch in den krystallinischen Schiefern der Alpen anstehend vorkommt. Allem Anschein nach besitzt der Nephrit eine viel grössere Verbreitung, als man bisher angenommen hat. Dass derselbe speciell in den Alpen noch nicht anstehend gefunden worden ist, mag seinen Grund einerseits in der Unzugänglichkeit vieler alpiner Gebiete, andererseits auch darin haben, dass anstehender Nephrit sehr leicht übersehen werden kann, da er seiner äusseren Beschaffenheit nach kaum vom Serpentin zu unterscheiden ist. Erst eine Prüfung auf Härte, specifisches Gewicht und chemische Zusammensetzung vermag hierüber Gewissheit zu geben. Ist doch jener Serpentinbruch von Jordansmühl, der Nephrit in beträchtlicher Ausdehnung beherbergt, eine der ergiebigsten Mineralfundstellen Schlesiens und als solche wiederholt von Mineralogen besucht worden. Hier wurde weisser Granat, Chromgranat, Vesuvian, Prehnit, Diaspor, Hydrargyllit, Natrolith und Pektolith entdeckt; dass der Nephrit übersehen wurde, ist nur seiner grossen Aehnlichkeit mit Serpentin zuzuschreiben. Man wird die Gegenwart von Nephrit wohl besonders an solchen Stellen vermuthen dürfen, an denen Serpentin, und zwar Diallag-Serpentin mit Granulit in Berührung tritt«.

Der von Herrn Traube eingangs des letzten Citates gethane Ausspruch, dass vom Jordansmühler Nephrit bisher kein prähistorisches, zu Werkzeugen verarbeitetes Material gefunden worden sei, erfährt eine Einschränkung durch die Entdeckung eines grossen durchbohrten Serpentinbeiles mit Nephrit-Einsprengung von dem nur zwei Meilen von Jordansmühl entfernt gelegenen Gnichwitz in Schlesien (Virchow: Z. f. Ethn. 1884, Verh. 284, Fig. 1, und 285, Anm. 1), von welcher Einsprengung Herr Arzruni (l. c. pag. 359) bemerkt: „Am interessantesten ist eine Partie, die mit Bestimmtheit als Nephrit erkannt wurde, welcher nach allen Charakteren mit demjenigen von Jordansmühl übereinstimmt, wie auch das ganze Gestein als ein aus Pyroxen entstandener Serpentin mit dem Muttergestein des Jordansmühler Nephrit grosse Analogien zeigt . . .“

Das bisherige Nichtauffinden des anstehenden Nephrites in der Schweiz — dies nämlich kommt für die archäologische Frage in erster Linie in Betracht — kann nach den nunmehr vorliegenden Jordansmühler Erfahrungen nicht als Beweis dafür angesehen werden, dass der Nephrit dort in der That nicht ansteht. Wenn daher Herr v. Fellenberg noch neuerdings (Z. f. Ethn. 1884, Verh. 256) für die Schweiz die Importhypothese vertritt, speciell weil man dort noch kein Rohmaterial gefunden habe, so beweist

Jordansmühl, dass ein solcher Schluss nicht berechtigt ist. Herr v. Fellenberg geht von der Voraussetzung aus, dass das in Frage kommende Gebirge bereits ausreichend genug bekannt sei, um gewissermassen über jeden Stein Rechenschaft geben zu können, allein, dass dieses durchaus nicht der Fall sein kann, wurde bereits von mir betont, ehe Jordansmühl für das mindestens so gut wie die Schweiz durchforschte Schlesien den directen Gegenbeweis lieferte (s. „Jadeitobjecte" p. 14[b], 34[a] etc.). Nichts lag mir aber ferner, als den Gelehrten, welche es angeht, aus dieser mangelhaften Kenntniss etwa einen Vorwurf machen zu wollen; wenn daher Einige derselben finden, dass ich ihnen durch diese Annahme zu nahe trete (s. Z. f. Ethn. 1884, Verh. 260 und Arch. f. Anthr. 1884, 167), so kann ich für eine solche Deutung meiner Worte keine Verantwortung übernehmen.

Meiner Ansicht nach handelt es sich in der Schweiz gar nicht um einen einzigen Fundort, sondern um eine ganze Reihe solcher; dieses kann man einerseits aus dem localisirten Auftreten des bearbeiteten Nephrites schliessen, indem keine gleichmässige, sondern eine wohl von den natürlichen Vorkommen direct abhängige Verbreitung stattfindet (so sind z. B., was Aehnliches beweist, Jadeitbeile am Bodensee rar — im Rosgarten-Museum nur 12 gegen 800 Nephritgeräthe —, am Neuenburger See sehr reichlich, vielleicht reichlicher als Nephritbeile), andererseits aus der Art des Jordansmühler Vorkommens, wo der Nephrit zweierlei Weisen des Auftretens zeigt, indem er einmal an den Serpentin, im anderen Falle an den Granulit (Weissstein) gebunden ist. (Man vergleiche auch die Bemerkungen des Herrn Stapff: Geol. Beob. im Tessinthal 1883, 163 Anm.) Es wäre eigentlich nicht nöthig, bei dieser Frage länger zu verweilen, ich will jedoch zur weiteren Illustration derselben noch Folgendes anführen:

Herr Lohmann[1]) schrieb kürzlich (1884) eine Dissertation über den Eklogit, ein Material, aus welchem ebenfalls hier und da Steinbeile vorkommen und führte neun bekannte Fundorte dieses Gesteins in Sachsen auf. Inzwischen aber hatten die neueren Landesaufnahmen schon ergeben, wie die Herren Sauer und Schalch mittheilen (N. Jahrb. f. Min. 1884, II, 27—42), dass in Sachsen an 54 Stellen Eklogit vorkommt — ein weiterer schlagender Beweis dafür, wenn es eines bedürfte, dass wir von einer vollkommenen Kenntniss der Thatsachen auf diesen Gebieten noch sehr weit entfernt sind.

Was nun die Schweizer Nephritbeile angeht, so zeigen sie im Grossen und Ganzen ein und denselben Typus, welchen Herr Arzruni den „alpinen" genannt hat, und welcher hinlänglich von allen anderen Nephrittypen abweicht, um ihn leicht unterscheiden zu können. Bei der grossen äusseren Verschiedenheit der Schweizer Beile untereinander aber war es angezeigt, eine grössere Zahl derselben näher zu untersuchen, um Sicherheit darüber zu gewinnen, ob sie in der That trotzdem mikroskopisch (und chemisch) übereinstimmen. Es ging eine grosse Zahl von Nephritbeilen aus der Schweiz, meist vom Neuenburger See, aber auch vom Bodensee und vom Bielersee durch meine Hände, und ich wählte solche zur Untersuchung aus, welche durch ihr äusseres Verhalten Anhaltspunkte gewährten, um auf eine eventuell abweichende Structur schliessen zu lassen. Herr Arzruni meint, dass die Nephritbeile des Neuenburger Sees im Allgemeinen heller und grüner seien als die Mauracher, was vielleicht für einen verschiedenen Ursprung sprechen würde, es kommen aber auch an jenem ganz dunkle, fast schwarze vor, ferner auch braune, hellgrüne, sehr schön aus der Tiefe schillernde, weissliche in Asbest übergehende, in denen man mit blossem Auge schon Strahlsteinnädelchen erkennen kann (Frenzel) u. s. w. — kurzum, Nephritbeile von grosser Verschiedenheit des äusseren Ansehens. Ueber einige dieser Schweizer Nephritbeile lasse ich Herrn Arzruni's Notizen, deren Mikrostructur betreffend, folgen:

Maurach (Coll. Meyer, Gesch. d. Herrn Leiner in Constanz). Weiss, Fragment 36 lg., 22 br. Spec. Gew. 2,84 (Frenzel). „Typisch alpiner Nephrit."

Neuenburger See (Nr. 5226, Mus. Dresden) circa 30 mm lg., 10 br., 4 d. Messerchen, grünschillernd. „Alpiner Nephrit; sehr viel Magneteisen, zum Theil Zonen bildend, abwechselnd frisch und in Brauneisenstein umgewandelt unter Beibehaltung der Korngestalt, dann aber auch diffundirt (Brauneisen) durch die Masse, sie braungelb färbend, wie bei Mauracher Beilen."

Neuenburger See (Coll. Frenzel). Asbestartig weiss. „Vollkommen typischer alpiner Nephrit".

Neuenburger See (Coll. Meyer, Gesch. d. Herrn Vouga in Marin). Grün, Splitter. Spec. Gew. 2,99 (Frenzel), 31 lg., 26 br. „Typisch lange, seidenglänzende gerade Fasern, bei weichem, flaumigem, filzigem Aussehen der Grundmasse wie beim Mauracher und Sannthaler Nephrit. Einige Körner und Krystalle von Magnetit; ein Krystall von Eisenkies (Würfel mit durch das Octaeder abgestumpften Ecken) — deutlich bei auf-

[1]) Neue Beiträge zur Kenntniss des Eklogits vom mikroskopisch-mineralogischen und archäologischen Standpunkte. (N. Jahrb. f. Min. 1884. I, 83—115.)

fallendem Lichte zu sehen. Das Präparat hat seiner Dicke wegen nachgeschliffen werden müssen, wobei zwei andere Eisenkieskrystalle herausfielen, Würfel-Hohldrucke zurücklassend."

Neuenburger See (Coll. Meyer). Grünlichgrau, unfertiges Beil, Geröllcharakter, 92 lg., 47 br., 18 d. „Alpiner Typus, aber viele Stellen bestehen aus ganz geraden, härter und brüchiger aussehenden Fasern, wie ich sie bei den alpinen weichen, feinen, schmiegsamen Fasern sonst nicht sah. Ganz gerade Faserbündel mit einheitlicher Auslöschung kreuzen sich häufig hier unter scharf begrenzten Winkeln."

Neuenburger See (Nr. 5228. Mus. Dresd). Braun, schillernd, mit graugrünen Partien (Radde 38k—m); mit vielen Quersprüngen versehen. 56 lg., 30 br., 14 d. Spec. Gew. 3,05 (Frenzel). „Schönes alpines Präparat; zum Theil sehr stark braungelb gefärbt durch diffundirtes Brauneisen; frischer Magnetit, selten auch wenig in Brauneisen umgewandelten Magnetits unter Beibehaltung der ursprünglichen Korngestalt. Die Braunfärbung erstreckt sich meist auf ganze Fasern oder Faserbündel."

Neuenburger See (Nr. 5229, Mus. Dresd.) 83 lg., 43 br., circa 20 d. Spec. Gew. 3,01 (Frenzel). An einem Ende dunkelgrün, fast schwarz, allmälig bis zum anderen in fast Weiss übergehend mit Sprüngen und Rissen, scheinbar als habe es im Feuer gelegen, Geröllcharakter. Die chemische Analyse ergab nach Herrn Frenzel:

SiO_2 . . .	56,34
Al_2O_3 . .	1,20
FeO . . .	5,03
MnO . . .	0,18
CaO . . .	13,18
MgO . . .	21,24
H_2O . . .	2,39
	99,56

Es wurden zwei Dünnschliffe genommen, einer vom schwarzen Ende, der andere vom weissen, »sie zeigen aber keine merklichen Structur-Unterschiede. Das Präparat vom weissen Ende ist jedoch opak; die Fasern sind zerrissen. Die Mikrostructur ist zu bezeichnen als kurzfaserig, einzelne zerstreut und regellos liegende Faserbündel, nicht ‚alpin'."

Neuenburger See (Nr. 5230, Mus. Dresd.). Spec. Gew. 2,94. Hellgrün, 41 lg., 35 br., 11 d. „Nähert sich dem vorigen, weicht aber wieder von demselben ab. Fasern vielfach wellig, an Fluidalstructur erinnernd. Der Seidenglanz, das Flaumige geringer als bei anderen alpinen Nephriten."

Herr Arzruni bemerkte bereits (Z. f. Ethn. 1884, Verh. 300) im Allgemeinen über diese Beile: „Bei den Neuenburger Beilen . . . habe ich an fremden Einschlüssen mehrfach, neben Magnetitkörnern, zierliche Eisenkieskrystalle, — Würfel mit durch das Octaëder abgestumpften Ecken, — die besonders scharf bei Beobachtung mit auffallendem Licht hervortreten und deutlich ihre ckarakteristische gelbe Farbe und ihren Metallglanz zeigen, angetroffen. Diese Eisenkieskrystalle dürften vielleicht für die Neuenburger Nephrite charakteristisch sein und würden dann als Unterscheidungsmerkmal für diese gegenüber den Mauracher Nephriten verwerthet werden können." Herr Arzruni ergänzt diese Bemerkungen noch durch Folgendes: „Je weiter, um so mehr überzeuge ich mich, dass von einem ursprünglichen Pyroxen-Mineral bei den alpinen Nephriten Nichts zu sehen ist, so dass diese alle vielleicht nicht aus einem Pyroxen entstanden, sondern primäre Strahlsteine sind, wie es auch die, ihrer Structur nach, total verschiedenen Neuseeländer zu sein scheinen."

Wie dem nun auch sein mag, nach der Entdeckung des anstehenden Nephrites im Serpentingebiete von Jordansmühl ist es gewiss noch weniger angebracht als bisher, in Asien das Heimatland des Schweizer Nephrites zu suchen, sondern es tritt um so dringender die Aufgabe an die Localforschung heran, den Spuren der Steinbeile in exacterer Weise nachzugehen, um das natürliche Vorkommen des Nephrites im Lande selbst zu finden.

Herr Leiner („Führer durch das Rosgarten Mus." 1880, 15) meint, dass das „Material durch noch bisher unbekannte Gletscherläufe beigeführt" worden sein könne. Auch machte derselbe („Die Entwickelung von Constanz", Schriften d. Ver. f. Gesch. d. Bodensee's 1882, XI. Heft, p. 79) darauf aufmerksam, dass in Maurach kleine Beilchen von geadertem Serpentin vorkommen, „welcher Stellen wie der durchsichtigste grüne Nephrit hat." Eines derselben, welches mir gütigst zur Untersuchung übersandt wurde, erwies sich jedoch nach Herrn Arzruni nicht als Nephrit führend. Herr Damour äusserte sich im Anschluss an das Jordansmühler Vorkommen brieflich gegenüber Herrn Arzruni in folgender Weise: „Je présumais depuis longtemps que cette matière minérale devait être rencontrée dans les terrains de serpentine". Bezüglich der zu erwartenden Entdeckung des Anstehenden von Jadeit (und Chloromelanit) spricht derselbe sich, wie schon früher, durchaus zuversichtlich aus, und die Autorität des Herrn Damour hat in dieser Frage gewiss besondere Geltung.

Herr Roediger machte kürzlich („Antiqua" 1884, 150) auf eine ältere Angabe bezüglich des Cantons Freiburg aufmerksam, welche zum Mindesten zur weiteren gründlichen Nachforschung daselbst auffordert.

Hinsichtlich der österreichischen Alpenländer, aus denen übrigens noch keine Nephritbeile vorliegen,

möchte ich eine ältere Angabe von HACQUET („Min. bot. Lustreise", Wien 1784) anziehen, wo es p. 37 von dem Serpentin des Radl-Graben in Kärnten heisst: „An ein paar Orten fand ich den Serpentin dem Nierenstein ganz ähnlich." Diese Angabe wäre einer speciellen Nachforschung werth. Auch auf den Sprechensteiner Serpentin bei Sterzing in Tirol ist noch das Augenmerk zu richten, denn nach Herrn TRAUBE's gütiger Mittheilung an mich, ist der dortige Serpentin gleich dem des Zobtengebietes, ein echter Diallag-Serpentin, beide haben sowohl im Handstück als auch in der Mikrostructur die grösste Aehnlichkeit. „Es erscheint mir daher nicht ganz unwahrscheinlich", sagt Herr TRAUBE, „dass auch bei Sterzing Nephrit vorkommt, eine Vermuthung, welche noch an Wahrscheinlichkeit gewinnt durch das Auftreten von Weissstein an letzterem Orte. Derartiger Weissstein (Granulit), an dessen Auftreten bei Jordansmühl das Vorkommen des Nephrit zum Theil gebunden ist, ist in Ihrer Sammlung durch mehrere Stücke vertreten". Es sind dies Stücke, welche Herr FISCHNALER aus Innsbruck gesammelt hat, und welche herrühren von den Felsenpartien am Weg gegen Trens und am Aufstieg nach Schloss Sprechenstein, und ein Stück gefunden in der Anschwemmung zwischen dem Tschöfer Graben und der Capelle in Lurx (s. auch A. PICHLER in Min. u. Petrogr. Mitth. v. TSCHERMAK N. F. V, 301). Auf andere mögliche Fundstellen hat Herr BARON ANDRIAN (diese Zeitschrift 1884, Verh. 68) hingewiesen.

Herr LEHMANN in Breslau macht mich (brieflich) auf den grossen Gabbrocomplex der „hohen Bögen" bei Furth und Erchelkam an der bairisch-böhmischen Grenze als mögliche Nephritfundstelle aufmerksam, und bemerkt dazu: „Geognostisch ist derselbe noch wenig bekannt, da er abseits der gewöhnlichen Route liegt, und auch nicht sehr zugänglich ist". Herr CREDNER meinte, nach der Jordansmühler Entdeckung (brieflich), dass, da die sächsischen Serpentinvorkommen in ihrem geologischen Verhalten ganz denen Niederschlesiens gleichen, auch in denselben nach Nephrit gesucht werden müsse, und mit Bezug auf die Abstammung des Schwemsaler Nephritblockes bemerkt derselbe: „Nach dem einzig vorliegenden, massgebenden Fundberichte BREITHAUPT's und nach später von meinem Bruder an Ort und Stelle vorgenommener Untersuchung der dortigen, den Nephritblock enthalten habenden Grande und Kiese, stammt der Block aus dem echten Diluvium, ist also nordisch. In Schlesien ist der Nephrit mit Serpentin und dieser mit Flasergabbro innig vergesellschaftet, gerade diese Flasergabbro-Gruppe hat aber, wie neueste Untersuchungen gelehrt haben, in Skandinavien grosse Verbreitung. So gut wie man in dem letztgenannten Schlesien erst heute Nephrit findet, wird man ihn in dem wenig gekannten Skandinavien noch finden".

Noch heute möchte ich vollständig Herrn FISCHER beipflichten, welcher im Jahre 1866 (Arch. f. Anthr. I, 342) seinen Standpunkt folgendermassen kundgab, wenn er denselben inzwischen auch wieder verlassen hat: „Ich kann mich aber der Aeusserung BREITHAUPT's nur anschliessen, wenn er in einem späteren Briefe vom 16. Februar d. J. sagt: ‚Die gewaltige Grösse des Stückes und die geringe Beschaffenheit der Farbe lässt mich vermuthen, dass dasselbe nicht dem Orient entstamme, denn Nephrit ist bei guter Farbenqualität, namentlich im Orient viel mehr geschätzt, als bei uns. Dass ein so schwerer Klumpen im Handel weit her nach Sachsen transportirt worden sei, kommt mir gar nicht wahrscheinlich vor'.

„Ich möchte hier beifügen, dass es wirklich seltsam zugegangen sein müsste, wenn aus dem Oriente zwei so grosse Blöcke constatirt echten Nephrites . . . nach Deutschland gebracht worden sein sollten, um gerade in der Gegend von Leipzig in Braunkohlenwerken gleichsam zum zweiten Male begraben zu werden." Und p. 343: „Wenn ich . . . die Möglichkeit für unsere Vorfahren natürlich nicht gerade in Abrede zu stellen gedenke, sich orientalischen Nephrit zu verschaffen, so möchte ich doch andererseits . . . im Hinblick auf die Mittheilungen über Schwemsal und Leipzig darauf aufmerksam machen, dass wir doch vielleicht nicht ganz daran verzweifeln dürfen, den echten Nephrit auch noch an anderen, als den bisher bekannten Hauptfundstätten (Orient, Neuseeland) und hiermit auch noch an weiteren Stellen Europas [1]) anzutreffen . . . Es sind dies im Ganzen eben eigentlich doch unansehnliche Substanzen, welche im Vergleich mit anderen Kieselverbindungen sich nicht durch Krystallform, lebhaften Glanz, auffallend schöne Farben u. s. w. hervorthun und Mineralogen oder gar Laien besonders anzusprechen vermöchten, vielmehr gar leicht übersehen werden" [2]).

„Wenn diese Mineralien ganz vereinzelt im Gebirge angetroffen würden, so liesse sich dies nach

[1]) Diese Voraussage des Herrn FISCHER hat sich glänzend gerechtfertigt, indem sowohl in Amerika (Alaska), als auch in Europa (Schlesien) neue Nephritfundorte seit 1866 entdeckt wurden, — abgesehen von weiteren, bis jetzt mehr oder minder controversen.

[2]) Diese Worte sind im Original nicht gesperrt.

meiner Ansicht gerade so erklären, wie man häufig andere fast unverwüstliche, d. h. verhältnissmässig schwer zersprengbare und zugleich schwer verwitterbare Gesteine, z. B. Gabbro, Hypersthenfels, an Abhängen und am Fuss von Granitbergen u. s. w. antrifft, ohne ihr Anstehendes entdecken zu können. Es sind eben vereinzelnte Nester- oder stockförmige Vorkommnisse in Granit u. s. w., die umschliessende Felsart verwittert leichter und lässt im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden die schwerer zersetzbaren, früher eingewachsen gewesenen Gesteinsmassen zuletzt frei am Bergabhange liegen oder an dessen Fuss gelangen. Da Nephrit eigentlich die Zusammensetzung von (Augit oder) Hornblende hat, und Hornblendegesteine bekanntlich zu dem Zähesten gehören, was man von Gesteinen kennt, und der Verwitterung lange widerstehen, so dürften auch bei Nephrit bisweilen ähnliche Verhältnisse obwalten.

„Vom geognostischen Auftreten eines Nephritvorkommen auf Neuseeland, welches einen mehrere Fuss dicken Felsen darstellt, sagt Hochstetter: ...‚Das Nebengestein beschreiben die Eingebornen als einen grünen Schiefer, vielleicht Talk- oder Chloritschiefer oder Serpentin'. Das wären just Gesteine, die auch in den Alpen recht eigentlich zu Hause sind[1]). Es könnten jene etwa auch grüne Hornblendenschiefer sein, in welchen der sogenannte Nephrit gewissermassen nur als eine eigentliche Modification der Hornblende, speciell des Strahlsteins entwickelt wäre . . .“

Ebenso sprach sich Herr Wibel (Bronze-Cultur 1865, p. 5 und 94) für die einheimische Herkunft des Nephrites aus, und Herr Desor (Die Pfahlbauten des Neuenburger Sees 1866, p. 35 und 38 nach Herrn Fischer l. c. p. 344 Anm.) mahnte ernstlich zur Vorsicht in den Schlüssen über die Abkunft der nephritartigen Steininstrumente in den Pfahlbauten. Wenn man später ziemlich allgemein von diesem gesunden Standpunkte wieder abgegangen ist, so that man, in der Ungeduld die Entdeckung des Nephrites in Europa nicht abwarten zu können, sicherlich Unrecht.

Zur weiteren, wenn auch nur nebensächlichen Illustration des Umstandes, dass und wie die Pfahlbauer in den Alpen gefundene Mineralien verwertheten, führe ich an, dass mir aus einem Pfahlbaue am Neuenburger See eine rosarothe Flussspathperle zukam, welches Material noch heute in der Schweiz gefunden wird (Göschener Alp, Canton Uri und wohl auch sonst am St. Gotthardt, s. Kenngott: Min. d. Schw. und Wiser: Jahrb. f. Min. 1851, 571).

Besitzen wir nun für die Alpen auch noch nicht den anstehenden Nephrit, sondern nur einige, der Kritik Angriffspunkte darbietende kleinere Geröllstücke, so sind wir hinsichtlich des Jadeites schon einen Schritt weiter, indem sich hier bereits drei notorische und relativ grössere Geröllstücke an den Ufern des Neuenburger Sees gefunden haben, welche gestatten, in Bezug auf die Frage nach der Herkunft des Jadeites, den Boden der Annahmen mehr zu verlassen und sich auf denjenigen der Thatsachen zu begeben.

Diese Geschiebe wurden von den Herren Beck und Messikommer in der Umgebung der Stadt Neuchâtel gefunden, nahe Pfahlbaustationen, welche wegen ihrer reichen Ausbeute an Jadeitbeilen berühmt sind. Ich habe solche Beile in grosser Anzahl in Händen gehabt und Nichts liegt näher, Nichts scheint mir unabweisbarer als die Annahme, dass dieses Rohmaterial auch den Pfahlbauern vor Zeiten gedient hat, um ihre Jadeitbeile daraus zu schleifen. Die einfachste Erklärung ist in diesem Falle, wie so oft, gewiss auch die richtige.

Die Herren Frenzel und Arzruni übernahmen in bereitwilligster Weise die chemische und mikroskopische Untersuchung zweier der genannten Rohstücke, und zum Vergleiche wurde auch ein Jadeit-verdächtiges Rohstück hinzugezogen, welches Herr Blaas in Innsbruck mir übermittelt hatte. Ueber die Fundstätte des letzteren schreibt derselbe: „Durch die circa 250—300 m hohe Schotterterrasse nördlich von Innsbruck hat sich der Höttingerbach ein tiefes Bett gerissen. Auf der Höhe des westlichen Eckpfeilers dieser Thalfurche steht der Planötzenhof. Das Terrain ist mit Grundmoränen der letzten Vergletscherung bedeckt. Die steile Böschung der Terrasse gegen das Innthal ist mit Gehängeschutt bedeckt. In diesem fand sich das Stück oberflächlich liegend, etwa 180 m über dem Inn. Bis auf diese Höhe reichten postglaciale Wasser nicht mehr“. Dieses Stück erwies sich jedoch nicht als Jadeit. Endlich wurde zum Vergleiche mit den Rohstücken noch ein Jadeitbeil vom Neuenburger See untersucht, und ich theile in Folgendem die Resultate der chemischen Analyse (Frenzel) und der Berechnung derselben nebst dem mikroskopischen Befunde nach Herrn Arzruni mit:

[1]) Diese Worte sind im Originale nicht gesperrt.

	„I. Rohstück (Messikommer) Sp. G. = 3,36.			II. Rohstück (Beck) sp. G. = 3,42.			(Nr. 5220 Drsd. Mus.) III. Beil. sp. G. = 3,31. Neuenburger See			IV. Rohstück Innsbruck (Blaas) sp. G. = 3,16.		
		Mol. Verh.			Mol. Verh.			Mol. Verh.			Mol. Verh.	
SiO_2	50,30		0,838	52,42		0,874	57,84		0,964	37,82		0,630
Al_2O_3	25,68		0,249	26,00		0,252	22,08		0,214	25,74		0,250
FeO	2,79	0,039		2,02	0,028		3,19	0,044		2,17	0,030	
MnO	—	—		—	—		0,20	0,003		0,25	0,004	
CaO	11,00	0,198	0,370	9,05	0,161	0,289	2,51	0,045	0,132	24,48	0,437	0,519
MgO	4,45	0,111		3,56	0,089		0,67	0,019		1,93	0,048	
H_2O	0,40	0,022		0,20	0,011		0,38	0,021		6,72		0,373
Na_2O	6,30		0,116	7,44		0,120	14,09		0,227			

	SiO_2	Al_2O_3	RO	Na_2O	Formel nach E. Cohen	
I.	0,464	0,116	—	0,116	= 0,696 $Na_2 Al_2 Si_4 O_{12}$	= Jadeit rein
	0,133	0,133	0,133	—	= 0,399 R $Al_2 SiO_3$	= Pyroxen
	0,237	—	0,237	—	= 0,474 R SiO_3	= „
	0,834	0,249	0,370	0,116		Natronarmer Jadeit
Rest	0,004	Stimmt gut: mikroskopisch „Quarz?“				
II.	0,480	0,120	—	0,120	= 0,720 $Na_2 Al_2 Si_4 O_{12}$	= Jadeit rein
	0,132	0,132	0,132	—	= 0,396 R $Al_2 SiO_3$	= Pyroxen
	0,157	—	0,157	—	= 0,314 R SiO_3	= „
	0,769	0,252	0,289	0,120		Natronarmer Jadeit
Rest	0,105	Stimmt gut: mikroskopisch Quarz constatirt!				
III.	0,856	0,214	—	0,214	= 1,284 $Na_2 Al_2 Si_4 O_{12}$	= Jadeit rein
	0,108	—	0,108	—	= 0,216 R SiO_3	= Pyroxen
	0,964	0,214	0,108	0,214		fast normaler Jadeit
Rest	—	—	0,024	0,013	Stimmt gut auf fast normalen Jadeit; der Rest ist unwesentlich, ausserdem ist vielleicht ein Theil des Eisens als Fe_2O_3 vorhanden und würde dann die Formel noch schöner herauskommen.	

Lässt sich auch so berechnen:		Mol. Verh.	Formel nach Groth. $(Na_2, R)_3 (Al_2)_2 Si_9 O_{27}$	Rest	
	SiO_2	0,964	$9 \times 0,107 = 0,963$	0,001	Der Rest auch hier unwesentlich; die Analyse stimmt ausgezeichnet; auch hier gilt die obige Bemerkung über das Eisen als Oxyd!
	Al_2O_3	0,214	$2 \times 0,107 = 0,214$	—	
	RO, Na_2O	0,338	$3 \times 0,107 = 0,321$	0,017	
	H_2O	0,021		0,021	

IV.		Mol. Verh.			Rest	
	SiO_2	0,630	oder $5 \times 0,125$	$= 0,625$	0,005	Die Zahlen entsprechen: 5 SiO_2, 2 Al_2O_3, 4 RO, 3 H_2O, was sich folgendermassen auffassen lässt: 2 (R $Al_2 SiO_3$), ($R_2 H_2 Si_3 O_9 + 2 H_2O$) frischer Pyroxen zersetzter Pyroxen. Dabei ist zu beachten, dass $R_2 H_2 Si_3 O_9 + 2 H_2O$ eine mit dem Pikrophyll: 3 (R SiO_3) + 2 H_2O, welcher notorisch ein zersetzter Pyroxen ist, analoge Zusammensetzung hat.
	Al_2O_3	0,250	$2 \times 0,125$	$= 0,250$	—	
	RO	0,519	$4 \times 0,125$	$= 0,500$	0,019	
	H_2O	0,373	$3 \times 0,125$	$= 0,375$	—0,002	

Resultat: 1. Rohstücke I und II sind natronarme Jadeite, letzterer mit etwas Quarz verunreinigt.

2. Beil III ist ein reiner Jadeit, denn Jadeit braucht nicht ausschliesslich Natron-Thonerde-Bisilicat zu sein; andere Bisilicate sind ihm beigemengt.

3. Rohstück IV ist ein zersetzter Pyroxen, aber kein Jadeit; er ist es vielleicht ursprünglich gewesen, Na_2O ist aber ausgelaugt worden, Wasser aufgenommen, etc.

»Das Rohstück IV sieht auch äusserlich dem Jadeit nicht ähnlich. An den glattabgerollten Stellen zeigt es die Farbe 37 m—38 n (Radde's Scala). Einzelne Partien sehen, schon mit blossem Auge betrachtet, dem Diallag ähnlich, und zwar einem zersetzten, welcher graugrün und opak geworden, mit einem Schiller an den Spaltflächen, der etwas an den metallischen erinnert. Unter dem Mikroskop sieht man eine äusserst feinkörnige Grundmasse, welche manchen Jadeiten oder dichten Pyroxenen entspricht. In dieser Grundmasse liegen grössere Krystalle von Pyroxen, mit allen Charaktermerkmalen der Diallags. Sie sind ohne regelmässige Krystall-Begrenzungen; zeigen polysynthetische Zwillingsverwachsungen; zahlreiche Interpositionen, die parallel den Spaltungsdurchgängen in Reihen gelagert sind; deutliche Quergliederung. Zum Theil sind sie opak und daher nicht deutlich auslöschend, wozu neben der beginnenden Zersetzung wohl auch die Interpositionen und auch die Zwillingsbildung hinderlich sind. In den opaken, verzwillingten Partien ist die Auslöschung gegen die Längsaxe (resp. gegen die Spaltrisse, Interpositionsreihen oder die Zwillingsstreifung) zu 27—28½° gemessen worden. An den fast oder ganz longitudinalauslöschenden (Quer-) Schnitten erkennt man auch die longitudinale Lage der optischen Axenebene, wobei in convergentem Lichte bald ein Büschel, bald beide zu sehen sind. In einem Falle beobachtete ich den Austritt einer optischen Axe fast genau in der Mitte des Gesichtsfeldes.

„Jadeitbeil III: Neuenburger See (Nr. 5220, Mus. Dresd.), spec. Gew. 3,31. Grün, circa 110 lg., 53 br.,

circa 25 d. Theils fein-, theils grosskörniges, hauptsächlich aber aus leistenförmigen Krystallen gebildetes Aggregat von anscheinend homogener Substanz, in welcher aber vereinzelte Quarz-(?) Körner gefunden wurden. Aeusserst einschlussarm. Einige kleine schwach grünlichgelbe pleochroïtische Körner von länglicher Gestalt mit gerundeten Umrissen (Titanit?), zeigen bei gekreuzten Nicols lebhafte Interferenzfarben. Die gröberen Jadeitkörner zeigen auf dem Querschnitt deutlich die Pyroxenspaltbarkeit. Solche Querschnitte sind aber nur in geringer Zahl gesehen worden. Die meisten Schnitte sind längs getroffen worden, weshalb vielleicht eine stängelige Structur anzunehmen ist. Es sind lange Leisten mit longitudinal verlaufenden Spaltrissen (der prismatischen Spaltbarkeit). An manchen Stellen sind die Leisten zerfasert, die Fasern haben aber eine parallele Lage beibehalten (‚Uralitisirung'). — Die Auslöschungsschiefe in den Längsschnitten schwankt zwischen $18^1/_2$ und $30^1/_2{}^\circ$.

„Dieser Jadeit bildet insofern eine Ausnahme unter den Schweizer Jadeiten, als diese meist feinkörnig oder porphyrartig sind, während das hier besprochene Material durch Grosskörnigkeit charakterisirt ist. Der allgemeine Typus bleibt aber trotzdem derselbe, da auch hier keine scharfen Krystalle zu erkennen sind, sondern unregelmässig begrenzte, gerundete Körner.

„Zur weiteren Charakterisirung der Neuenburger Jadeitbeile sei noch erwähnt, dass in einem Beil (Nr. 11, Coll. Beck) unzweifelhafter Titanit als häufiger Einschluss nachgewiesen werden konnte. Seine Körner sind ausnahmslos von einem schwarzen Erz umrandet, welches aller Wahrscheinlichkeit nach Titaneisen ist und auch für sich in vereinzelten Körnern vorkommt.

„Rohstück I, spec. Gew. 3·36. Neuenburger See, Messikomer. Schmelzbarkeit gering. Schmilzt an den Rändern in dünnen Splittern in der Flamme eines Bunsen'schen Brenners. Feinkörnige Grundmasse aus unregelmässigen, dicht aneinander gedrängten Körnern bestehend, in welcher grössere Pyroxenkrystalle eingebettet sind. Diese letzteren zeigen die charakteristische, fast rechtwinkelige Spaltbarkeit (gemessen 89°) und eine nicht diagonale Auslöschung (gemessen $24^1/_2{}^\circ$ und $64^1/_2{}^\circ$ von der Auslöschungsrichtung zu beiden Spaltrissen), was bei den asymmetrischen Pyroxenen und auch bei dem Jadeit stattfindet. Auch geht die Ebene der optischen Axen, wie beim Jadeit (und anderen Pyroxenen) durch den spitzen Winkel des Spaltungsprismas. — Die grösseren Krystalle sind in der Grundmasse meist nicht vereinzelt, sondern nesterartig gehäuft. Sie sind unregelmässig begrenzt, zerlappt, sind reich an staubartigen Einschlüssen. Etwas grössere Einschlüsse — Körner von schmutzig gelbgrüner Farbe, wie solche in den Beilen gesehen wurden, kommen auch hier vor (Zirkon!). Auch vereinzelte farblose Körner, welche möglicherweise Quarz(?) sind."

„Rohstück II, spec. Gew. 3·42. Neuenburger See, Beck. Schwerschmelzbarer als das vorige Stück; viel weniger homogen als dasselbe; reich an Quarz. Sehr feinkörnig; grössere Krystalle seltener, aber von nahezu gleicher Beschaffenheit wie im vorigen Stück. Bei longitudinal auslöschenden Körnern ist auch die Ebene der optischen Axen longitudinal gelegen. — Für die Quarznatur eines Theiles der Einschlüsse spricht auch der Kieselsäure-Ueberschuss, welchen die Analyse nachgewiesen hat. Ausserdem finden sich isotrope Körner — wahrscheinlich Granat.

„Im Resultat weist sowohl die mikroskopische Untersuchung, als auch besonders die chemische Analyse darauf hin, dass die beiden vorliegenden Rohstücke thatsächlich Jadeite sind, wenn auch mit verhältnissmässig niederem Natrongehalt. Allein solche natronarme Jadeite sind sowohl von Herrn Damour (Bull. Soc. Min. de France 1881, p. 157 ff.) wie von Herrn E. Cohen (N. Jahrb. f. Min. 1879, 864 und 1884 I. 71.) bereits erwähnt worden. Nimmt man nämlich an, dass in den Jadeiten die Verbindung $Na_2 Al_2 Si_4 O_{12}$, mit andern Bisilicaten gemengt, enthalten ist, so sind die vorliegenden Stücke kaum anders als mit dem Namen Jadeit zu bezeichnen. Dass dieses für den Jadeit charakteristische und massgebende Silicat manchmal in grösserer Menge in dem betreffenden Mineral enthalten ist, ja sogar erheblich vorwaltet, zeigt die Analyse des Beiles. Es wäre aber kaum angebracht, jede Mischung mit einem besonderen Namen zu belegen, da sich zwischen Natron-armen und Natron-reichen Varietäten keine scharfe Grenze ziehen lässt.

„Man könnte hierauf vielleicht einwenden, dass der rohe Jadeit der Beile noch nicht gefunden ist, da diese (wie das analysirte) besonders Natron-reich sind und grobkrystallinische Structur zeigen. Dies wäre aber ein Irrthum, denn es gibt unter den Schweizer Beilen nicht nur feinkörnige Jadeite, sondern auch solche, deren Mikrostructur vollkommen identisch ist mit den eben beschriebenen Rohstücken. So liegen mir Beile des Dresdner Museums von Neuchâtel vor (vergl. unten Nr. 5221, 5231 und 5219), deren Dünnschliffe mikroskopisch von den Rohstücken nicht zu unterscheiden sind und sowohl in der Grundmasse als auch in den grösseren Einsprenglingen dieselben Charaktere zeigen, sogar vollkommen analoge staubförmige Einschlüsse, wie die oben beim Rohstück vom spec. Gew. 3,36 erwähnten, führen.

„Die Schwerschmelzbarkeit der Rohstücke könnte auch zum Einwande berechtigen, dass es überhaupt keine Jadeite seien, sondern sogenannte Saussurite, umsomehr, als die so bezeichnete mineralische Substanz ebenfalls Natron enthält und bei ihrer variablen chemischen Zusammensetzung auch einmal die hier durch die Analyse ermittelte besitzen könne. Dieser Einwand ist sogar bereits von Seiten des Herrn Damour (brieflich) geschehen. Ich glaube aber darauf erwiedern zu können,

1. dass die Jadeite lange nicht alle die gleiche, leichte Schmelzbarkeit aufweisen,

2. dass man mikroskopisch, trotz der allerdings störenden Feinkörnigkeit, hätte etwas von den beiden Gemengtheilen des Saussurits — der ja, wie Herr J. Roth voraussagte und Herr Cathrein unwiderleglich nachwies, aus Plagioklas und Zoisit gebildet ist — sehen müssen,

3. dass die Analysen des Herrn Frenzel zu genau auf Bisilicate stimmen um für Saussurit zu sprechen.

„Bei den feinkörnigen Substanzen ist man freilich nicht einmal schon durch das Mikroskop zu irrthümlichen Schlüssen verführt worden, und ist doch auch der Saussurit selbst erst vor Kurzem als ein Gemenge erkannt worden. Dass aber in vorliegendem Falle kein Saussurit, sondern ein Pyroxen (natronarmer Jadeit) vorliegt, dürfte kaum in Zweifel gezogen werden, sowohl aus chemischen als auch aus mikroskopischen Gründen. Die uns zu Gebote stehenden Mittel zur Entscheidung über die Natur der betreffenden Rohstücke sind erschöpft — sie sprechen für Pyroxen. Unrecht wäre es, auf die Schmelzbarkeit das Hauptgewicht zu legen.

„Das dritte Rohstück vom Neuenburger See hat ein spec. Gew. von 3,40 und eine noch geringere Schmelzbarkeit als obige Stücke I und II; eine chemische Untersuchung wurde von uns nicht für nothwendig erachtet. Mikroskopisch erweist es sich den anderen beiden Rohstücken gleich."

Herr Arzruni hatte die Güte, noch die Dünnschliffe von folgenden Jadeitbeilen einer Betrachtung zu unterziehen:

Neuenburger See (Nr. 5224, Mus. Dresd.). Hellgrün, an den Kanten durchscheinend, Geröllcharakter. Spec. Gew. 3,29 (Frenzel), 65 lg., 44 br., 15 d. „Ein Jadeit, der nicht reiner und nicht weniger rein ist als die meisten, auch hier unzweifelhafte Quarze. Nur ist das Korn im Allgemeinen gröber als bei den meisten. Körner, wie bei den meisten europäischen Jadeiten unregelmässig gerundet und ausgebuchtet, erinnernd an ein Aggregat in Auflösung oder im Schmelzen begriffener Krystalle. Einige grössere krystallinische Partien mit deutlichen Eigenschaften des Pyroxens (Spaltungsdurchgänge, grosse Auslöschungsschiefe bei longitudinalen Schnitten etc.). Einzelne Körner und Körneraggregate von Titanit(?)."

Neuenburger See (Nr. 5219, Mus. Dresd.). Blaugrün, durchscheinend, Geröllcharakter. Spec. Gew. 3,41 (Frenzel), 105 lg., 45 br., circa 20 d. „Aeusserst feinkörnige Grundmasse mit einigen grösseren Pyroxen-Krystallen und einigen nicht näher zu bestimmenden einfachbrechenden Körnern. Erinnert an die beiden Rohstücke, ist aber feinkörniger."

Neuenburger See (Nr. 5222, Mus. Dresd.). Grün, Geröllcharakter. Spec. Gew. 3,27 (Frenzel), 67 lg., 38 br., 13 d. „Aggregat ziemlich langer, zum Theile zerfaserter Krystalle. Sehr reich an fremden Einschlüssen verschiedener Art (Olivin, Epidot, Turmalin?, Zirkon)."

Neuenburger See (Nr. 5231, Mus. Dresd.). Blaugrün, durchscheinend, Messerchen, 25 lg., 12 br., 13 d. „Fast genau den Rohstücken gleich. An Einschlüssen (Zirkon?, Titanit?) reich."

Neuenburger See (Nr. 5221, Mus. Dresd.). Hell, blaugrün, durchscheinend, Geröllcharakter, 28 lg., 21 br., circa 9 d. „Dem vorigen und den Rohstücken ähnlich. Reich an Einschlüssen."

Neuenburger See (Nr. 5225, Mus. Dresd.). Dunkelgrün, fast schwarz („Chloromelanit"). Spec. Gew. 3,51 (Frenzel), circa 40 lg., 34 br., circa 14 d. „Die ganze Grundmasse von variabler Korngrösse, deutlich grün und gelblich pleochroïtisch. Körner unregelmässig contourirt, ein- und ausgebuchtet. Darin Gänge und Bänder grösserer, schärfer begrenzter Pyroxen-Krystalle, deren Pleochroïsmus ein noch stärkerer ist. An Einschlüssen besonders viel Magnetitklumpen. Ein grösserer Einschluss von einem rhombischen Mineral (Cordierit?) mit auffallend starkem Pleochroïsmus (sepiabraun und strohgelb)."

Maurach (Nr. 5, Rosgarten Mus., von Herrn Leiner gütigst der Untersuchung zugänglich gemacht). Spec. Gew. 3,303. 53 lg., 31.5 br., 15 d. Geröllcharakter. „Ziemlich grobkrystallinisches Gefüge, sehr ähnlich demjenigen vom Beile Nr. 5220 (Neuenburger See — vergl. oben), Einschlüsse von gelbpleochroïtischem Epidot und von Titanit(?), ferner gelblichgrüne bis schmutziggrüne staubförmige, meist die Mitte der Jadeitkrystalle einnehmende Einschlüsse. An einigen Stellen Umwandlung in eine dem Serpentin ähnliche Substanz."

Um über die Natur der in Deutschland und anderswo gefundenen Jadeitbeile etwas zu erfahren, im Anschluss an die vorstehende Untersuchung und im Vergleiche zum Schweizer Jadeit, wandte ich mich an verschiedene Museen und Herren um Darleihung von Beilen, und mit der Bitte, mir das Heraussägen eines Plättchens zur mikroskopischen Untersuchung zu gestatten. Meine Bitte wurde nicht überall erhört, sonst würden sich die folgenden Bemerkungen ausführlicher gestaltet haben, und auch mehr Resultate zu Tage gefördert worden sein. Ich benutze aber diese Gelegenheit gern, um den unten zu nennenden Herren meinen ergebensten und verbindlichsten Dank für ihre gütige Unterstützung auszusprechen. Die mikroskopischen Diagnosen verdanke ich Herrn Arzruni.

Jadeitbeil von Sersheim in Württemberg (Mus. Stuttgart, Herr Fraas). Spec. Gew. 3,34 (s. A. B. Meyer: Jadeitobjecte, p. 24[b]). „Zum Theil schöne, deutliche Pyroxenstructur; schwach grünlich pleochroïtisch, weniger als der Chloromelanit Nr. 5225 (s. oben). Der Pleochroïsmus tritt übrigens auch hier wie dort an verschiedenen Stellen verschieden deutlich hervor. Staubartige graue, opake Einschlüsse, Haufen in der Mitte der Krystalle bildend; daneben kleinkörnige, schmutziggrüne Haufen (Zirkon?)."

Jadeitbeil von Monakam in Württemberg. (Mus. Stuttgart: Herr Fraas [1]). Spec. Gew. 3,48. „Gesammteindruck der Farbe 37 i—l Radde. Einzelne Stellen 6 f,

[1]) Ein in der Nähe von Madrid ausgeackertes Fibrolithbeil, welches Herr Fraas noch die Güte hatte mir zu senden (spec. Gew. 3,21 Quiroga, 3,19 Frenzel), wurde von Herrn Frenzel chemisch untersucht. Die Analyse ergab: Kieselsäure 35·96%, Thonerde 63·12%, Wasser 0·90%, Summa 99·98%. Die mikroskopische Analyse des Herrn Arzruni ergab, „dass der Fibrolith eine Art Fluidalstructur aufweist, und dass er dem von der Sierra Guadarrama nicht ähnlich ist. Er sieht den grobfaserigen Nephriten nicht unähnlich, besitzt aber Quergliederungen, welche beim Nephrit nicht vorhanden sind."

15 h u. s. w. Jadeit, an dem deutlich der Uebergang der grobkörnigen Structur von Barma und Rabber in die feinkörnigere der französischen und schweizer zu sehen ist. An Einschlüssen grünliche Säulchen und braune Körner von Zirkon, ausserdem Granat(?).“

Jadeitbeil von Cöln (Herr Schaaffhausen in Bonn, Nr. 105). Gefunden beim Hahnenthor in Cöln 1883. Geröllcharakter, 73 lg., 43,5 br., 20,5 d. „Verschiedene Nuancen von 15, von d—o Radde. Ziemlich homogener Jadeit, bis auf die auffallend grosse Zahl von Zirkonkörnern; westeuropäischer Typus.“

Jadeitbeil von Vilbel in Oberhessen (Herr Noll in Frankfurt a. M.). Gefunden 1883. (Z. f. Ethn. 1883, Verh. 554.) Spec. Gew. 3,34, Härte 6,5, c. 75 lg., c. 35 br., c. 14 d. „37 n, o, s mit Flecken aus der Reihe 35, etwa h—l Radde. Jadeit ähnlich dem vorigen; neben Zirkonkörnern auch staubförmige, bereits bei anderen Jadeiten hervorgehobene Einschlüsse. Structur grobkrystallinisch, zum Theil deutliche Pyroxenspaltbarkeit.“

Jadeitbeil von Oberhessen (Mus. Wiesbaden: Herr v. Cohausen Nr. 438). Unregelmässig geformtes Beil, welches an einer Seite und an einer Fläche einen alten (?) Sägeschnitt hat. Spec. Gew. 3,30 (Fischer), 156 lg., c. 48 br., c. 25 d. „36 i—l mit Flecken um 33 g herum, Radde. Jadeit, wie der des Beiles von Monakam (s. oben). Viel Zirkon, aber kein Granat. Structur grobkrystallinisch, markirte Pyroxenspaltbarkeit.“

Chloromelanitbeil von Zmyslona, Provinz Posen (Herr Grempler in Breslau). Dieses Beil führte ich: „Jadeitobjecte“ p. 25* als von Trzinica in Posen auf, und gab seine Dicke mit 15 mm an; es ist jedoch 19,5 dick (100 lg., 38 br.) und nicht vom genannten Orte, sondern von Zmyslona zwischen Kempen und Reichthal, Provinz Posen, welche Richtigstellung ich Herrn Arzruni verdanke. „Farbe dunkelgrün, fast schwarz. Unter dem Mikroskop vollkommene Jadeit-Structur mit allen Merkmalen, die Pyroxenen eigen sind. Wie bei anderen Chloromelaniten Pleochroïsmus (grün und hellgelb). Einzelne Zirkonkörner und Körnerhaufen und Klumpen eines schwarzen Erzes (Magnetit).“

Jadeitbeil von Levata in der Nähe von Mantua (Mus. Mantua: Herr Giacometti, Nr. 162 [1]). Spec. Gew. 3,385 (Dr. Hoffmann in Dresden), 79 lg., 32 br., 12 d. Geröllcharakter, unregelmässig spitz. „Zwischen 15 und 38 in den mittleren Farbentönen, Radde. Jadeit wie derjenige der Beile von Cöln und Vilbel (s. oben). Structur etwas weniger krystallinisch, mehr körnig. Neben Zirkon, zum Theil in schönen quadratischen Durchschnitten, ein schwarzes Erz (Titaneisen?), daneben braune Körner (Titanit?)“.

Jadeitbeil von Castelbelforte in der Nähe von Mantua (Mus. Mantua: Herr Giacometti, Nr. 163). Spec. Gew. 3,375 (Hoffmann), 60,5 lg., 37,5 br., 10 d. Geröllcharakter. „Am nächsten zu 38 k—l, im Vergleich zu 15 mit einem Stich in's Graue. Jadeit wie der vorige. Viele quadratische Durchschnitte von Zirkon. Unter den als gleich bezeichneten Jadeiten treten nur geringe Variationen auf, welche nicht von Belang sind.“

Herr Arzruni bemerkt ferner: „Alle Jadeite sind mehr oder minder verunreinigt durch fremde Einschlüsse, welche die Zusammensetzung nothwendig etwas modificiren müssen. Zu hoher Kieselsäuregehalt ist wohl in den meisten Fällen (in Folge beigemengten Quarzes) anzunehmen. Ganz homogen scheint kein Jadeit zu sein bis auf den barmanischen. Zwischen Jadeit und Chloromelanit kann ich keine prägnanten Unterschiede bis auf die dunklere Farbe des letzteren auch im Dünnschliff entdecken. Und zwar ist die Structur der europäischen (Schweiz, Monakam, Zmyslona u. s. w.) identisch mit den europäischen Jadeiten (Frankreich, West-Deutschland, Schweiz u. s. w.). Der europäische Typus für Jadeit und Chloromelanit ist gemeinsam, während der mexikanische Chloromelanit in seiner Structur von dem mexikanischen Jadeit abzuweichen scheint. Die schweizer, französischen und deutschen Jadeite sind Jadeite, wie die oben behandelten Schweizer Rohstücke und wie das Rohstück vom Monte Viso, welches doch als echter Jadeit anzusehen ist. Nur das Beil von Rabber in Hannover nimmt eine Sonderstellung unter den europäischen ein, es verhält sich wie das Grazer Rohnephritstück zu den übrigen alpinen Nephriten. Es dürfte aber möglich sein, dass einzelne Stellen der alpinen Jadeite grobkörnig werden, vielleicht ausnahmsweise, und dann würden sie Rabber ähnlich sein. Die Jadeittypen sind nicht so constant wie die Nephrittypen, und sie zeigen sich reich an Uebergängen. Man kann aber doch sehr wohl etwa folgende 5 Typen unterscheiden:

„1. Schweiz, Deutschland und zum Theil Frankreich;

„2. ein Theil der französischen Beile (Morbihan und Bretagne):

„3. Rabber;

„4. Mexiko:

„5. Barma.

„Zum ersten Typus würden Sersheim, Maurach, Unteruhldingen, Neuenburger See, Monte Viso, Rohmaterial vom Neuenburger See gehören, ein Beil von Frankreich, nämlich Departement de l'Yonne („Jadéite? n'a pas été analysée“ Damour), während Morbihan und Bretagne den zweiten, übrigens mit dem ersten sehr nahe verwandten Typus bilden würden. Diese letzteren sind ganz krystallinisch, und einzelne Krystalle erinnern mehr an einen rhombischen Pyroxen

[1]) Ich wurde von Herrn Dr. O. Schneider in Dresden auf dieses und das folgende Beil aufmerksam gemacht, er hatte dieselben bei einer Besichtigung des Museums zu Mantua für Jadeitbeile gehalten, trotzdem sie als Serpentin bezeichnet waren; sein Blick hat ihn also nicht betrogen.

(Bronzit, Eustatit) als an einen echten asymmetrischen Jadeit, wie Barma, Rabber. Auch dürften Typus 3 und 5 zusammen gehören, bis auf die Einschlüsse in 3, die bei 5 durchweg fehlen.

„Diese Einschlüsse, deren Natur ich früher unentschieden liess, sie zum Theil als „Epidot?" bezeichnend, zum Theil aber gänzlich übersah, stellen sich nun heraus als Zirkon und geben ein willkommenes Unterscheidungsmerkmal für die asiatischen Jadeite (Barma, Yünnan) von den europäischen und mexikanischen. Während ich in keinem einzigen barmanischen oder yünnaner Präparat (und ich habe davon eine ganze Reihe — von den farblosen Varietäten bis zu intensiv smaragdgrünen) einen unzweifelhaften Zirkon gesehen habe und geneigt bin, dessen Anwesenheit zu bezweifeln, fehlen die Körner, die mit gerundeten Endigungen versehenen Säulchen, oder quadratischen Querschnitte dieses Minerals in keinem der europäischen verarbeiteten Objecte, sie fehlen auch nicht in den beiden Rohstücken vom Neuenburger See. In den mexikanischen Jadeiten ist der Zirkon sparsam vertreten, stets in vereinzelten Körnern und Säulchen, niemals zu grösserem Haufen gruppirt wie bei den europäischen. Nur das Aztekenbeil Humboldt's besitzt, analog den Schweizer Jadeiten, wiederum diese gruppirten Inclusionen."

Das von mir p. 52* meiner „Jadeitobjecte" erwähnte Beil von Neu-Guinea (Nr. 5103, Mus. Dresd.) erklärt Herr Arzruni für Chloromelanit, welcher Aehnlichkeit habe mit dem mexikanischen, aber er gehöre einem anderen Typus von Chloromelanit an. Dieser Chloromelanit von Neu-Guinea hat ein spec. Gewicht von 3,01. „Der Umstand, dass die prähistorischen Jadeitobjecte in Frankreich und Mexiko so gut wie gewisse birmanische rohe Jadeite mitunter das niedere spec. Gewicht des Nephrit untereinander gemein haben, spricht wohl nicht zu Ungunsten meiner Ansicht von deren gemeinsamen Heimat" — meint Herr Fischer neuerdings (Arch. f. Anthr. 1884, 169b) — „ebenso wie der Umstand, dass auch Chloromelanit mit niedrigem spec. Gewicht beobachtet wurde" (und ähnlich l. c. p. 164a). Herr Fischer hält also vorläufig noch an der asiatischen Herkunft aller über die Erde hin zerstreuten Jadeit- und Chloromelanitbeile fest[1]). Ich glaube vielmehr, dass das an verschiedenen Orten auch auftretende niedrige spec. Gew. der Jadeite und Chloromelanite neben dem höheren nur ein Ausdruck dafür ist, dass das Mineral überall in ähnlich variirender Zusammensetzung vorkommt, so dass dieser Umstand nicht zu so weit tragenden Schlüssen berechtigen würde. Die Herkunft der Schweizer Jadeite ist nach dem Auffinden von Rohstücken in der Schweiz kein Räthsel mehr, dagegen bleibt die Herkunft der deutschen und französischen grossen Jadeit- und Chloromelanitbeile noch klarzustellen. Es liegt nahe, an alpine Herkunft zu denken, auch in Anbetracht des Rohmaterials vom Monte Viso, allein ich glaube eher, dass diese doch nur in beschränktem Masse gelten wird. Nach den Jordansmühler Erfahrungen (mit dem Nephrit) wäre es gewiss voreilig, die europäische Heimat des Jadeit und Chloromelanit so localisiren zu wollen. Für die den Alpen nahegelegenen Gegenden Süd-Deutschlands ist man wohl auch berechtigt, an erratische Blöcke zu denken. Wenigstens verdanke ich einer brieflichen Mittheilung des Herrn Fraas die folgende Betrachtung:

„Wir besitzen über das glaciale Erraticum Oberschwabens und seine Provenienz nur sehr wenig Kenntniss. Der Masstab, den wir an den Transportweg der Irrblöcke anlegen, ist ein durchaus verfehlter, wenn wir die Gleichheit der früheren Transportwege mit den heutigen Wasserwegen (Gebiet des Rheines) annahmen. So liegen bei Kisslegg mennigrothe Marmore mit Ammoniten, die wir heute anstehend nur im unteren Wallis (Rhonegebiet) kennen. Die Wasserscheiden zur glacialen Zeit müssen andere gewesen sein als heute. So ist auch recht wohl möglich, dass die Variolite und Bowenite Oberschwabens aus den Basses Alpes kommen, wo sie anstehen sollen. Wie vieles kennen wir denn, um ein Urtheil zu haben über das Vorkommen oder Nichtvorkommen eines Steines?"

Dass die grossen Jadeit- und Chloromelanit-Flachbeile Deutschlands und Frankreichs nicht von den Römern mitgebracht wurden, wie einige Forscher geneigt sind anzunehmen, da man diese Beile häufig in römischen Ansiedelungen findet, scheint mir — abgesehen von noch anderen Gründen — daraus hervorzugehen, dass man sie in Italien eben gar nicht findet; auch ist zu bemerken, dass Herr Helbig (Die Italiker in der Poebene 1879, p. 91 fg.) nachwies, dass die Latiner schon keine Steinwaffen mehr hatten, also gewiss auch keine grossen Jadeitflachbeile, viel weniger daher die Römer, welche sie angeblich nach

[1]) Das angeblich von Innerasien nach Budapest von Pilgern getragene Chloromelanit-Amulet, auf dessen Beweiskraft Herr Fischer Gewicht gelegt hat (s. meine „Jadeitobjecte" p. 38b), erwies sich neuerdings als amerikanisch. Corr.-Bl. 1884. 12).

Deutschland gebracht haben sollen. Man vergleiche hierüber die citirte bemerkenswerthe Auseinandersetzung bei Herrn Helbig.

Um schliesslich die Resultate meiner vorstehenden Mittheilungen zu resumiren, so möchte ich hervorheben, dass für Europa, welches ich hier besonders im Auge hatte, abgesehen von allen anderen Gründen, nach der Entdeckung des anstehenden Nephrites in Jordansmühl die Wahrscheinlichkeit, dass der Schweizer Nephrit auch in der Schweiz zu Hause sei, fast zur Gewissheit geworden ist, und dass nach dem Auffinden einer Reihe von Jadeitgeschieben am Neuenburger See dasselbe bezüglich des Jadeites den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit gewonnen hat. Wenn jedoch nicht eifrig weiter geforscht wird in dieser Richtung, so könnte, es sei denn, dass ein günstiger Zufall zu Hilfe kommt, leicht noch eine lange Zeit vergehen, bis man den anstehenden Jadeit und Chloromelanit und weitere Vorkommen vom anstehenden Nephrit in Europa zu registriren haben wird. Als ein ferneres wichtiges Resultat der Untersuchungen des Herrn Arzruni hebe ich hervor, dass es nunmehr gelungen ist, in den Zirkoneinschlüssen ein typisches Unterscheidungsmerkmal der asiatischen Jadeite von den übrigen zu entdecken, so dass die so oft von Herrn Fischer behauptete Identität aller Jadeite auch keine Gültigkeit mehr hat und aufgegeben werden muss, wie die behauptete Identität der Nephrite schon seit länger aufgegeben worden ist.

Ueber Bekleidung, Schmuck und Tätowirung der Papuas der Südostküste von Neu-Guinea.

Von

Dr. Otto Finsch.

Einleitung.

Das Manuscript zu dem nachfolgenden Aufsatze sammt den dazu gehörigen 17 Blättern Originalskizzen wurde mir im Frühjahre 1884 von Dr Otto Finsch zur Publication in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft übergeben. Es bildet einen Theil der interessanten und wichtigen Ergebnisse der ausgedehnten Reisen, welche Herr Dr. Finsch im Auftrage der Humboldt-Stiftung in den Jahren 1879—1882 auf verschiedenen Inselgruppen der Südsee hauptsächlich zu anthropologischen und ethnographischen Sammlungszwecken unternommen hat. Das Manuscript hat Dr. Finsch während seines Aufenthaltes in Anuapata (Moresby-Hafen, Südostküste von Neu-Guinea) im März 1882 ausgearbeitet. Die werthvollen Originalskizzen zu dem Capitel Tätowirung konnten nur in verkleinertem Massstabe zur Reproduction gelangen. Die Verkleinerung ist jedoch eine derartige, dass die interessanten Tätowirungsmuster vollkommen scharf und correct zur Anschauung kommen; mehr sollen die Abbildungen ja auch nicht bezwecken. Ausserdem wird zum besseren Verständnisse des Textes eine Anzahl ethnographischer Gegenstände abgebildet, welche Figuren direct nach den Originalen der grossen von dieser Reise herrührenden Doublettensammlung des Herrn Dr. Finsch gezeichnet wurden.

Es ist ein werthvolles Material, welches uns hier vorliegt; ja in Bezug auf das Detail vielleicht das vollständigste und genaueste Material über ein enger begrenztes Gebiet, welches wir aus der Südsee kennen. Als solches hat es einen dauernden Werth, umsomehr, als die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der hier geschilderten Gegenstände und Verzierungen durch die immer häufigere Berührung mit dem weissen Menschen in Folge der in letzter Zeit erfolgten Annexion dieser Theile Neu-Guineas durch England sehr rasch verschwinden werden. Fast scheint es, als ob viele der Tätowirungszeichen schon einen durch auswärtige Einflüsse veränderten fremden Charakter an sich trügen. Leider erfahren wir von Herrn Dr. Finsch sehr wenig über die Bedeutung der Tätowirung, und das Wenige was er darüber sagt, erscheint ungenügend. Ich habe mich über diesen Punkt in einem in der Sitzung vom 14. April 1885 gehaltenen Vortrage eingehender ausgesprochen. Das raubt aber dem thatsächlichen Material, das uns der verdiente Reisende hier geboten

hat, nichts von seiner Wichtigkeit; es wäre nur im höchsten Grade zu wünschen, dass unsere Reisenden nach jenen Gegenden die geschilderten Verhältnisse mit demselben Eifer und Fleisse, mit derselben Hingebung für die Sache studiren mögen, wie es Dr. Finsch gethan hat, ehe die letzten Spuren der originalen Cultur der Südseebewohner für immer verschwunden sind. Ich schliesse diese einleitenden Bemerkungen mit den Worten des Verfassers unserer Arbeit, welche derselbe vor Antritt seiner neuen grossen Reise nach der Südsee in einem Schreiben an mich gerichtet hat: „Nach zwei Jahren hoffe ich das rein anthropologische Material nachliefern zu können, um damit ein vollständiges Bild der Papuas jenes Theiles von Neu-Guinea zu geben, die in wenigen Jahren alle Originalität, wie ich sie noch sah, verloren haben werden." **Franz Heger.**

A. Kleidung.

Dieselbe kommt, wenigstens soweit es die Männer betrifft, in unserem Sinne eigentlich nicht in Betracht, da diese bis auf eine schmale Binde, welche T-förmig um den Leib und zwischen den Schenkeln durchgezogen ist, die Geschlechtstheile nur sehr unvollständig verhüllend, vollständig nackt gehen. Diese Leibbinde, „Tikini" genannt, besteht meist nur aus einem dünnen Strick, einem schmalen Streifen Pandanusblatt, Bast oder dergleichen, seltener aus einem Tapastreifen, und wenn man noch ein geflochtenes Armband dazuzählt, so ist Bekleidung und Schmuck des Papua, wie er Einem alltäglich und in der grösseren Mehrzahl entgegentritt, eigentlich vollendet. Dieser Tikini entspricht ganz dem Mal der Papuas in anderen Theilen von Neu-Guinea, dem Tol der Kuschaier, und wie dies simple, weitverbreitete Bekleidungsstück sonst noch heisst. Der Tikini läuft in der Weise über die Geschlechtstheile, dass er beide Hoden trennt und die Vorhaut des in das Scrotum zurückgedrängten Gliedes einquetscht, welches dadurch ganz versteckt wird, öfters aber doch so weit hervortritt, dass man glaubt, die Hoden der Betreffenden bestehen aus drei Theilen. Uebrigens gilt in den Augen der hiesigen Papuas der Tikini als ein Bekleidungsstück, so gut als unsere Beinkleider, und sie finden Erwachsene ohne denselben ebenso indecent, als wir Nackte. Der Tikini wird schon von kleineren Knaben von 8—10 Jahren getragen, aber erst mit dem 13. bis 14. Jahre permanent. Solche junge Leute gelten dann so ziemlich als Erwachsene und sind dann auch heiratsfähig. Bis zum Alter von 8—10 Jahren gehen die Knaben völlig nackt.

Die feinste Art des Tikini besteht aus einem ca. 11—12″ langen und ca. 18‴ breiten Streifen Tapa, der mit gelber und schwarzer Malerei verziert ist. Solche Tikinis sind mehr als Staatskleider zu betrachten und werden nur bei feierlichen Gelegenheiten oder von jungen Stutzern getragen. Diese gelbgefärbten Tikinis sind hauptsächlich östlich bis Keppel Bai in Mode.

Als besonders fashionabel gilt es, den Tikini so eng als möglich zusammenzuschnüren, so dass das Bauchfleisch zu beiden Seiten weit über die Einschnürung hervorquillt. (Vergl. Fig. 16, S. 24.) Männer von $1^1/_2$ m Körperhöhe erhalten dadurch eine Taille von nur 58 cm Umfang und selbst ein Hüne wie Grapàna hatte bei 1·81 m Körperhöhe nur 85 cm Bauchumfang.

In einigen Theilen des Westens, namentlich im Maiva-District und in jenem von Kabadzi, landeinwärts von Redscar-Bai, sind die Männer besser und

Fig. 1. $^1/_6$ nat. Gr.

decenter bekleidet, indem der Strick um den Leib vorne mit einem breiteren Stücke Tapa versehen ist, welches die Geschlechtstheile vollständig verdeckt.

Ebenfalls im Westen kommt eine andere Art Bekleidung des Bauches hinzu, die indess mehr als Schmuck betrachtet werden muss. Es ist dies eine merkwürdige Art von

Leibgürtel, Gaawa genannt, 3—6″ breit, aus einer dünnen, aber harten Baumrinde von holzartiger Beschaffenheit gefertigt. Diese Art Gürtel wird roth angemalt oder mit einem aus feingespaltenem Bambu geflochtenen Streifen Zeug überzogen, und dieser roth angestrichen, wie ich dies bei Maivaleuten sah.

In Maiva und an der Freshwater-Bai bis Kerrema werden diese Gürtel mit sehr feiner eingravirter Zeichnung in verschiedenen kunst- und schwungvollen Mustern versehen. Die eingravirten Muster sind mit weisser und rother Farbe ausgefüllt, die

gegen den erhabenen rothen Grund gut absticht (siehe Fig. 1 und 2). Wenn man berücksichtigt, dass diese Gürtel ohne Anwendung eiserner Werkzeuge hergestellt werden, so muss man sie unbedingt als Kunstwerke bezeichnen, die in der Kunst der Papua die erste Stelle einnehmen.

Unter die Bekleidungsstücke muss auch noch die Tapa[1]) (Dabua) gerechnet werden, welche jedoch im Ganzen wenig in Gebrauch ist. Bei kühlem Wetter, in der Morgenfrische, oder wenn sie sich krank fühlen, pflegen die Papuas ein grosses Stück Tapa togaartig um den Körper zu schlagen. Man sieht Tapa allenthalben, aber stets vereinzelt; sie scheint häufiger in Maiva und weiter westlich, im Eläma-District, getragen zu werden. Auch Frauen hüllen sich zuweilen in Tapa.

Die Tapa ist übrigens grob, ungebleicht, bräunlich und stets ohne Verzierung, Bemalung oder dergleichen, wie dies in Neu-Britannien so schön gemacht wird.

Das weibliche Geschlecht trägt einen dichten, engschliessenden, 12—14″ langen Grasschurz, den Lami (Rami), der etwas unterhalb der Hüfte befestigt wird und meist bis fast zum Knie herabreicht, ganz in der Weise, wie auf den Gilbert-Inseln und den Carolinen, und in der That sehr artig und nett kleidet, ja sich zuweilen bis zum Koketten steigert. So z. B. bei den Mädchen in Hood-Bai, namentlich in Hula, wo derselbe an der rechten Hüfte nicht ganz anschliesst, so dass hier ein Theil der Schenkelseite sichtbar wird, was namentlich beim Gehen sehr hübsch aussieht. Uebrigens wissen sich die Frauen mit dem Grasschurz beim Niedersetzen und Aufstehen stets so geschickt zu bewegen, dass hiebei die grösste Decenz gewahrt bleibt, und selbst bei den Tänzen, wo die Lamis heftig von einer Seite zur anderen fliegen, sieht das lüsterne Auge nicht mehr Reize, als sie bei jedem unserer Ballets zu sehen sind.

Als Material zur Verfertigung der Lamis dient hauptsächlich Gmudi, das sind die Blätter der Sagopalme, die mittelst einer scharfkantigen Muschel in äusserst feine, dünne, kaum grashalmdicke bis etwas breitere Fasern von etwa 1½—2‴ Breite gespalten werden. Da die Sagopalme nicht um Port Moresby wächst, so erhalten die hiesigen Eingebornen das Material aus den weiter im Westen gelegenen Gegenden her, namentlich von Manumanu in Redscar-Bai, und bilden daher diese Lamis einen Tauschartikel.

Die breitfaserigeren Lamis behalten die Naturfarbe, blassstrohweiss oder gelb, und bilden die Alltagstracht. Die ganz feinfaserigen werden gefärbt und sind Staatskleider, die nur bei besonderen Gelegenheiten, meist über dem gewöhnlichen Lami, hauptsächlich aber von heiratsfähigen Mädchen getragen werden. Diese Lamis sind in breiten Streifen meist orange, kirschbraunroth und schwarz gefärbt, und zwar in wasserbeständigen Farben; sie sehen sehr gut aus. Doch gibt es auch quergestreifte und schwarz-, sowie rothgestreifte Lamis. Das Gelb oder Orange wird mit einer Ingwerwurzel (Art Curcuma)

Fig. 2. ⅙ nat. Gr.

gefärbt, Roth bis Schwarz mit einer Abkochung von Mangroverinde, die bei längerem Einlegen schwarz färbt. — Die schmalfaserigen Lamis werden hauptsächlich westlich von Port Moresby bis in den Eläma-District und über denselben hinaus getragen, ebenso von den Kabadzi und Koiäri landeinwärts.

Weiter östlich, namentlich an der Hula- bis zur Keppel-Bai, wird ein anderes Material zu den Lamis verwendet, Kapa genannt; das sind die 2—3′ langen und 6″ breiten Blätter einer hohen, krautartigen, aloëartig aussehenden Pflanze. (Dieselbe wird in Neu-Britannien Awaum genannt.) Diese Blätter werden getrocknet und in 1—1½″ breite Streifen gespalten, so dass die aus diesem Material gefertigten Lamis wie aus breiten blassgelben Bändern gefertigt aussehen. Diese Art Lamis heisst Tzilikäu und gehört ebenfalls zur Alltagskleidung. Sie ist, wie erwähnt, weiter östlich, wo man kaum dünnfaserige, gefärbte Lamis findet, vorherrschend. Im Verein mit dem letzteren Material gemischt, mit dem breitstreifigen Kapa, werden sehr hübsche Lamis, „Räwa“ ge-

[1]) Tapa, ein aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera) verfertigter Stoff.

nannt, hergestellt, die namentlich in Hula üblich sind und nach Port Moresby verhandelt werden.

Diese Räwa bestehen aus Blattfasern dreier verschiedener Pflanzen. Die Unterlage bilden die, Räwa genannten, 3—4‴ breiten Blattstreifen (wohl von der Banane oder Pandanus) in Naturfarbe, über welche, gleichsam wie bei unseren feineren Kleidern, die schmalen, dünnen, rothgefärbten Fasern der Sagopalme, „Ramikaka“, als Ueberzug kommen, die zuweilen noch mit gelben Fasern gemischt sind. Als Garnirung werden die 1—1½″ breiten Streifen von Kapa, gleich blassgelben Bändern, hinzugefügt, mit denen der obere Rand des Lami meist in doppelter Reihe besetzt ist. Diese buntgefärbten, garnirten Staatslamis werden vorzugsweise von der heiratsfähigen Jugend getragen und kleiden in der That sehr artig. Sie sind, wie erwähnt, vorzugsweise in Hula Mode; man sieht hier kleine Mädchen von 3—4 Jahren, die in dieser Tracht sehr drollige und niedliche Püppchen sind.

Der Lami findet übrigens noch eine weitere Anwendung, und zwar um die Schulter geschlagen als eine Art Mantille. Bei kühlem oder regnerischem Wetter sieht man die Frauen in dieser Tracht, die sehr gut kleidet.

Ueberhaupt wissen die Papuafrauen und namentlich Mädchen im Lami eine gewisse Koketterie zu entfalten. So entsteht durch Uebereinanderziehen von zwei bis drei dieser Kleidungsstücke eine reiche Fülle, welche beim Gehen namentlich die hintere Partie, unterstützt durch ein künstliches Wackeln, in lebhaftes Hin- und Herschwenken bringt, was als schön gilt.

Für Mütter haben die Lamis auch noch einen praktischen Zweck: der obere, etwas vorstehende Rand derselben bietet Halt genug für die Füsse der kleinen Kinder, die meist auf dem Lami stehend, die Aermchen um den Hals der Mutter geschlungen, getragen werden.

Mädchen gehen, um dies noch zu erwähnen, selten länger als bis zum vierten Jahre völlig nackt.

B. Schmuck und Körperzierrathen.

Dieselben kommen beim Papua weit mehr in Anwendung als die Bekleidung, und zwar beim männlichen Geschlecht wieder häufiger als beim weiblichen.

Die hierauf bezüglichen Gegenstände zerfallen der Hauptsache nach in solche der Stirn, der Ohren, der Nase, des Halses, der Brust und der Arme; selbst die Kniee- und Fesselgelenke gehen nicht leer aus. Beim weiblichen Geschlecht werden fast nur Hals, Brust, Ohren und Arme geschmückt; Haarschmuck kommt (ausser dem natürlichen) weniger in Betracht.

Bemerkenswerth ist, dass Schmuck aus Glasperlen, welcher in anderen Theilen Melanesiens eine so hervorragende Rolle spielt, beim Papua verhältnissmässig nur sehr wenig in Gebrauch ist.

Es fiel mir auf, dass ich bei den Papuas niemals das enge Halsstrickchen fand, welches jeder Neu-Britannier trägt, aber bei diesen sind andererseits die breiten, geflochtenen Armbänder um den Oberarm wenig gebräuchlich, weil der Neu-Britannier in seinem weit grösseren Haarpelz genug Platz findet, kleinere Gegenstände, wie: Stückchen Tabak, Muschelgeld u. dgl. zu verbergen oder solche am Haar anzubinden.

Für den Papua ist dagegen das Armband „Gaarna“ weniger ein Zierrath als ein nothwendiger Schmuck, indem dasselbe zum Aufbewahren verschiedener kleinerer Sachen dient. Ohne ein Armband ist daher kaum ein Papua zu finden.

Diese Gaarnas sind von sehr verschiedener Breite (3‴—4″), aus einer feinen Grasart geflochten, oft sehr zierlich und schön, die schwarzen häufig mit einfachen gelben Mustern versehen. Meist sind sie schwarz gefärbt, zuweilen roth oder in der Naturfarbe.

Die Armbänder, von denen meist ein Paar oder mehrere an einem, oft an beiden Armen getragen werden und die so eng sind, dass das Fleisch an beiden Seiten hervorquillt, dienen vor Allem dazu, ein Büschel wohlriechender, sowohl frischer als trockener Kräuter hineinzustecken.

Im Uebrigen spielt Blätter- und Blumenschmuck eine weit untergeordnetere Rolle als in Neu-Britannien, wo sich die Eingebornen Kopf, Hals und Arme sehr artig mit demselben schmücken und zu diesem Zwecke eigene Zierpflanzen cultiviren.

Im Aroma-District sah ich nicht selten junge Mädchen rothe Hibiscusblumen im Ohr tragen, was in Port Moresby nur ausnahmsweise geschieht. Hier pflegen junge Mädchen, um die Schönheit des Armbandes zu erhöhen, schmale Streifen Pandanusblatt in dasselbe zu heften, die gleich Bändern nachflattern.

Ausser Kräutern wird hauptsächlich Kuku (Tabak) im Armband getragen, zuweilen der Pako, ein meisselartiges Instrument aus Knochen, welches hauptsächlich zum Aufbrechen der Betelnuss dient.

Die gewöhnlichen Armbänder fand ich in allen von mir besuchten Theilen Neu-Guineas von Kerrema bis Keppel-Bai und sie werden auch von den Koiäri des Innern getragen.

Bei diesen, sowie in einigen Küstenplätzen, z. B. in Kaire, ist aber eine andere Art von Armbändern, „Ohro", häufiger, die nur aus 2—3 schmalen, ineinandergeflochtenen Streifen von gespaltenem Bambus oder Rotang besteht.

Ein weiterer, und zwar der werthvollste Armschmuck ist der

Toia, in Keppel-Bai „Uhli" genannt: das sind 16—18''' breite Ringe aus dem Basistheil von Conus millepunctatus geschliffen. Sie werden hauptsächlich im Aroma-District an der Keppel-Bai angefertigt und sind ein Haupttauschartikel nach Westen hin bis Freshwater-Bai und unserem Gelde gleich zu betrachten. Meine Sammlung [1]) repräsentirt nur kleinere Exemplare von 2'' Durchmesser für Kinder, weil ich grosse nicht erlangen konnte. Sie werden für die Handelsfahrzeuge aus Westen aufgespart, um dafür Sago zu kaufen. Ein grosser Toia hat den Werth eines sehr grossen Gefässes voll Sago. Die Motumotu-Leute in Freshwater-Bai sagten den Bewohnern Keräpunos Fehde an, weil sie von diesen mit Toias betrogen worden waren. Toias gehören auch zum unumgänglich nothwendigen Kaufpreise einer Frau. Dennoch sieht man sie nur selten im Gebrauch.

Um das Handgelenk sieht man zuweilen bei Männern, auch bei Frauen, einen schmalen, mit Haar besetzten Streifen, den Querschnitt eines Känguruschwanzes, als Zierde. Ich fand dieselbe hauptsächlich im Aroma-District von Keppel-Bai, ebenso in Maiva.

Aus ähnlichem Material, vielleicht auch aus Schwänzen anderer Säuger (Cuscus od. dgl.) werden Fingerringe gemacht; doch gehen die Finger im Schmuck des Papua im Allgemeinen leer aus.

Kopfschmuck.

Im vollen Einklange mit der sorgfältig gepflegten Haarwolke des Papuas steht als unbedingt nothwendiges Utensil im Schmucke des Kopfes der Kamm „Iduarri", obenan. (Siehe Fig. 3 und 4.) Derselbe besteht aus einem 4—15'' langen, schmalen, flachen Stücke Holz, dessen Ende in eine drei- bis sechszinkige lange Gabel ausgeschnitzt ist, oder aus mehreren dünnen Stäbchen, die am Ende durch einen dünnen Bindfaden fest miteinander vereinigt sind und so eine Art Gabel bilden.

Sie sind selten mit nennenswerther Gravirung oder Schnitzarbeit verziert, ausser im Westen, und ihr Hauptschmuck besteht in Federn, besonders denen vom Kakadu und der weissen Fruchttaube (Carpophaga spilorrhoa). Zwei aufrechtstehende Schwanzfedern der letzteren genügen in den meisten Fällen, häufig auch nur eine Kakadufeder. Nicht selten wird aber auch ein hängender Schmuck am Ende des über die Stirn vorragenden Kammes befestigt, der vor dem Gesicht hin- und herflattert, was der Papua

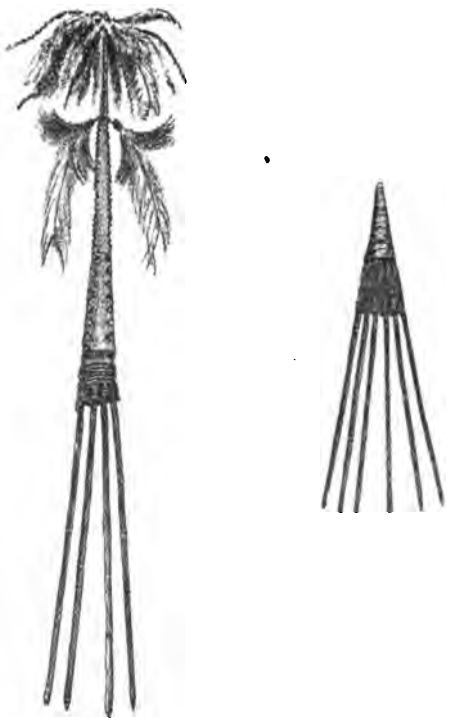


Fig. 3. 1/5 nat. Gr. Fig. 4.

sehr zu lieben scheint. Dieser Schmuck besteht meist aus etlichen Federn, künstlich gebogenen Streifchen aus Pandanusblatt; häufig genügt ein bunter Lappen oder rothes Zeug.

Mädchen tragen keine Kämme im Haar.

Nasenschmuck.

Nächst dem Haar berücksichtigt der Papua die Nase wohl am meisten, indem das Septum derselben schon in der Jugend (von 6—8 Jahren) mittelst eines scharfen und spitzen Stückchen Holzes durchbohrt wird, um einen Pflock oder Keil aufzunehmen. Anfangs werden nur kleinere runde Stückchen Holz von Zündholzdicke in der Nase getragen, gerade so breit, dass sie die Nüstern ausdehnen, später dickere Gegenstände.

[1]) Zum grössten Theile im Besitze des königl. ethnologischen Museums in Berlin.

Die Nasenzierrathen werden nach zwei Formen unterschieden:

a) Mokoro, 6—8″ lange und 3—5‴ dicke, runde, gerade, an beiden Enden sanft in eine feine Spitze auslaufende Pflöcke aus Tridacna gigas geschliffen (siehe Fig. 5), oder noch dünnere, aber ebenso lange, an beiden Seiten gekrümmte, aber ebenfalls zugespitzte Pflöcke aus einer Schweinsrippe (siehe Fig. 6).

Beide Arten sind vor der Spitze an zwei bis drei Stellen etwas eingekerbt und hier mit einem feinen Ringe aus Menschenhaar umflochten.

Mokoros werden hauptsächlich in Hood-Bai verfertigt und finden von hier aus den Weg weiter nach Osten bis in den Aroma-District und westlich bis Redscar-Bai. Das Material ist der Schlosstheil von Tridacna gigas und heisst „Kàma". Die Bearbeitung ist eine sehr einfache, indem die Stücke mit einem harten Steine trocken geschliffen werden.

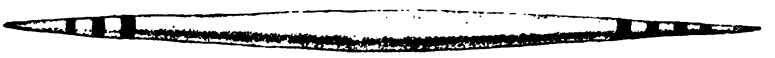


Fig. 5. 1/2 nat. Gr.

Bei den Koiäri des Inneren sah ich diesen Nasenschmuck nicht, dagegen den

b) Daikuku, einen geraden, 2¼—3″ langen und 3—7¼‴ dicken runden Pflock aus Tridacna gigas oder einfach aus hartem Holz.

Diese Form wird, ausser von Koiäri, hauptsächlich im Westen von der Freshwater-Bai bis Kerrema getragen, wo solche auch aus Quarz gemacht werden, oft von ansehnlicher Schwere. Bio, ein Eingeborner des letzteren Districtes, trug einen Holzpflock, bemühte sich aber vergeblich, eine Patronenhülse Caliber Nr. 24, die kaum ½‴ dicker war, durch die Nasenscheidewand zu stecken. Dagegen bezeichnete er eine gefüllte Patrone eines Spencer-Rifle als äusserst „namo" (gut).

Fig. 6. 1/2 nat. Gr.

Das weibliche Geschlecht (selbst kleinere Mädchen) hat das Nasen-Septum zwar ebenfalls durchbohrt, trägt aber nur kürzere Stückchen Holz, Bein oder dergl. darin, die seitlich kaum vorragen. Aber die Weiber in Kabadzi, etwas landeinwärts von Redscar-Bai, tragen lange, dicke Nasenkeile, die jederseits bis fast zum Ende der Backen vorragen, ganz in der Weise wie die Männer.

Stirnschmuck.

Derselbe zerfällt in zwei Abtheilungen: a) Binden aus Zähnen, Muscheln oder Flechtwerk und b) Diademe aus Federn.

Unter den Binden steht die

Dodoma[1]) genannte obenan; dieselbe besteht aus mit der Spitze nach oben gestellten Eckzähnen vom Hunde und bildet ein so werthvolles Stück, dass ich mir keines verschaffen konnte. Sie wird hauptsächlich von den Koiäri des Innern getragen.

Tautau ist ein anderer werthvoller Schmuck aus aufgereihten kleinen Muscheln, wohl einer Art Cassidula (?), denen man mit einem Steine den Rücken zerbricht und so zwei Löcher erhält, um die Muscheln, eine hinter der anderen, auf Schnüre zu reihen. Solche Schnüre sind als eine der Geldarten der Papuas zu betrachten, indem dieselben eines ihrer wichtigsten Tauschmittel bilden. Tautau wird hauptsächlich an der Hood-Bai, sowie weiter östlich von derselben gemacht und nach dem Westen verhandelt. Eine Klafterlänge Tautau hat den Werth eines ansehnlichen Gefässes mit Sago.

Als Substitute der genannten Gegenstände, die so werthvoll sind, dass sie von verhältnissmässig nur Wenigen getragen werden können, dienen:

Totoma, auf Schnüren aus mit der Schneide nach aufwärts stehenden Vorderzähnen des Känguru und

Pariri, geflochtene Schnüre mit einer Reihe kleiner, konischer, mit der Spitze nach aufwärts stehender Muscheln (einer Art Oliva).

Beide Stücke sind nicht selten oberseits mit einer Reihe rother Glasperlen garnirt.

Im Westen sind die beiden letzteren Gegenstände seltener, dagegen findet sich hier ein anderer sehr werthvoller Stirnschmuck, „Koko", bestehend aus einem Stücke von der Basis einer Conusschale, auf welches ein durchbrochen gearbeitetes Stück Schild-

[1]) Da D und T in der Motusprache nicht unterschieden wird, so ist die Benennung für diesen kostbaren Schmuck und den gewöhnlichen aus Känguruzähnen gleich.

patt aufgelegt ist (siehe Fig. 7) [1]). Diese Schmuckstücke haben zuweilen 3″ Durchmesser, bestehen dann wohl aus abgeschliffenen Turbodeckeln oder aus Scheiben von Tridacna gigas und ähneln sehr ganz ähnlichen Stücken aus Neu-Irland und von den Salomons-Inseln, aber die aufgelegte Schildpattarbeit ist weniger sauber und zierlich gearbeitet und nach einer anderen Paterne. Diesen Schmuck beobachtete ich nie in Port Moresby oder weiter östlich; er scheint also keinen Tauschartikel zu bilden. Dagegen werden die

Waake, 3—6‴ breite, zierlich geflochtene Bänder, meist mit rother Farbe bemalt, aus dem Westen eingehandelt. Sie kommen meist aus dem Eläma-District und ich fand sie östlich bis Keppel-Bai.

Als Stirnschmuck aus Muschelschalen habe ich noch nachzutragen:

„Lokoru“, eine einzelne, mit ein paar rothen Glasperlen verzierte kleine Ovula (siehe Fig. 8), die

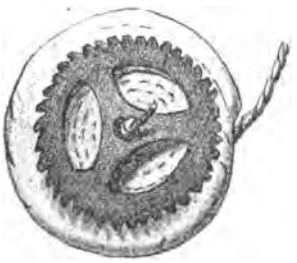


Fig. 7.

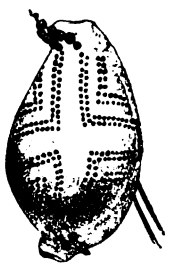


Fig. 8.

½ nat. Gr.

mit einem Bindfaden in der Mitte der Stirne befestigt wird.

Ein ähnlicher Stirnschmuck aus drei kleinen Ovulaschalen, auf einer Schnur aus Menschenhaar, als „Hodo“ bezeichnet, ist im Ganzen so selten und wenig üblich als der vorhergehende. In Kaire, namentlich aber an der Hood-Bai, fand ich zuweilen Stirnbinden aus rundlichen, unbearbeiteten Spondylusstücken, die trefflich kleideten.

Sehr mannigfach sind verschiedene Arten von Kopfschmuck aus Federn, die über den Stirnbinden und Bändern mehr auf dem Vorderkopf befestigt werden und denselben gleich einem Heiligenschein, einer Sonne oder einem Fächer einrahmen, und welche zuweilen, mit den Spitzen nach unten gesenkt, das Gesicht beschatten.

Die hauptsächlichsten Arten von Federkopfputz sind:

Turubu, auf eine Schnur gereihte Federn vom Casuar;

Lokohu, desgleichen vom Paradiesvogel (Paradisea Raggiana).

Das Material dazu kommt aus dem Binnenlande, da der Paradiesvogel nicht im Littorale lebt, und aus dem Westen. Diese beiden Arten von Kopfschmuck sind die gewöhnlicheren und man findet sie häufig bei den Küstenbewohnern, sowie bei den Koiäri des Inneren im Gebrauch. Sie kleiden mehr originell und phantastisch als schön.

Mehr für festliche Gelegenheiten und daher nur ausnahmsweise in Gebrauch sind folgende, hauptsächlich aus Papageienfedern gefertigte Schmuckarten, zu welchen die weissen Flügel- und Schwanzfedern und gelben Haubenfedern des Kakadu (Cacatua triton), sowie die rothen Federn des Weibchens von Eclectus polychlorus das Hauptmaterial liefern.

Im Uebrigen werden nur von wenigen anderen Vogelarten Federn benützt, so von Trichoglossus (wohl Massenae), sowie von einer oder zwei anderen kleinen Trichoglossus-Arten, die ich bis jetzt nicht zu bestimmen vermochte, eines Lori, von Dasyptilus und Charmosyna. Ausser den Schwanzfedern von Carpophaga spilorrhoa sah ich nur selten solche der Kronentaube (Goura) verwendet.

Der häufigste Schmuck aus Papageienfedern ist der

Karai, meist aus der Länge nach gespaltenen Flügel- oder Schwanzfedern des Kakadu gefertigt, einen breiten Streifen bildend, dem ein anderer schmälerer aus den weissen Schulterfedern vorgelagert ist, zuweilen ein Streif aus rothen Eclectusfedern.

Totoro, eine kronenartige Binde aus den gelben Haubenfedern des Kakudu, an der Basis von rothen Federn von Dasyptilus Pesqueti.

Larimara, aus den ungespaltenen Schwanzfedern des Kakadu, an der Basis mit gelben Haubenfedern desselben Vogels und rothen Lorifedern verziert.

Uhbi, aus 2—4 Reihen dachziegelartig sich deckender Schwanzfedern einer (oder zweier?) kleineren Trichoglossus-Arten (die ich bis jetzt nicht zu bestimmen vermochte). Dieselben kleiden sehr hübsch und bilden einen werthvollen Tauschartikel aus dem Westen.

Bei Herrn Lawes sah ich äusserst kostbare Uhbi, mehr aus dem Inneren, aus den Federn von Xanthomelus aureus.

Ein weiterer sehr kostbarer Federkopfschmuck ist jener, wie ihn mein Freund Goapäna, Chief von

[1]) Im vorliegenden Falle ist das aufgelegte durchbrochene Stück aus einer Cocusnusschale geschnitzt.

Maupa, trägt. Er besteht zunächst aus einer runden Federkrone aus den rothen Schwanzfedern des Weibchens von Eclectus polychlorus, aus welcher zwei circa 6" lange, runde, mit Federn bekleidete Stöcke vorragen, die in der Hauptsache aus rothen Federn von Lori oder von Charmosyna bestehen, untermischt mit kleinen Büscheln von gelben Haubenfedern des Kakadu und einzelnen langen, schmalen, mittelsten Schwanzfedern von Charmosyna; die Spitze ziert eine Hahnenfeder.

Dieser Schmuck wird nur von Häuptlingen und anderen ansehnlichen Leuten bei besonderen festlichen Gelegenheiten getragen und bildet einen Tauschartikel aus dem Innern längs der ganzen Küste.

Im Vergleich mit dem Federschmuck der Neu-Britannier ist der der Papuas minder schön.

Als eines besonderen, nur gelegentlich getragenen Stirnschmuckes erwähne ich noch des

Boborro, bestehend aus dem Oberschnabel des Nashornvogels (Buceros ruficollis), an dessen durchbohrtem Ende einige Federn und Samenkerne als Zierrath befestigt sind. Diese Zierde wird hauptsächlich bei den Tänzen (Maváru) getragen als phantastischer Ausschmuck.

Als weiterer gelegentlicher Haarschmuck dienen durchlöcherte Stückchen Muschel, theils von einer Venus- oder einer Arca-Art, hauptsächlich aber eines rothen Spondylus, durch welche eine dichte Haarlocke gezogen wird, die sich in's Gesicht herabsenkt. Diese Art Schmuck ist namentlich in Kaile, in Hood-Bai (besonders Hula) und dem Koiäri-District des Innern sehr beliebt. — Bei dem letzteren Stamme herrscht die Sitte, die Haarwolke in ein feines Stück Tapa chignonartig einzuhüllen, und wird für denselben charakteristisch.

Ohrschmuck.

Fast alle Papuas haben die Ohren durchlöchert, meist beide Ohrlappen, ausserdem zuweilen den Ohrrand, oder letzteren allein. Doch kommen auch völlig undurchlöcherte Ohren vor, selbst bei Mädchen, die aus diesem Grunde die von mir offerirten Ohrgehänge nicht annehmen konnten, weil sie sich vor der Operation fürchteten. Derselbe Fall kam mir in Neu-Britannien vor.

Die Durchbohrung des Ohres ist meist eine mässige, doch sah ich auf der Yule-Insel Männer aus dem Westen, die die Ohrlappen durch eingelegte Ringe von Blattstreifen fast in der Weise wie die Marschalls-Insulaner ausgedehnt hatten.

Als häufigster Ohrschmuck dienen gewisse trockene, wohlriechende Blätter oder Kräuter, die fast jede Frau im Ohre trägt und denen gerne frische hinzugefügt werden.

Von eigens gefertigten Zierrathen sind „Geborre" (d. h. Schildpatt), das sind flache, dünne, in der Mitte mit einem runden Loche versehene Plättchen Schildpatt am häufigsten. Sie haben eine sehr verschiedene Form, rund oder länglich, mit ausgezackten Rändern, am häufigsten ist die schloss- oder schlüsselartige Form (siehe Fig. 9 und 10): zuweilen ist der untere Rand der flachen, runden Schildpattscheibe mit kleinen, flachen, runden Muschelscheibchen geschmückt. — Sie werden sowohl einzeln als zu mehreren, bis zu einer grossen Anzahl getragen, sowohl längs der Küste als im Inlande. Im Westen (Kerrema-District) werden zuweilen 50—60 dieser dünnen Platten in einem Ohre getragen, die längs

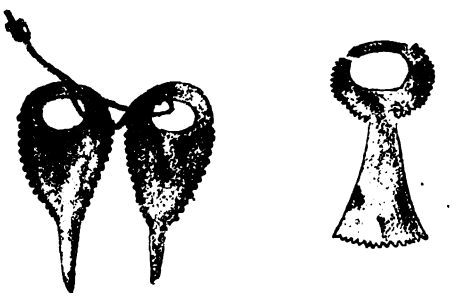


Fig. 9. ½ nat. Gr. Fig. 10.

dem äusseren Rande mittelst feiner Flechtarbeit vereint sind und die Grösse eines halbdurchschnittenen Apfels erreichen. Ausserdem ist hier der

Kokokoko (d. h. Casuar), die krummgebogene, bartlose, hornartige erste Schwungfeder des Casuars, als Ohrring üblich, sowie als Ohrgehänge die haarige Schwanzspitze eines Ferkelschweinchens. Ich fand letztere auch weiter östlich in Hood-Bai.

Eine sehr gebräuchliche Ohrbommel, namentlich bei den Motu, ist das Gewa (Gäwa, Akäwa = Glasperlen), bestehend aus mehreren Strängen rother Glasperlen, welche am Ende eine schwarze, glänzende, kirschkerngrosse, eckige Fruchtschale (Gudduguddu) als Bommel tragen. Sie sind meist im oberen Ohrrande befestigt und kleiden sehr gut.

In Hood-Bai fand ich einen sehr artigen Ohrschmuck, der in Bezug auf das Material, aus dem derselbe verfertigt ist, an die Halsketten der Marschall-Insulaner erinnert. Es sind dies Stränge von kleinen, dünnen, runden, abwechselnd schwarzen und weissen Muschelscheibchen, am Ende mit einem grösseren

Stückchen rother Spondylusschale als Bommel. Dieser Schmuck wird im Ohrrande befestigt, den ich zuweilen mit sechs Löchern durchbohrt fand. — Rothe Spondylusstückchen sind auch bei den Koiäri des Inlandes als Ohrschmuck beliebt, und ich fand ihn bis in den Aroma-District von Keppel-Bai. Der dortige grosse Chief Góapäna in Maupa trug übrigens nur eine einfache runde Muschelscheibe im Ohr.

Im Westen (Hall-Sound) fand ich auch aufgereihte Zähne als Ohrbommeln verwendet. — Hier war bei Manchen der Ohrlappen (aber nur dieser) fast so weit ausgedehnt, als bei manchen Marschall-Insulanern. Dasselbe beobachtete ich bei Maiva-Leuten, zugleich aber auch, dass dieser Gebrauch keineswegs allgemein ist, denn manche derselben hatten sehr kleine Ohrlöcher.

Eine eigenthümliche Art Ohrbommeln besteht aus Schnüren weisslicher Samenkerne und dient als Trauertracht.

Die genannten Ohrzierrathen sind übrigens bei beiden Geschlechtern zu finden, doch schmückt sich, wie überhaupt zu bemerken, das männliche mehr als das weibliche.

Die Haare des Hinterhauptes, an welche der Neu-Britannier häufig allerlei Tand befestigt, gehen auch beim Papua nicht ganz leer aus. Hier sind öfters weisse Muscheln in's Haar eingeknüpft; zuweilen ist an einem Bindfaden ein seltener Schmuck befestigt, der einzige, bei dem ich Thierhaare mit verwendet fand, der

„Mumuria". Derselbe besteht aus mehreren 6—8" langen Schnüren, in die Cuscus- oder Känguruhaar eingeflochten ist und an deren Ende bunte Federspitzen als Zierrath befestigt sind. Der Schmuck hängt über die Schultern herab und wird nur von Männern getragen.

Bei den Koiäri des Inlandes fand ich zuweilen übrigens auch am Haar des Hinterkopfes trockene Fruchtschalen befestigt, die beim Gehen ein klapperndes Geräusch hervorbringen.

Brust- und Halsschmuck.

Beide Arten Schmuck können gemeinschaftlich behandelt werden, da sie meist beiden Theilen gemeinsam zukommen, d. h. vom Halse bis auf die Brust herabhängen. Eigentlicher Halsschmuck, wie z. B. die steifen Halsbänder aus Delphinzähnen und die breiten Halskragen aus kleinen Muscheln in Neu-Britannien, kommt in diesem Theile Neu-Guineas nicht vor.

Der vorzüglichste und werthvollste Schmuck in dieser Richtung ist

„Mairi", d. h. Perlmutterschale, die deshalb für diesen Theil Neu-Guineas einen gesuchten Tauschartikel bildet und von denen eine den Werth einer Axt vertritt, aber bei weitem lebhafter begehrt ist als letztere. Mittelst Schleifen auf einem harten flachen Stein mit Wasser verfertigen die Papuas daraus gleichnamige, hufeisenförmige, bis 5" im Durchmesser haltende Schilder, die auf der Brust getragen werden.

Sie sind ausser mit eingravirten kleinen, runden, schwarz ausgefüllten Löchern längs des Randes in keiner Weise verziert. Diese Mairis werden längs der ganzen Küste getragen und bilden ein bedeutendes Object des Tauschhandels zwischen dem Osten und dem Westen, wofür in letzterem hauptsächlich Sago eingetauscht wird. In Hood-Bai (Hula) und weiter östlich fand ich nicht so breite Mairis, aber sie waren häufiger, und ich bemerkte Mädchen, die, um ihren Reichthum zu zeigen, bis vier Stücke übereinander trugen.

Mairis gehören neben Toias (Conusarmringen), Tautau (Muschelschnüren) und Dodoma (aufgereihten Hundezähnen) zu den unbedingt nothwendigen Gegenständen, welche den Kaufpreis einer Frau ausmachen, und sind zugleich diejenigen, welche am meisten unserem Gelde entsprechen.

Eigentliches, unsere Münzen vertretendes Geld, wie z. B. das Muschelgeld (Diwarra) auf Neu-Britannien kennt man in Neu-Guinea nicht. Nächst Mairi sind Dodoma und Tautau die werthvollsten und beliebtesten Schmucksorten für Hals und Brust, wie für die Stirne und den Vorderkopf. Von ersterem, noch höher geschätzten Sckmucke genügt eine lange, über die Brust herabfallende Kette; letztere wird in längeren Schnüren, mehrmals um den Hals geschlungen und bis auf die Brust herabreichend, getragen.

In Ermangelung dieser seltenen und theuren Schmuckstücke, die bei den Eingeborenen häufig von einander entlehnt werden, dienen Schnüre aus aufgereihten Känguruzähnen (Totoma) als Ersatz. Im Westen sah ich auch solche aus Krokodilzähnen.

„Uhbo" ist ein anderer Halsschmuck, der aus langen Schnüren von aufgereihten, schmalen, dünnen Rindenstückchen, die nicht ganz genau in runde Scheibchen geschnitten sind, besteht und meist von Mädchen mehrfach um den Hals geschlungen werden, im Ganzen aber selten vorkommen.

Weit häufiger, ja der gewöhnlichste Halsschmuck sind

Boo (oder Boho), abgeschliffene Basistheile einer kleineren Conusart, die mit schwarzer eingravirter Punktirung verziert ist, oder einer grösseren Art ohne diese Verzierung (siehe Fig. 11). Man sieht diese Boo zu ein oder mehreren, oft eine Art Garnitur bildend, am Halse von Kindern und von Erwachsenen beiderlei Geschlechtes, besonders des weiblichen.

Ein anderer Halsschmuck, hauptsächlich für Kinder, besteht in einzelnen Schalen einer kleineren Bivalve, deren Oberfläche abgeschliffen ist und die in Folge dessen perlmutterglänzend erscheint und ebenfalls, wie die echten Perlschalen, „Mairi" genannt wird.

Die unter Stirnschmuck bereits erwähnten runden Platten von Muschel mit aufgelegter, durchbrochener Schildpattarbeit („Koko") werden im Westen auch auf der Brust getragen, und zwar von beiden Geschlechtern. — Gleichfalls im Westen, im Elämaund Kerrema-District, findet sich ein anderer, dem vorhergehenden ähnlicher Brustschmuck, ebenfalls

Fig. 11. ½ nat. Gr.

aus einer durchbrochen gearbeiteten runden Schildpattplatte bestehend, die aber auf eine runde, gebogene, dünne Muschelplatte (wohl von Cymbium) aufgelegt ist und „Koio" heisst.

Im Kerrema-District werden auch hübsch geflochtene Bänder, ähnlich den Stirnbinden (Waake) kreuzweise über die Brust getragen (vergl. die Beschreibung von Maura) und in Maiva schmale Halskragen aus gleichem Material; sie heissen hier „Waro".

In Hood-Bai, besonders in Hula, sind, wie für Haar und Ohren, auch für Hals und Brust unregelmässig runde Scheibchen und Platten von Spondylus, ohne weiterer Bearbeitung als der einfachen Durchbohrung, sehr in Mode. Seit ich die Gilbert-Inseln verliess, war mir die Verwendung dieses Materials in fast rohem Zustande nicht wieder begegnet, da es auf den Carolinen nur bearbeitet benützt wird.

Die Frauen und Mädchen in Hula tragen hübsch aussehende Halsketten aus Spondylus, die zuweilen bis auf die Brust herabreichen und hier manchmal mit einem Bündel Hundezähne verziert sind. In Kaile fand ich Stirnbinden aus diesem Schmuck bei Männern, von dem ich übrigens nichts zu erwerben vermochte.

Brustschmuck aus Schweinshauern ist in diesem Theile Neu-Guineas äusserst selten, und mir sind nur zwei Arten vorgekommen. Die häufigere ist der „Doa", der aus zwei gekrümmten Schweinshauern besteht, die mit der Basis zusammengebunden sind und sich mit den Spitzen fast oder ganz berühren; in der Mitte ist häufig ein Conusboden (Boho) oder dergleichen als Zierrath angebracht (siehe Fig. 12). Dieser Schmuck soll von beiden Geschlechtern getragen werden. Doch sah ich dies nicht selbst, dagegen bei Goapäna, dem Chief von Maupa, einen anderen ähnlichen, aber weit kostbareren Schmuck. Er bestand aus einem kolossalen, fast kreisrunden Schweinshauer, der an einer langen Kette aus runden, flachen, in der Mitte durchbohrten Muschelringen

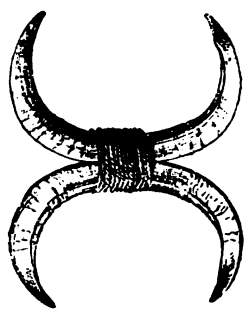


Fig. 12. ½ nat. Gr. Fig. 13.

von der Grösse eines Westenknopfes hing und an dem als Zierrath ein paar Stückchen rother Spondylusschale, einige Schnürchen rother Glasperlen und klappernde Fruchtkerne befestigt waren.

Ein solches Prachtstück ist selbstredend nicht käuflich. Ich sah nur ein zweites Exemplar beim Häuptling von Keräpuno, dem ich vergeblich verlockende Preise offerirte. Dieser Schmuck wird aus dem äussersten Osten Neu-Guineas von Hand zu Hand eingetauscht und stimmt ganz mit ähnlichen Stücken auf den Viti- und Salomons-Inseln überein. Die Hauer des Schweines werden während des Wachsthums künstlich bis zur Kreisform gebogen, was natürlich lange Zeit und viele Mühe erfordert. Der Aufwärter bei Sir Arthur Gordon, ein stattlicher Mann aus dem Inneren Viti-Levus, trug einen solchen Schweinshauer als seltenes und kostbares Ornament.

Ein zweites Ornament, das ich einzelne Male in Gebrauch fand, bestand aus vier an der Basis verbundenen Schweinshauern, wie die beistehende Skizze

zeigt; dasselbe gehört vielleicht mehr in die Kategorie des im Kriege getragenen Schmuckes. (Siehe Fig. 13.)

Brustschmuck aus einer doppelten Reihe der Länge nach gespaltener flacher Platten aus Schweinshauern ist in der Umgegend von Redscar-Bai in Gebrauch.

Nicht eigentlicher Schmuck für Brust und Hals, aber als an diesen Theilen getragen, ist noch gewisser

Talismane

zu gedenken, die von manchen Papuas in kleinen Säckchen, trockenen Blättern, kleinen Netzbeuteln getragen werden. In diesen Hüllen sind verschiedene kleine Gegenstände: Stückchen Rinde, wohlriechende Wurzeln und Kräuter, Nüsse, Fruchtkerne u. dergl. eingepackt, denen man wahrscheinlich eine heilkräftige Wirkung zuschreibt. Solche Talismane sind:

„Tomäna", ein Baumharz, das aus dem Elämа-District kommt und mit dessen Russ sich, als segenbringend, die Verfertiger des Dugongnetzes einschmieren, und

„Tohni", eine Art wohlriechenden Pflanzenstoffes.

Schmuck der Beine.

Für gewöhnlich trägt der Papua nichts an den Beinen, als höchstens unter dem Knie einen schmalen, bandartigen Streifen von Pandanusblatt, aus Grashalmen, Rotang oder einfachen Strick; gleicher Weise ist zuweilen das Fesselgelenk geschmückt. Jüngere Leute pflegen unterm Knie ein feingeflochtenes Band,

„Ropo", festzubinden, das meist mit rother Farbe angestrichen ist. Diese Kniebänder werden wie die geflochtenen Stirnbänder, welche ebenfalls zuweilen für das Knie dienen, im Westen gefertigt. Diese Kniebänder sind zuweilen mit Fransen versehen.

„Buburuburubu" sind Kniebinden aus Casuarfedern; sie zieren zuweilen auch das Fesselgelenk und werden meist von Männern getragen.

Knie- und Fussgelenk-Aufputz ist übrigens beim weiblichen Geschlecht bei weitem weniger Sitte als beim männlichen.

Das Anmalen des Körpers als Schmuck ist im Ganzen weit weniger Sitte als in Neu-Britannien und beschränkt sich, ausser in Trauerfällen, wo der ganze Körper mehr oder weniger schwarz bemalt wird, auf einzelne rothe oder schwarze Striche im Gesicht. Zum Schwarzmalen des Gesichts benützt man eine Art Mineral, wohl Mangan oder Eisenerz („Logoa" oder „Nadiumu") in der Form, wie es gefunden wird. Man reibt das Mineral auf einem Steine und fährt mit dem damit angeschwärzten Finger über Stirn und Nase herab. Dies ist die hauptsächlichste Gesichtsmalerei der Weiber, die zuweilen noch ein oder den andern schwarzen Querstrich anbringen, oder quer über das ganze Gesicht einen breiten Streifen schwarz malen. Dieses Schwarz hat einen metallischen, bläulichen Schimmer. Junge, hoffnungsvolle, meist noch unverheirathete Männer, bringen mehr Roth in Anwendung, und zwar einen rothen Thon („Paira"), der in's schmutzig Rosafarbene spielt und auch zum Anmalen der Armbänder benützt wird, wie sich Mädchen Arme und Brust zuweilen damit beschmieren. Die Gesichtsbemalerei besteht bei jungen Männern meist in einem Ring um die Augen und längs der Backen. — Weiss sah ich nie angewendet.

Schwarz spielt dagegen während der Trauer eine grosse Rolle, indem sich beide Geschlechter den ganzen Körper anmalen. Doch geschieht dies nicht in der sorgfältigen Weise wie in Neu-Britannien

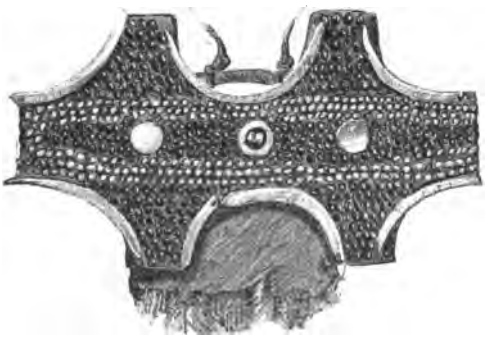


Fig. 14. 1/4 nat. Gr.

und scheint blos von den nächsten Anverwandten geübt zu werden, mit Ausnahme bei Todesfällen grosser Häuptlinge. Zum Schwarzfärben des Körpers wird Russ von verbrannten Cocosnussschalen („Lamanu") angewendet.

Für gewisse besondere Verhältnisse im Leben des Papuas gibt es eigene Körperzierrathen. Zu diesen sind zu rechnen solche, welche beim Kriege hauptsächlich in Anwendung kommen und die als Kampfschmuck bezeichnet werden können.

Unter diesen steht obenan der

„Musikaka", eine der gefälligsten und schönsten Zierrathen des Papua. (Siehe Fig. 14.) Er besteht aus einem ca. 9″ langen, oblongen Stück Schildpatt, an beiden Längsseiten mit drei tiefen Einbuchtungen, die mit halbdurchschnittenen, gebogenen Schweinszähnen als erhabener Rand verziert sind, während die übrige innere Fläche mittelst eines pechartigen Harzes mit hübschen, kleinen, runden, lebhaft rothen

Bohnen, zuweilen dunkelblauen, beklebt ist und in der Mitte vielleicht noch ein oder zwei Muschelknöpfe als Zierrath trägt. In der Mitte der Unterseite hängt ein mit Federn, kleinen Muscheln oder Samenkernen geschmücktes Stück Cocospalmzeug herab, während der obere Rand mit einer Art flacher Handhabe versehen ist.

Einen solchen Schmuck trägt der Krieger (siehe Fig. 15), welcher den Häuptling Boi in Anuapata darstellt. Es ist aber kein Brustschmuck, wie man nach der Photographie annehmen sollte, sondern getreu seiner eigentlichen Bestimmung gehört er den Zähnen an. Beim Gefecht hält ihn nämlich der Krieger mit den letzteren an der Handhabe im Munde, wohl mehr um fürchterlicher zu erscheinen, als weil er eine besondere Unterstützung vom Musikaka als Amulet erwartet.

Die Musikakas werden von den Bergbewohnern weiter im Innern, den Koiäri, verfertigt und von diesen an die Küsten-Eingebornen verhandelt. Gelegentlich wird der Musikaka auch als Brustschmuck getragen; gewöhnlich sah ich ihn aber von den Koiäri an einer Schnur über der Schulter auf dem Rücken herabhängen.

In dieselbe Kategorie gehört der „Gadiwa", die Längshälfte eines circa 8" langen Stückes Bambu mit eingebranntem Muster verziert, in der Mitte mit Federschmuck, klappernden Fruchtschalen u. dergl. Auch dieses Geräth wird mit den Zähnen gehalten, um die wilden Grimassen des Kriegers zu erhöhen, und ist, wie der Musikaka, ein Fabrikat der Koiäri des Inlandes.

Im Westen sollen Muschelzierrathen (wie der Koko) aus Cymbium auf der Brust befestigt, als besonderer Kriegsschmuck gelten.

Vermuthlich wird der Kampfschmuck auch bei den Tänzen (Maváru) getragen, in welchen die Männer ja zum Theil in Kriegskostüm auftreten.

Auch eine Trauertracht besitzen die Papuas.

Dieselbe besteht zunächst in sehr einfacher Weise im Schwärzen des ganzen Körpers mit Russ, eine Sitte, die ich in allen von mir besuchten Theilen Neu-Guineas, ebenso bei den Inländern (Koiäri) fand. Sie wird mehr vom weiblichen Geschlecht als vom männlichen geübt und ich fand sie wieder weiter östlich, in Keppel-Bai, mehr im Gebrauch als in Port Moresby. Im Aroma-District sah ich nicht nur ganz schwarzgemalte Frauen und Männer, sondern auch Kinder. Es handelte sich aber, als ich dort war, gerade um den Todesfall eines angesehenen Häuptlings und deshalb sah man so viel schwarzgemalte Personen. Junge, ganz geschwärzte Mädchen mit rothen Hibiscusblumen im Ohr machten einen sehr eigenthümlichen Eindruck. Noch mehr solche Personen, die nur einzelne Körpertheile schwarz bemalt hatten. So hatten einzelne das Gesicht, Hals, Schultern und Brust, hier bis zur Herzgrube herabziehend, in einen stumpfwinkeligen Latz abgesetzt, schwarz

Fig. 15.

gefärbt, andere den ganzen Oberkörper bis zur Mitte des Oberschenkels, so dass von der Hautfärbung nur die der Beine sichtbar war. Sie ähnelten Mohren in kupferbraunen Tricots.

In Keppel-Bai (Maupa und Paramatta) wird bei Todesfällen ansehnlicher Leute, wie dies während meiner Anwesenheit (es war ein Chief in einem benachbarten Dorfe gestorben) der Fall war, ein eigener

Trauerschmuck getragen, der namentlich bei den verheiratheten Frauen sehr originell ist.

Sie tragen auf dem rasirten Kopfe einen runden Ring, der von Weitem den Eindruck von matten, grauen Schmelzperlen macht, aber aus den in der Mitte durchschnittenen, aufgereihten Samenkernen einer Frucht besteht, die ich zu Halsketten häufig auch in Neu-Britannien verwendet fand.

Aus demselben Material sind dichte Ohrbommeln, an deren einzelnen Strängen am Ende ein schwarzer glänzender Fruchtkern (Gudduguddu) befestigt ist, und die durch ihre Schwere oft das Ohr tief herabziehen, da sie, wie stets, im oberen Ohrrande befestigt werden. Ein breites Band, je um Oberarm und Handgelenk, ebenfalls aus diesen Fruchtkernen, vollendet diese Trauertracht.

Fig. 16. „Lohia", Motuknabe von Anuapata, Port Moresby, von ca. 15 Jahren in vollem Staate.

Bei besonders fein geschmückten Personen (beiderlei Geschlechts) in Trauer kommt noch ein sehr origineller Trauergürtel hinzu. Derselbe besteht aus drei Reihen aus denselben aufgereihten Samenkernen, an welche 2—3" lange Troddeln aus gleichem Material und am Ende derselben kleine Muschelschalen befestigt sind. Bei Männern sind die Troddeln des Trauergürtels zuweilen noch mit Federn, Cuscushaar, klappernden Muscheln und Fruchtkernen verziert. An manchen Trauergürteln fehlen die Troddeln übrigens fast ganz. Wie die Frauen pflegen auch die Männer Trauer-Ohrbommeln zu tragen.

Ich fand den gleichen Trauerschmuck, wenigstens Gürtel, Armbänder und Ohrbommeln, auch weiter westlich in Hood-Bai (Keräpuno bis Kaile) und auch bei den Koiäri des Astrolabe-Gebirges, die ich in Tupuzelé traf, bemerkte ihn aber nicht in Port Moresby.

In Hula kommt unter den Weibern zuweilen noch eine complicirtere Art Trauer-Kopfschmuck in Anwendung. Das Material besteht aus denselben halbdurchschnittenen, glasperlenartig aufgereihten Samenkernen. Davon bilden dichte Schnüre einen Bund rings um den Kopf, der längs der Scheitelmitte durch einen Querstreifen dieser Schnüre festgehalten wird; an jeder Seite dieses Bundes hängen dicke Schnüre bis über die Brüste auf die Schultern herab; durch die Nase geht eine Reihe dieser Samenkerne jederseits bis zum Ohre.

Um ein besseres Bild vom Aufputze des Papua zu geben, lasse ich einige Beschreibungen von Eingebornen folgen, wie sie mir entgegentraten.

Zunächst die eines Motuburschen von circa 15 Jahren (siehe die Abbildung Fig. 16).

Auf dem Vorderkopfe trägt er den Totoro, das kronenartige Federdiadem aus gelben Haubenfedern des Kakadu, darunter zwei breite Streifen Tautau (aufgereihte Muscheln), ein dritter geht quer über die Stirn; im Ohr sind Gewa, Ohrbommeln aus rothen Glasperlen mit schwarzen Fruchtkernen, befestigt, die Nase ziert ein gebogener Mokoro aus Bein; das Gesicht ist mit rothen und blauen Strichen artig bemalt, das Blau hat die Färbung unseres Waschblau und wurde von Europäern erhalten. Um den Hals gehen mehrmals Schnüre Tautau, die bis auf die Brust herabhängen, welche ausserdem mit drei Ketten des kostbaren Dodoma, das sind aufgereihte Hundszähne, geschmückt ist. Im Nacken bammelt der Mumuria aus Cuscushaar mit Federspitzen, den Arm zwängt ein breites Gaarna, in welchen grüne Kräuter gesteckt sind; um den Leib trägt er den Tikini, der die eigentliche Veranlassung zu dem festlichen Aufputz ist; denn er trägt einen so feinen heute das erste Mal, was anzeigt, dass er in die Reihe der Erwachsenen eingetreten.

Der Aufputz solcher Stutzer, von denen jedes Dorf einige aufzuweisen hat, ist in Bezug auf Ueberladung mit Schnüren von Muscheln oft ein weit reicherer und übertrifft meist den eines Mannes von Rang.

Der erste Chief von Keräpuno war gar nur mit seiner Staatskette mit dem kostbaren, fast zirkelrunden Schweinshauer geziert.

Kleidung und Schmuck der Eingeborenen von Kaire.

Einige trugen eine Art Sonne aus Casuar- oder Paradiesvögelfedern auf dem Kopfe (was namentlich einen fast kahlköpfigen Mann sehr komisch kleidete), um die Arme mehrere, unterm Knie meist einen Ring aus gespaltenem Bambu, um den Leib einen Strick.

Aufputz eines Mannes aus Kerrema, westlich von Freshwater-Bai. In der Nase ein doppelt-bleistiftstarkes Stückchen Rohr, dickere solche in den zerfetzt durchbohrten Ohren; um den Leib den bekannten Strick, der die Vorhaut einklemmt, aber hinten in ein bis auf die Erde herabhängendes schmales Stück Tapa endet, was Veranlassung zu der Fabel von geschwänzten Menschen gab; um den Bauch zwei schmale, geflochtene Streifen aus fein gespaltenem Rotang, unter dem Knie einen schmalen Strick; um die Fessel ein dünner Bambusstreifen mehrmals gewickelt; um den Oberarm die bekannten Armbänder; um den Hals ein circa 2" breites, hübsch geflochtenes flaches Band, ein gleiches kreuzweis über der Brust. An einem Strick um den Hals in der Gegend der Herzgrube hängen zwei runde kleine Conusscheiben mit aufgelegter durchbrochener Schildpattarbeit; ferner sind hier befestigt mehrere kleine, zierlich geflochtene Säckchen; das eine enthält eine grosse Bohne (wie die auf Thursday Isl.), andere kleine Säckchen Rinde; ausserdem hängen hier zwei kleine Büschel getrockneter Blätter oder Gras. Da diese Gegenstände anscheinend zwecklos sind, so liegt die Vermuthung nahe, dass sie als Amulete (sympathische Heilmittel) dienen.

Eingeborene aus dem Maiva-District (westlich an Hall-Sound grenzend) zeichnen sich dadurch aus, dass sie statt des schmalen Strickes der Motu ein breiteres Stück Tapa vom Leibstrick herab zwischen den Schenkeln durchgezogen tragen, welches die Schamtheile vollständig verbirgt. Ausserdem halten einzelne den Bauch fest eingeschnürt in einen breiten Leibgurt; Andere tragen ein bis mehrere, 1—2" breite, zierlich aus feinem Bindfaden geflochtene Bänder (Waro) kragenartig um den Hals. Unter dem Knie und an den Fesseln sind bei den meisten schmale Baststreifen, zuweilen in Fransen endend, festgebunden. Einer der Männer hatte 17 Schildpattohrringe im Ohr befestigt, andere das Ohr (aber nur den Lappen) so ausgedehnt, als manche Marschall-Insulaner, andere dagegen hatten nur kleine Löcher im Ohr. Das Haar tragen sie in Motumanier aufgebunden. Einer dieser Leute trug nur den Leibstrick mit Tapastreifen, zwei kleine Muscheln (Bohos) am Halse, und um ein Fersengelenk einen Baststreif; das war Alles!

Für die Koiäri des Inlandes ist, wie erwähnt, die Kopftracht charakteristisch, indem sie die mächtige Haarwolke in ein feineres Stück Tapa einschlagen und so aussehen, als mit einem mächtigen Chignon bekleidet. Doch tragen nicht Alle diesen Kopfschmuck.

Eingeborene von Aguberi auf dem Astrolabegebirge waren sehr einfach geschmückt. Sie trugen eigentlich nicht mehr als um den Leib eine schmale Binde, die die Vorhaut einklemmte, und um den Arm schmale Rotangbänder; im Ohr hatten einzelne Schildpattohrringe. Einer hatte ein kleines Säckchen am Arme befestigt.

Ganz ähnlich waren Leute desselben Stammes aus dem Dorfe Mokánu mehr im Innern, in der Richtung des Owen-Stanley her, ausstaffirt.

Ich beschreibe einen dieser Leute, Namens Akoigupa.

Das Haar bildet eine grosse flockige Wolke, die auf dem kürzer behaarten Vorderkopf zusammengebunden ist. Hier prangt eine Kopfbinde aus Hundezähnen, die mit den Spitzen nach unten hängen, was wie eine herabhängende vielzackige Krone aussieht und sehr gut kleidet; im Gesichte (Backen) schwarz bemalt. Um den Leib ist ein aus Rotang und Bambus grob geflochtenes Band gebunden, daran ein schmaler Streif Tapa befestigt, um das Scrotum aufzubinden und die Vorhaut einzuklemmen. Im Haar steckt vorne ein Kamm, hinten je seitlich ein Vogelflügel, was sehr phantastisch aussieht. Im Haar ist hinterseits und bis in den Nacken herabhängend ein Strick befestigt, an dem künstliche Schellen hängen, aus einer getrockneten Nuss; diese Schellen klappern beim Gehen. Um den Arm ein breites Band aus mehreren schmalen Bändern aus gespaltenem Rotang; ein kleiner gestrickter Tragbeutel hängt ebenfalls um den Hals, um das linke Handgelenk ein Rotangband.

Andere Mókanumänner trugen aufrechtstehenden Kopfschmuck aus Casuarfedern oder Stückchen rother Muscheln (Spondylus), die durchbohrt und durch deren Oeffnung eine Haarlocke gezogen war, ganz wie die Leute von Hula und von anderwärts.

Im Allgemeinen ist für gewöhnlich und in der Mehrzahl mit einem Strick um den Leib und einem Armbande der Aufputz des Papua beendet. Weiber, namentlich verheirathete, sind meist mit Lami, einem Armband, in welchem wie in den Ohren grüne oder trockene Blätter und Kräuter stecken, fertig und man muss sich die Papuas in dieser Weise, nicht in dem phantastischen Federschmuck u. dgl. alltäglich umherschreitend vorstellen. — Wie allenthalben schmückt sich auch hier das Alter, müde der Eitelkeiten dieser Welt, wenig oder kaum, und selbst ältere Damen versuchen es nicht, ihre Reize künstlich aufzufrischen, wie dies bei civilisirten Völkern Sitte ist.

Wie bereits erwähnt, so ist das weibliche Geschlecht minder eitel als das männliche. Ein feiner Staats-Lami, einige Armbänder, eine Perlmutterplatte auf der Brust, vielleicht noch einige Schnüre von Hundezähnen und kleinen Muscheln, einige grüne Kräuter im Ohr, und der Galaanzug einer Papua-Schönheit ist fertig. Und diese kleinen Papua-Mädchen sehen oft gar sehr niedlich aus. Besonders reichen Schmuck um Hals und Brust, in Ohren und Nase tragen die Weiber landeinwärts von Redscar-Bai.

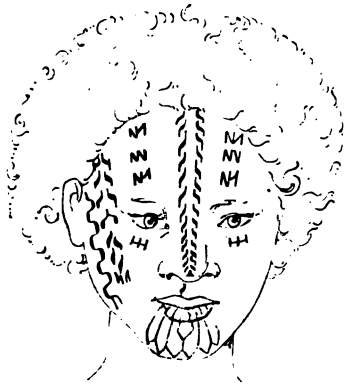


Fig. 17.
Gesichtstätowirung eines Mädchens von Hula. (Die linke Gesichtshälfte ebenso tätowirt, wie die rechte.)

Fig. 19.
Gesichtstätowirung eines Mädchens von Hula.

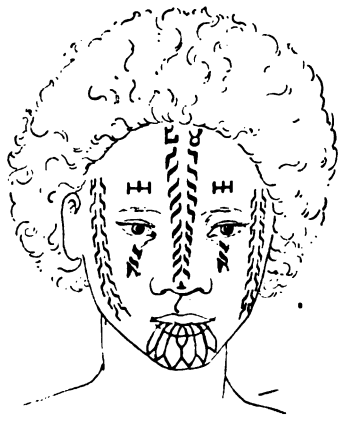
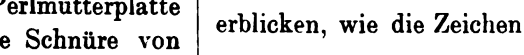


Fig. 18.
Gesichtstätowirung eines Mädchens von Hula.

Beim weiblichen Geschlecht kommt noch eine andere Körperverzierung hinzu, die dem daran nicht gewöhnten Auge allerdings weniger als Schönheit entgegentritt, mit der man sich aber bald aussöhnt und die man zuweilen sogar hübsch findet.

Ich meine die Tätowirung, „Räwaräwa“ (= zeichnen, schreiben), die, wie allenthalben in der Südsee, lediglich als Verzierung des Körpers gilt und zum Theil gleichsam unsere Kleider ersetzt. Dieselbe ist sehr reich, bedeckt gewöhnlich Gesicht, Rumpf, Arme und die Beine bis unter das Knie herab, zuweilen aber fast alle Körpertheile bis auf das Fussblatt. — Charakteristisch für die hiesige Tätowirung ist ausser der grossen Paterne, hauptsächlich der schriftartige Eindruck, den sie

Fig. 20.
„Waara“, Mann von Kerrema im Papu-Golf. [1])

macht. Bei flüchtigem Hinblicken glaubt man geheimnissvolle hieroglyphische oder Keilschrift-Zeichen zu erblicken, wie die Zeichen  in der That mehr oder minder deutlich Buchstaben entsprechen. Das häufig angewendete Maltheserkreuz und eine Art Andreaskreuz sind ebenfalls eigenthümlich. Für die Motu und die verwandten Stämme aber hauptsächlich der Gado (Gato), d. i. ein doppelter Streifen, der sich von den Schlüsselbeinen spitzwinkelig bis zur Herzgrube herabzieht und sich häufig im Nacken verjüngend wiederholt. Dieser Brustlatz (Gado) fehlt östlich an der Keppel-Bai. Die Zeichnung der übrigen Körpertheile besteht aus meist in Quer- oder Längsreihen gestellten Figuren, die mehr oder weniger einzelne Felder und nur an den Armen zuweilen grössere symmetrische Figuren bilden. Im Ganzen fehlt der Motu-Tätowirung die Symmetrie, und wenn dieselbe auch scheinbar vorhanden ist, so merkt man doch bei genauerer Vergleichung, dass die betreffenden Figuren der entsprechenden beiden Körpertheilen nicht übereinstimmen.

[1]) Die Tätowirung der Brust soll nur den Männern erlaubt sein, die einen Feind erschlagen haben. Der Obige verneinte es, gab aber später zu, fünf Männer getödtet zu haben.

stimmen, zuweilen sind auch die Felder verschieden, und selbst die Wirbelsäule bildet nicht immer die natürliche Mittellinie. Zuweilen sind kaum zwei Zeichen bei einer und derselben Person gleich. Dies rührt zum Theil mit daher, dass die verschiedenen Körperseiten oder Theile derselben in verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Personen tätowirt werden.

Die Zeichnung der einzelnen Felder, die auf den Schultern meist am grössten sind, besteht fast ausschliesslich aus geraden und schiefen Linien, zum Theil in Winkel- und Zickzackform; Bogenlinien oder Schnörkel kommen höchst selten vor, ebenso Punktirung, mit Ausnahme des Toto am Brustlatze.

Dagegen finden sich weiter östlich an der Keppel-Bai Bogenlinien häufiger, und die ganz abweichende Zeichnung bildet ein über den ganzen Körper ausgebildetes bilateral-symmetrisches Ganzes.

[1]) Die rechte Achselgrube war auch tätowirt, aber verschieden von der linken, ebenso die untere Seite des rechten Armes.

Die Tätowirung selbst hat, wie stets, eine schwarzblaue Farbe und hebt sich bei hellgefärbten Individuen besser ab als bei dunklen, zeigt aber nur selten scharfe Linien der Umrisse und macht im Ganzen den Eindruck von Spritzarbeit, wie der Process des Tätowirens thatsächlich ein Punktiren ist, bei welchem der Farbstoff nur wenig unter die Oberhaut eindringt. Im Alter verschwindet die Tätowirung durch Einschrumpfen der Haut u. s. w. zuweilen fast vollständig. Die Tätowirungspartien der verschiedenen Körpertheile werden durch Benennungen unterschieden, die der Mehrzahl nach die entsprechenden der betreffenden Theile selbst sind. Sie heissen:

Für das Gesicht: (Siehe Fig. 17—19, S. 26).
Bagu = Stirn, Längsstreifen über dieselbe.
Udu = Nase, „ „ „
Ibudi = über den Augenbrauen auf der Stirn.
Mähde = Backen, über die Backen.
Adä = Kinn, am Kinn.
Waira heisst ein Zeichen unterm Auge.
Auf dem Rumpf:
Gadubaubau, auf dem Vorderhals.

Fig. 21.
„Geua", junges Motumädchen[1]) von 14—15 Jahren.

Fig. 22.
„Iguamiki", junges Motumädchen von 9—11 Jahren.

Gato (oder Gado), der spitzwinkelige Brustlatz, dessen einzelne Streifen wiederum unterscheidende Namen haben.

So heisst

Natuna (= Kind), der oberste Streif,

Sinana (= Mutter), der unterste Streif.

Toto (= Punktirung), die punktirte Linie unter den beiden vorhergenannten Streifen. (Siehe Fig. 20.)

Rata = Brust, auf der Brust, deren Felder auf dem oberen Theile wiederum als Holahola

Paga = ein Feld zwischen den beiden vorhergehenden.

Doru = Rücken, der übrige Theil desselben.

Für die Extremitäten werden unterschieden:

Ima = Arm. (Siehe Fig. 23—26.)

Ima lolo = Unterseite des Armes.

Palapala = Hand,

Koakikoaki = Finger.

Mahmu = Schenkel, Aussenseite. (Siehe Fig. 27.)

Käoguni = Schenkel, Innenseite. (Siehe Fig. 28.)

Fig. 23.

Fig. 24.

Fig. 25.

Fig. 26.

Armtätowirung der „Kabadi", eines Motumädchens (vergl. Fig. 19).

Fig. 23. Rechter Arm, Aussenseite.
Fig. 24. „ „ Innenseite. (Die Tätowirung war hier noch nicht vollendet.)
Fig. 25. Linker Arm und Hand, Aussenseite.
Fig. 26. „ „ Innenseite.

unterschieden werden, während die des unteren Theiles Kadidiha heissen, weil dieselben oft mit der Zeichnung der

Kadidiha = Achselgrube, in Zusammenhang stehen. (Siehe Fig. 21 und 22, S. 27.)

Kopa = Bauch, heisst die Bauchtätowirung, deren mittleres unteres Feld

Kiodori = Nabel.

Auf der Rückseite heisst:

Murimuri = Schulterblatt.

Aio = Hinterhals.

Kuno = Hintere.

Komokomo = Knie.

Dohku = Wade.

Toratora = Wade, Hinterseite.

Palapala = Fuss.

Kiu = Vulva.

Die Tätowirung wird schon im Kindesalter begonnen. Mädchen von 4—5 Jahren haben zuweilen schon das Gesicht in dieser Weise geschmückt, bei solchen von 6—7 Jahren sind zuweilen auch ausserdem Arme, die Achselgrube und unteren Bauchpartien

fertig. Mädchen von 12 Jahren zeigen oft schon Tätowirung auf den Beinen.

Wie es scheint, findet die Tätowirung der Geschlechtspartie (Vulva) erst zuletzt statt, wenn die Mädchen ein heirathsfähiges Alter erreicht haben, also mit 15—17 Jahren.

Dies gibt in Kalau und an der Hood-Bai Veranlassung zu einem grossen, merkwürdigen Feste, bei dem viele Schweine geschlachtet werden. Die fertig tätowirten Mädchen werden unter Trommelschlag, völlig nackend auf der Plattform des Dubu dem versammelten Volke gezeigt und umher geführt (Chalmers).

Die Tätowirung gewisser Theile schreitet übrigens keineswegs gradatim mit dem Alter vorwärts, sondern ist an keine bestimmten Regeln gebunden. So sah ich Mädchen von 6 Jahren, die nur auf dem Unterarm, im Gesicht gar nicht, während andere, kaum ältere, weit reicher auch im Gesicht und in der Achselgrube bereits tätowirt waren. Mädchen von 16—17 Jahren sind bis auf einige Felder in der oberen Bauchgegend, am Knie u. s. w. meist fertig, mit Ausnahme des Gato (Brustlatzes), der als Zeichen verheiratheter Frauen gilt. Doch sieht man ihn häufig schon bei Unverheiratheten und dann als Zeichen, dass sie verlobt sind und sich demnächst verheirathen werden.

Die Koitapufrauen sind ganz in der Weise wie die Motu tätowirt. — Bei den Koiäri des Inneren ist dagegen Tätowirung bei den Weibern nicht Sitte, nur Einzelne haben wenige Striche aufzuweisen. Dasselbe gilt von den Frauen der Stämme Kabadzi und Dora, etwas im Innern von Redscar-Bai.

Ich gebe einige weitere Notizen über Tätowirung, die ich während meiner Reise östlich bis Keppel-Bai machte.

In Vabukori, Pari, Tupuzelé, Kaire und Kapakapa, deren Bewohner zum Motustamme gehören und mit leichten localen Abweichungen dieselbe Sprache sprechen, fand ich ganz dieselbe Tätowirung.

Ich notirte von:

Tupuzelé. Tätowirung wie in Anuapata; zuweilen der Brustlatz nicht am Hinterhalse nach der Schultermitte herab fortgesetzt und im Ganzen vielleicht etwas grossmustriger. Dasselbe findet man auch in Port Moresby, wo zuweilen der Rücken wie Hinterhals mit längsstreifigen Feldern verziert sind; also kein Unterschied. So fand ich bei einer Frau zwei Maltheserkreuze in dunklem Felde, welche den Raum eines Schulterblattes bedeckten.

Fig. 27.

Tätowirung der Aussenseite des linken Oberschenkels einer Motufrau.

Fig. 28.

„Ebohila", Motufrau.

Kaire (auch Kaile). Tätowirung wie in Anuapata, vielleicht schöner und exacter in den Umrissen, allein nur in einzelnen Fällen, wie diese am Port Moresby ebenfalls vorkommen.

Tätowirung beim weiblichen Geschlecht wie bei allen Motu schon in früher Jugend beginnend, mit 6—7 Jahren, zuerst im Gesicht, an den Armen, später unter den Armen, am Bauch und an den Schenkeln.

Die vollständige Tätowirung zweier Motufrauen zeigen die beistehenden Skizzen Fig. 29—32.

Fig. 29.

Fig. 30.

Tätowirung einer Motufrau von Anuapata, Port Moresby.

Fig. 31.

Fig. 32.

Tätowirung der Motufrau „Ebohila".

Ein kleines Mädchen von circa 7 Jahren in Kaire hatte Gesicht, Arme und Hände bereits vollständig tätowirt.

Hula, Hood-Bai. Die Tätowirung der Weiber ist im Ganzen wie die der Motu, namentlich ist wie bei diesen der doppelte Brustlatz (Gado) vorhanden, allein er ist nicht immer ausgefüllt, sondern zuweilen sind nur die Seitenlinien vorhanden. Die einzelnen Felder sind regelmässiger und stehen sehr oft der Länge nach, statt der Quere, doch ergibt dies kaum namhafte Verschiedenheiten. Das Andreaskreuz im dunklen Felde, sowie das Maltheserkreuz sind häufig angewendete Zeichen.

Man sieht sehr reich und äusserst accurat tätowirte Frauen, bei denen die Zeichnung weit mehr symmetrisch ist als bei den Motu (vergl. z. B. die Skizze von Iru, Fig. 33 und 34, die am schönsten und reichsten tätowirte Hulafrau, welche mir vorkam). Auch das Gesicht ist in vielen Fällen weit reicher tätowirt als bei den Motu.

Man sieht übrigens, wie in Port Moresby, Kinder in allen Altersstufen mit allen Anfängen von Tätowirung.

Keräpuno. Ich konnte hier keinerlei Verschiedenheiten in der Tätowirung mit der in Hula finden.

Maupa. Die Tätowirung ist hier von der bei den Motu üblichen ganz verschieden, namentlich ist dieselbe reicher. Zunächst fehlt der für die Motu so charakteristische doppelte Brustlatz (Gado) ganz, und die Paterne besteht nicht aus so vielen einzelnen Feldern, die meist querstehen, sondern aus längsstehenden Figuren, die über den ganzen Körper ein bilateral-symmetrisches Ganze bilden, von der Stirn angefangen und bis auf das Fussblatt herabgehen. Alle Theile des Körpers sind tätowirt. — Eine weitere Abweichung besteht darin, dass verhältnissmässig viele Bogenlinien vorkommen, wenn

Fig. 33.
„Iru", Frau von ca. 24 Jahren von Hula, Hood-Bai.

Fig. 35.
Junge Frau von Maupa, Aroma-District, Keppel-Bai.

Fig. 34.
„Iru", Rückseite.

auch die Hauptfiguren aus geraden Linien bestehen, unter denen im dunklen Felde ausgesparte Kreuze sehr häufig sind.

Die Paterne zeigt daher nicht den so schriftartigen Charakter der Motu, ist auch eine weit reichere, so namentlich im Gesicht, wo meist mehr Zickzacklinien vorkommen, zuweilen schiefe Querstreifen über die Backen.

Uebrigens tritt wie bei den Motu die Tätowirung selten in den Umrissen scharf hervor und ist bei dem mehr oder weniger verschwommenen Aussehen schwierig zu zeichnen. — Im Ganzen sind weniger jüngere Weiber schon so vollständig tätowirt als bei Motu, noch weniger die Kinder.

Eine der am reichsten tätowirten Frauen war die Tochter des Chiefs Goapäna (siehe Fig. 35).

Die Tätowirung der Männer.

Dieselbe ist im Ganzen selten und beschränkt sich meist auf Zickzacklinien im Gesicht, ähnlich, zuweilen reicher als bei den Weibern; das Kinn ist dabei ausgeschlossen. Zuweilen sind auch die Brust und die Arme tätowirt, ja einzelne Zeichen werden selbst auf den Schenkeln und am Rücken angebracht.

Bei den Männern gewinnt die Tätowirung auch noch dadurch besondere Bedeutung, dass sie, wenigstens die der Brust, ausschliesslich nur von solchen angebracht werden darf, die Jemanden getödtet haben.

Hila, der jetzt abgesetzte Chief der Motu, und wohl der älteste Mann Anuapatas, ist auf der Brust und den Armen bis zum Handgelenk herab reich tätowirt. Er trägt auf der Brust die beiden stumpfwinkeligen Streifen, wie die der Gado der Weiber, die aber aus Sägezähnen bestehen (siehe Fig. 36); von der Brustmitte gehen zwei Zickzacklinien bis zum Nabel herab. Die Zeichnung der Arme ist ähnlich wie bei den Frauen, doch bereits die ganze Tätowirung ziemlich verwischt, wie bei allen alten Leuten. Auf dem Oberschenkel ist eine Reihe von Kreuzen angebracht.

Fig. 36.

Vaburi, ein Mann von circa 54 Jahren, hat beide Oberarme tätowirt und zwei Zickzackstreifen längs der Kreuzmitte. Sie bezeichnen, dass er drei Menschen, zwei Männer und eine Frau, umbrachte.

Die Zickzackstreifen findet man übrigens auch zuweilen bei jungen Leuten. Sie sind dann vom Vater geerbt und keineswegs Merkmale, dass die Betreffenden Jemanden getödtet haben.

In anderen von mir besuchten Motu-Dörfern fand ich genau dieselben Verhältnisse, als in Port Moresby: selten mehr als einige Striche im Gesicht, zuweilen die Arme tätowirt. Für Hood-Bai gilt dasselbe.

Die Brust-Tätowirung bemerkte ich mehrmals in Deräni, Hall Sound, gegenüber Yule Isl., und sie ist westlich bis Freshwater-Bai und weiter Mode.

Ganz in ähnlicher Weise waren Männer aus Maiva tätowirt, d. h. sie hatten die obere Brust mit zwei Querstreifen, theils mit einer Binde wie diese, theils mit einer mehr sägezahnförmigen geschmückt, von der bei einem zwei Zickzacklinien herabgingen. Der Oberarm war in ähnlicher Weise wie bei Fig. 23 verziert, bei einem anderen jüngeren Mann ausserdem der linke Unterarm mit einer Längsreihe grösserer Punkte. Nur die älteren Leute, und davon nur zwei, hatten die Brust tätowirt, die jüngeren nur den Oberarm, die meisten gar nicht. Ein Mann hatte einige Zeichen auf dem Oberschenkel, wie ich dies auch bei einem auf Yule Island sah.

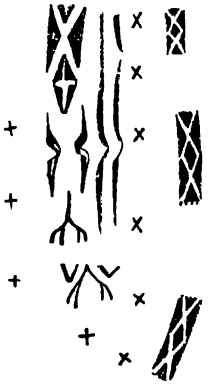


Fig. 37.
Linke Schulter (die rechte ebenso).

Ostwärts von Hood-Bai erinnere ich mich nicht, Brust-Tätowirung gesehen zu haben, doch schien im Aroma-District von Keppel-Bai Tätowirung häufiger als bei den Motu, im Ganzen aber doch selten. In der Regel besteht sie in den bekannten Zickzacklängsstreifen über Stirn und Backen und bedeckt zuweilen auch den Oberarm. In seltenen Fällen erstreckt sie sich auch auf andere Theile.

So hatte Goapäna, der Chief, welcher am reichsten tätowirt war, diesen Schmuck auf dem linken Arme, beiden Schulterblättern, im Gesicht, und ein Paar Felder auf der Vorderseite des Oberschenkels und am Hinteren. Die Zeichnung besteht meist in dunklen Längsfeldern, in denen ein helles Kreuz ausgespart ist, ähnlich wie bei den Weibern, doch kamen noch einfache, aus zwei sich kreuzenden Linien bestehende Zeichen (+) hinzu, die ich bisher nirgends bemerkte.

Fig. 38.
Je zwei solche Zeichen auf der Vorderseite der Oberschenkel.

Ohne Zweifel hatte die Tätowirung auf Heldenthaten des Betreffenden Bezug, aber ich konnte darüber nichts in Erfahrung bringen. Gewiss waren die + nicht Merkmale für je ein Schlachtopfer, denn ich zählte mehr als 30, und so viel Menschen hat kein einzelner Papua umgebracht. Die Tätowirung von Goapäna veranschaulicht Fig. 37 u. 38.

Tätowirungs-Instrumente.

Dieselben sind äusserst einfach und bestehen aus „Gihni", der Nadel und „Iboki", dem Klopfer.

Die erstere besteht aus einem circa $1^1/_2$" langen Dorn, der mit einem Stück des Astes in der Weise abgeschnitten ist, dass letzteres den natürlichen Stiel bildet. (Siehe Fig. 39.)

Der Klopfer ist ein circa 11" langes, rundes Stäbchen aus Eisenholz, welches am Ende etwas dicker zuläuft und hier mit Bast umwickelt ist, um den Schlag etwas abzuschwächen. Als Schwärze dient Lamanu, d. h. Russ aus Cocosnussschalen mit Wasser angemischt, die meist in einer Cocosschale, zuweilen in besonderen kleinen, aus Lehm gebrannten Schalen, Itulu, aufbewahrt wird. Zum Vorzeichnen der Zeichnung dient ein gewöhnliches Hölzchen von der Grösse eines Streichholzes.

Die Procedur des Tätowirens selbst ist ebenfalls sehr einfach. Die Tätowirerin zeichnet die

Fig. 39.

Figur auf, ohne dabei vorher die ganze Paterne vorzuzeichnen; dadurch entsteht die grosse Verschiedenheit und das häufig Unsymmetrische. Die Farbe, welche schwarzer Tusche gleicht, wird sehr dick aufgetragen und man lässt sie trocknen, bläst auch wohl darauf, um dies zu beschleunigen. Die Tätowirerin hält nun mit dem Daumen und Zeigefinger der Linken die Nadel am Ende des Stieles, in gleicher Weise den Klopfer mit der Rechten und klopft sanft auf den Kopf der Nadel, indem sie dieselbe geschickt auf dem vorgezeichneten Striche hin und her setzt und somit die betreffende Stelle dicht punktirt. Da die Farbe sehr dick ist und durch die Nadel vertheilt wird, verbreitet sich das vorgezogene Dessin mehr als doppelt, und da die Punktirung bald tiefer, bald weniger tief eindringt, so entsteht in der That eine Art Spritzarbeit, wie mir die hiesige Tätowirung gleich den ersten Eindruck machte. Die Procedur ist übrigens durchaus nicht schmerzhaft, wie ich an mir selbst mich überzeugte; es fühlt sich nur wie ein Prickeln, nicht wie eigentliches Stechen. Ist eine Stelle getrocknet, so wird das Blut, welches im Ganzen nur schwach fliesst, mit der scharfen Kante eines Pandanusblattes in eine Cocosnussschale aufgeschabt und in der Weise abgewaschen, dass die Tätowirende den Mund voll Wasser nimmt, dasselbe über die tätowirte Stelle spuckt und dieselbe mit Cocosnussfaser abwischt. Zeigt es sich dann, dass die Nadel nicht tief genug eindrang, so wird die betreffende Stelle auf's Neue vorgenommen, wie alte Tätowirung aufgefrischt werden kann und nicht selten auch wird. Diese frische Tätowirung sieht sehr dunkel, schwarz aus, mit scharfbegrenzten Umrissen, wird indess schon am zweiten oder dritten Tage, wenn die schwarze Farbe abfällt, licht, schlagblau wie alle Tätowirung, und erscheint wie Spritzarbeit. — Uebrigens bringt die Operation keinerlei Anschwellungen oder Entzündungen hervor und die betreffende Stelle ist nur schwach geröthet.

Ich sah einem Mädchen den Brustlatz (Gado) tätowiren, was in einer Sitzung von circa 2—3 Stunden geschah. Das Mädchen gab kein Zeichen des Schmerzes von sich, schien aber, als die Operation zu Ende war, ziemlich erschöpft, wie die Künstlerin selbst. Andere minder geschickte Tätoweusen sah ich zu drei kleinen Zeichen eine halbe Stunde Zeit brauchen.

Die Kunst des Tätowirens ist übrigens nicht ein Gewerbe oder überhaupt Privilegium Einzelner, sondern wird von Allen mehr oder minder verstanden und ausgeübt. Selbstredend giebt es geschickte und ungeschickte Künstlerinnen und die Arbeiten der letzteren sind insofern fatal, als sie sich nicht, wie ein verschnittenes Kleid, repariren lassen, sondern für's ganze Leben haften.

Wie mir Herr Lawes sagte, sind übrigens gewisse Zeichen gewissen Tätowirerinnen eigen, in dem Sinne wie die Handelsmarken der Töpferinnen, und somit gewissermassen Familienzeichen, doch wird es selbst dem geübten Auge nicht möglich, diese geringfügigen Unterschiede herauszufinden oder zu erkennen.

Literaturberichte.

1.

Cels Alphonse. Éléments d'anthropologie. Notion de l'homme comme organisme vivant et classification des sciences anthropologiques fondamentales. Tome I. Bruxelles 1884. 8°. VI, 202.

Der Verfasser betrachtet es als den Hauptfehler in der bisherigen Behandlung der Anthropologie, dass die einzelnen Disciplinen dieser Wissenschaft, wie die Anatomie, Physiologie, Histologie, Biologie, Psychologie u. s. w. zu selbstständig ihre eigenen Wege gegangen sind und um die gegenseitigen Beziehungen, die unter ihnen bestehen, sich zu wenig bekümmert haben; von daher komme der Mangel an Einheit und Ueberblick. Indem er die Ethnologie und Ethnographie als nicht zur eigentlichen Anthropologie gehörig betrachtet, erklärt er es als die Aufgabe dieser, die charakteristischen Eigenschaften aller Menschen, welcher Rasse immer sie angehören mögen, zu einem Ideal-Typus des Menschen zusammenzufassen und diesen gerade so zu beschreiben, wie in der Ethnologie die einzelnen Rassen-Typen beschrieben werden. Dieses Ziel glaubt er mittelst der philosophischen Methode Krause's erreichen zu können, nämlich der Analyse, der Synthese, und deren Verbindung, der Construction. Indem er für die Isolirung der einzelnen anthropologischen Disciplinen die Missachtung, der das synthetische Verfahren verfallen, verantwortlich macht, erklärt er zugleich, dass nur diese allein es ermögliche, den wunderbaren Zusammenhang von organischen Beziehungen, welche zwischen den so verschiedenartigen und doch so gleichen Elementen des menschlichen Organismus bestehen, wissenschaftlich festzustellen (pag. 58).

Im Sinne dieser Methode werden dann auch wirklich vom Standpunkte der dualistischen Theorie die Fragen nach der Natur des Menschen, der Organisation seines Körpers und seiner Seele, sowie ihrer Beziehungen zur Aussenwelt in der Weise erörtert, dass im ersten Buche (pag. 69—162) der Mensch als solcher im Allgemeinen, im zweiten (pag. 163 bis 202) der Körper desselben behandelt wird, während das noch nicht erschienene dritte Buch die menschliche Seele, und das vierte den Menschen als zeugendes Wesen behandeln soll.

Schon aus dieser kurzen Inhaltsgabe ersieht man, dass wir es in Cels' „Elementen der Anthropologie" mit einem argen Rückfall in die alte Philosophie mit ihren aprioristischen Constructionen, schematischen Eintheilungen und verbalistischen Jongleurkünsten zu thun haben. Im Grunde genommen fällt für Cels der Inhalt der Anthropologie mit dem Inhalte dessen, was wir in der Sprache der Schule Psychologie nennen, zusammen; daher werden von ihm die Ethnologie und Ethnographie aus seiner „Anthropologie" ausgeschieden, andere, nicht minder wichtige anthropologische Disciplinen, wie die Archäologie, Linguistik, Mythologie u. s. w. nicht einmal dem Namen nach als zur Anthropologie gehörig erwähnt. Es wäre daher richtig gewesen, wenn Cels seinem Buche nicht den Titel „Elemente der Anthropologie", sondern den Titel „Elemente der Psychologie" gegeben hätte. Wo er Theorien, die mit seinen Anschauungen im Widerspruche stehen, zu widerlegen sucht, geschieht es in der Regel mit leeren Behauptungen und schiefen Vergleichen; dies zeigt sich insbesondere an der Stelle, wo er die Transformations-Theorie bespricht (pag. 23). In seinen Augen sind die Anhänger dieser Theorie nichts anderes, als die Nachfolger der alten Alchimisten, welche an die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle geglaubt haben; ihm ist der Mensch von den andern Wesen, selbst von den Thieren, deren Organisation der seinigen sich am meisten nähert, in jeder Hinsicht verschieden. Den Beweis für diese Behauptung ist er jedoch schuldig geblieben.

Es kann nicht geleugnet werden, dass der Connex zwischen den einzelnen anthropologischen Disciplinen gegenwärtig noch ein sehr loser ist. Es wäre jedoch ein arger Missgriff, eine engere Verbindung derselben unter einander mittelst philosophischer Hilfsmittel herstellen zu wollen. Um die Anthropologie zu einer einheitlichen, in sich fest geschlossenen Wissenschaft umzugestalten, gibt es nur einen Weg, nämlich den, dass Jeder, der irgend eine anthropologische Frage behandelt, sich auch wirklich auf den Boden der modernen Anthropologie stellt, d. h. die Frage nicht von dem beschränkten Standpunkte einer Einzeldisciplin, sondern von dem umfassenderen Standpunkte sämmtlicher anthropologischer Disciplinen zu lösen versucht. Leider geschieht gegenwärtig noch zu oft das gerade Gegentheil hievon: man hat die neue hoffnungsvolle Flagge aufgezogen, treibt aber unter derselben das alte gewohnte Spiel in aller Behaglichkeit weiter. Cels' Buch ist ein neuer Beweis hiefür.

K. Penka.

2.

Meyer, A. B. Album von Philippinen-Typen. Circa 250 Abbild. auf 32 Taf. in Lichtdruck. Dresden. Hoffmann. 1885. Fol.

Eine Publication, für welche die Wissenschaft dem bekannten Reisenden und Vorstande des Dresdener ethnologischen Museums zu grossem Danke verpflichtet ist. Die Typen gehören theils den weniger bekannten Stämmen der Aetas, der Igorroten, der Ilongoten, der Calauas, der Aripas, der Bayobos u. a., theils den Tagalas und den zahlreichen Mischlingen an und sind klar und deutlich wiedergegeben. Es sind theils Brustbilder, theils ganze Figuren, theils Scenen, welche über das Leben und Treiben des Stammes besser belehren, als es eine Beschreibung zu thun vermag. Der Herausgeber bemerkt, dass, wenn das vorliegende Album eine günstige Aufnahme finden sollte, andere Publicationen dieser Art, wie ein Album von Celebes, von den Molukken, von Neu-Guinea u. s. w. folgen würden.

Wir wünschen, dass die allseitige Anerkennung des gelehrten und gebildeten Publicums dem Herausgeber des Albums zu Theil werde, und dass entweder die Regierung oder ein gelehrtes Institut die Herausgabe der geplanten Publicationen ermögliche. Dabei möchten wir uns erlauben, einen Wunsch auszusprechen, nämlich dass der Herausgeber bei jedem Typus eine Tafel in Farbendruck publicire, oder doch wenigstens eine Scala für die Farbe der Haut und der Haare beifüge.

Friedrich Müller.

3.

Nordenskiöld, A. Erik Freiherr von. Studien und Forschungen, veranlasst durch meine Reisen im hohen Norden. Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu „Die Umsegelung Asiens und Europas durch die Vega". Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 200 Abbild., 8 Taf. und Karten. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. IX. 521 S.

Statt des zweiten Bandes der von uns in diesen Mittheilungen (Bd. XIV, S. 54) besprochenen „Wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition" erhalten wir aus der Feder des berühmten Polarforschers das vorliegende Werk, das sich als ein populär-wissenschaftliches ankündigt, aber, wenn man genauer zusieht, ebenso streng wissenschaftlich ist, wie die „Wissenschaftlichen Ergebnisse", welche man umgekehrt ebenso als eine Reihe populär-wissenschaftlicher Abhandlungen hätte bezeichnen können. Bei einem Manne wie Nordenskiöld und seinen Mitarbeitern ist der Gegensatz zwischen wissenschaftlicher Forschung und populärer Darstellung ebensowenig vorhanden als bei Alexander von Humboldt; er existirt blos bei Gelehrten, die in ihrem Leben nichts gesehen haben und das Material ihrer Forschung im Schweisse des Angesichtes mühsam zusammentragen müssen.

Wie wir von der Verlagshandlung erfahren, wird ein zweiter Band der „Wissenschaftlichen Ergebnisse" nicht erscheinen, und kann das vorliegende Werk als ein Ersatz desselben angesehen werden.

Gleich den „Wissenschaftlichen Ergebnissen" bieten nun die „Studien und Forschungen" eine Reihe gediegener Abhandlungen, welche auf die Polarforschung sich beziehen.

Obenan stehen die beiden Abhandlungen Nordenskiöld's selbst: „Ueber die Reise der Gebrüder Zeno und die ältesten Karten über den Norden", Rede bei Niederlegung des Präsidiums in der königlichen Akademie der Wissenschaften am 12. April 1882 (S. 1—62), und „Ueber die geologische Bedeutung des Herabfallens kosmischer Stoffe auf die Oberfläche der Erde, mit besonderer Berücksichtigung der Kant-Laplace'schen Theorie" (S. 121—217). Daran schliessen sich die Arbeiten über die Fauna und Flora des Nordens, nämlich Christopher Aurivillius: „Das Insectenleben in arktischen Ländern" (S. 387—439), Veit Brecher Wittrock: „Ueber die Schnee- und Eisflora, besonders in den arktischen Gegenden. Nebst einem Anhang: Ueber die Schnee- und Eisfauna" (S. 65—119), A. G. Nathorst: „Beiträge der Polarforschung zur Pflanzengeographie der Vorzeit" (S. 219—288), und F. R. Kjellman: „Aus dem Leben der Polarpflanzen" (S. 441 bis 521). An letzter Stelle endlich möge die für unser Fach wichtigste Abhandlung genannt werden, nämlich Hans Hildebrand: „Beiträge zur Kenntniss der Kunst der niederen Naturvölker" (S. 289—386), die wir hier speciell in's Auge zu fassen uns erlauben.

Der Verfasser unterwirft auf Grund der Schilderungen der drei Polarvölker: Eskimo, Aleutier und Tschuktschen die Kunstproducte derselben im weitesten Umfange einer kritischen Betrachtung und zieht die ähnlichen Zustände anderer Naturvölker (der Australneger, Buschmänner, amerikanischen Indianer, Südsee-Insulaner, speciell der Bewohner der Osterinsel) zur Vergleichung herbei. — Er sucht dann die an den Naturvölkern gewonnenen Resultate im Sinne Lubbock's auf die Interpretation jener Kunstproducte des vorgeschichtlichen Menschen anzuwenden, welche in neuerer Zeit in Europa und namentlich in Skandinavien zu Tage gefördert worden sind. Die Vergleichungen zeigen eine oft überraschende Aehnlichkeit in Auffassung und Ausführung, namentlich von Malereien, welche zwischen den Erzeugnissen der heutigen Polarvölker und jenen des vorgeschichtlichen Menschen der Quartärzeit besteht. Dies Alles wird durch eine Reihe guter und charakteristischer Abbildungen veranschaulicht. Die Abhandlung Hildebrand's ist daher sowohl für den Ethnologen, als auch für den Prähistoriker von der allerhöchsten Bedeutung und darf von keinem Forscher dieser beiden Richtungen umgangen werden.

Friedrich Müller.

4.

Radloff, Wilhelm. Aus Sibirien. Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten. Leipzig. Weigel. 1884. 8. 2 Bde. 534 und 486 S. Bd. I. Titelbild und 15 Taf., Bd. II 16 Taf.

Seit den epochemachenden Arbeiten A. Castrén's ist kein Werk erschienen, das so reichhaltige und zuverlässige Nachrichten über die Ethnographie Sibiriens, speciell der Türkenstämme bietet, wie das vorliegende. Es ist die Frucht jahrelanger Beobachtungen; der Verfasser hat sich in jene Völker, welche er schildert, so hineingelebt, dass seine Schilderungen, was Treue und Zuverlässigkeit derselben anlangt, mit den Nachrichten eines Eingeborenen in gleiche Linie gestellt werden können.

Dr. Wilhelm Radloff, gegenwärtig Akademiker in St. Petersburg, von Geburt ein Deutscher, der seine Studien in den Fünfzigerjahren an der Berliner Universität gemacht, war durch mehr als zwanzig Jahre im asiatischen und osteuropäischen Russland, und zwar zuerst in Barnaul und dann in Kasan als Lehrer thätig gewesen. Seine linguistischen Studien concentrirten sich auf die zahlreichen türkischen Dialekte, welche im weiten russischen Reiche gesprochen werden, und als Früchte derselben sind zunächst die beiden Publicationen: „Die Sprachen der türkischen Stämme Süd-Sibiriens und der dsungarischen Steppe — Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens". St. Petersburg 1866 ff. 8. (4 Bde. Text und 4 Bde. Uebersetzung) und „Vergleichende Grammatik der nördlichen Türksprachen", Bd. I (Phonetik). Leipzig. Weigel, 1882. 8., zu betrachten. — Durch die letztere Arbeit hat sich Radloff als den besten wissenschaftlichen Kenner dieser Sprachgruppe documentirt und wir können von ihm erwarten, dass er auf diesem Gebiete das leisten werde, was Grimm für die germanischen, Diez für die romanischen und Miklosich für die slavischen Sprachen geleistet haben.

Das vorliegende Werk Radloff's bietet Aufsätze, welche sowohl dem Ethnologen, als auch dem Geographen und dem Prähistoriker eine reiche Ausbeute gewähren, wenn auch dem ersteren, schon vermöge der Vorbildung und Studienrichtung des Verfassers, der Löwenantheil zufällt. So ist der erste Band beinahe ganz ethnologischen Inhalts; auch die classische Abhandlung „über das Schamanenthum und seinen Cultus" und „die Streifzüge zur chinesischen Grenze" (aus den

Jahren 1860, 1861, 1870) im zweiten Bande gehören hierher. Dagegen wird die Abhandlung „Sibirische Alterthümer“ (im zweiten Bande) das höchste Interesse eines jeden Prähistorikers erwecken. Gediegene geographische Monographien sind die beiden Abschnitte des zweiten Bandes: „Das Ili-Thal“ und „das mittlere Serafschan-Thal“.

Um nun dem Leser den reichen Inhalt der Radloff'schen Publication vor Augen zu führen, bemerken wir, dass der erste Band die vollständigste Ethnographie des in Sibirien wohnenden Türk-Stammes enthält. Der Verfasser schildert historisch-ethnologisch-statistisch zunächst die Bevölkerung Süd-Sibiriens und der Dsungarei (Karagassen, Abakan-Tataren, Tscholym-Tataren, Altai-Tataren, Tataren der westlichen Mongolei, die angesiedelten Türkenstämme Mittelasiens, die nördlichen Steppennomaden, die Baraba-Tataren, die Irtisch- und Tobol-Tataren), dann die östlichen nichtmohamedanischen Türkstämme Westsibiriens (die altajischen Bergkalmüken, die Teleuten, die Schor, die Lebed-Tataren und Kumandinen, die Schwarzwald-Tataren) und endlich die türkischen Steppen-Nomaden (Kasak-Kirgisen und Schwarz- oder Kara-Kirgisen). Wir erhalten ein eingehendes, genaues Bild dieser Völker nicht nur nach der physischen Seite, sondern werden auch mit ihrem Fühlen und Denken bekannt, was nur dadurch möglich wurde, dass der Verfasser, der die Sprachen dieser Stämme geläufig spricht, überall unbeachtet in die Tiefe des Volks- und Familienlebens eindringen konnte.

Aus dem reichen Inhalte des zweiten Bandes stellen wir die classische Abhandlung über das Schamanenthum obenan. Diese Abhandlung enthält die genaueste und zuverlässigste Darstellung dieser Religionsform und wird von den Religionsforschern geradezu als epochemachend anerkannt werden müssen. Radloff beschreibt ausführlich ein Opfer (S. 20 ff.) und die Reinigung einer Jurte nach dem Tode einer Frau (S. 52 ff.), welch letzterer Ceremonie er selbst beigewohnt hat. — Aeusserst treffend ist seine Definition des Schamanen (S. 16) und seine Beurtheilung des Schamanismus (S. 58 ff.). Dass im Schamanismus zahlreiche fremde, namentlich buddhistische Elemente stecken, erkennt der Verfasser selbst an (Mai-tärä ist Maitrēya, Mandyschirä ist Mandschuschri, und der Schilderung des Kan Erlik auf S. 10 liegt das Bild des Schiwa zu Grunde). Dem Parsismus sind der Dualismus des obersten Princips und die sieben Kudai (vgl. S. 6) zuzuschreiben. Man sieht überhaupt, wie naiv der Glaube der Naturvölker ist und wie schnell er sich ganz fremdartige Elemente aneignet.

In der zweiten Abhandlung des zweiten Bandes „Sibirische Alterthümer“ finden wir eine genaue Darlegung der prähistorischen Forschungen des Verfassers während seines Aufenthaltes in Sibirien. Er hatte damals eine stattliche Anzahl von Gräbern geöffnet und sorgfältig untersucht und die dort gefundenen Objecte genau verglichen. Auf Grund dieser Vergleichungen schreibt er die Erzeugnisse der Bronze- und Kupferperiode einem Volke zu, das mit den heutigen Jenisseiern (s. meine allgemeine Ethnographie) verwandt war, während die Erzeugnisse der Eisenzeit einem Nomadenvolke (den Uigunen, den Tukiu u. a.) angehören müssen. Die beiden geographischen Monographien: „Das Ili-Thal“ und „Das mittlere Serafschan-Thal“ dürften besonders gerade jetzt von höchstem Interesse sein, wo ein Kenner dieser Gegenden wie Radloff (S. 486) schreibt: „Dankbar müsse die civilisirte Welt der russischen Krone sein, dass sie jene Ursitze des Fanatismus und Despotismus in Schranken hält. Es könnte für England nur von Nutzen sein, wenn Russland einst sein Nachbar in Afghanistan würde.“ **Friedrich Müller.**

5.

Abel, Carl. Gross- und Klein-Russisch. Aus Ilchester-Vorlesungen über vergleichende Lexikographie; gehalten an der Universität Oxford. Im Auftrage des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Dielitz. Leipzig und Berlin. Friedrich. 1885. 8. VI. 138 S.

Das Büchlein umfasst fünf Abhandlungen, von denen aber blos die beiden ersten: 1. Die Slavisirung des Finnen-Gebietes, und 2. Die beiden russischen Sprachen, das Gebiet der Ethnologie berühren. Die erste Abhandlung bietet in grossen Zügen eine gedrängte Geschichte des russischen Staates, seines Ursprunges und seines Wachsthumes vom ethnologischen Standpunkte, — in der zweiten Abhandlung wird der Unterschied zwischen den Gross-Russen (den slavisirten Finnen) und den Klein-Russen (den echten Slaven) auf sprachlichem Gebiete erörtert. **Friedrich Müller.**

6.

Czörnig, Carl Freiherr von. Die alten Völker Ober-Italiens: Italiker (Umbrer), Raeto-Etrusker, Raeto-Ladiner, Veneter, Kelto-Romanen. Eine ethnologische Skizze. Wien. Hölder. 1885. 8°. 311 S.

Ein merkwürdiges Buch, mit welchem der Nestor der österreichischen Ethnographen die gelehrte und gebildete Welt beschenkt, das bei dem hohen Alter des Verfassers (er steht im 81. Lebensjahre) als Schwanengesang des körperlich noch rüstigen Gelehrten angesehen werden kann. Das Buch ist nicht nur, wie man aus dem Titel schliessen könnte, eine ethnologische Studie, sondern enthält auch Vieles über Culturgeschichte, Politik und noch manches Andere, das, von der Hand eines so bedeutenden Mannes wie Czörnig dargeboten, einen gewissen Werth beanspruchen kann.

Wie bekannt, hat Freiherr v. Czörnig sein Hauptwerk: „Die Ethnographie der österreichischen Monarchie“ (Wien 1855—57, 3 Bde.) nicht vollendet, sondern blos die ungarischen Länder und Niederösterreich darin behandelt. Durch andere Geschäfte an der Fortführung des grossen Werkes verhindert, hatte er das gesammelte reiche Material zurückgelegt, um erst jetzt einen Theil desselben neu bearbeitet und wesentlich vervollständigt zu publiciren.

Der Grund, warum Czörnig gerade jene Länder behandelt, welche in Folge unglücklicher Kriege Oesterreich entrissen worden sind, dieser Grund würde Jedermann bei der Lectüre des Buches selbst klar werden, wenn ihn auch der Autor nicht ausdrücklich ausgesprochen hätte.

Czörnig gehört nämlich zu den besten Kennern des Landes und Volkes Ober-Italiens, für dessen Sprache und Literatur er schwärmt, das er durch langjährigen Aufenthalt sowohl als österreichischer Beamter, wie auch als Privatmann

genau kennen gelernt hat. Als Beamter hat er in Italien ein Stück der Geschichte des alten Oesterreich mit erlebt, und er ist vielleicht der einzige, der von jenen Zeiten zu erzählen weiss, die in mancher Beziehung noch nicht so klar vor uns liegen, dass wir ein unbefangenes Urtheil über sie uns gestatten dürfen.

Das ethnographische Gemälde, welches Freiherr v. Czörnig in dem vorliegenden Buche uns bietet, knüpft sich an jene Stämme, als deren Centren die beiden grossen Städte Mailand und Venedig gelten können. Seine Betrachtungsweise ist streng wissenschaftlich, seine Darstellung so gründlich und erschöpfend, als sie heutzutage nur sein kann.

Er beginnt mit den Bewohnern der Pfahlbauten, wobei die Resultate der Prähistorik gewissenhaft benützt werden, geht dann auf die historisch beglaubigten Völker der Raeto-Etrusker und Euganeer über, um schliesslich die Besiedlung des Landes durch die Veneter im Osten und die Kelten im Westen uns vorzuführen. Er schildert dann in prägnanten Zügen die Herrschaft der Römer, Ostgothen und Longobarden, und geht endlich zur Untersuchung der drei heutigen Nationen dieser Gegenden: Raeto-Ladiner (Friauler), Veneter und Kelto-Romanen (Mailänder) über.

Der Verfasser geht dem Zusammenhang der heutigen Bevölkerung mit jener der Vorzeit an der Hand der kraniologischen Forschungen und der Nachrichten der classischen Autoren nach und sucht auch die Sprache für seine ethnologische Untersuchung zu verwerthen. Wenn auch manche seiner Ansichten in der letzteren Richtung nicht in streng sprachwissenschaftlicher Form vorgetragen werden, so haben sie dennoch als die eines Mannes von scharfer Beobachtungsgabe einen grossen Werth. Dass die Special-Färbung eines Dialectes auf die Beeinflussung durch ein fremdes Volk zurückgeht, ist mehr als wahrscheinlich, ja sicher. In Bezug auf die S. 83 vorgetragene Behauptung über die Sprachen Kleinasiens erlauben wir uns hier die Berichtigung auszusprechen, dass diese Sprachen zunächst mit dem Armenischen verwandt sind.

Abgesehen davon, dass dieses Buch eine willkommene Ergänzung der „Ethnographie der österreichischen Monarchie", wie sie vor dem Jahre 1859 war, bildet, kann es wegen des ebenso reichen als fesselnden Inhalts allen Jenen, welche für ethnologische Forschungen ein Interesse haben, auf's Beste empfohlen werden. **Friedrich Müller.**

7.

Julius Lippert. Deutsche Festbräuche. Dem Volke culturgeschichtlich erklärt. Prag 1884.

Gerade in Deutschland steht der Festbrauch sowohl der Feste des Kalenderjahres, als auch bestimmter anderer Gelegenheiten in innigem Zusammenhange mit den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren, und vielfach haben sich Spuren derselben in den heutigen Uebungen zur Oster-, Pfingst- oder Weihnachtszeit, in den Sommer- und Herbstfestlichkeiten, kurz in den heute noch beim Volke vorkommenden Gebräuchen erhalten. Aus diesem Grunde leitet der Verfasser sein Werk mit der Begriffsbestimmung des Ausdruckes „Fest" in jenem alten Sinne, mit der Schilderung der einstigen Festplätze, der Zeiten jener Feste und der Zeichen ein, welche die erwähnten Plätze von Festlichkeiten kundgaben, wie Säulen, Bäume u. dgl. Ein Capitel über „Feste und Fasten" sucht die Beziehungen darzulegen, welche zwischen den kirchlichen Fasten- und den alten Festzeiten bestehen, und ein weiteres über „Die Christenfeste im Allgemeinen" sucht der Ansicht zu begegnen, dass die christlichen Feste grösstentheils aus heidnischen entstanden sind, ohne natürlich den Einfluss zu leugnen, welchen immerhin die Vorgänge bei jenen auf die Hauptfeste der christlichen Kirche ausübten. Es werden nun eingehend die Osterfestlichkeiten und die in verschiedenen Gebieten dabei noch üblichen Gebräuche geschildert, ferner die Mai- und Pfingstfeste, die Sommerfeste, die Uebungen zur Herbstzeit, am Allerseelentage, zu Martini und zu Weihnachten; der Verfasser gedenkt ferner der Osterfeuer, des Spieles des „Todaustragens", der verschiedenen Volksspiele — wie „Türkenstechen", „Vogelschiessen" u. dgl. — der „Kirmes" und „Kirchweihfestlichkeiten", und leitet in scharfsinniger Weise alle diese Festgebräuche auf ihren Ursprung zurück. Es muss bemerkt werden, dass Lippert namentlich dem deutsch-österreichischen und speciell dem böhmischen Gebiete ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendet und mit vielen Gebräuchen aus diesen Gebieten bekannt macht, von denen bisher nichts in weitere Kreise gedrungen ist. **A. Schl.** („N. Fr. Pr.")

8.

Vesmír (Weltall). Illustrirte Zeitschrift zur Verbreitung der Naturwissenschaften. Jahrg. XIII. Prag 1884.

Nr. 2.

Klim. Čermák. Drei Funde aus verschiedenen Zeitaltern in Budín und Čáslau. Mit 2 Abbild.

Seit dem Jahre 1870 werden bei Budín diverse vorgeschichtliche Objecte aus der Diluvial- und Alluvialzeit aufgefunden. Von ersteren verdienen erwähnt zu werden: 1 Renthiergeweih, 1 Schenkelbein und 2 Zähne vom Mammuth. In einer Alluvialschichte stiess man auf eine 2 m im Durchmesser haltende Brandstätte, welche mit Asche, Scherben von Thongefässen und angebrannten Steinen vollgefüllt war; ausserdem kamen daselbst auch Hirsch- und Auerochsknochen nebst zugeschnittenen Hörnern zum Vorschein. In der Nähe der Zuckerfabrik wurde ein Stosszahn vom Mammuth aufgefunden und unweit von diesem Fundorte kam auch ein Skelet zum Vorschein, dessen Schädel sich als dolichocephal erweist und nach Dr. J. Kopernicki der späteren vorhistorischen Zeit angehören soll. Ferner wurde daselbst noch eine kesselförmige, mit Asche, Scherben und Knochen gefüllte Brandstätte entdeckt. Die Scherben aus derselben erweisen sich zumeist als Ueberreste von Schüsseln, deren Zahl sich auf etliche 20 Stück belaufen haben mochte, und die sämmtlich älterer Keramik angehörend, mit einem Graphitüberzug versehen und mit geglätteten Dreiecken verziert erscheinen. Andere, von grösseren Schüsseln herrührende Scherben weisen eine Beimischung von Glimmer aus, und jene von grossen Gefässen erscheinen roth gebrannt.

Nr. 11.

Ueber einen Menschenschädel aus der diluvialen Lehmschichte von Podbaba.

Aus dem Vortrage des Prof. Dr. Ant. Frič wird entnommen, dass der Schädel in der Tiefe von 3 m in einer diluvialen Lehmschichte, in welcher man kurz vorher einen Mammuthzahn gefunden, entdeckt wurde. Der Schädel weist eine flache Stirn und mächtige Augenbrauenbögen auf, was Alles auffallend an den Neanderschädel mahnt. Auch der Gesichtswinkel, dessen Messung in Folge der verloren gegangenen Gesichtsknochen nicht zulässig ist, scheint ebenfalls so gross zu sein, wie jener bei dem Neanderschädel, wo nicht kleiner. Eine ausführliche Abhandlung über diesen Schädel wird vorbereitet. — Nebenbei wird noch erwähnt, dass daselbst neuerdings ein Schädel von einem Rhinoceros aufgefunden wurde.

Nr. 17.

Ueber einen Menschenschädel etc. von Podbaba.

Es folgt die Abbildung dieses Schädels, und zwar en face, im Profil und in der Verticalansicht. — Die weitere Untersuchung dieses Schädels wird an Prof. Schaaffhausen in Bonn übertragen. **Břt. Jelínek.**

9.

Památky archaeologické a místopisné. Bd. XII, Prag 1884.

Heft 11 und 12.

Jos. Smolík. Aus den Gräbern von Horní Kšely (mit 1 Taf.).

In Horní Kšely (bei Böhm.-Brod) wurden Gräber mit gestreckten Skeleten entdeckt, die mit dem Kopfe nach West so beigesetzt waren, dass ihr Gesicht nach Osten gewendet war. Von diesen Gräbern wurden vier geöffnet, deren Skelete auf den Händen schwächere Armringe, auf den Füssen aber (oberhalb der Knöchel) Buckel- und Schneckenringe trugen. Ausser anderen diversen Beigaben, die ebenfalls bei ihnen aufgefunden wurden, verdienen erwähnt zu werden: Duxerartige Fibeln aus Bronze und Eisen, eine Kette. ebenfalls aus Bronze, neben der sich ein Eisenschwert und eine eiserne Lanzenspitze befunden haben. Ferner gelangten daselbst verschiedene andere Gegenstände zum Vorschein, namentlich ein aus Holz geschnitzter Ring, Bruchstücke von diversen Eisengeräthschaften und zwei bronzene Gegenstände, die der Verfasser als Pfeilspitzen bezeichnet.

Jos. Smolík. Buckelringe (mit 1 Taf.).

Hier gelangen Buckel- und Schneckenringe, sowie auch Bruchstücke von diversen Fibeln und andere Gegenstände (ein glatter Ring und ein Bruchstück einer Kette), die mit den Buckelringen in verschiedenen Fundstätten in Böhmen gefunden wurden, zur Abbildung, wobei einige Fundstätten, deren Fundobjecte sich im böhmischen Nationalmuseum befinden, angeführt werden.

Kleinere Mittheilungen. Geschenke an prähistorischen Objecten: Thongefässe, Stein- und Beinwerkzeuge aus der Umgebung von Schlan. Ein kleines Gefäss, Scherben und Beinwerkzeuge aus dem Urnengrabfelde von Modřan. Ein Sporn aus Böhm.-Brod u. s. w. — Berichte. Ueber die Reihengräber von Želiv, wo Skelete mit S-Ringen aufgefunden wurden. — Ueber Abfallgruben bei Bezno, in welchen Asche, Scherben von Thongefässen, bearbeitete Knochen, Steinmeissel, Wirtel und ein Bruchstück aus Bronzedraht gefunden wurden. — Ueber die Grabhügel bei Vysoký Hrádek. Daselbst wurden an 20 Grabhügel entdeckt, von welchen zwei geöffnet wurden, deren Inhalt aus Scherben von Thongefässen und einem Messer aus Eisen bestand. — Das Grab von Habartic enthielt einen Spiralarmring, einige dünne Bronzeringe, einige Phaleren von verschiedenartig getriebener Arbeit, eine Bronzeplatte, eine Menge von kleinen Ringelchen und Scherben von Thongefässen. — Vorhistorische Wallbauten in der Umgebung von Blovic. Im Walde „nahradě" bei Mitov befinden sich mit tiefen Gräben umzogene Ringwälle, die auf der inneren Seite verschlackt zu sein scheinen. Dieselben erreichen eine Höhe bis zu 10 m. Auf dem Kokšín-Berge befinden sich Ringwälle von Stein, die eine Höhe von 7 m erreichen. Der Umfang dieser Umwallung beträgt über 400 m. — Diesen Band beschliesst „Ein Wort des Redacteurs", enthaltend einen Abschiedsgruss an die Leser der „Památky archaeologické" von dem bisherigen, nunmehr abtretenden Redacteur Herrn Prof. Josef Smolík, welcher sich um die heimische Urgeschichtsforschung besondere Verdienste erworben, indem er durch sechs Jahre seine volle Aufmerksamkeit diesem wissenschaftlichen Fache zugewendet hat.

Památky archaeologické a místopisné. Bd. XIII.

Heft 1.

Heinrich Rychlý. Grabhügel bei Michalovic.

Bei Michalovic (Bez. Deutsch-Brod) befindet sich ein mit einem Graben umzogener Hügel, der bei einem Umfange von 200 Schritten eine Höhe von 5 m erreicht und den Namen „na baště" (d. i. auf der Bastei) trägt. Bei Durchforschung desselben wurden Scherben und zwei eiserne Nägel vorgefunden. Ehedem befand sich bei diesem Hügel, in der Entfernung von 1000 Schritten, noch ein zweiter Hügel, welcher 24 Schritte lang war, aber bereits abgetragen ist. In den Ueberresten desselben fand der Verfasser blos Scherben (einen Tragkorb voll), durchgehends von Gefässen herrührend, die auf der Drehscheibe gearbeitet, mit Ringstreifen und Punkten, auf den Böden aber mit Ringen und Vierecken verziert waren. Im Innern des Hügels sollen sich auf einem Steinpflaster zwei Gefässe befunden haben. Sonst wurden hier noch eiserne Nägel, ein eiserner Pfeilbolzen, ein viereckiger Nagel von Bronze oder vielleicht von blossem Messing, ein Pferdekinn, ein Feuerstein und ein Wetzstein von Schiefer vorgefunden. Der Verfasser hält diese Grabhügel (?) für sehr jung.

Robert v. Weinzierl. Bronzefunde bei Lovosic. (Mit Abbild. Taf. II.)

In der Ziegelei bei Lovosic wurden mehrere Kesselgräber geöffnet. Das eine Grab enthielt Asche, Thierknochen und wenig Scherben, und war zur Hälfte mit Steinen bedeckt. Das zweite Grab war 1 m tief und hatte 1·2 m im Durchmesser. Am Boden desselben befanden sich Asche, Knochensplitter und ein Menschenskelet; sonst war es ebenfalls wie das vorerwähnte Grab mit Gestein ausgefüllt und enthielt diverse Beigaben von Bronze, wie Korallen, Nadeln, Arm-

bänder, eine Dolchklinge und Ringe von Kupferdraht. In einem andern Brandgrabe wurde ein mit Graphit geglättetes Gefäss, gefüllt mit Bernsteinperlen und Golddraht, vorgefunden. Im vierten Grabe wurde ein Skelet gefunden, welches an der rechten Seite einen Paalstab aus Bronze und Holzreste von dessen Handhabe, zwei Nadeln und auf der Hüfte eine Dolchklinge (Alles von Bronze) trug.

Wenzel Diviš-Čistecký v. Šerlink. Gräber bei Dražkovic. (Mit Abbild. Taf. I u. II.)

Wie aus dem Sachverhalte erhellt, wurden bei Dražkovic (Bez. Pardubic) mehrere Skeletgräber vorgefunden, und nach der Beschreibung des einen Skeletes dürfte man es hier mit liegenden Hockern zu thun haben. Das genannte Skelet, welches in einer kauernden Lage vorgefunden wurde, trug an der Hüfte ein Eisenmesser und Ohrringe mit S-förmigem Schluss. Ferner wurden in der Nähe dieser Gräber auch Urnengräber constatirt, deren Gefässe alter Keramik angehören. In den grossen Urnen, welche in zwei Fällen je zwei nebeneinander standen, und die häufig von mehreren (3—4) kleinen Gefässen umgeben sind, wurden auch mehrere (2—3) andere kleine Gefässe, wie Näpfe, Schüsseln u. dgl., nebst Asche, Knochenüberresten und Beigaben von Bronze, namentlich Armringe, Fingerringe, Nadeln, eine Pfeilspitze, eine Kette und ein Ring vorgefunden. — Eine wissenschaftliche Durchforschung und eingehendere Beschreibung dieses Grabfeldes wäre wünschenswerth, namentlich hätte die Situation der betreffenden Gräber eine genauere Erklärung verdient.

Kleinere Mittheilungen. In Kopidlno wurden Skelete mit Haken-Ohrringen und in Nymburg Aschengruben mit Stein- und Beinwerkzeugen entdeckt. In Zliv bei Libáň wurden römische Alterthümer ausgegraben. — Als Nachtrag zu dem Grabfelde von Dražkovic berichtet Prof. Smolík, dass die Entfernung der Brandgräber von den Skeletgräbern 40 cm beträgt. Die Urnen befinden sich 60 cm und die Skelette 1·2 m tief unter der Erdoberfläche.

Bft. Jelinek.

10.

Eudel, Paul. Die Fälscherkünste (le Truquage). Autorisirte Bearbeitung von B. Bucher. XII u. 215 S. Leipzig. Fr. W. Grunow. 1885.

In siebenundzwanzig mehr anziehend geschriebenen als gründlich abgehandelten Capiteln erstreckt sich diese nützliche Zusammenstellung über alle Zweige der Kunst und des Alterthums, welche dem Eindringen von Fälschungen unterworfen sind, von den überlebensgrossen Basaltstatuen ägyptischer Pharaonen bis zu den Autographen noch lebender Berühmtheiten herabsteigend. Sie beruht zum grössten Theil auf gedruckten Quellen, entreisst aber hier Manches der Vergessenheit und bringt Anderes, das sich der Autor nach dem neuesten Recept französischer Sensations-Schriftsteller: Fachmännern in zwanglosem Geplauder ihre Erfahrungen abzulocken, angeeignet hat. Eudel ist Sammler, also nur auf beschränktem Gebiete zu Hause, offenbar am wenigsten in den älteren und ältesten Epochen. Indem wir ausheben, was für den Zweck dieser Mittheilungen aus dem Buche zu gewinnen ist, übergehen wir die ehrwürdigen Betrugsfacta, welche der Geschichte der prähistorischen Wissenschaft angehören, und beschränken uns auf einige Notizen über neuere, wahrscheinlich noch gegenwärtig blühende Zweige der Fälscher-Industrie.

R. de Mortillet, Conservator am Museum zu St. Germain, berichtet über die seit 20 Jahren schwunghaft betriebene Erzeugung von Feuersteinbeilen in den Steinbrüchen von Amiens. Sonntags oder am Feierabend kommen die Arbeiter im Steinbruch zusammen, um Steinwerkzeuge zu machen. Jeder sucht sich einen Flintknollen aus, dessen Gestalt ihm brauchbar erscheint, und braucht zur Formirung eines Stückes nur eine Viertelstunde Zeit. Durch Thonwasser wird eine Art Patina erzeugt; um den Stücken Glanz zu geben und die Schärfen abzuschleifen, reiben sie dieselben lange Zeit an ihren Beinkleidern. Die Abnehmer sind Händler und Reisende; auch Kennern werden die Steine nur partieweise verkauft, Echtes und Falsches untereinander, und der Erlös jedes Verkaufs unter alle Arbeiter getheilt. Andere bestreichen ihre Pfeilspitzen, Messer, Sägen etc. mit Oel und lassen sie über dem Feuer rösten; noch Andere ziehen die abwechselnde Einwirkung von Sonnenschein und Regen oder einen faulenden Düngerhaufen vor. Die gewiegteren Fälscher haben ihre Studien in Museen und Büchern gemacht. Auch jener Polycarpe, welcher 1881 den grossartigen Fund von Beauvais präparirte, hatte das Verfahren des Steinschnitts und die Behandlung der fertigen Sachen in der Gegend von Amiens und Abbeville gelernt. Ein ehemaliger Polizeicommissär, Herr Boeuf in Amiens, fabricirt Prähistorisches und verschickt allmonatlich gedruckte Preiscourante an seine Kundschaften. In einem solchen kommt nach Aufzählung von Knochen aus der Zeit des Mammuth und des Höhlenbären folgende Stelle vor: „Serie der Fälschungen, angefertigt von verschmitzten Arbeitern", und weiter folgende Ankündigung: „Amygdaloiden in natürlicher Farbe oder mit einer Fettsubstanz behandelt und im Ziegelofen gebacken. Eine Probe von diesen erhält jeder Käufer als Draufgabe."

Die Indianer in den Vorstädten von Mexiko machen aztekische Keramik, soviel man begehren kann. Auf der schlecht gebrannten Erde zeigen sich Amphibien, Vierfüssler, menschliche Figuren, concentrische Kreise und gekreuzte Linien, die mit Schilfrohr eingedrückt sind. Als Henkel dienen Schlangen, deren Augen und Mäuler durch Stückchen Obsidian angedeutet sind. Diese Arbeiten sind wohlfeil, werden daher von Reisenden zu Geschenkzwecken gerne gekauft; der Händler Baban verkauft „Fälschungen mexikanischer Idole" zu 2—25 Frcs.; man braucht also nicht nach Mexiko zu gehen, um derlei billig zu beziehen. Wie das Museum zu St. Germain, besitzt auch die ethnographische Ausstellung im Trocadero eine sehr instructive Abtheilung für Fälschungen, und es wäre wünschenswerth, dass solche neben allen grösseren Sammlungen prähistorischer und anthropologischer Gegenstände errichtet würden. Porto-Rico besorgt den Export von Antiquitäten Westindiens: Inschriften, deren Charaktere häufig der Keilschrift ähneln, erhaben auf schwarzen Thonplatten, rohe Arbeit für die Museen von Boston und Philadelphia. In Chancay bei Lima erzeugt man abscöne Poterien, welche gewissen pompejanischen Antiquitäten Concurrenz machen möchten, nach Eudel aber höchstens gut genug wären, die Schriften des Marquis de Sade zu illustriren.

Jedes der Capitel Eudel's liesse sich zu einem ganzen Buche erweitern; doch könnte auch ein mit aller Gründlichkeit geschriebenes Specialwerk nur eindringlich zur äussersten Vorsicht mahnen und müsste den Löwenantheil der Aufgabe, den Fälschern das Handwerk zu legen, nach wie vor der eigenen Erfahrung jedes Einzelnen überlassen.

Dr. M. H.

11.

Clermont-Ganneau, Ch. Les fraudes archéologiques en Palestine, suivies de quelques monuments phéniciens apocryphes. Avec 32 gravures et fac-similes. Paris. E. Leroux. 1885. 357 pp. (Bibliothèque orientale Elzévirienne XL.)

Gleichzeitig mit der deutschen Bearbeitung des „Truquage" erschien nun ein solches Specialwerk, das einen von Eudel in wenigen Zeilen erledigten Stoff in einem dicken Bande abhandelt.

Palästina ist bisher an archäologischer Ergiebigkeit hinter allen Ländern der alten Welt zurückgeblieben. Um diesem Mangel abzuhelfen, etablirten sich schon vor längerer Zeit Fälscher im Bazar von Jerusalem und fanden namentlich an Touristen, welche nicht ohne Reliquie aus dem heiligen Lande zurückkehren wollten, gute Käufer. Für die Dauer genügte es ihnen aber nicht, mit frei erfundenen Münztypen von Moses und anderen biblischen Autoritäten kleine Gewinnste zu erzielen; sie studirten die echten, namentlich inschriftlichen Denkmäler, und dem berüchtigten Schapira gelang es, wenigstens einmal die gelehrte Welt zu hintergehen; in einem zweiten Falle ward der kolossale Betrug noch rechtzeitig aufgedeckt. Dieser cause célèbre verdanken wir das Buch des Herrn Clermont-Ganneau, der an der Entwicklung beider Affairen direct betheiligt war und die Thätigkeit der schwarzen Bande auf dem Gebiet der biblischen Alterthümer zum Gegenstand seiner Specialstudien gemacht hat. Er hält es für nothwendig, dem Resultat seiner Untersuchungen die grösstmögliche Publicität zu geben, da die Erfahrung lehrt, dass der Enthüllung jeder grösseren Mystification ein Zeitraum der Ruhe folgt, während dessen die Fälscher, in ihre Schlupfwinkel zurückgescheucht, den Muth sinken lassen. Wenn sich die Wissenschaft auf rein passive, sozusagen interne Abwehr beschränkt, kann es nicht fehlen, dass ihr dereinst noch die auf dem Sinaï zerbrochenen Gesetzestafeln und das Gelbbuch von Zion mit der diplomatischen Correspondenz Salomo's und der Königin von Saba bescheert werden.

An einer Reihe erfolgloser Betrugsversuche mit griechischen und moabitischen Inschriften, mit dem Siegel des Königs David, welches Herrn Clermont um den wirklich mässigen Preis von 10 Frcs. angeboten wurde, mit der Inschrift von Wadi Quadûm, Steingewichten u. dgl. bemerken wir durchgehends dasselbe Princip: „qui consiste à s'inspirer d'antiquités authentiques signalées à l'attention par une découverte récente". An den meisten dieser Facten, die in den Anfang der Siebziger Jahre fallen, war der christliche Araber Martin Boulos hervorragend betheiligt. Gegen das Ende desselben Decenniums erschien Herr Schapira mit dem Sarkophage Samson's, dessen pseudomoabitische Charaktere keinen Anfänger täuschen konnten. Im Anfange unseres gegenwärtigen Jahrzehnts tauchten, wieder an authentische Funde sich anlehnend, hebräische Inschriften von Siegelringen, Lampen, Ossuarien auf, erzielten jedoch keinen längeren Erfolg. Aber schon war es Schapira und dem Fälscher Selim Qari gelungen, mit den famosen moabitischen Terracotten ihre Kukukseier in die ehrwürdigen Räume des Berliner Antiquariums zu legen und den preussischen Staatsschatz um 20.000 Thaler zu erleichtern. Der ausführlichen Darstellung dieses in den Hauptmomenten hinlänglich bekannten Falles widmet Herr Clermont-Ganneau mit vollem Behagen beinahe zweihundert Seiten seines Buches. Er verfolgt denselben in 14 Capiteln durch alle Phasen von der ersten Reclame bis zu jenem Epilog im preussischen Landtag, wo Mommsen über den unanständigen Ton der wissenschaftlichen Debatte sein Bedauern aussprach, und es ist nicht zu verkennen, dass der Autor dabei von anderen Zwecken geleitet wird, als von der „nécessité de démasquer ces fraudes dans l'intérêt de la science". Er findet es „gut, zu erinnern, dass Schapira ein zum Protestantismus übergetretener Jude war", u. dgl. Ebenso eingehend ist er über die zweite Ueberraschung, welche der Genannte (1883) den Semitologen bereiten wollte, die Thorarollen mit den Fragmenten der Deuteronomion. Die Sache ist erledigt, und wir sehen den Nutzen einer so gründlichen Revision des ganzen Processes nicht recht ein. Nur ein Novellist darf sich das Motto wählen: „l'histoire vaut la peine d'être contée" (S. 32). Schapira hat sich bekanntlich im März v. J. selbst den Tod gegeben und damit ein Schuldbekenntniss geliefert, welches nicht weniger deutlich spricht, als jener S. 176 f. mitgetheilte Brief, in dem Selim Qari seine Fälschungen bekennt, und worin er von Schapira sagt: „Ich will ihn zu Grunde richten, wie er mich zu Grunde gerichtet hat; denn ich kenne sein ganzes Geschäft." Trotzdem ist Clermont-Ganneau geneigt, die Schuld an diesem Blute Anderen aufzuladen: „ce sont bien ceux, dont la crédulité, masquée trop tard par un revirement mal-adroit, à été la véritable cause de sa perte".

In den weiteren Capiteln handelt er von apokryphen phönikischen Alterthümern, erzählt des Langen und Breiten die Geschichten eines Wiener Intaglio, von dessen moderner Entstehung schon Baron Sacken überzeugt war, eines Scarabäus im Louvre, einer Bronze des British Museum und anderer Anticaglien. Man wird diese enquête rétrospective, wie der Verfasser sein Buch nennt, von dem Vorwurf, offene Thüren einzurennen, trotz seines verdienstlichen Antheils an der Aufdeckung mancher Betrügerei, nicht ganz freisprechen können.

Dr. M. H.

Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen.

(Zweiter Beitrag.)

Von **Prof. Dr. M. Holl** in Innsbruck.

(Hiezu 24 Maass-Tabellen und 12 Abbildungen auf Tafel Nr. I.)

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien veranlasste im Vorjahre (1884) abermals eine Untersuchung der craniologischen Verhältnisse in den Alpenländern und betraute mich von Neuem mit der Erforschung Tirols.

Das vorliegende Elaborat, welches nur einen Theil der im Sommer 1884 gesammelten Erfahrungen bringt, schliesst sich dem in diesen Mittheilungen [1]) veröffentlichten Aufsatze: „Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen" unmittelbar an.

Als Hauptresultat der ersten Untersuchung hat sich ergeben, dass 3 Arten von Schädeltypen in Tirol zu beobachten sind: 1. ein dolichoider (mit mesocephalem Index), 2. ein brachycephaler und 3. ein hyperbrachycephaler Typus.

Für die Richtigkeit dieser Angaben lieferte die zweite Untersuchung einen neuen Beweis; dieselben müssen aber dahin erweitert werden, dass zu diesen drei Typen ein neuer, vierter hinzutritt, welcher dolicephaler genannt werden möge, und welcher in gewissen Localitäten sich einer grossen Verbreitung erfreut. Ich habe diesen Typus bei meiner ersten Excursion vergeblich gesucht, wurde aber zum Glauben an die Existenz eines solchen durch die Funde von manchen extrem Mesocephalen hingeführt.

Dass ein Zusammenhang desselben mit dem dolichoiden existirt, ist ausser Zweifel, insoferne in verschiedenen Ossuarien zwischen den in eine Reihe gestellten Dolichocephalen und Mesocephalen eine scharfe Grenze überhaupt nicht gefunden werden konnte.

1. Der dolichocephale Typus. Dieser Typus (Abb. Taf. I, Fig. 1, 2, 3) ist es, der von Kollmann [2]) als leptoprosoper, dolichocephaler Typus Europas angeführt wird. Es sind extrem lange, sehr schmale Schädel mit weit nach hinten ausgezogenem, pyramidenförmigem Occiput; die Schläfen sind weit ausgedehnt, flach. Die Arcus superciliares, Lineae semicirculares und Protuberanzen sind meist gut entwickelt. Das Gesicht ist schmal und lang; die Orbitaleingänge weit, die Nase schmal und hoch; der Oberkiefer orthognath oder leicht prognath, der Alveolarfortsatz meist prognath.

Speciellere Beschreibung: Die Norma verticalis ergibt einen fast elliptischen Contour, oder ein langgestrecktes Oval, das nach vorne und hinten sich verschmälert und die grösste Breite bei den Parietalhöckern findet; nahezu das ganze Stirnbein und ein grosser Theil der Occipitalschuppe sichtbar. Seitenwandbein und Schuppe des Hinterhauptes nehmen zwei Drittel der Länge des Schädels für sich in Anspruch. Betrachtet man die Schädel von oben und vorne, so sieht man, wie His und Rütimeyer angeben, zwei ziemlich gerade Linien von der Gegend der Tubera parietalia gegen die Hinterhauptsspitze convergiren, die nichts anderes sind, als die Kanten, in denen die obere Occipitalfacette mit den beiden seitlichen zusammenstösst. Die Norma verticalis zeigt den Schädel lang und schmal; die Jochbogen sind meist nicht sichtbar (kryptozyp). Die Tubera parietalia verstrichen, die Stirnhöcker mehr markant.

Die Norma temporalis lässt sehr schön die bedeutende Länge erkennen. Das Stirnbein biegt bei den Stirnhöckern, nachdem es schon mit seinem Anfangstheil gering rückfliegend war, ziemlich rasch in den langen platten Scheitel um und nimmt fast mit dem ganzen Theil seiner Schuppe Antheil an dem Aufbau desselben; beim Bregma hat der Scheitelcontour in vielen Fällen eine leichte Erhöhung, um dann bis beiläufig in der Mitte des Scheitelbeines gerade nach hinten zu gehen, woselbst er nach hinten abzufallen beginnt und sich in den Contour des oberen Theiles der Schuppe des Occiputes gleichlaufend fortsetzt. Sein Ende erreicht er bei dem prominentesten Theil der Wölbung der Schuppe (welche sich gewöhnlich etwas ober der Protuberantia occipitalis externa vorfindet), und geht dann in den Hinterhauptscontour über, welcher von dieser Stelle an, in ziemlich raschem Bogen nach vorne und unten zieht, und eine Zeit lang an dem basalen Theile des Schädels nach vorne verläuft. Und wie in der Ansicht von oben die Bildung des pyramidenförmigen hinteren Theiles der Schädelkapsel durch die Seitencontouren ersichtlich ward, so findet man

[1]) XIV. Bd. 1884.

[2]) Archiv für Anthropologie, 13. Bd., S. 218; daselbst auch Angabe der Synonyme für diesen Typus.

diese Bildung auch in der Profilansicht, durch einen oberen und unteren Contour fast noch deutlicher. Die Protuberantia occipitalis externa ist nach abwärts gerichtet. Die Schläfen sind lang, flach, offen und von einer mehr minder entwickelten, einfachen oder doppelten Linea temporalis nach aufwärts abgegrenzt. Eine auf die obere Begrenzungskante des äusseren Gehörganges gestellte Senkrechte theilt den Schädel in einen längeren postauricularen und einen kürzeren präauricularen Antheil; der Hinterkopf erscheint im Vergleiche zum Stirntheile enorm entwickelt, nach hinten und abwärts gesunken, so dass die Pars basilaris occipitis (Clivus) scharf ansteigen muss, um den vorderen basalen Theil zu erreichen. Die Processus mastoidei und die Protuberantia occipitalis externa meist gut entwickelt, sogar mächtig.

Das Gesicht ist orthognath (in den meisten Fällen), fast constant eine geringe alveolare Prognathie.

Die Ansicht von hinten ergibt ein Fünfeck, der obere Winkel desselben trifft die Sutura sagittalis, an welcher Stelle sich meist eine sagittale Kante bemerkbar macht. Von dieser Kante fallen zwei Begrenzungslinien rechts und links gegen die stumpfen, breiten Scheitelhöcker ab, um in zwei seitliche überzugehen, welche nach abwärts meist gering convergiren, um rechtwinklig in den unteren Contour des Occiputes einzutreten. Sehr deutlich erkennbar die pyramidenförmige Bildung des hinteren Theiles des Schädels.

Die Norma basilaris lang, schmal, elliptisch. Das Foramen occipitale magnum gleich hinter Mitte, oval, meist viel länger als breit; ein grosser Theil der Occipitalschuppe sichtbar.

Gaumen geräumig (Torus palat.), seitlich durch steile Processus alveolares begrenzt, vorne (bei alveolarer Prognathie) in den Proc. alveol. direct übergehend.

Die Norma facialis zeigt die schmale, stark rückfliegende Stirne, die mässige Verbreiterung des Schädels gegen die Tubera parietalia hin, ferners die obenerwähnte sagittale Kante, die schon zwischen dem mächtigen Arcus superciliares (Torus frontalis) beginnt und sich sehr deutlich macht.

Augenhöhlen sehr weit, Septum interorbitale schmal; Gesicht schmal und hoch, Nase desgleichen; Fossae oder Sulci praenasales meist erkennbar. Nasenrücken steil und hoch.

Der Längenbreitenindex dieser Cranien ist immer dolichocephal. Ich gebe die Mittelmaasse dieser Cranien und reihe zum Vergleiche die des Hohberg'schen Typus und die Kollmann'schen Zahlen [1]) an.

[1]) l. c. S. 219.

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L.:B.	L.:H.	B.:H.
Tirol	189	139	132	530	73·7	69·6	94·2
Hohberg	192	135	140	527	70·7	73·3	103·6
Kollmann	—	—	—	—	71·5	72·2	100·7

Die Dolichocephalen zeigen nach den entsprechenden Indices schmale Obergesichter und leptoprosope Oberkiefer. Der Nasenindex konnte nur in 12 Fällen bestimmt werden; er ergab 5mal Leptorrhinie und 7mal Mesorrhinie; der Orbitalindex in 12 Fällen 2mal Chamaekonchie, 3mal Meso- und 7mal Hypsikonchie.

Ueber die Verbreitung des Typus und die Zahl seines Vorkommens wird später gehandelt werden.

2. Der dolichoide Typus (Kollmann).

Der dolichoide Typus, dessen genauere Beschreibung bereits im ersten Aufsatze über die in Tirol vorkommenden Schädelformen (diese Mitth. 1884, S. 79 und 80 und Abbild. Taf. I, Fig. 1—3) gegeben wurde, zeigte bei den neuen Untersuchungen dieselben Charaktere, so dass ich auf das bereits Gesagte verweisen kann. Es finden sich manchmal oder sogar meist keine scharfen Grenzen gegen den dolichocephalen Typus einerseits und andererseits gegen den dolichoid brachycephalen resp. brachycephalen hin. Wie die Schädel an Schmalheit und Länge gewinnen, nähern sie sich dem ersten Typus, während ein Anlehnen an den brachycephalen durch Gewinnen an Breite oder Verlust an Länge geschieht. Der Längenbreitenindex ergibt im Mittel immer einen mesocephalen; dabei ist aber nicht ausgeschlossen, dass dolichoide (mesocephale) Formen mit einem Index von 74·8—74·9, 75·0 bis 80·0—81·5, ja selbst etwas darüber angetroffen werden.

Die Mittelmaasse der dolichoiden Cranien mit mesocephalem Index sind folgende:

		Zum Vergleiche			
	Erste Reise	Rabl-Rückhard Ranke's Messungen in Tirol	Reihengräber nach Kollmann	Siontypus
Länge	182	183	181	182	187·7
Breite	142	143	142	138	144·8
Höhe	130	131	131	132	140·6
Horizontalumfang	521	527	520	—	531·9
L. : B.	78·1	78·1	78·0	76·4	77·2
L. : H. . . .	71·8	71·4	71·7	73·5	74·9
B. : H. . . .	92·2	92 9	91·8	95·5	97·1

Beim Vergleiche der Zahlen muss wohl auf die verschiedenen Messungsmethoden Rücksicht genommen werden.

3. Der brachycephale Typus.

Auch über diesen Typus wurde im ersten Aufsatze (l. c. S. 97 und 98 und Abbild. Taf. I, Fig. 4—12) gehandelt und ich kann das Wesentliche nur nochmals bestätigen; hervorheben möchte ich aber nochmals, dass die Brachycephalen bei einer gewissen Länge eine geringere oder grössere Breite oder gleiche Breite aufweisend, kürzer und länger sein können; gewöhnlich zeigt sich auch die Occipitalschuppe bei den, man möchte fast sagen langen Brachycephalen (die schmäler erscheinen) ziemlich convex, prominent, ausgebaucht, während bei den kurzen Brachycephalen (die breiter erscheinen), diese Verhältnisse weniger ausgesprochen sind.

Es gibt Brachycephali, die, wenn auch im Entfernten, fast den Eindruck des Dolichoidismus machen, bei welchen der Index von L. : B. aber constant Brachycephalie ergibt; ich nannte diese Unterart dolichoid-brachycephale Cranien; und wie ich dieselben bei meiner ersten Excursion angetroffen, fand ich sie auch diesmal vor.

Anlangend den Längenbreitenindex des brachycephalen Typus, so ist derselbe meist brachycephal, er kann aber denselben bis auf 85 und einige Decimalen, ja wie ich einigemal sah, selbst auf 86·0 verlegen; mit einem Index von 85·0, 85·1, also hyperbrachycephalem Index, trifft man ungemein viele Brachycephale an. Dass der Index von ihnen unter die Grenze, d. h. unter 80·0 sinkt, traf ich niemals an.

Die gewonnenen Mittel aus den Maassen der Brachycephalen mit gleichem Index sind folgende:

		Zum Vergleiche:		
	Erste Reise	Rabl-Rückhard und Ranke (Tirol)		Brachycephale aus Reihengräbern nach Kollmann
Länge	176	179	178	173
Breite	145	148	143	144
Höhe	129	133	129	127
Horizontalumfang	517	530	522	—
L. : B.	82·4	82·7	82·7	83·5
L. : H.	73·1	74·9	73·2	73·3
B. : H.	88·7	89·4	90·1	88·1

4. Der hyperbrachycephale Typus (Brachycephalia posterior).

Die Form der Schädel, die diesem Typus angehören, wurden (l. c. S. 95 und 96 und Abbildung Taf. II, Fig. 1—12) im ersten Aufsatze geschildert. Es sind sehr kurze, enorm breite, ziemlich hohe Schädel, von oben stumpf oval; die Verkürzung der Schädel betrifft hauptsächlich den postauriculären Antheil, manchmal in dem Grade, dass dieser kaum ein Drittel der ganzen Länge der Schädel einnimmt; an dieser Verkürzung allein schon ist der hyperbrachycephale Typus in Tirol zu erkennen. Der Hinterhauptsantheil der Schädel charakterisirt sich auch noch dadurch, dass die Schuppe des Occipitale entweder nur wenig convex und prominent, oder flach gebildet ist und im ersten Falle weniger, aber doch, im zweiten Falle ungemein steil abfällt, so dass das Cranium bei der Profilansicht einen ganz eigenthümlichen Ausdruck erhält, in der Weise etwa, als wäre der Hinterkopf ganz platt gedrückt; viele Schädel kann man in der That auch auf die hintere Region aufstellen. Es ist einleuchtend, dass unter solchen Verhältnissen die Scheitelbeine eine Abknickung erleiden und andererseits die ganze Schuppe des Occipitale zum Aufbau des hinteren Theiles der Schädel verwendet werden müssen; demzufolge wird nur ein ganz kleiner Theil der Schuppe, die Region unter der Linea nuchae zum Aufbau der Schädelbasis verwendet und das Foramen occipitale magnum muss ganz nach hinten rücken. Bei hyperbrachycephalen Cranien ist der Höhendurchmesser des Planum nuchale bedeutend verkürzt, derselbe des Planum supranuchale (der Region der eigentlichen Schuppe) hat bedeutend gewonnen, während diese Verhältnisse bei den anderen Typen nicht angetroffen werden; so sind z. B. beim dolichocephalen Typus die Höhenverhältnisse fast gleich. In extremen Fällen von Hyperbrachycephalie erleidet die Schuppe beim Uebergang in die Basis eine fast rechtwinkelige Knickung.

Die Verhältnisse der Längenbreitenindices anlangend, so tragen nicht alle Cranien, die einen hyperbrachycephalen Index führen, auch einen solchen Typus an sich, wie bereits aus dem früher Angeführten ersichtlich ist. Wohl ist durchschnittlich diesem Typus ein hyperbrachycephaler Index eigen, aber man findet relativ genug Fälle, wo ein exquisit hyperbrachycephaler Schädel einen brachycephalen Index aufweist.

Auf Maasstabelle XXI Nr. 19 ist ein Schädel, der einen Längenbreitenindex von **82·8** aufweist. Nach dem Index beurtheilt, wäre er ein Brachycephalus, während die charakteristische Form der Bildung des Hinterkopfes ihn zu den Hyperbrachycephalen stellt. Dieser herausgegriffene Fall lehrt, wie die Beurtheilung von Schädeln nur nach den Längenbreitenindices werthlos ist, und dass immer auf die Form des Schädels Rücksicht genommen werden muss.

Andererseits trifft man Schädel mit hyperbrachycephalem Index und in der Form den kurzen Brachycephalen gleichend, vielfach an.

Das Hauptcharakteristicum des hyperbrachycephalen Typus bildet stets die (oft) enorme Verkürzung des retroauriculären Antheils der Schädel, so dass man diesen Typus als Brachycephalia posterior hinstellen könnte. Es wäre überhaupt wichtig, an allen Schädeln das Verhältniss der praeauriculären zur retroauriculären Länge zu bestimmen, da gerade daselbst die Schädel Hauptdifferenzen, welche sofort in die Augen fallen, aufweisen.

Die Mittel der wichtigsten Maasse der hyperbrachycephalen Typen mit einem solchen Index sind:

		Zum Vergleiche:		
		Erste Reise	Rabl-Rückhard und Ranke (Tirol)	His und Rütimeyer Disentistypus
Länge	172	174	173	170·6
Breite	150	153	150	147·6
Höhe	129	133	132	139·6
Horizontalumfang	515	525	520	512·7
L. : B. . . .	87·3	87·9	87·4	86·5
L. : H. . . .	74·8	76·2	74·7	81·8
B. : H. . . .	85·5	86·3	85·6	94·6

Diese 4 angeführten Typen sind es, welche im Ranke'schen Schema[1]) als schmalgesichtige Langköpfe (Hohberg-Typus H. und R., Reihengräber-Typus E., Franken V., Germanen H., leptoprosope Dolichocephale K.), schmalgesichtige Mittelköpfe (sarmatisch-germanische Mischform H.), und schmalgesichtige Kurzköpfe (Disentistypus H. und R., moderne Schädelformen in Südbaden E., süddeutsche Brachycephalie V., Sarmaten H., leptoprosope Brachycephale K.) erscheinen, wobei bemerkt werden muss, dass in den schmalgesichtigen Kurzköpfen unsere brachycephale und hyperbrachycephale Form aufgenommen erscheint.

Mit dieser Angabe entfällt eine weitere Auseinandersetzung über das Vorkommen und die Verbreitung der Tiroler Typen ausserhalb Tirol und die Erläuterung des Zusammenhanges der in Tirol vorkommenden Schädelformen mit aussertirolischen.

Von den leptoprosopen Brachycephalen Kollmann's sollte man jedenfalls jene Formen, die als hyperbrachycephaler Typus angeführt wurden, lostrennen und sie als eigenen Typus, als leptoprosope Hyperbrachycephali oder als eptoprosope Brachycephalia posterior hinstellen, da sie ja in der Bildung des Hirnschädels so markante Eigenthümlichkeiten zeigen. Will man dies nicht thun, so ist jedenfalls zu bemerken und im Auge zu behalten, dass die leptoprosopen Brachycephalen zwei differente Typen bergen, den als brachycephal und hyperbrachycephal bezeichneten, welche beide in der Form des Hirnschädels grosse Unterschiede zeigen.

Es ist höchst wahrscheinlich, dass die leptoprosope Hyperbrachycephalie oder Brachycephalia posterior in Tirol von den Ladinern herstammt, wenigstens fand ich diesen Typus in einem Hauptsitze von ihnen, in Pufels in Gröden relativ reichlich vor, und andere gesammelte Erfahrungen, so z. B. das relativ häufige Vorkommen dieses Typus in deutschen Orten Tirols, die ausser Zweifel früher ladinische waren, drängen mich zu dieser Aussage hin.

An dieser Stelle möge nochmals erwähnt werden, dass es für die Erforschung der craniologischen und anthropologischen Verhältnisse Tirols von grossem Belange wäre, wenn Dr. Tappeiner, welcher für die Anthropologie Tirols bereits so viel Verdienstliches geleistet hat, sich herbeiliesse, den gefundenen, so wichtigen prähistorischen Grödnerschädel [1]), welcher eine Hauptzierde der exequisiten Tappeiner'schen Schädelsammlung bildet, abbilden zu lassen; der Schädel verdient mehr als die knappe Beschreibung, die ihm Tappeiner bisher zu Theil werden liess. Gleichzeitig möchte ich mir erlauben, auf zwei Irrthümer aufmerksam zu machen, die Tappeiner bei Beschreibung zweier Schädel (l. c. Seite 35 und 43) unterlaufen sind. Der eine Schädel hat eine vollständige, der andere eine theilweise Synostose der Kranznaht (bei erhaltener Stirnnaht); diese Cranien werden als normale Ultra-Hyperbrachycephali hingestellt, während sie doch als pathologische Formen, als Acrocephali (bedingt durch prämature Synostose der Kranznaht) aufzufassen sind [2]).

Ich will nun die Verbreitung und die Häufigkeit des Vorkommens der erwähnten Typen in den diesmal untersuchten Localitäten erörtern.

Es wurden folgende Ossuarien untersucht: 1. Strass (am Eingange in's Zillerthal), 2. Schlitters, 3. Fügen, 4. Uderns, 5. Ried, 6. Aschau, 7. Zell am Ziller, 8. Hippach, 9. Mayrhofen (alle im Zillerthale),

[1]) Zur Methodik der Craniometrie und über bayrische Schädeltypen. Sep.-Abdr. aus dem Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1883, Nr. 10.

[1]) Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette communi. Innsbruck 1883.

[2]) Der eine Schädel ist ein schöner acrocephaler Stirnnahtschädel.

10. Finkenberg (im Tuxerthale, einem westlichen Thalaste des Zillerthales), 11. Gerlos (im Gerlosthal, ein östlicher Ausläufer des Zillerthales), 12. Luttach, 13. Sand in Taufers, 14. Gais, 15. St. Georgen (die ersten zwei im Ahrenthale, die letzten zwei bei der Mündung desselben in das Pusterthal), 16. Dietenheim, 17. St. Lorenzen, 18. Reischach (alle im Pusterthale), 19. St. Martin (im Enneberger oder Gaderthale), 20. Eggenthal (im Thale gleichen Namens, Mündung in's Etschthal bei Bozen), 21. Vigo di Fassa, 22. Alba, 23. Campitello (alle im Val di Fassa) und 24. Pufels im Grödnerthale.

Am reichlichsten sind die Ossuarien im Zillerthale vorhanden; im Ahrenthale, obwohl ich es von Anfang zu Ende durchwanderte, traf ich nur jene genannten; ähnliche Verhältnisse in den anderen Thälern.

Die Zahl der untersuchten Schädel betrug 622, deren Vertheilung auf die einzelnen Ossuarien in der nebenstehenden Tabelle zu ersehen ist: es sind 17 dolicho-, 145 meso-, 262 brachy- und 198 hyperbrachycephal.

Der dolichocephale Typus tritt nur im Zillerthale und Finkenberg auf.

Der dolichoide Typus wurde im Zillerthale, im Tuxerthale, im Gerlosthale, spärlich im Pusterthale, reichlicher im Val di Fassa angetroffen; im Gaderthale wurde nur ein dolichoides Cranium gefunden.

Der brachycephale und hyperbrachycephale Typus kamen in allen untersuchten Thälern, mit Ausnahme des Gerlosthales (wo nur dolichoide und brachycephale Cranien vorhanden), zur Beobachtung. Einige Thäler, wie z. B. das eigentliche Ahrenthal, Grödnerthal, Eggenthal, weisen überhaupt nur brachycephale und hyperbrachycephale Typen auf; man muss hieher auch das Gaderthal rechnen, wenn man von dem dort gefundenen einzigen Mesocephalen absieht.

Das percentuelle Verhältniss der vorkommenden Typen ist folgendes (weiter unten Tabelle).

Den grössten Percentsatz an Dolichocephalen, welche nur im Ziller- und Tuxerthale vorkommen, weisen Uderns (12·5%), den niedersten Fügen (3·5%) auf. Am reichsten ist durch Mesocephale (wenn man von Hippach absieht) Gerlos (61·5%) und Fügen (60·7%) vertreten, wie überhaupt im Zillerthale, Tuxer und Gerlosthale das mesocephale Element einen mächtigen Stock bildet; am wenigsten Mesocephale sind in St. Lorenzen (6·0%) und St. Martin (6·6%) vorhanden. Im Val di Fassa ist das mesocephale Element wenig ausgebreitet, während in dieser Beziehung vom Pusterthale erst nach weiteren ausgedehnteren Forschungen etwas des Näheren gesagt werden kann.

Die Brachycephalie, welche in allen Ossuarien angetroffen wird, ist percentuell am stärksten in Luttach (77·7%) im Ahrenthal, am geringsten in Fügen (25·0%) im Zillerthal, nach Thälern beurtheilt, am stärksten im Ahrenthale (48·1%), am schwächsten im Eggenthal (30·0%) und Gaderthale (33·3%).

Die Hyperbrachycephalie ist am stärksten vertreten in Pufels, Sand, Eggenthal und Gaderthal; spärlich im Mayerhofen und Finkenberg.

Die Vertheilung der percentuellen Verhältnisse nach Thälern ist folgende:

	Zahl der Schädel	Dolichocephalie	Mesocephalie	Brachycephalie	Hyperbrachycephalie
1. Zillerthal mit Tuxerthal und Gerlosthal	296	5·7	42·5	42·2	9·4
2. Ahrenthal	27	.	.	48·1	51·8
3. Pusterthal (mit den Orten Gais, Georgen)	158	.	5·0	45·5	49·3
4. Gaderthal	15	.	6·6	33·3	60·0
5. Eggenthal	10	.	.	30·0	70·0
6. Val di Fassa	110	.	12·7	38·1	48·1
7. Grödnerthal	18	.	.	38·8	61·2

Nach den einzelnen Ossuarien erfolgt die Vertheilung:

	Zahl der untersuchten Schädel					in Percenten			
		dolich.	mesoc.	brach.	hypbr.	dolich.	mesoc.	brach.	hypbr.
1. Strass	23	1	10	10	2	4·3	43·4	43·4	8·6
2. Schlitters . .	28	—	9	15	4	—	32·1	53·5	14·2
3. Fügen . . . ,	28	1	17	7	3	3·5	60·7	25·0	10·7
4. Uderns	40	5	14	19	2	12·5	35·0	47·5	5·0
5. Ried	5	—	2	2	1	—	40·0	40·0	20·0
6. Aschau	8	—	4	3	1	—	50·0	37·5	12·5
7. Zell am Ziller	84	5	33	37	9	5·9	39·2	44·0	10·7
8. Hippach . . .	1	—	1	—	—	—	100·0	—	—
9. Meyrhofen . .	28	3	8	15	2	10·7	28·5	53·5	7·1
10. Finkenberg . .	26	2	15	7	2	7·6	57·6	26·9	7·6
11. Gerlos	13	—	8	5	—	—	61·5	38·5	—
12. Luttach . . .	9	—	—	7	2	—	—	77·7	22·2
13. Sand	18	—	—	6	12	—	—	33·3	66·6
14. Gais	16	—	—	9	7	—	—	56·2	43·8
15. St. Georgen .	10	—	1	5	4	—	10·0	50·0	40·0
16. Dietenheim .	15	—	—	8	7	—	—	53·3	46·7
17. St. Lorenzen .	115	—	7	49	59	—	6·0	42·6	51·4
18. Reischach . .	2	—	—	1	1	—	—	50·0	50·0
19. St. Martin . .	15	—	1	5	9	—	6·6	33·3	60·0
20. Eggenthal . .	10	—	—	3	7	—	—	30·0	70·0
21. Vigo di Fassa	50	—	10	18	22	—	20·0	36·0	44·0
22. Alba	13	—	1	5	7	—	7·6	38·4	53·8
23. Campitello . .	47	—	4	19	24	—	8·5	40·4	51·0
24. Pufels	18	—	—	7	11	—	—	38·8	61·2
Summe	622	17	145	262	198	2·7	23·3	42·1	31·8

Die wichtigsten Maasse sind:

Ort	Dolichocephale							Mesocephale							Brachycephale							Hyperbrachycephale						
	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.
1. Strass	186	138	128	530	74·2	68·8	92·8	184	145	133	527	78·7	72.2	91·8	177	145	128	518	82·8	72·5	88·2	180	155	134	534	86·1	74·5	86·6
2. Schlitters	—	—	—	—	—	—	—	183	142	129	522	77·3	70·4	90·7	179	148	130	522	82·5	72·7	88·0	171	151	126	519	88·0	70·7	81·7
3. Fügen	190	142	132	526	74·7	69·5	93·0	181	143	133	526	78·1	72·1	92·4	175	144	127	509	82·2	73 0	88·7	169	149	125	514	88·8	71·4	81·2
4. Uderns	189	139	138	526	73·7	72·3	98·5	183	142	130	521	77·2	71·1	92·0	175	145	129	520	81·8	73·3	89·3	182	158	124	537	86·5	68·0	78·6
5. Ried	—	—	—	—	—	—	—	183	145	126	524	79·5	69·1	86·9	175	141	128	510	80·8	73·1	90·4	182	156	124	538	85·7	68·1	79·5
6. Aschau	—	—	—	—	—	—	—	183	142	128	522	77·9	69·9	89·8	179	146	130	518	81·4	72·8	89·4	166	147	132	503	88·6	79·5	89·8
7. Zell am Ziller	193	142	132	541	74·0	68·6	92·7	185	144	126	527	78·2	70·8	90·8	179	147	125	519	81·8	75·1	88·2	170	149	127	510	87·0	74·6	86·4
8. Hippach	—	—	—	—	—	—	—	174	136	128	497	78·2	73·6	94·1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
9. Mayrhofen	186	137	134	518	73·3	71·3	95·7	183	142	130	523	77·5	71·7	92·6	179	148	129	522	83·1	72·1	87·4	168	153	123	510	91·2	75·5	78·9
10. Finkenberg	193	140	129	541	72·5	67·1	92·4	185	144	129	525	77·9	70·1	90·0	178	144	126	519	80·9	70·5	87·3	180	157	135	539	87·2	75·0	84·4
11. Gerlos	—	—	—	—	—	—	—	184	142	133	526	77 3	72·1	94·2	174	142	124	507	81·8	70·4	86·9	—	—	—	—	—	—	—
12. Luttach	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	175	145	130	514	82·8	74·4	89·9	171	148	128	512	86·6	74·6	86·2
13. Sand in Taufers	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	178	149	135	523	83·4	75·3	90·1	172	150	132	520	87·3	76·7	87·8
14. Gais	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	173	144	128	507	83·5	74·2	88·9	166	143	129	496	86·2	77·4	89·8
15. St. Georgen	—	—	—	—	—	—	—	185	142	138	533	76·8	74·6	97·2	175	145	129	514	82·9	72·8	87·8	171	149	134	514	87·3	78·3	89·2
16. Dietenheim	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	174	144	128	512	82·4	74·1	89·8	170	148	129	509	86·9	76·4	88·0
17. St. Lorenzen	—	—	—	—	—	—	—	175	138	124	508	78·9	70·6	89·5	177	142	125	515	82·8	72·9	88·4	173	148	128	511	87·5	75·2	84·3
18. Reischach	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	186	153	137	548	82·3	73·7	89·5	162	144	124	493	88·9	76·5	86·1
19. St. Martin	—	—	—	—	—	—	—	181	143	134	521	79·0	74·0	93·7	172	142	131	508	82·8	75·5	92·0	171	148	132	515	86·7	76·7	88·5
20. Eggenthal	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	176	147	128	518	83·4	72·9	87·4	168	145	125	502	86·1	74·6	86·5
21. Vigo di Fassa	—	—	—	—	—	—	—	179	140	135	516	78·3	75·7	96·7	178	147	132	522	82·7	74·2	89·7	181	150	139	515	87·1	77·7	89·3
22. Alba	—	—	—	—	—	—	—	184	146	140	530	79·3	76·1	95·9	177	144	123	518	81·7	69·3	85·4	169	146	125	505	86·5	73·6	84·9
23. Campitello	—	—	—	—	—	—	—	174	136	121	501	77·9	69·7	89·4	174	144	126	513	82·7	72·4	87·4	166	145	126	518	87·1	76·1	85·2
24. Pufels	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	171	142	128	512	83·0	74·9	90·6	170	149	129	512	87·5	76·4	87·3
Im Mittel	189	139	132	530	73·7	69·6	94·2	182	142	130	521	78·1	71·8	92·2	176	145	129	517	82·4	73·1	88·7	172	150	129	515	87·3	74 8	85·5
Erste Excursion	—	—	—	—	—	—	—	183	143	131	527	78·1	71·4	92·9	179	148	133	530	82·7	74·9	89·4	174	153	133	525	87·9	76·2	86·3
Messungen von Rabl-Rückhard und Ranke in Tirol	—	—	—	—	—	—	—	181	142	131	520	78·0	71·7	91·8	178	143	129	522	82·7	73·2	90·1	173	150	132	520	87·4	74·7	85·6
Die Tiroler haben daher im Mittel	189	139	132	530	73·7	69·6	94·2	182	142	131	523	78·1	71·6	92·3	177	145	130	523	82·6	73·7	89·4	173	151	131	520	87·5	75·2	85·8
Zum Vergleiche Hohbergtypus, Siontypus und Disentistypus	192	135	140	527	70·7	73·3	103·6	187·7	144·3	140·6	531·9	77·2	74·9	97·1	—	—	—	—	—	—	—	170·6	147·6	139·6	512·7	86·5	81·8	94·6
Kollmann	—	—	—	—	71·5	72·2	100·7	182	138	132	—	76·4	73·5	95·5	173	144	127	–	83·5	73·3	88·1	·	—	—	—	—	—	—

Anschliessend folgen nun die Befunde in den einzelnen Ossuarien:

1. Strass.

Es fanden sich im Ganzen 24 Schädel vor, wovon 23 zur Aufnahme in die Maass-Tabelle Nr. I (Nr. 1—23) gelangten; den 24. liess ich unberücksichtigt, da er mir durch seine Kleinheit auf mikrocephale Formen hinzuweisen schien; die Länge desselben beträgt 169, die Breite 132, die Höhe 126, die Basislänge 90, die Breite derselben 113, der Horizontalumfang 480, der sagittale 345 und der quere 285; L.: B. 78·1, L.: H. 74·6 und B.: H. 95·4.

Die Längenbreitenindices vertheilen sich zwischen 74·2 und 87·2 in der Weise, dass ein Schädel (Nr. 1) dolichocephal, 10 mesocephal (Nr. 2—11), 10 brachycephal (Nr. 12—21) und 2 (Nr. 22 und 23) hyperbrachycephal sind. Die Breitenhöhenindices gehen von 80·3 aus und enden mit 94·6. Nach den Längenhöhenindices (mit Ausnahme von Nr. 13, bei welchem die Höhe nicht gemessen werden konnte) ist die Majorität orthocephal, während 4 Cranien (Nr. 1, 8, 15 und 24) chamaecephal und 3 (Nr. 19, 21 und 23) hypsicephal sind; L.: H. findet sein Minimum in 65·8 und sein Maximum in 79·0. Alle haben ein schmales Obergesicht (66·7—84·8) und sind leptoprosop; die Leptoprosopie kann für alle hingestellt werden, obwohl Nr. 7, 12, 16 und 21 nach ihren Indices 45·3, 49·6, 49·2, 49·2 und 48·0, eine solche nicht aufweisen würden; man kann sie aber in die Gruppe einreihen, da erstens die Indices den Grenzwerth fast erreichen und die Indices nur nach approximativen Maassverhältnissen der Obergesichtshöhe bestimmt werden konnten.

Anlangend die Form der Schädel, so erwies sich Nr. 23 als isolirt dastehend; er zeigte den gewöhnlichen hyperbrachycephalen Typus, wenn auch nicht in exquisitester Weise (enge Orbita, niederer Schädel).

Nr. 1—11 zeigen schöne dolichoide Formen (mesocephaler Index), deren Reihe Nr. 1 als einziger Dolichocephale eröffnet.

Nr. 12—21 mit einem brachycephalen Index lassen als eigentliche Brachycephale nur Nr. 17—21 erscheinen, welchen sich auch Nr. 22, obwohl L.: B. 85·1 beträgt, vollständig anschliesst, während Nr. 12—16 unverkennbar eine Mittelgruppe zwischen den Dolichoiden und Brachycephalen repräsentiren, obwohl der Index sie zu den letzteren gruppirt; auch die niederen Indices, 80·0, 80·4, 80·5, 81·6 und 81·8, deuten auf die Verwandtschaft zum Dolichoidismus hin (es wurde die Form solcher Cranien oben des Näheren erörtert); ja selbst auch die eigentlichen Brachycephalen lassen durch die relativ langen Formen Verbindungen mit ihm vermuthen.

I. Die Dolichocephalen.

Nur ein solches Cranium ist vorhanden; die Länge beträgt 186, die Breite 138, die Höhe 128, der Horizontalumfang 530, L.: B. 74·2, L.: H. 68·8 und B.: H. 92·8. Es zeichnet sich durch die schöne, lange und schmale Form aus, Schläfen flach, Occiput pyramidenförmig ausgezogen, Charaktere tragend, wie sie eben den Dolichocephalen zukommen, so dass eine nähere Erörterung nicht nothwendig ist. Das Obergesicht ist schmal und Leptoprosopie (58·0) vorhanden, Leptorrhinie und Hypsikonchie ergeben die betreffenden Indices.

II. Die Mesocephalen.

Nr. 2—11 (Tab. Nr. I) zeigen jene schönen dolichoiden Formen, die früher des Näheren angegeben wurden. Alle sind schmal, lang und haben flache Schläfen und ein ausgezogenes Occiput. Der Längenbreitenindex richtet sich zwischen 76·3 und 79·9 und sie vertheilen sich in folgender Weise:

76·3	1 Schädel
77·5	1 „
78·1—78·9	4 „
79·7—79·9	4 „

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	194	184
Breite	137	150	145
Höhe	124	139	133
Horizontalumfang	513	552	527
L.: B.	76·3	79·9	78·7
L.: H.	69·5	75·0	72·2
B.: H.	88·0	93·9	91·8

Ein Schädel ist mit Platyrrhinie (53·8) behaftet; der Index stammt aber von approximativen Maassen. Die anderen sind leptorrhin (bei Nr. 2 und 3 konnten die Maasse des Nasenein-ganges nicht abgenommen werden), 5 sind hypsikonch, 4 mesokonch und 1 chamaekonch, 9 sind ortho- und 1 chamaecephal.

III. Die Brachycephalen.

Nr. 12—21 (Tab. Nr. I); fast die ganze erste Hälfte dieser Gruppe zeigt exquisit flache Schläfen; die ersten 5 sind die Dolichoid-Brachycephalen (Nr. 15 darunter ist ein Stirnnahtschädel), der Rest ergibt die gewöhnliche Brachycephalie.

Der Längenbreitenindex beginnt mit 80·0 und endet mit 84·5. Nach ihm vertheilen sie sich:

L.: B. mit	80·0—80·5 .	3 Schädel
„ „	81·6—81·8 .	2 „
„ „	82·2—82·6 .	2 „
„ „	83·5—83·7 .	2 „
„ „	84·5 .	1 „

Der Längenhöhenindex findet sein Minimum bei 65·8, sein Maximum bei 78·1; der Index von B.: H. bei 81·7 und 94·6. 6 Cranien sind orthocephal, 2 hypsicephal 1 chamaecephal, bei 1 war L.: H. nicht bestimmbar.

Alle haben ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop (der Correctur bei Nr. 12, 16, 21 wurde oben gedacht); 5 sind mesokonch, 2 chamae- und 2 hypsikonch; 2 sind mesorrhin, 2 platyrrhin, der Rest leptorrhin.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	168	190	177	
Breite	142	153	145	
Höhe	122	139	128	(excl. Nr. 13)
Horizontalumfang	496	544	518	
L.: B.	80·0	84·5	82·8	
L.: H.	65·8	78·1	72·5	(excl. Nr. 13)
B.: H.	81·7	94·6	88·2	

IV. Die Hyperbrachycephalen.

2 Cranien erweisen einen solchen Index, Nr. 22 mit 85·1 und Nr. 23 mit 87·2; ihre Formverhältnisse wurden oben erörtert. Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	180	181	180·5
Breite	154	157	155
Höhe	126	143	134
Horizontalumfang	532	537	534
L. : B.	85·1	87·2	86·1
L. : H.	70·0	79·0	74·5
B. : H.	80·3	92·9	86·6

Nr. 22 ist hypsicephal, leptorrhin und hypsikonch, Nr. 23 ist chamaecephal, mesorrhin und chamaekonch; beide sind leptoprosop und haben schmale Obergesichter.

2. Schlitters.

Im Beinhause von Schlitters im Zillerthale fanden sich 31 Schädel vor; 3 mussten ausgeschieden werden, einer wegen Defecten und 2 wegen pathologischer Difformität; der eine davon zeigte die Acrocephalie in prägnantester Weise.

Für die eingehendere Untersuchung verblieben also 28 Cranien, wovon 9 mesocephal, 15 brachycephal und 4 hyperbrachycephal sind.

Ganz ähnliche Verhältnisse, wie bei den Brachycephalen von Strass vorlagen, finden sich auch bei denen von Schlitters, indem die 5 ersten Cranien dieser Reihe eine Mittelgruppe zwischen den Dolichoiden und Brachycephalen darstellen; sie haben auch niedere Längenbreitenindices, 80·3, 80·6, 80·7, 81·1 und 81·7.

Von den Hyperbrachycephalen muss der erste seiner Form nach entschieden dem brachycephalen Typus angereiht werden, was sich von Nr. 26 und 27 schwerer behaupten lässt, während der letzte, Nr. 28, mit seinem steil abfallenden Hinterhaupte, seiner grossen Breite, 148, bei geringer Länge, 160, und seiner ganzen Form ein hübsches Exemplar der reinen Hyperbrachycephalie bietet; die letztere ist also in Schlitters nur eine vereinzelte Form, während dolichoide und brachycephale Formen um den Rang streiten müssen, und eigentlich erstere die dominirende ist, da sich bei den Cranien mit brachycephalem Index so relativ viele dolichoid-brachycephale Formen vorfinden.

I. Die Mesocephalen.

9 Schädel enthält diese Gruppe (Maasse Nr. 1–9 auf Tab. II).

Einen Längenbreitenindex von 76·1—76·9 haben 5 Schädel
„ „ „ 77·6 hat 1 „
„ „ „ 78·2 „ 1 „
„ „ „ 79·4—79·8 haben 2 „

5 sind orthocephal, 3 chamaecephal. Nur bei 4 konnte die Mesokonchie constatirt werden. Von 6 sind 4 leptorrhin, 1 platyrrhin und 1 mesorrhin. Wo es bestimmbar, wurde ein schmales Obergesicht und Leptoprosopie gefunden.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	176	190	183	
Breite	135	150	142	
Höhe	120	132	129	(excl. Nr. 5)
Horizontalumfang	507	544	522	
L. : B.	76·1	79·8	77·3	
L. : H.	66·7	74·3	70·4	(excl. Nr. 5)
B. : H.	87·6	95·0	90·7	(„ „ 5)

II. Die Brachycephalen.

Solche kamen 15 zur Beobachtung. (Nr. 10—24 Tab. II.)

Einen Längenbreitenindex von 80·3—80·7 haben 3 Schädel
„ „ „ 81·1—81·7 „ 2 „
„ „ „ 82·2—82·8 „ 4 „
„ „ „ 83·3—83·9 „ 4 „
„ „ „ 84·8 hat 1 „
„ „ „ 85·0 „ 1 „

2 Schädel zeigen Chamaecephalie, 3 Hypsicephalie und 9 Orthocephalie.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	174	186	179	
Breite	143	156	148	
Höhe	118	142	130	(excl. Nr. 14)
Horizontalumfang	500	543	522	
L. : B.	80·3	85·0	82·5	
L. : H.	66·3	81·6	72·7	(„ „ 14)
B. : H.	82·1	97·3	88·0	(„ „ 14)

Es konnten constatirt werden 5 Fälle von Hypsikonchie. 6 von Mesokonchie und 1 von Chamaekonchie, 5 von Leptorrhinie, 6 von Mesorrhinie und 1 von Platyrrhinie.

Alle sind leptoprosop und haben ein schmales Obergesicht.

III. Die Hyperbrachycephalen.

4 Cranien, deren Maasse auf Tab. II Nr. 25—28 untergebracht sind; einer hatte einen Längenbreitenindex von 85·2, 2 von 87·1 und 87·3 und einer einen von 92·5; 2 sind orthocephal, während Nr. 25 chamaecephal ist und von Nr. 28 wegen mangelnden Höhenmaasses der Index nicht eruirt werden konnte. Hypsikonchie zeigten 3, 1 Mesokonchie, bei 1 war Leptorrhinie, 1 Mesorrhinie, 1 Platyrrhinie; alle schmales Obergesicht und leptoprosop.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	160	178	171	
Breite	148	155	151	
Höhe	120	131	126	(excl. Nr. 28)
Horizontalumfang	506	525	519	(„ „ 28)
L. : B.	85·2	92·5	88·0	
L. : H.	68·2	73·6	70·7	(„ „ 28)
B. : H.	80·0	84·5	81·7	(„ „ 28)

3. Fügen.

Das Beinhaus in Fügen zählt 28 Schädel (Maasse auf Tab. III Nr. 1—28). Es sind 3 Typen constatirbar, welche sich ziemlich entsprechend den Indices der Zahl nach verhalten. Nur der mesocephale (dolichoide) Typus birgt einen Schädel, Nr. 1, dessen L. : B. 74·7 beträgt, ihn also als Dolichocephalus erscheinen lässt. Der dolichoide Typus Nr. 1—18 ist der vorherrschende; nur 7 weisen Brachycephalie und 3 Hyperbrachycephalie auf. Von den Brachycephalen bilden Nr. 19, 20 und 21

Uebergänge von der Mesocephalie zur Brachycephalie, sie sind dolichoide Brachycephale. Die Dolichoiden sind lange, schmale Schädel, deren extreme Form bei den niederen Indices liegt und mit dem Steigen derselben allmälig abklingt, ohne aber dass die Hauptmerkmale zum Verschwinden kämen. Das mesocephale Element bildet in Fügen einen mächtigen Stock.

Unter den Schädeln fanden sich die dreier Kinder vor, wovon ein jeder einen andern Typus trägt; so ist einer ein ganz ausgezeichneter schmaler Langschädel, Länge 172, Breite 135, einer hyperbrachycephal, breit und kurz, Länge 153, Breite 131, während der dritte als Brachycephalus in der Mitte zwischen beiden steht, Länge 172, Breite 145.

Der Erwähnung werth vielleicht ist, dass Nr. 24 auf dem Scheitel die 90 Lottonummern, in eine Kreisfläche gebracht, aufgezeichnet hat.

Soweit bestimmbar, haben alle Schädel ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop; Nr. 24 wäre nach dem Index (48·8) als breites Obergesicht anzuführen; die entsprechenden Maasse sind aber nur approximative.

I. Die Dolichocephalen.

Nur 1 Schädel mit einer L.: B. von 74·7; er ist ein ausgezeichneter, schmaler, niederer (chamaecephaler) Langschädel und besitzt flache Schläfen nebst einem weit nach hinten ausgezogenen Occipute; Länge 190, Breite 142, Höhe 132, Horizontalumfang 526, L.: H. 69·5, B.: H. 93·0. Der Nasenindex bestimmt ihn als mesorrhin, der des Einganges der Orbita als hypsikonch.

II. Die Mesocephalen.

Mit einem solchen Index versehene Cranien finden sich 17 (Nr. 2—18, Tab. III) vor; darunter der des Kindes (Nr. 13). Ihre Form wurde früher erwähnt.

Es haben einen Längenbreitenindex von	76·1—76·9	3	Schädel
„ „ „ „	„ 77·2—77·8	3	„
„ „ „ „	„ 78·0—78·9	7	„
„ „ „ „	„ 79·1—79·9	4	„

Von 16 sind 3 chamaecephal, 11 orthocephal und 2 hypsicephal; der Breitenhöhenindex schwankt zwischen 85·5 und 97·2. Von 13 Schädeln sind 7 leptorrhin, 3 mesorrhin und 3 platyrrhin. 14mal wird die Hypsikonchie, 2mal die Meso- und 1mal die Chamaekonchie angetroffen. Der erwähnte Kindesschädel mit L.: B. 78·5 ist platyrrhin und hypsikonch.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	172	191	184	(excl. Nr. 13)
Breite	135	151	143	(„ „ 13)
Höhe	122	146	133	(„ „ 13)
Horizontalumfang	495	550	526	(„ „ 13)
L.: B.	76·1	79·9	78·1	(„ „ 13)
L.: H.	66·7	77·2	72·1	(„ „ 13)
B.: H.	85·5	97·2	92·4	(„ „ 13)

III. Die Brachycephalen.

Nr. 19—25, also 7 Schädel; darunter der eines jugendlichen Individuums (Nr. 25) mit L.: B. 84·3.

Nach dem Längenbreitenindex vertheilen sie sich, wie folgt:

80·4—80·6	2 Schädel
81·5	1 „
82·0	1 „
83·4	2 „
84·3	1 „

5 Cranien sind orthocephal und einer hypsicephal; der Längenbreitenindex schwankt zwischen 86·2 und 93·4. 3 sind leptorrhin, 3 mesorrhin und 3 platyrrhin, 2 chamaekonch, 1 mesokonch und 3 sind hypsikonch; der kindliche Schädel zeigt Orthocephalie, Leptorrhinie und Hypsikonchie (100·0).

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	169	184	175	
Breite	137	150	144	
Höhe	123	130	127	(excl. Nr. 21)
Horizontalumfang	490	540	509	
L.: B.	80·4	84·3	82·2	
L.: H.	70·1	75·3	73·0	(„ „ 21)
B.: H.	86·2	93·4	88·7	(„ „ 21)

IV. Die Hyperbrachycephalen.

3 Schädel (Nr. 26—28); L.: B. 85·6, 88·8, 89·5; darunter der kindliche Nr. 26 mit L.: B. 85·6, L.: H. 75·2 und B.: H. 87·8; die Gesichtsverhältnisse waren nicht eruirbar. Nur bei Nr. 27 waren die Orthocephalie und Hypsikonchie zu ermitteln.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	153	175	169	(excl. Nr. 26)
Breite	131	154	149	(„ „ 26)
Höhe	115	125	125	(„ „ 26 u. 28)
Horizontalumfang	452	530	514	(„ „ 26)
L.: B.	85·6	89·5	88·8	(„ „ 26)
L.: H.	71·4	75·2	71·4	(„ „ 26 u. 28)
B.: H.	81·2	87·8	81·2	(„ „ 26 u. 28)

4. Uderns.

In Uderns kamen 40 Schädel zur Beobachtung (die Maasse derselben auf Tab. IV, Nr. 1—40).

Auf den dolichocephalen und dolichoiden Typus entfallen über die Hälfte, d. i. 24 Schädel, während der Rest, mit Ausnahme eines einzigen, der hyperbrachycephal geformt ist (Nr. 40), dem brachycephalen Typus angehört. Die dolichocephalen Formen haben einen gleichen Index; die Dolichoiden (19 Schädel) zum Theil mesocephalen (14 Stück), zum Theil (5 Stück) brachycephalen Index; der letztere Index erhebt sich aber nur von 80·0—80·9; die brachycephalen Cranien charakterisiren sich durch die niederen Indices, die die Majorität besitzt (81·2—81·8 5 Schädel, 82·1 bis 82·8 6 Schädel, 83·1—83·7 2 Schädel und 84·1 1 Schädel); ihnen muss aber ein Cranium mit einem Längenbreitenindex von 85·9 der Form nach beigezählt werden. Sie ähneln noch immer der dolichoiden Form, sind fünfeckig von oben, haben präminente Tub. pariet. und pyramidenförmiges Occipitale.

Auch Nr. 40, der Hyperbrachycephalus mit einem Index von 87·2, zeigt sich durch seine Länge mit den

übrigen Schädeln verwandt; er ist ein mächtiger, grosser Schädel.

Die ganze Reihe der Cranien betrachtet, findet man Uebergänge von einem Haupttypus zum andern.

I. Die Dolichocephalen.

Solche sind 5 vorhanden (Nr. 1—5, Tab. IV); der Index von L. : B. liegt zwischen 71·1 und 75·0; sie sind orthocephal und haben ein schmales Obergesicht, wie auch Leptoprosopie, wo sich diese nachweisen lassen. Bei dreien war die Leptorrhinie, bei einem die Mesokonchie bestimmbar; einer war als meso-, einer als chamae- und ein dritter als hypsikonch zu ermitteln.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	180	194	189	
Breite	135	143	139	
Höhe	134	144	138	(excl. Nr. 5)
Horizontalumfang	504	540	526	
L. : B.	71·1	75·0	73·7	
L. : H.	70·6	75·0	72·3	(„ „ 5)
B. : H.	95·7	101·4	98·5	(„ „ 5)

II. Die Mesocephalen.

Nr. 6—19 gehören hieher. Es haben von ihnen einen Längenbreitenindex mit 75·3—75·7 3 Schädel

76·2—76·7 4 „

77·9 1 „

78·2—78·8 6 „

Die Längenhöhenindices liegen zwischen 67·7 und 76·9. Es sind 6 orthocephal, 5 chamaecephal und 1 hypsicephal. Bei zweien konnte die Höhe nicht gemessen werden. Die Breitenindices liegen zwischen 86·1 und 97·9. Alle sind leptoprosop, mit Ausnahme von Nr. 16, der chamaeprosop (45·2) ist; der Index der schmalen Obergesichter (wo er bestimmbar) liegt zwischen 67·4 und 91·1; einer ist mesokonch, einer chamaekonch und 12 hypsikonch; 6 sind leptorrhin, 4 mesorrhin und einer platyrrhin.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	174	198	183	
Breite	135	151	142	
Höhe	120	140	130	(excl. Nr. 9 u. 11)
Horizontalumfang	493	560	521	
L. : B.	75·3	78·8	77·2	
L. : H.	67·7	76·9	71·1	(„ „ 9 „ 11)
B. : H.	86·1	97·9	92·0	(„ „ 9 „ 11)

III. Die Brachycephalen.

19 Schädel, deren Maasse auf Tab. IV Nr. 20—38 verzeichnet sind; darunter Nr. 28, der eines Kindes.

Einen Längenbreitenindex von 80·0—80·9 haben 5 Schädel

„ „ „ 81·1—81·8 „ 5 „

„ „ „ 82·1—82·8 „ 6 „

„ „ „ 83·1—83·7 „ 2 „

„ „ „ 84·1 hat 1 „

Bei dreien war das Höhenmaass nicht abnehmbar, 3 sind chamaecephal, 3 hypsicephal, der Rest, also 10, orthocephal. So weit eruirbar, hatten alle ein schmales Obergesicht und waren leptoprosop, mit Ausnahme von Nr. 32, der mit Index 48·8 Chamaeprosopie zeigte. Von 15 Schädeln konnte bei 10 Leptorrhinie, bei 3 Meso- und bei 2 Platyrrhinie constatirt werden. In Betreff der Orbitae wurden 9 hypsikonche, 6 mesokonche und 2 chamaekonche gefunden.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minim.	Maxim.	Mittel	
Länge	168	186	175	(excl. Nr. 28)
Breite	138	150	145	(„ „ 28)
Höhe	117	141	129	(„ „ 20, 21, 28 u. 29)
Horizontalumfang	488	540	520	(„ „ 28)
L. : B.	80·0	84·1	81·8	(„ „ 28)
L. : H.	68·0	79·2	73·3	(„ „ 20, 21, 28 u. 29)
B. : H.	83·6	95·3	89·3	(„ „ 20, 21, 28 u. 29)

IV. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 39 und 40 mit L. : B. von 85·9 und 87·2; der letztere Schädel ist leptoprosop und mit einem schmalen Obergesichte versehen, welch beides bei Nr. 39 nicht bestimmt werden konnte. Beide haben Hypsikonchie gemeinsam, während die Leptorrhinie nur bei dem Chamaecephalen Nr. 40 bestimmt werden konnte. Nr. 39 ist orthocephal.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	177	188	182
Breite	152	164	158
Höhe	122	126	124
Horizontalumfang	522	552	537
L. : B.	85·9	87·2	86·5
L. : H.	64·9	71·2	68·0
B. : H.	74·7	82·9	78·6

5. Ried.

Das Ossuarium in Ried beherbergt 5 Cranien (die Maasse auf Tab. V, Nr. 1—5); Nr. 1—3 zeigen dolichoiden Typus; Nr. 4 (mit einem Index von 81·6) nähert sich demselben sehr stark. Das letzte Cranium, das nach seinem Längenbreitenindex von 85·7 zu den Hyperbrachycephalen gerechnet werden musste, erweist sich seiner Form nach als ein gewöhnlicher Brachycephalus; er ist wohl sehr breit (156), dabei aber sehr lang (182), das Hinterhaupt erscheint mässig ausgezogen. Alle Cranien haben ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop (Nr. 3 nicht bestimmbar darauf). Der Hyperbrachycephale differirt durch seine Mesokonchie von den andern, die hypsikonch sind; er ist auch leptorrhin, während ausser Nr. 2 und 4, die mesorrhin sind, nur Nr. 1 auch leptorrhin ist. Nach den Längenhöhenindices sind 3 chamaecephal und 2 orthocephal. Die Breitenhöhenindices schwanken zwischen 79·5 (Hyperbrachycephalus) und 92·2.

I. Die Mesocephalen.

Nr. 1 und 2 tragen entsprechende Indices (79·2 und 79·8).

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	178	188	183
Breite	141	150	145
Höhe	123	130	126

	Minimum	Maximum	Mittel
Horizontalumfang	515	533	524
L. : B.	79·2	79·8	79·5
L. : H.	69·1	69·1	69·1
B. : H.	86·7	87·2	86·9

Der weiteren Verhältnisse wurde früher gedacht.

II. Die Brachycephalen.

Nr. 3 und 4 mit Indices 80·1 und 81·6. Das erste Cranium ist sehr alt, dürfte einem weiblichen Individuum angehört haben.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	176	175
Breite	141	142	141
Höhe	126	130	128
Horizontalumfang	510	510	510
L. : B.	80·1	81·6	80·8
L. : H.	72·4	73·9	73·1
B. : H.	88·7	92·2	90·4

III. Die Hyperbrachycephalen.

Nur Nr. 5 mit Länge 182, Breite 156, Höhe 124, Horizontalumfang 538, L. : B. 85·7, L. : H. 68·1, B. : H. 79·5.

6. Aschau.

Die Crypta von Aschau enthält 8 Schädel (Maasse auf Tab. VI (Nr. 1—8); die ersten 6 sind dolichoid, schmal und haben flache Schläfen, wobei Nr. 5 und 6 schwächere Typen (dolichoid-brachycephale) vorstellen. Nr. 7 ist ein gewöhnlicher Brachycephale, während der letzte Schädel in exquisiter Weise die Charaktere eines Hyperbrachycephalus demonstrirt; er ist kurz und breit und hat ein steil abfallendes Hinterhaupt. Das Foramen occipitale ist weit nach hinten gerückt, die Ansicht von oben ist stumpf eiförmig.

I. Die Mesocephalen.

Als solche sind Nr. 1—4 anzuführen mit L. : B. von 76·6, 77·2, 78·3 und 79·5; 2 sind mesocephal, 2 orthocephal. B. : H. schwankt zwischen 86·8 und 93·1.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	176	188	183
Breite	140	144	142
Höhe	125	134	128
Horizontalumfang	507	529	522
L. : B.	76·6	79·5	77·9
L. : H.	69·0	71·6	69·9
B. : H.	86·8	93·1	89·8

Nur bei Nr. 3 und 4 war die Leptoprosopie und das schmale Obergesicht zu ermitteln; 2 sind leptorrhin, 2 mesorrhin; die ersten 2 chamaekonch, die letzten mesokonch.

II. Die Brachycephalen.

Nr. 5—7 mit L. : B. von 80·4, 80·6 und 83·3.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	168	186	179
Breite	140	150	146
Höhe	112 (?)	126	130
Horizontalumfang	494	535	518
L. : B.	80·4	83·3	81·4
L. : H.	70·8	80·6	72·8
B. : H.	85·0	92·0	89·4

Alle sind orthocephal, haben ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop (Nr. 7 nicht bestimmbar). Nr. 5 und 6 sind leptorrhin und hypsikonch, im Gegensatze zu Nr. 7, der mesorrhin und chamaekonch ist.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Nur 1 Cranium Nr. 8. Länge 166, Breite 147, Höhe 132, Horizontalumfang 503, L. : B. 88·6, L. : H. 79·5, B. : H. 89·8.

7. Zell am Ziller.

Von den 89 Schädeln, welche das Ossuarium in Zell am Ziller enthält, konnten 84 (Tab. VII) für die Untersuchung verwerthet werden; 4 waren zu defect, um zu einer solchen herangezogen zu werden, und ein fünfter war mit prämaturer Synostose der ganzen Pfeilnaht behaftet und stellte ein prachtvolles Bild der Folgen der prämaturen Abolition genannter Naht dar.

Typen gelangten 3 resp. 4 zur Beobachtung, ein dolichocephaler, meso-, brachy- und hyperbrachycephaler; wie die Indices von Längen- und Breitenmaassen lehren, sind die Trennungen keine scharfen, sondern es finden Uebergänge von einer Gruppe zur andern statt. 5 Cranien zeigen Dolichocephalie, 33 Mesocephalie, 38 Brachy- und der Rest (8) Hyperbrachycephalie; es ist also percentuell die Vertheilung wie 5·9%, 39·2%, 45·2% und 9·5%.

Die Längenbreitenindices schwanken zwischen 72·3 und 90·1, und vertheilen sich folgendermassen:

Einen Längenbreitenindex von		72·3	hat 1	Schädel
„	„	„ 74·1—74·8	haben 4	„
„	„	„ 75·5—75·8	„ 2	„
„	„	„ 76·4—76·9	„ 7	„
„	„	„ 77·0—77·9	„ 8	„
„	„	„ 78·2—78·9	„ 8	„
„	„	„ 79·0—79·8	„ 8	„
„	„	„ 80·0—80·9	„ 10	„
„	„	„ 81·0—81·9	„ 9	„
„	„	„ 82·2—82·9	„ 10	„
„	„	„ 83·3—83·5	„ 3	„
„	„	„ 84·0—84·2	„ 5	„
„	„	„ 85·0—85·2	„ 4	„
„	„	„ 86·4	hat 1	„
„	„	„ 87·6	„ 1	„
„	„	„ 88·4—88·9	haben 2	„
„	„	„ 90·1	hat 1	„

Die grösste Zahl der Schädel (64) hat ihre Indices zwischen 76·4 und 82·9; eine niederere Zahl weisen 6, eine höhere 17 Schädel auf.

Die Längenhöhenindices-Grenzen finden sich bei 65·3 und 78·5, die Breitenhöhenindices bei 81·5 und 100·0. So weit eruirbar, sind alle leptoprosop und haben ein schmales Obergesicht. Nur bei 62 Schädeln und 60 andererseits konnten die Verhältnisse des Naseneinganges

und dieselben der Orbita untersucht werden; dabei waren bei den

	Leptorrhinie	Mesorrhinie	Platyrrhinie	Hyperplatyrrinie
Dolichocephalen	1	3	—	—
Mesocephalen	8	10	2	1
Brachycephalen	15	12	4	1
Hyperbrachycephalen	3	1	1	—

Chamaekonchie wurde bei 6 Mesocephalen und 3 Brachycephalen, Mesokonchie bei einem Dolichocephalen, 5 Mesocephalen, 11 Brachycephalen und einem Hyperbrachycephalen, Hypsikonchie bei 3 Dolichocephalen, 9 Mesocephalen, 17 Brachycephalen und Hyperbrachycephalen angetroffen.

I. Die Dolichocephalen.

5 Schädel (Nr. 1—5, Tab. VII) tragen dolichocephalen Index, dessen Grenze zwischen 72·3 und 74·8 liegt.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	179	202	193
Breite	134	148	142
Höhe	122	136	132
Horizontalumfang	503	565	541
L. : B.	72·3	74·8	74·0
L. : H.	67·3	70·9	68·6
B. : H.	89·9	95·7	92·7

II. Die Mesocephalen.

Nr. 6—38 der Tab. VII gehören hieher.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	172	200	185	
Breite	137	157	144	
Höhe	116	142	126	(excl. Nr. 6 u. 32)
Horizontalumfang	498	565	527	(„ „ 6)
L. : B.	75·7	79·8	78·2	
L. : H.	65·1	77·8	70·8	(„ „ 6 „ 32)
B. : H.	82·3	100·0	90·8	(„ „ 6 „ 32)

III. Die Brachycephalen.

Nr. 39—76 der Tabelle Nr. VII.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	164	192	179	
Breite	134	160	147	
Höhe	116	142	125	(excl. Nr. 62)
Horizontalumfang	478	557	519	(„ „ 62)
L. : B.	80·0	85·8	81·8	
L. : H.	66·1	78·5	75·1	(„ „ 62)
B. : H.	81·5	97·8	88·2	(„ „ 62)

IV. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 77—84. Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	162	178	170	
Breite	144	156	149	
Höhe	122	133	127	(excl. Nr. 80 u. 84)
Horizontalumfang	488	530	510	
L. : B.	85·2	90·1	87·0	
L. : H.	73·0	76·5	74·6	(„ „ 80 „ 84)
B. : H.	83·3	89·9	86·4	(„ „ 80 „ 84)

8. Hippach.

In Hippach fand ich nur einen einzigen weiblichen Schädel vor, der dolichoid, chamaekonch und leptorrhin ist und ein schmales Obergesicht hat. (Maasse auf Tab. VIII.)

Länge 174, Breite 136, Höhe 128, Horizontalumfang 497, L. : B. 78·2, L. : H. 73·6, B. : H. 94·1.

9. Mayrhofen.

Im Beinhause von Mayrhofen sind 28 Schädel aufbewahrt, deren Maasse auf Tab. IX Nr. 1—28 verzeichnet sind.

Die Reihe der Cranien beginnt ein dolichocephaler Typus, welcher ohne Grenze in den dolichoiden und dieser wieder in den brachycephalen übergeht; dolichoid-brachycephale Cranien sind in ziemlich grosser Zahl vorhanden. Nur ein einziger Schädel (Nr. 28) konnte direct als Hyperbrachycephalus hingestellt werden; sein Index von L. : B. mit 96·3 entspricht auch dem, während Nr. 27 mit L. : B. von 86·2 einen mässigen Grad derselben demonstrirt.

I. Die Dolichocephalen.

Von diesem Typus sind 3 Schädel, deren Maasse auf Tab. IX, Nr. 1—3 verzeichnet sind, vorhanden.

Von den 3 Schädeln haben

einen Längenbreitenindex von 71·6 1 Schädel
„ „ „ 74·2 1 „
„ „ „ 74·5 1 „

Nur an einem war der Längenhöhenindex mit 71·3 zu bestimmen.

Die wichtigsten Maasse derselben sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	182	190	186	
Breite	135	140	137	
Höhe	—	—	134	
Horizontalumfang	507	530	518	(excl. Nr. 1)
L. : B.	71·6	74·5	73·3	
L. : H.	—	—	71·3	(„ „ 1 „ 2)
B. : H.	—	—	95·7	(„ „ 1 „ 3)

Nur bei Nr. 3 konnte das schmale leptoprosope Obergesicht, die Mesorrhinie (47·3) und die Mesokonchie (82·5) festgestellt werden.

II. Die Mesocephalen.

Mesocephale finden sich 8 vor (Tab. IX, Nr. 4—11).

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	172	196	183	
Breite	134	152	142	
Höhe	124	137	130	(excl. Nr. 6)
Horizontalumfang	496	560	523	
L. : B.	76·1	78·8	77·5	
L. : H.	68·5	76·1	71·7	(„ „ 6)
B. : H.	88·3	97·9	92·6	(„ „ 6)

Alle haben ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop; 2 sind mesorrhin und 2 leptorrhin, 2 chamae-, 1 meso- und 2 hypsikonch; bei den restirenden konnte der betreffende Index wegen Fehlen der Maasse nicht ermittelt werden.

III. Die Brachycephalen.

Sie sind 15 an Zahl (Maasse auf Tab. IX, Nr. 12—26). Es zeigen

einen Längenbreitenindex von	80·5—80·9	. 2	Schädel
„ „ „	81·4—81·9	. 4	„
„ „ „	82·3—82·9	. 4	„
„ „ „	83·3—83·9	. 2	„
„ „ „	84·1—84·7	. 3	„

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	169	192	179	(excl. Nr. 17 u. 18)
Breite	139	160	148	(„ „ 17 „ 18)
Höhe	123	140	129	(„ „ 17 „ 18)
Horizontalumfang	491	560	522	(„ „ 17 „ 18)
L.: B.	80·5	84·7	83·1	(„ „ 17 „ 18)
L.: H.	69·5	76·1	72·1	(„ „ 17 „ 18)
B.: H.	81·8	92·9	87·4	(„ „ 17 „ 18)

Alle schmales Obergesicht und leptoprosop, 2 mesorrhin, 4 leptorrhin, 2 chamaekonch, 4 mesokonch, 2 hypsikonch; bei den übrigen nicht feststellbar.

IV. Die Hyperbrachycephalen.

Nur 2 Schädel (Nr. 27 und 28, Tab. IX) mit einem L.: B. von 86·2 und 96·3; vom ersteren (Nr. 27) konnte die Höhe nicht gemessen werden. Sie haben ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop. Nr. 27 zeigt Leptorrhinie, und ist, wie auch Nr. 28, hypsikonch, welcher aber Platyrrhinie aufweist.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	162	174	168	
Breite	150	156	153	
Höhe	—	—	123	(excl. Nr. 27)
Horizontalumfang	500	520	510	
L.: B.	86·2	96·3	91·2	
L.: H.	—	—	75·5	(„ „ 27)
B.: H.	—	—	78·9	(„ „ 27)

10. Finkenberg.

An die Untersuchung der Cranien im Zillerthale reihe ich die der untersuchten Schädel von Finkenberg, einem Orte des Tuxerthales, welches ein westlicher Ast des Zillerthales ist. Im selben Thale wurden bei einer früheren Gelegenheit die Cranien des Ossuariums des Ortes Lanersbach untersucht (Mitthlgn. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XIV. Bd., S. 101).

Die Gesammtzahl der in Finkenberg vorfindlichen Cranien beträgt 26, deren Maasse auf Tab. X. Nr. 1 bis 26 verzeichnet sind.

Nach den Längenbreitenindices sind alle 4 Typen vertreten, aber eigentlich ist nur ein Haupttypus, und zwar ein dolichoider, vorhanden, dessen Indices die Grenze bei 70·3 und 81·5 finden und dementsprechend die Form der Schädel sich verhält; die mit den höheren Indices versehenen sind gering kürzer und gering breiter als die, die die niederen Indices tragen, von welch letzteren sich besonders einer durch seine Länge (192) bei schwacher Breite (135) so auffallend (L.: B. 70·3) verhält, dass er directe als Dolichocephalus anzusehen ist, während der andere mit seinem Index 74·7 einfach die Reihe der Mesocephalen eröffnet, da der erste den Index 75·5 trägt.

2 Schädel (Nr. 25 und 26) mit in der Reihe isolirt dastehenden Indices 85·5 und 88·9 sind, glaube ich, zufällige Beigaben des Beinhauses, da auch die Form derselben eine von den übrigen Cranien abweichende ist. Während alle übrigen Schädel sich durch das spitze Occiput oder die schöne, volle Wölbung auszeichnen, und meist als relativ schmale und lange Schädel erscheinen, sind diese, von oben gesehen, stumpf eiförmig, das Occiput steil abfallend, nicht gewölbt, nicht prominent und breit.

Einen Längenbreitenindex von	70·3	hat	1	Schädel
„ „ „	74·7	„	1	„
„ „ „	75·5—75·7	haben	2	„
„ „ „	77·1—77·8	„	6	„
„ „ „	78·3—78·9	„	4	„
„ „ „	79·0—79·7	„	3	„
„ „ „	80·0—80·8	„	3	„
„ „ „	81·2—81·5	„	4	„
„ „ „	85·5	hat	1	„
„ „ „	88·9	„	1	„

Man ersieht, wie die gleichmässig ansteigende Reihe der Indices bei 81·5 plötzlich einen Sprung auf 85·5 und von da sofort auf 88·9 macht und wie diese Schädel mit den hohen Indices nur vereinzelt vorkommen.

Will man die dolichoiden Formen der Cranien entsprechend dem Besitze von brachycephalen Indices directe als Brachycephale hinstellen, so muss man aber sagen, dass der Grad der Brachycephalie in Finkenberg nicht bedeutend genannt werden kann, da sich der brachycephale Index nicht über 81·5 zu schwingen vermag.

Alle Cranien sind leptoprosop und haben ein schmales Obergesicht. L.: H. schwankt zwischen 62·0 und 73·6, B.: H. zwischen 81·4 und 96·6.

Es sind meist grosse, geräumige Cranien mit stark entwickelten Arcus superciliares.

I. Die Dolichocephalen.

Während solche in Lanersbach nicht zur Beobachtung kamen, finden sich hier 2 vor.

Die Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	192	194	193
Breite	135	145	140
Höhe	119	140	129
Horizontalumfang	526	556	541
L.: B.	70·3	74·7	72·5
L.: H.	62·0	72·2	67·1
B.: H.	88·2	96·6	92·4

Wie schon erwähnt, ist eigentlich nur der eine (Nr. 1), der hypsikonch und mesorrhin ist, ein durch seine Länge und Schmalheit ausgezeichneter Schädel, während Nr. 2 sich schon den Mesocephalen anschliesst, vielmehr als erster jener Reihe erscheint. Der Sprung von 70·3 (Nr. 1) zu 74·7 (Nr. 2) ist bedeutend grösser, als der vom letzteren zu Nr. 3 mit 75·5.

II. Die Mesocephalen.

Solche sind 15 vorhanden; deren Maasse auf Tab. X, Nr. 3—17. (Nr. 6, Kind.)

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	173	196	185	(excl. Nr. 6)
Breite	134	149	144	(„ „ 6)
Höhe	115	137	129	(„ „ 6 u. 15)
Horizontalumfang	490	542	525	(„ „ 6)
L. : B.	75·5	79·7	77·9	(„ „ 6)
L. : H.	64·6	73·0	70·1	(„ „ 6 „ 15)
B. : H.	82·1	96·4	90·0	(„ „ 6 „ 15)

11 Schädel zeigen Leptorrhinie, 3 Mesorrhinie und 1 Platyrrhinie; bei 5 war die Chamaekonchie, bei 3 Mesokonchie, bei 7 die Hypsikonchie bestimmbar.

Ergänzungshalber führe ich noch die Mittelzahlen der Mesocephalen in Dux oder Lanersbach an.

Länge	183
Breite	143
Höhe	131
Horizontalumfang	524
L. : B.	78·0
L. : H.	71·6
B. : H.	91·8

III. Die Brachycephalen.

Nr. 18—24 der Tab. X.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	zum Vergleiche (Dux Mittel)
Länge	170	187	178	177
Breite	140	150	144	145
Höhe	114	134	126	133
Horizontalumfang	498	443	519	516
L. : B.	80·0	81·5	80·9	81·9
L. : H.	65·1	73·6	70·5	75·1
B. : H.	81·4	91·2	87·3	90·2

Von den 7 Cranien sind 5 leptorrhin, 2 mesorrhin, 3 chamaekonch, 1 mesokonch und 1 hypsikonch.

IV. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 25 und 26 der Tab. X.

Beide Cranien sind leptorrhin; Nr. 25 mesokonch, der andere hypsikonch; nur von ihm war die Orthocephalie bestimmbar.

	Minimum	Maximum	Mittel		im Anschlusse Dux
Länge	180	180	180		179
Breite	154	160	157		153
Höhe	135	—	135	(excl. Nr. 25)	130
Horizontalumfang	536	542	539		532
L. : B.	85·5	88·9	87·2		85·5
L. : H.	75·0	—	75·0	(„ „ 25)	72·4
B. : H.	84·4	—	84·4	(„ „ 25)	84·7

11. Gerlos.

Gerlos (1254 m) liegt 4 Stunden östlich von Zell am Ziller und die Schädel können den Typen im Zillerthal angereiht werden.

Das Ossuarium enthält nur 13 Cranien, deren Maasse auf Tab. XI, Nr. 1—13 untergebracht sind. Es sind lange und relativ schmale, und kürzere relativ schmale Cranien, welche sich entsprechend den Indices von L. : B. in 2 Gruppen, mesocephale und brachycephale, reihen, derart aber, dass nicht scharf die Grenze zwischen beiden abgesteckt werden kann.

8 sind mesocephal, 75·5—79·5, und 13 brachycephal, 80·0—83·5; unter letzteren befindet sich der Schädel eines Kindes Nr. 12 mit L. : B. 82·6.

Nr. 8 trägt am Scheitel die Lottonummer verzeichnet.

Es war uns bei dreien die Leptoprosopie und das schmale Obergesicht bestimmbar. Der Längenhöhenindex findet bei 70·0 und 74·1, der Breitenhöhenindex bei 86·1 und 96·5 ihre Grenze.

Bei den Mesocephalen waren 3 mesorrhin, 1 leptorrhin, 3 chamaekonch, 1 mesokonch und 1 hypsikonch. Bei den Brachycephalen konnte nur 1mal Hypsikonchie und 1mal Mesokonchie constatirt werden.

I. Die Mesocephalen.

Nr. 1—8. Ziemlich grosse Schädel.

Einen Längenbreitenindex von 75·5 hat 1 Schädel.
„ „ „ 76·3—76·8 haben 3 „
„ „ „ 77·6—77·8 „ 2 „
„ „ „ 78·8 hat 1 „
„ „ „ 79·5 „ 1 „

Einen Breitenhöhenindex von 91·7 hat 1 Schädel.
„ „ „ 92·9 „ 1 „
„ „ „ 94·4 „ 1 „
„ „ „ 95·7 „ 1 „
„ „ „ 96·5 „ 1 „

Bei den andern war er nicht bestimmbar, geradeso wie bei nur 5 die Orthocephalie bestimmt werden konnte.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	176	192	184	
Breite	139	149	142	
Höhe	130	137	133	(excl. Nr. 5, 7 u. 8)
Horizontalumfang	509	540	526	
L. : B.	75·5	79·5	77·3	
L. : H.	71·0	74·1	72·1	(„ „ 5, 7 „ 8)
B. : H.	91·7	96·5	94·2	(„ „ 5, 7 „ 8)

II. Die Brachycephalen.

Nr. 9—13 Tab. XI.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	170	180	174	
Breite	140	144	142	
Höhe	122	126	124	(excl. Nr. 12 u. 13)
Horizontalumfang	501	513	507	
L. : B.	80·0	83·5	81·8	
L. : B.	70·0	70·9	70·4	(„ „ 12 „ 13)
B. : H.	86·1	87·5	86·9	(„ „ 12 „ 13)

12. Luttach.

Das Beinhaus in Luttach im Ahrenthale lieferte uns 9 Schädel für die Untersuchung.

Die Schädel, welche, soweit eruirbar, ein schmales Obergesicht und Leptoprosopie zeigten, stellen Formen dar, wie sie als gewöhnliche Brachycephale so reichlich zur Beobachtung kommen. Nr. 5 zeichnete sich durch das Vorhandensein einer Stirnnaht aus.

Von den Schädeln, deren Maasse auf Tab. XII, Nr. 1 bis 9 verzeichnet sind, haben

einen Längenbreitenindex von	80·4	1 Schädel
„ „ „	81·5	1 „
„ „ „	82·1—82·8	2 „
„ „ „	83·6	1 „
„ „ „	84·7—84·8	2 „
„ „ „	85·9	1 „
„ „ „	87·3	1 „

I. Die Brachycephalen.

Nr. 1—7.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	168	184	175
Breite	135	151	145
Höhe	125	140	130
Horizontalumfang	489	538	514
L. : B.	80·4	84·8	82·8
L. : H.	70·0	76·8	74·4
B. : H.	86·1	95·6	89·9

Unter den Cranien sind 4 orthocephal und 3 hypsicephal, die Breitenhöhenindices schwanken zwischen 86·1 und 95·6; 3 sind leptorrhin, 3 platyrrhin, 1 mesorrhin, alle hypsikonch.

II. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 8—9. Die zwei Hyperbrachycephalen sind mesorrhin und hypsikonch; der eine, Nr. 8, ist orthocephal, der andere hypsicephal.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	166	177	171
Breite	145	152	148
Höhe	126	130	128
Horizontalumfang	505	520	512
L. : B.	85·9	87·3	86·6
L. : H.	73·4	75·9	74·6
B. : H.	85·5	86·9	86·2

13. Sand im Tauferthale.

Es ist mir nicht gelungen, alle dortselbst vorfindlichen Schädel zu untersuchen und zu messen; ich vermag auch über die Zahl der vorhandenen keine bestimmte Auskunft zu geben. So viel aber glaube ich mit Bestimmtheit angeben zu können, dass nur zwei Typen, und zwar ein brachycephaler und hyperbrachycephaler vorhanden sind, und dass letzterer entschieden in der Majorität ist. Es stimmt diese Angabe auch mit den Resultaten Tappeiner's überein, der 125 Schädel untersucht hat und darunter nur 7 mesocephale, 42 brachycephale und 76 hyperbrachycephale diagnosticirte.

Die Hyperbrachycephalen sind grosse, breite Schädel bei geringer Länge. Das Occiput ist abfallend, wenig convex, bei manchen sehr steil und fast geknickt im unteren Antheile, das For. occipitale weit nach hinten gestellt, der postauriculare Antheil sehr kurz.

Die Brachycephalen zeigen uns entweder das gewöhnliche Bild und sind mässig lange breite Schädel mit gering vorspringendem, convexem Occiput, oder sie können fast ganz das Bild der Hyperbrachycephalen geben, so dass sie eben nur der Index von den gleichen trennt und sohin die hyperbrachycephale Form eine noch grössere Ausbreitung gewinnt und Schädel mit Indices über 85·0, aber auch die daran angrenzenden niederen Werthe enthält.

Unter den gemessenen Schädeln finden sich auch die zweier Kinder von Nr. 12 und 18 der Tab. XIII, wovon namentlich Nr. 12 in exquisitester Weise die extreme Kurzköpfigkeit mit ihren Eigenschaften demonstrirt.

Bei 18 Schädeln vertheilen sich auf 6 brachycephale Index L. : B. von 81·9 bis 84·2 und 12 hyperbrachycephale mit L. : B. von 85·9 bis 90·0.

Die wichtigsten Maasse beider Gruppen stellen sich wie folgt:

	Brachycephalie			Hyperbrachycephalie			
	Min.	Max.	Mittel	Min.	Max.	Mittel	
Länge	172	184	178	110	179	172	excl. Nr. 12 u. 18
Breite	144	155	149	147	152	150	
Höhe	131	141	135	122	141	132	
Horizontalumfang	508	536	523	482	555	520	
L. : B.	81·9	84·2	83·4	85·9	90·0	87·3	
L. : H.	72·0	79·1	75·3	69·7	83·9	76·7	
B. : H.	87·9	90·9	90·1	80·3	95·3	87·8	

Bei den Brachycephalen sind 3 platyrrhin und mesokonch, 1 leptorrhin und chamaekonch und 1 mesorrhin chamaekonch; bei den Hyperbrachycephalen sind 1 platyrrhin, 4 leptorrhin, 1 mesorrhin und 1 hyperplatyrrhiner, ferner 4 mesokonche, 2 chamaekonche und 3 hypsikonche gefunden worden.

14. Gais.

Im Beinhause zu Gais sind zwei Typen von Schädelformen vertreten: der brachycephale und hyperbrachycephale; sie scheiden sich nicht mittelst der Längenbreitenindices. Zum ersten gehören von den 16 vorhandenen und gemessenen (Taf. XIV Nr. 1—16) Nr. 1 bis 9, zu den letzteren Nr. 10—16. Nr. 15 und 16 sind die zweier Kinder.

Alle haben, soweit eruirbar, ein schmales Obergesicht und zeigen Leptoprosopie.

Die Längenbreitenindices vertheilen sich:

82·1—82·8	4	Schädel
83·8	1	„
84·3—84·9	4	„
85·1	2	„
86·3—86·7	2	„
87·6	1	„
90·4	1	„
91·0	1	„

I. Die Brachycephalen.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	164	185	173	
Breite	135	154	144	
Höhe	120	136	128	
Horizontalumfang	479	537	507	(excl. Nr. 1)
L. : B.	82·1	84·9	83·5	
L. : H.	70·0	77·3	74·2	
B. : H.	84·7	92·3	88·9	

Es zeigen 3 Leptorrhinie, 3 Meso- und 3 Platyrrhinie, 1 Chamaekonchie, 2 Meso- und 6 Hypsikonchie, 3 sind hypsicephal, der Rest orthocephal.

II. Die Hyperbrachycephalen.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	156	170	166	(excl. Nr. 15 u. 16)
Breite	137	149	143	„ „ 15 „ 16)
Höhe	121	134	129	„ „ 15 „ 16)
Horizontalumfang	471	511	496	„ „ 15 „ 16)
L. : B.	85·1	91·0	86·2	„ „ 15 „ 16)
L. · H.	73·8	84·0	77·4	„ „ 15 „ 16)
B. : H.	85·8	92·4	89·8	„ „ 15 „ 16)

Zwei sind meso-, 2 platyr-, 2 hyperplatyrrhin, 2 chamae-, 2 hypsi- und 3 mesokonch; mit Ausnahme eines einzigen Orthocephalus sind alle hypsicephal.

15. St. Georgen.

Im bezeichneten Orte konnten 10 Schädel untersucht werden, darunter 1 mesocephaler (Index L. : B. 76·8), 5 brachycephale (Index L. : B. 81·4—84·1) und 4 hyperbrachycephale (85·1—89·1). (Maasse Tab. Nr. XV.)

1. Der Mesocephale hat L. 185. B. 142, H. 138, Horizontalumfang 533, L. : B. 76·8, L. : H. 74·6, B. : H. 97·2; er ist mesorrhin, chamaekonch und orthocephal.

2. Die Brachycephalen haben folgende wichtigste Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	166	188	175	
Breite	138	155	145	
Höhe	125	132	129	(excl. Nr. 3)
Horizontalumfang	491	543	513	
L. : B.	81·4	84·1	82·9	
L. : H.	70·2	75·3	72·8	(„ „ 3)
B. : H.	85·2	89·7	87·8	(„ „ 3)

Darunter sind 3 ortho-, 1 hypsicephaler, 3 leptorrhine, 2 hyperplatyrrhine, 2 mesokonche und 3 hypsikonche.

3. Die Hyperbrachycephalen.

Von den 4 vorhandenen konnte bei 3 die Hypsikonchie constatirt werden; 2 zeigen Leptorrhinie, 1 Mesorrhinie; alle sind hypsicephal.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	161	178	171
Breite	139	156	149
Höhe	129	136	134
Horizontalumfang	480	530	514
L. : B.	85·4	89·1	87·3
L. : H.	76·4	80·1	78·3
B. : H.	87·2	90·7	89·2

16. Dietenheim.

In Dietenheim fand ich 15 Schädel vor, deren Maasse auf Tab. XVI, Nr. 1—15 verzeichnet sind; sie gruppiren sich wie nach den Indices von L. : B., auch nach den Formen in 2 Typen: in einen brachycephalen (Nr. 1—8) und einen hyperbrachycephalen (Nr. 9—15). Das schmale Obergesicht und die Leptoprosopie war nur bei einigen eruirbar.

I. Die Brachycephalen.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	167	178	174	
Breite	135	151	144	
Höhe	124	133	128	(excl. Nr. 4 u. 5)
Horizontalumfang	498	530	512	
L. : B.	80·6	84·5	82·4	
L. : H.	72·5	77·1	74·1	(„ „ 4 u. 5)
B. : H.	85·4	95·6	89·8	(„ „ 4 u. 5)

Fünf sind ortho-, 1 hypsicephal, bei 3 war Chamaekonchie, 2 Hypsikonchie und 1 Mesokonchie; 2 sind hyperplatyrrhin, 1 leptorrhin und 1 mesorrhin.

II. Die Hyperbrachycephalen.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	166	171	170	
Breite	142	155	148	
Höhe	119	138	129	(excl. Nr. 10 u. 15)
Horizontalumfang	490	536	509	
L. : B.	85·5	88·1	86·9	
L. : H.	71·7	81·2	76·4	(„ „ 10 „ 15
B. : H.	82·6	92·6	88·0	(„ „ 10 „ 15)

Nur von 5 konnte L. : H. bestimmt werden, darunter 1 orthocephaler (75·0) und 4 Hypsicephale; 2mal wurde Leptorrhinie und 2mal Platyrrhinie beobachtet, 4mal Hypsikonchie, 2mal Mesokonchie und 1mal Chamaekonchie.

17. St. Lorenzen.

Die vorgefundenen 115 Schädel (Maasse auf Tab. XVII) liessen sich in 3 Gruppen bringen; der eine Typus enthält Schädel, welche ziemlich hart an brachycephale Formen, den zweiten Typus, angrenzen, durch die geringere Entwicklung des Breitendurchmessers und stärkere des Längendurchmessers aber sich etwas entfernen; es sind mässig dolichoid entwickelte Formen, und der Längenbreitenindex schwankt zwischen 77·6 und 81·5; diesem Typus reiht sich der gewöhnliche brachycephale an, welcher seinen Index von 81·5 bis 85·8 hinauf verlegt, während der dritte, der hyperbrachycephale Typus, bei jener Grenze beginnt und bis 92·6 steigt. Von Nr. 82 an zeigen die Cranien ein ziemlich steiles Occiput, Nr. 82 und 113 besonders

schön. Eine ganz scharfe Abgrenzung der einzelnen Typen unter einander liess sich nicht bewerkstelligen, und so ordne ich die Schädel nach den Längenbreitenindices; Mesocephale sind 7 vorhanden, Brachycephale 49 und Hyperbrachycephale 59.

Der Längenbreitenindex vertheilt sich:

77·6	1	Schädel
78·3—78·8	3	„
79·7—79·8	3	„
80·0—80·9	7	„
81·1—81·9	7	„
82·0—82·9	9	„
83·0—83·9	18	„
84·3—84·9	6	„
85·0—85·9	13	„
86·0—86·9	13	„
87·1—87·9	10	„
88·0—88·9	13	„
89·0—89·2	4	„
90·1—90·9	5	„
91·6—91·8	2	„
92·6	1	„

Die grösste Zahl der Schädel gruppirt sich in Indices, die zwischen 83·0 und 88·9 stehen.

I. Die Mesocephalen.

Mesocephale sind Nr. 1—7 der Tab. XVII.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	168	182	175	
Breite	134	145	138	
Höhe	116	134	124	(excl. Nr. 6)
Horizontalumfang	486	527	508	
L. : B.	77·6	79·8	78·9	
L. : H.	67·2	75·0	70·6	(„ „ 6)
B. : H.	85·2	95·0	89·5	(„ „ 6)

3 sind chamaecephal, 3 orthocephal; von 3 Schädeln ist einer platyrrhin, einer meso- und der dritte leptorrhin; von 5 sind 2 chamae- 2 hypsi- und einer mesokonch.

II. Die Brachycephalen.

Solche sind 49 (Nr. 8—56) vorhanden; darunter sind 3 Kinderschädel (Nr. 19, 28 und 54).

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	162	190	177	(excl. Nr. 19, 28, 54)
Breite	134	158	142	(„ „ 19, 28, 54)
Höhe	110	141	125	(„ „ 19, 28, 54)
Horizontalumfang	473	558	515	(„ „ 19, 28, 54)
L. : B.	80·0	85·0	82·8	(„ „ 19, 28, 54)
L. : H.	61·8	79·2	72·9	(„ „ 19, 28, 54)
B. : H.	76·4	95·3	88·4	(„ „ 19, 28, 54)

Darunter sind 25 orthocephale, 8 chamae- und 14 hypsicephale; 15 sind lepto-, 11 meso-, 5 platy- und einer hypsiplatyrrhin; 12 chamae-, 16 meso- und 9 hypsikonch.

So weit eruirbar, haben alle ein schmales Obergesicht und Leptoprosopie, mit Ausnahme von Nr. 12, 13 und 35, die entsprechend den betreffenden Indices 48·5, 48·8 und 48·4 chamaeprosop sind.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Unter den 59 Hyperbrachycephalen (Nr. 57—115) fanden sich 9 Kinder, wovon einer (Nr. 115) eine so eminente Hyperbrachycephalie zur Schau trägt, dass er mit seinem Längenbreitenindex von 92·6 alle übrigen überragt und dieses Cranium die Reihe der Hyperbrachycephalen schliesst.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	158	176	173	excl. Nr. 61, 68, 77, 92, 96, 99, 102, 107, 115.
Breite	136	160	148	
Höhe	108	140	128	
Horizontalumfang	470	540	511	
L. : B.	85·1	92·6	87·5	
L. : H.	64·3	81·2	75·2	
B. : H.	75·5	95·2	84·3	

Unter den Cranien sind 13 orthocephale, 39 hypsicephale und 5 chamaecephale; 9 sind leptorrhin, 17 meso- und 8 platyrrhin; 10 chamae-, 21 meso- und 1 hypsikonch.

Das Obergesicht ist, soweit bestimmbar, schmal und Leptoprosopie vorhanden, mit Ausnahme von Nr. 84, 87, 89 und 96, die chamaeprosop sind.

18. Reischach.

In Reischach fand ich nur 3 Schädel vor, wovon einer (Tab. XVIII Nr. 1) einen brachy-, der andere einen hyperbrachycephalen Typus zeigte; der dritte Schädel war so defect, dass er von einer Untersuchung und Messung ausgeschlossen werden musste.

Nr. 1 hatte Länge 186, Breite 153, Höhe 137, Horizontalumfang 548, L. : B. 82·3, L. : H. 73·7, B. : H. 89·5; er zeigte Mesokonchie und Leptorrhinie.

Nr. 2 hatte Länge 162, Breite 144, Höhe 124, Horizontalumfang 493, L. : B. 88·9, L. : H. 76·5, B. : H. 86·1; er war mesorrhin und mesokonch.

19. St. Martin.

Im Ganzen sind 22 Schädel im Beinhause des genannten Ortes vorhanden. Nicht weniger als 6 Schädel tragen ausgesprochenen pathologischen Charakter an sich, so dass nur 16 für die eingehendere Untersuchung verblieben, von welchen aber wieder einer wegen zu zahlreicher Defecte ausgeschaltet werden musste.

Die pathologischen Formen enthalten 5 Acrocephali und einen mit completer prämaturer Synostose der Pfeilnaht. Die Acrocephalie war bei 3 Cranien durch Abolirung der ganzen Kranznaht, bei 2 durch einseitige Abolirung derselben Naht bedingt. Es ist in der That höchst auffällig, wie in einem solch kleinen Orte eine so grosse Anzahl von pathologischen Schädelformen sich vorfindet, und dies einer besonderen Beachtung würdig.

Ich glaubte anfangs, dass ich mich in der Diagnose genannter pathologischer Formen täuschte (obwohl gerade die erwähnten Difformitäten so charakteristisch sind, dass sie auf den ersten Blick hin erkannt werden könnten), und dass die erwähnten Cranien vielleicht exquisite Hyperbrachycephale seien, bei welchen eine ganze oder partielle Synostose der Kranznaht eine

postmature sei, da ja in der That die Acrocephalen die extreme Kurzköpfigkeit mit den Hyperbrachycephalen gemeinsam haben; allein die genauere Beobachtung lehrte mich, dass dies nicht der Fall sei. Dass bei den Cranien genannten Ortes eine Neigung zu prämaturen Synostosen der Nähte besteht, beweist auch das Cranium, bei welchem die Pfeilnaht zu früh obliterirte, was den Schädel zu einem enorm langen und schmalen ummodelte.

Die 15 (Tab. XIX) für die craniologische Untersuchung tauglichen Schädel liessen sich in 2 Gruppen bringen, wovon die eine die gewöhnliche brachycephale, die andere die hyperbrachycephale enthält; vollständig scharfe Grenzen, entsprechend den Längenbreitenindices, liessen sich nicht ziehen; so zeigt z. B. Nr. 7 mit einer L.:B. von 85·2 ganz rein den brachycephalen Typus; je höher sich der Index von L.:B. stellt, umsomehr tritt die hyperbrachycephale Form zu Tage, aber doch nicht in dem Grade und Häufigkeit, wie sie in anderen Ossuarien angetroffen wird. Wieder ist es das Cranium eines Kindes (Nr. 15) mit Index 89·6, das die Reihe der Hyperbrachycephalie schliesst. Nach dem Index an L.:B. sind 9 Hyperbrachycephale vorhanden.

Die 6 Brachycephalen enthalten einen Schädel (Nr. 1), der nach seinem Index von L.:B. mit 79·0 als mesocephal erscheint. Ich finde aber keine Ursache, um ihn, nach seiner Form geurtheilt, von den Brachycephalen zu trennen. Nach dem Längenbreitenindex hätten wir also einen Meso-, 5 Brachy- und 9 Hyperbrachycephale.

I. Der Mesocephale hat Länge 181, Breite 143, Höhe 134, Horizontalumfang 521, L.:B. 79·0, L.:H. 74·0, B.:H. 93·7; er ist leptoprosop und hat ein schmales Obergesicht; leptorrhin, mesokonch.

II. Die 5 Brachycephalen enthalten:

mit einem Längenbreitenindex von	81·0	1	Schädel
„ „ „ „	82·0	1	„
„ „ „ „	83·1—83·6	1	„
„ „ „ „	84·1	1	„

Bei dreien wurde die Mesorrhinie 2mal und die Leptorrhinie 1mal angetroffen: von denselben sind 2 hypsikonch, 1 mesokonch, und bei einem war die Leptoprosopie, bei zweien das schmale Obergesicht zu bestimmen.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	164	178	172	
Breite	136	148	142	
Höhe	129	134	131	(excl. Nr. 5 u. 6)
Horizontalumfang	483	524	508	
L.:B.	81·0	84·1	82·8	
L.:H.	72·5	78·6	75·5	(„ „ 5 u. 6)
B.:H.	87·2	97·1	92·0	(„ „ 5 u. 6)

III. Die 9 Hyperbrachycephalen vertheilen sich mit den Längenbreitenindices folgenderweise:

von 85·2—85·9	2	Schädel
„ 86·2—86·6	2	„
„ 87·0—87·3	3	„
„ 88·6	1	„
„ 89·6	1	„

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	162	183	171	(excl. Nr. 15)
Breite	141	156	148	(„ „ 15)
Höhe	124	134	132	(„ „ 11, 13 u. 15)
Horizontalumfang	490	535	515	(„ „ 15)
L.:B.	85·2	89·6	86·7	(„ „ 15)
L.:H.	73·2	81·1	76·7	(„ „ 11, 13 „ 15)
B.:H.	84·4	93·7	88·5	(„ „ 11, 13 „ 15)

Bei 7 konnte das Verhältniss der Höhe zur Länge bestimmt werden: es waren davon 2 ortho- und 5 hypsicephal; von 6 sind 4 lepto-, 1 meso-, 1 platyrrhin, und 2 chamae-, 3 hypsi- und 1 mesokonch. Von dreien konnte das schmale Obergesicht, und die Leptoprosopie bei 2 bestimmt werden.

20. Eggenthal.

Das Ossuarium enthält 10 Schädel, welche alle, mit Ausnahme von Nr. 6 und 10, den gewöhnlichen brachycephalen Typus an sich tragen, während sich die hervorgehobenen durch die grössere Kürze und das nicht besonders prominente Occiput von den übrigen unterscheiden. Sie zeigen den Index von L.:B. mit 85·6 und 88·6, also hyperbrachycephal; unter den brachycephalen Formen sind aber 4 Schädel, welche hyperbrachycephale Längenbreitenindices (85·3, 85·5, 85·7, 85·9) tragen, so dass die Zahl der brachycephalen Formen, welche auch entsprechende Indices aufweisen (Nr. 1—3) nur 3 beträgt. Nur nach den Längenbreitenindices beurtheilt, sind 3 Brachycephali und 7 Hyperbrachycephali, während, die Form betrachtet, sich obiges Verhältniss ergibt.

I. Die Brachycephalen.

Nr. 1—3 der Tab. XX.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	166	186	176
Breite	141	153	147
Höhe	120	136	128
Horizontalumfang	490	539	518
L.:B.	82·3	84·9	83·4
L.:H.	72·3	73·4	72·9
B.:H.	85·1	88·9	87·4

Nr. 2 und 3 sind platyrrhin, während Nr. 1 mesorrhin ist; von diesen 3 ist 1 meso-, 1 hypsi- und 1 chamaekonch. Das schmale Obergesicht war von Nr. 1 und 2 zu bestimmen, welche auch leptoprosop sind. Alle sind orthocephal.

II. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 4—10 der Tab. XX.

Einen Längenbreitenindex von	85·3—85·9	haben 5	Schädel
„ „ „	86·6	hat 1	„
„ „ „	88·6	„ 1	„

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	164	170	168
Breite	142	148	145
Höhe	120	133	125
Horizontalumfang	493	512	502
L.:B.	85·3	88·6	86·1
L.:H.	72·2	78·2	74·6
B.:H.	84·5	91·7	86·5

Unter den Cranien sind 4 ortho- und 4 hypsicephal. Angetroffen wurde 3mal Lepto-, 2mal Platy- und 1mal Mesorrhinie; 4mal Hypsikonchie und 3mal Mesokonchie. Bei 3 konnte bestimmt werden in 2 Fällen die Leptoprosopie und in 1 die Chamaeprosopie (49·0) und in allen 3 das schmale Obergesicht.

21. Vigo di Fassa.

Es sind unter den Cranien des Ossuariums von Vigo di Fassa 3 Haupttypen anzutreffen: 1. ein dolichoider, 2. ein brachycephaler und 3. ein hyperbrachycephaler. Der erste Typus enthält die gewöhnlichen mesocephalen Formen und die Längenbreitenindices (mesocephal) sind mit der Form im Einklang. Der zweite Typus ist der brachycephale; es kommen aber darin 2 Formen zur Beobachtung, nämlich jene, wo der Schädel sich dem dolichoiden Typus nähert, von oben fünfeckig, etwas vorspringenden prominenten Occiput, und eine andere, welche den Schädeln, von oben betrachtet, ein stumpfes Oval gibt und das Occiput steil abfallend ist; ja, die Form kann rückwärts derart sein, dass die Schuppe bei der Linea nuchae inf. fast rechtwinkelig geknickt ist und nur ein kleiner Antheil an dem Aufbau der Schädelbasis participirt; das Foramen occipitale magnum weit hinten, also wahre Hyperbrachycephali. Die Längenbreitenindices ergeben durchaus brachycephalen Index. Ein exquisites Beispiel eines Schädels letzter Form gibt der Schädel Nr. 19 der Tab. XXI, der bereits früher erwähnt wurde.

Cranien mit brachycephalem Index sind 18 von den gemessenen 50 (Nr. 11—28); der dolichoid-brachycephalen Form gehören Nr. 11—18, 21—23 und 28 an; Nr. 14, 19, 20 und 24—27 tragen den hyperbrachycephalen Typus an sich.

Die Cranien mit hyperbrachycephalem Index Nr. 29 bis 50 enthalten Hyperbrachycephali und Brachycephali, welche letztere bei der grossen Breitenentwicklung sich auch einer solchen der Länge erfreuen, wo die Occipitalschuppe mässig prominent ist, jedenfalls nicht extrem steil abfällt, also jene Cranien, die oben als eigentliche Brachycephali bezeichnet wurden; die Zahl derselben ist wohl keine grosse, nur Nr. 29, 33 und 37 gehören hieher, während die übrigen mit hyperbrachycephaler Form auch den gleichlautenden Längenbreitenindex ergeben.

Erwähnen möchte ich aber, dass bei diesen Hyperbrachycephalen ein Unterschied in der Formirung des Occiputs sich bemerkbar macht, welche sie fast in 2 Gruppen theilt; bei der einen Gruppe erinnert das Occiput in der Form an die eigentlichen Brachycephalen, während die anderen Schädel ein sehr steiles, bei der Linea nuchae inf. vollständig oder fast geknicktes Occiput aufweisen; jedenfalls gehören aber beide Formen zusammen; es ist die steilere Form gleichsam nur eine prägnantere Form als die andere.

Dass die Cranien mit hyperbrachycephaler Form nicht nur solche mit dem entsprechenden Index, sondern auch einige (Nr. 14, 19, 20 und 24—27) mit brachycephalen Längenbreitenindices enthalten, ist aus dem früher Erwähnten zu ersehen.

Da es mir hauptsächlich um Vorkommen und Verbreitung der Typen zu thun war, so untersuchte ich darauf nahezu die ganze Zahl der vorfindlichen Cranien, nahm aber nur von 50 die Maasse ab; der brachycephale und hyperbrachycephale Typus hielten sich so ziemlich das Gleichgewicht; der dolichoide Typus ist entschieden in der Minorität vorhanden. (Tappeiner fand auch 29 Mesocephale, 107 Brachycephale und 86 Hyperbrachycephale.)

Die von mir gemessenen 50 Cranien vertheilen sich folgendermassen nach ihren Längenbreitenindices: 10 mesocephale, 18 brachycephale und 22 hyperbrachycephale.

Einen Längenbreitenindex von	76·3—76·5	haben	3	Schädel	
„	„	78·7	„	2	„
„	„	79·2—79·6	„	5	„
„	„	80·0	hat	1	„
„	„	81·0—81·9	haben	5	„
„	„	82·3—82·8	„	3	„
„	„	83·0—83·2	„	2	„
„	„	84·1—84·7	„	6	„
„	„	85·0—85·5	„	8	„
„	„	86·0—86·8	„	4	„
„	„	87·1—87·9	„	6	„
„	„	88·3	hat	1	„
„	„	89·2—89·7	haben	3	„
„	„	91·9	hat	1	„

I. Die Mesocephalen.

Solche sind 10 vorhanden; sie haben alle ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop; die Orbitalindices stellen 3 als chamae-, 2 als meso- und 5 als hypsikonch hin; 7 sind ortho-, 3 hypsicephal.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	170	186	179	(excl. Nr. 3)
Breite	130	144	140	(„ „ 3)
Höhe	127	148	135	(„ „ 3)
Horizontalumfang	489	528	516	(„ „ 3)
L. : B.	76·3	79·6	78·3	(„ „ 3)
L. : H.	71·0	82·8	75·7	(„ „ 3)
B. : H.	90·3	105·2	96·7	(„ „ 3)

Zu bemerken ist, dass 3 Cranien einen Breitenhöhenindex über 100 haben: Nr. 1 (105·2), Nr. 4 (102·8), Nr. 8 (104·4).

II. Die Brachycephalen.

Cranien mit brachycephalem Index sind Nr. 11—28; es sind alle leptoprosop und haben ein schmales Obergesicht. 12 sind hypsi-, 1 meso- und 4 chamaekonch; 8 sind mesorrhin, 2 platyrrhin und 7 leptorrhin; 3 sind chamaecephal, 6 ortho- und 8 hypsicephal.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	164	186	178	(excl. Nr. 23)
Breite	138	154	147	(„ „ 23)
Höhe	118	139	132	(„ „ 23)
Horizontalumfang	479	548	522	(„ „ 23)
L. : B.	80·0	85·0	82·7	(„ „ 23)
L. : H.	67·0	80·5	74·2	(„ „ 23)
B. : H.	80·0	99·3	89·7	(„ „ 23)

III. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 29—50.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	164	182	181	(excl. Nr. 43)
Breite	141	158	150	(„ „ 43)
Höhe	122	144	139	(„ „ 43)
Horizontalumfang	464	544	515	(„ „ 43)
L. : B.	85·1	91·9	87·1	(„ „ 43)
L. : H.	73·0	85·4	77·7	(„ „ 43)
B. : H.	82·9	99·3	89·3	(„ „ 43)

Das Obergesicht war in den Fällen, wo der Index bestimmt werden konnte, schmal, mit Ausnahme eines Schädels, der 49·6 zeigte; alle leptoprosop; 16 hypsikonch, 2 chamae-, 4 mesokonch; 5 platy-, 7 meso-, 10 leptorrhin; 7 ortho-, 14 hypsicephal.

22. Alba.

Alba lieferte für die Untersuchung 14 Schädel; einer davon (Nr. 14) wurde ausgeschieden, weil er wahrscheinlich ein Mikrocephale ist; Länge 155, Breite 141, Höhe 110, Horizontalumfang 475, L. : B. 91·0, L. : H. 71·0, B. : H. 78·0; die Nähte waren alle gut erhalten.

Nach den Längenbreitenindices vertheilten sich die restirenden 13 (deren Maasse auf Tab. XXII vorfindlich) in: 1 Mesocephale, 5 Brachycephale und 7 Hyperbrachycephale. Der Form nach ist Nr. 1 dolichoid (Index mesocephal), 3—6 zeigen brachycephalen Typus (gleichen Index), während Nr. 2 mit L. : B. 80·0 ein sehr steiles, abfallendes Occiput aufwies, kurz die Charaktere eines Hyperbrachycephalus an sich trägt. Nr. 7—13 sind entsprechend ihren Indices von L. : B. auch ihrer Form nach Hyperbrachycephali, wobei Nr. 8 und 12 ziemlich extreme Formen darstellen.

Nach der Längenbreitenindices-Vertheilung ergeben sich:

79·3 . . .	1	Schädel
80·1—80·8 . . .	2	„
81·1 . . .	1	„
82·8 . . .	1	„
83·9 . . .	1	„
85·1—85·3 . . .	3	„
86·2 . . .	1	„
87·3 . . .	2	„
89·1 . . .	1	„

I. Die Mesocephalen.

Nur 1 Schädel vorhanden. Länge 184, Breite 146, Höhe 140, Horizontalumfang 530, L. : B. 79·3, L. : H. 76·1, B. : H. 95·9; er ist mesorrhin und chamaekonch.

II. Die Brachycephalen.

Nr. 2—6. Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	174	180	177	
Breite	142	147	144	
Höhe	118	130	123	(excl. Nr. 6)
Horizontalumfang	509	528	518	
L. : B.	80·0	83·9	81·7	
L. : H.	67·4	71·4	69·3	(excl. Nr. 6)
B. : H.	83·1	88·4	85·4	(„ „ 6)

2 sind meso-, 2 hypsikonch, 2 meso-, 2 leptorrhin; 2 chamae-, 2 orthocephal.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 7—13. Nur bei 3 konnte das schmale Obergesicht constatirt werden. 3 sind meso-, 2 chamae-, 2 hypsikonch; mit Ausnahme eines einzigen sind alle leptorrhin; 1 chamae-, 3 ortho-, 2 hypsicephal.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	166	174	169	
Breite	143	155	146	
Höhe	116	138	125	(excl. Nr. 7)
Horizontalumfang	494	525	505	
L. : B.	85·1	89·1	86·5	
L. : H.	68·2	79·3	73·6	(„ „ 7)
B. : H.	80·0	90·3	84·9	(„ „ 7)

23. Campitello.

48 Schädel sind im Ossuarium vorhanden; nur 47 konnten genauer untersucht werden, da der 48. zu grosse Defecte aufwies.

Nach den Längenbreitenindices gruppirten sich die 47 gemessenen (Maasse auf Tab. XXIII Nr. 1—47) in 4 mesocephale, 19 brachycephale und 24 hyperbrachycephale; eine Ordnung der Cranien nach Typen, entsprechend den Indices von L. : B., liess sich nicht bewerkstelligen; Nr. 1—6 zeigen dolichoiden Typus, 7—9 dolichoid-brachycephalen, 10 exquisit hyperbrachycephalen Typus, steiles Occiput (obwohl der Index 82·5 beträgt). 12—14, 16—18, 21—23 und 25 zeigen die kurze brachycephale Form (Index brachycephal, von Nr. 25 aber 85·3), während 11, 15, 19, 20 (mit brachycephalem Index) ein beinahe senkrecht absteigendes, wenig prominentes Occiput besitzen; der Rest zeigt bei hyperbrachycephalem Index auch denselben Typus.

Nach den Längenbreitenindices vertheilen sie sich:

76·0 . . .	1	Schädel
77·8 . . .	1	„
78·7 . . .	1	„
79·3 . . .	1	„
80·4—80·8 . . .	2	„
81·4—81·9 . . .	2	„
82·5—82·8 . . .	5	„
83·0—83·9 . . .	8	„
84·1—84·3 . . .	2	„
85·1—85·9 . . .	4	„
86·0—86·7 . . .	5	„
87·0—87·7 . . .	8	„
88·1—88·6 . . .	3	„
89·0—89·8 . . .	2	„
90·0 . . .	1	„
95·1 . . .	1	„

I. Die Mesocephalen.

Nr. 1—4. 2 sind meso-, 2 hypsikonch; 2 platy-, 1 leptorrhin, 1 unbestimmbar; 2 chamae-, 1 orthocephal, 1 unbestimmbar; alle leptoprosop, alle schmales Obergesicht.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	176	174
Breite	133	138	136
Höhe	120	123	121
Horizontalumfang	492	511	501
L.:B.	76·0	79·3	77·9
L.:H.	69·0	70·7	69·7
B.:H.	87·6	91·7	89·4

II. Die Brachycephalen.

Nr. 5—23.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	163	186	174	
Breite	136	155	144	
Höhe	121	133	126	(excl. Nr. 15)
Horizontalumfang	488	546	513	
L.:B.	80·4	84·3	82·7	
L.:H.	64·9	77·3	72·4	(„ „ 15)
B.:H.	83·1	94·3	87·4	(„ „ 15)

Mit Ausnahme eines einzigen ergab der Obergesichtsindex Schmalheit; 1 chamae-, 6 meso-, 11 hypsikonch; 6 meso-, 11 platyrrhin; 5 chamae-, 10 ortho-, 3 hypsicephal.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 24—47.

Die wichtigsten Maasse:

	Minim.	Maxim.	Mittel	
Länge	152	179	166	(excl. Nr. 42, 46, 47)
Breite	131	157	145	(„ „ 42, 46, 47)
Höhe	117	138	126	(„ „ 24, 32, 42, 46, 47)
Horizontalumfang	456	530	518	(„ „ 42, 46, 47)
L.:B.	85·1	95·1	87·1	(„ „ 42, 46, 47)
L.:H.	69·3	81·2	76·1	(„ „ 24, 32, 42, 46, 47)
B.:H.	72·0	93·9	85·2	(„ „ 24, 32, 42, 46, 47)

Alle sind leptoprosop und haben ein schmales Obergesicht; 17 hypsi-, 6 meso-, 1 chamaekonch; 11 lepto-, 9 meso-, 4 platyrrhin; 1 chamae-, 7 ortho-. 14 hypsicephal.

24. Pufels.

In Pufels existirt kein Ossuarium; es gelang mir jedoch, das Grab, in welchem die Cranien jener Gräber, die zur neuen Verwendung kamen, verscharrt werden, aufgraben zu lassen. Es wurden 19 Schädel zu Tage befördert. Einen glaubte ich von der Reihe ausscheiden zu sollen, da er eine Abolirung der ganzen linken Sutura temporo-parietalis aufwies, und nicht genug sicher behauptet werden konnte, dass diese Synostose keine prämature sei; der Schädel besitzt keine von den andern besonders abweichende Form; die Länge 183, Breite 156, Höhe 134, L.:B. 85·2, L.:H. 73·2, B.:H. 85·9.

Nach den Längenbreitenindices ordneten sich die Schädel (Maasse auf Tab. XXIV) in 7 brachycephale und 11 hyperbrachycephale. Die letzteren, welche auch hyperbrachycephale Form zeigten, charakterisirten sich durch das steile Occiput, welches bei der Linea nuchae inf. wie abgeknickt ist; die ersteren sind mässig lange, breite Schädel, mit Ausnahme von Nr. 1, der etwas länger ist, und 3—6, die in ihrer Form stark auf die Hyperbrachycephalen hinweisen.

Die Längenbreitenindices vertheilen sich:

80·1	1	Schädel
82·0—82·1	2	„
83·9	1	„
84·0—84·7	3	„
85·2	1	„
86·0—86·5	6	„
88·3	1	„
90·4	1	„
91·0—91·2	2	„

I. Die Brachycephalen.

Nr. 1—7. Nur bei 2 konnte die Leptoprosopie und das schmale Obergesicht eruirt werden.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel	
Länge	163	179	171	
Breite	137	147	142	
Höhe	123	132	128	(excl. Nr. 7)
Horizontalumfang	485	551	512	(„ „ 7)
L.:B.	80·1	84·7	83·0	
L.:H.	73·7	76·7	74·9	(„ „ 7)
B.:H.	87·9	93·6	90·6	(„ „ 7)

II. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 8—18. Bei 2 wurde das schmale Obergesicht ermittelt; von messbaren waren 6 hypsikonch, 3 mesokonch; von 7 waren 2 mesorrhin, 5 leptorrhin; orthocephale 2, hypsicephale 9.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	160	183	170
Breite	138	162	149
Höhe	120	144	129
Horizontalumfang	480	542	512
L.:B.	85·2	91·2	87·5
L.:H.	71·4	81·9	76·4
B.:H.	80·2	95·1	87·3

Bemerkung zu den Maass-Tabellen. Die Maasse wurden nach der Frankfurter Verständigung genommen. L Länge (grösste Länge), B Breite, Sb_1 kleinste Stirnbreite, Sb_2 grösste Stirnbreite, H Höhe, Bl Basislänge, Bb Basisbreite, Hz Horizontalumfang, S Sagittalumfang, Q Querumfang, $\frac{G}{b \mid h}$ Oberkieferbreite (b), Oberkieferhöhe (h), J. Jochbreite, $\frac{N}{h \mid b}$ Nasenhöhe (h), Nasenbreite (b), $\frac{O}{b \mid h}$ Augenhöhlenbreite (b), Augenhöhlenhöhe (h), L.:B. Längenbreiten, L.:H. Längenhöhen, B.:H. Breitenhöhenindex, Ogi Obergesichtsindex (Virchow), Ni Nasenindex, Oi Augenhöhlenindex. Ein Sternchen (*) bei einer Zahl bedeutet, dass das betreffende Maass nur annähernd gewonnen werden konnte.

Strass.

Tabelle I.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
												b	h		h	b	b	h						
1	♀	186	138	99	122	128	98	123	530	370	305	90	72	124	52	23	40	38	74·2	68·8	92·8	80·0	44·2	95·0
2	♂	194	148	100	124	139	104	132	552	388	325	92	—	132	—	—	40	35	76·3	71·6	93·9	—	—	87·5
3	♀	182	141	93	116	132	101	119	513	367	313	—	69*	—	48	—	38	32	77·5	72·5	93·6	—	—	84·2
4	♂	187	146	101	130	136	101	133	524	375	330	97	73	135	50	20	40	34	78·1	72·7	93·2	75·3	40·0	85·0
5	♂	188	148	98	121	135	96	124	534	384	324	92	78	129	56	24	40	35*	78·6	71·8	91·8	84·8	42·9	87·5*
6	♀	174	137	93	116	124	95	120	505	352	310	90	72	126	52	24	38	32	78·7	71·3	90·5	80·0	46·2	84·2
7	♂	190	150	105	136	132	94	134	548	385	330	94	63*	139	52*	28	40	32	78·9	69·5	88·0	67·0*	53·8*	80·0
8	♂	182	145	94	122	128	90	126	518	380	320	92	72	132	54	25	37	32	79·7	70·3	88·3	78·3	46·3	86·5
9	♂	183	146	116	127	134	97	118	527	377	340	91	71	—	48	21	40	34	79·8	73·2	91·8	78·0	43·8	85·0
10	♂	178	142	101	124	133	100	121	520	362	320	94	68	132	48	22	40	37	79·8	74·7	93·7	72·3	45·8	92·5
11	♂	184	147	98	126	138	104	136	535	370	322	100*	79	145	54	24	42	38	79·9	75·0	93·9	79·0*	44·4	90·5
12	♀	180	144	100	124	128	97	122	520	363	320	87*	62*	125	46	24	38	31	80·0	71·1	88·9	71·3*	52·2	81·6
13	♂	179	144*	100	124	—	—	—	525	370	—	—	—	—	—	—	—	—	80·4*	—	—	—	—	—
14	♂	190	153	96	126	125	94	133	544	382	336	93	72	133	55	22	41	32	80·5	65·8	81·7	77·4	40·0	78·1
15	♀	174	142	97	120	127	97	118	504	345	310	90	71	124	53	22	39	35	81·6	73·0	89·4	78·7	41·5	89·7
16	♂	181	148	92	125	128	103	134	530	360	325	100	70*	142	50	25	45	32	81·8	70·7	86·5	70·0*	50·0	71·1
17	♀	174	143	101	119	122	95	124	512	348	302	93	68*	128	52	23	39	36	82·2	70·1	85·3	73·1*	44·2	92·3
18	♀	178	147	94	122	139	104	127	517	365	322	104	72	133	52	25	39	32	82·6	78·1	94·6	69·2	48·1	82·1
19	♀	170	142	100	125	124	100	130	510	345	318	84	64	126	48	26	40	34	83·5	72·9	87·3	76·2	54·2	85·0
20	♀?	178	149	96	130	138	106	129	527	360	320	90	76	134	52	24	40	34	83·7	77·5	92·6	84·4	46·2	85·0
21	♀	168	142	98	120	124	90	120	496	358	310	90	60*	125	44	24	39	32	84·5	73·8	87·3	66·7	54·5	82·1
22	♂	181	154	105	131	143	101	135	537	380	332	90	70	138	52	23	42	36	85·1	79·0	92·9	77·8	44·2	85·7
23	♂	180	157	101	129	126	97	137	532	375	322	100	69	138	49	25	40	32	87·2	70·0	80·3	69·0	51·0	80·0

Nr. 1—13, 15, 16 Schläfe flach. — Nr. 14 Schläfe etwas gewölbt. — Nr. 15 Stirnnaht. — Nr. 7, 12, 16, 21, 23 chamaeprosop mit Index 45·3*, 49·6*, 49·2*, 48·0*, 50·0. — Der Rest, mit Ausnahme von 2, 3, 9, 13, die nicht bestimmbar, alle leptoprosop und mit Ausnahme von 2, 3, die nicht bestimmbar, alle schmales Obergesicht.

Schlitters.

Tabelle II.

1	♀?	180	137	90	108	120	101	124	507	350	395	—	—	129	—	—	—	—	76·1	66·7	87·6	—	—	—
2	♂	188	143	104	130	132	97	122	533	390	315	95	—	131	52	24	40	34	76·1	70·2	92·3	—	46·2	85·0
3	♂	190	145	92	118	131	101	128	530	380	312	91	73	134	51	23	42	35	76·3	68·9	90·3	80·2	45·1	83·3
4	♀	176	135	98	118	126	98	—	507	357	—	92	67	—	49	24	41	37	76·7	71·6	93·4	72·8	49·0	90·2
5	♂	182	140	95	118	—	—	—	510	—	—	—	—	—	—	—	—	—	76·9	—	—	—	—	—
6	♂	188	146	101	120	129	100	127	535	380	310	94	70	134	50	23	44	36	77·6	68·6	88·4	74·5	46·0	81·8
7	♂?	179	140	102	120	133	96	126	515	365	310	100	74	140	53	22	38	38	78·2	74·3	95·0	74·0	41·5	100·0
8	♂	180	143	100	122	130	94	121	521	374	315	—	—	—	—	-	—	—	79·4	72·2	90·9	—	—	—
9	♂	188	150	96	124	132	102	127	544	380	330	97	70	—	51	27	39	32	79·8	70·2	88·0	72·2	52·9	82·1
10	♂?	178	143	94	118	118	96	126	514	355	305	90	—	—	47	24	39	35	80·3	66·3	82·5	—	51·1	89·7
11	♂	186	150	100	126	132	104	132	534	377	325	94	—	127	54	26	40	30	80·6	71·0	88·0	—	48·1	75·0
12	♂	181	146	92	122	127	96	125	518	365	306	—	—	—	—	—	—	—	80·7	70·2	87·0	—	—	—
13	♂	180	146	95	129	132	102	126	519	370	315	93	67*	132	52	24	39	33	81·1	73·9	91·1	72·0*	46·2	84·6
14	♂	180	147	95	120	—	—	—	514	360*	—	—	—	—	—	—	—	—	81·7	—	—	—	—	—
15	♂	180	148	93	125	130	98	128	520	370	320	93	74*	132	59	25	40	33	82·2	72·2	87·8	79·6*	42·4	82·5
16	♀	174	143	90	118	122	96	126	500	355	305	—	—	—	—	—	—	—	82·2	70·1	85·3	—	—	—
17	♂	180	148	102	124	131	96	128	530	374	320	92	74	134	51	21	35	33	82·2	72·8	88·5	80·4	41·2	94·3
18	♂	180	149	106	130	132	101	129	534	377	322	94	76	135	54	25	39	38	82·8	73·3	88·6	80·9	46·3	97·4
19	♂	180	150	100	126	138	102	134	527	365	325	110	74*	140	56	28	41	39	83·3	76·6	92·0	67·3*	50·0	95·1
20	♀	174	145	99	126	126	96	126	513	362	314	90	66*	125	50	21	40	34	83·3	72·4	86·9	73·3	42·0	85·0
21	♂	180	151	102	127	124	95	128	527	374	325	97	69	134	51	25	40	34	83·9	68·9	82·1	71·1	49·0	85·0
22	♂?	174	146	100	126	142	104	116	515	375	335	98	72	126	52	26	41	34	83·9	81·6	97·3	73·5	50·0	82·9
23	♂	184	156	102	127	140	101	132	543	388	342	99	71	137	50	24	37	33	84·8	76·1	89·7	71·7	48·0	89·2
24	♂	180	153	95	127	132	97	126	527	372	330	90	63*	126	46	22	40	30	85·0	73·3	86·3	70·0*	47·8	75·0
25	♀	176	150	100	125	120*	97	130	522	352	318	91	75	133	53	24	40	35	85·2	68·2*	80·0*	82·4	45·3	87·5
26	♂?	178	155	96	121	131	92	132	525	375	327	95	68	129	49	27	40	36	87 1	73·6	84·5	71·6	55·1	90·0
27	♂?	173	151	96	120	122	84	131	524	364	322	—	—	122	—	—	38	32	87·3	70·5	80·8	—	—	84·2
28	♀	160	148	98	120	—	—	124	506	332	318	90	—	123	51	25	41	36	92·5	—	—	—	49·0	87·8

Nr. 28. Steiles Occiput; die bestimmbar, alle leptoprosop und schmales Obergesicht.

Fügen im Zillerthale.

Tabelle III.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
												b	h		b	h	b	h						
1	♂	190	142	93	116	132	98	126	526	390	320	100	—	131	57	27	38	34	74·7	69·5	93·0	—	47·4	89·5
2	♂	188	143	101	122	137	109	129	534	376	318	96	78	133	57	22	40	35	76·1	72·9	95·8	81·3	38·6	87·5
3	♂	191	146	100	125	140	104	127	544	390	325	90	—	129	50	23	40	35	76·4	73·3	95·9	—	46·0	87·5
4	♀?	182	140	99	127	122	104	126	511	358	300	—	—	129	50	20	39	36	76·9	67·0	87·1	—	40·0	93·3
5	♀	180	139	94	120	130	94	120	512	374	304	—	—	—	—	—	37	32	77·2	72·2	93·5	—	—	86·5
6	♂	188	146	95	130	136	104	127	537	388	330	—	—	—	46	26	39	36	77·6	72·3	93·2	—	56·5	92·3
7	♂	185	144	100	117	135	100	124	528	374	315	96	68	133	52	22	39	33	77·8	73·0	93·8	70·8	42·3	84·6
8	♂	186	145	101	123	132	104	130	538	370	325	—	—	—	—	—	39	37	78·0	71·0	91·0	—	—	94·9
9	♂	186	145	93	124	137	100	130	526	390	320	—	—	139	—	—	40	34	78·0	73·7	94·5	—	—	85·0
10	♂	186	145	96	126	124	105	129	528	354	304	103	79	140?	53	26	40	37	78·0	66·7	85·5	76·7	49·1	92·5
11	♀	178	139	96	122	123	100	120	510	370	310	—	—	—	50	21	36	35	78·1	69·1	88·5	—	42·0	97·2
12	♂?	180	141	92	120	130	100	120	515	374	314	85	75	120	51	24	39	36	78·3	72·2	92·2	88·2	47·1	92·8
13	Kind	172	135	89	112	—	102	106	495	370	312	72	52	—	37	20	32	31	78·5	—	—	72.2	54·1	96·9
14	♂	180	142	100	120	138	101	123	517	370	320	92	—	128	54	20	40	35	78·9	76·6	97·2	—	37·0	87·5
15	♂	182	144	104	126	130	104	128	520	376	316	94	79	131	56	26	37	35	79·1	71·4	90·3	84·0	46·4	94·6
16	♂	183	146	102	133	131	107	137	538	368	315	—	—	—	48	23	38	33	79·8	71·6	89·7	—	47·9	86·8
17	♀	178	142	90	115	131	92	124	510	368	308	94	70	—	50	26	40	32	79·8	73·6	92·3	74·5	52·0	80·0
18	♂	189	151	112	140	146	104	126	550	400	340	—	—	134	—	—	43	36	79·9	77·2	96·7	—	—	83·7
19	♂	184	148	100	124	129	103	122	523	365	305	—	—	—	50	27	39	29	80·4	70·1	87·2	—	54·0	74·4
20	♀	170	137	94	116	128	94	121	490	355	305	82	64	121	50	22	38	32	80·6	75·3	93·4	78·0	44·0	84·2
21	♂	184	150	103	130	—	—	130	540	—	340	—	—	—	—	—	—	—	81·5	—	—	—	—	—
22	♀?	178	146*	90	116	130	96	120	510	374	315	84	—	124	—	—	39	31	82·0*	78·0	89·0*	—	—	79·5
23	♀	169	141	89	—	123	90	121	494	350	300	84	75	127	55	24	36	36	83·4	72·8	87·2	89·3	43·6	100·0
24	♀?	169	141	100	123	126	90	130	502	350	304	95	62*	127	45	24	38	34	83·4	74·6	89·4	65·3	53·3	89·5
25	♀?	172	145	95	121	125	90	118	505	365	305	83	61	120	46	21	35	35	84·3	72·7	86·2	73·5	45·7	100·0
26	Kind	153	131	84	110	115	80	103	452	330	300	—	—	100	—	—	—	—	85·6	75·2	87·8	—	—	—
27	♀?	175	154	96	132	125	94	125	530	368	322	—	—	—	—	—	39	38	88·0	71·4	81·2	—	—	97·4
28	♂?	162	145	90	127	—	93	125	497	340	310	—	—	—	—	—	—	—	89·5	—	—	—	—	—

Die bestimmbar, alle leptoprosop, mit Ausnahme von Nr. 24, der chamaeprosop ist und annähernden Index von 48·8 hat.

Uderns.

Tabelle IV.

1	♂	194	138	90	116	140	105	125	537	390	310	99	73	127	53	25	40	32	71·1	72·2	101·4	73·7	47·2	80·0
2	♂	194	142	99	124	137	99	130	530	392	315	97	73	129	59	24	39	33	73·2	70·6	96·5	75·3	40·7	84·6
3	♂	192	143	104	124	144	100	130	540	400	320	—	—	136	—	—	—	—	74·5	75·0	100·7	—	—	—
4	♂	187	140	98	—	134	102	121	523	370	320	88	77	130	56	24	41	38	74·9	71·7	95·7	87·5	42·9	92·7
5	♀	180	135	—	115	—	—	—	504	364	304	—	—	—	—	—	—	—	75·0	—	—	—	—	—
6	♂	198	149	108	130	134	102	135	560	400	327	98	—	—	53	27	40	35	75·3	67·7	89·9	—	50·9	87·5
7	♀	179	135	94	119	130	100	128	505	350	305	—	—	—	—	—	42	36	75·4	72·6	96·3	—	—	85·7
8	♂	181	137	92	111	132	94	117	510	368	310	90	—	126	52	22	37	37	75·7	72·9	96·4	—	42·3	100·0
9	♂	189	144	100	130	—	—	139	537	370	305	98	—	141	51	25	42	36	76·2	—	—	—	49·0	85·7
10	♂	185	141	102	123	127	100	123	525	370	318	99	70	131	50	24	42	33	76·2	68·6	90·1	70·7	48·0	78·6
11	♂	188	144	95	122	—	—	135	535	388	320	94	70	140	49	22	38	32	76·6	—	—	74·5	44·9	84·2
12	♀	176	135	93	110	125	97	122	495	355	302	—	—	123	—	—	37	33	76·7	71·0	92·6	—	—	89·2
13	♂	190	148	100	128	138	106	132	537	377	322	97	81	136	59	22	39	34	77·9	72·6	93·2	83·5	37·3	87·2
14	♀	174	136	95	114	120	87	116	500	364	298	94	67	119	47	24	39	37	78·2	69·0	88·2	71·3	51·1	94·9

Zu Tabelle IV.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N b	N h	O b	O h	L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
15	♀	180	141	102	120	126	98	122	520	365	312	—	—	—	—	—	39	36	78·3	70·0	89·4	—	—	92·3
16	♂	180	141	101	125	133	97	129	527	370	318	92	62	137	48	21	38	33	78·3	73·9	94·3	67·4	43·8	86·8
17	♂	192	151	102	134	130	98	127	493	395	330	90	82	134	59	24	42	37	78·6	67·7	86·1	91·1	40·7	88·1
18	♂	182	143	102	—	140	105	130	527	380	320	94	76	137	57	23	41	35	78·6	76 9	97·9	80·9	40·4	85·4
19	♂	184	145	100	123	130	97	129	530	375	318	93	—	127	48	24	37	32	78 8	70·7	89·7	—	50·0	86·5
20	♂	185	148*	99	122	—	—	—	534	384	—	93	74	—	53	24	41	36	80·0*	—	—	79·6	45·3	87·8
21	♀	178	143	96	120	—	—	—	512	354	—	88	76	—	56	24	38	36	80·3	—	—	86·4	42·9	94·7
22	♂	184	148	105	139	132	93	127	540	388	322	98	—	130	52	29	40	33	80·4	71·7	89·2	—	55·8	82·5
23	♂	186	150	97	126	130	96	134	538	384	325	—	83	142	59	24	43	41	80·6	69 9	86·7	—	40·7	95·3
24	♂	183	148	96	119	132	97	134	532	380	328	95	—	139	—	—	40	36	80·9	72·1	89·2	—	—	90·0
25	♀	170	138	90	114	126	91	121	460	353	310	84	66	125	49	24	39	32	81·2	74·1	91·3	78·6	49·0	82·1
26	♀	172	140	97	116	117	89	122	505	352	295	85	—	124	—	—	41	32	81·4	68·0	83·6	—	—	78·1
27	♀	172	140	94	124	126	97	126	506	352	305	93	67*	133	52	25	40	35	81·4	73·3	90·0	72·0*	48·1	87·5
28	Kind	169	138	94	114	123	90	114	488	352	304	84	63	114	43	20	37	32	81·7	72 8	89·1	75·0	46·5	86·5
29	♀	176	144	93	—	—	—	130	510	370	308	—	—	—	—	—	—	—	81·8	—	—	—	—	—
30	♀	173	142	89	112	126	93	120	500	353	310	85	74	120	52	22	40	36	82·1	72·8	88·7	87·1	42·3	90·0
31	♀	168	138	90	112	122	100	127	490	340	298	82	—	130	53	24	39	37	82·1	72·6	88·4	—	45·3	94·9
32	♀?	180	148	95	123	125	92	125	520	370	315	94	62	127	46	23	39	33	82·2	69·4	84·5	66·0	50·0	84·6
33	♀	171	141	90	117	124	90	119	500	352	310	88	76	—	53	20	39	38	82·5	72·5	87·9	54·5	37·7	97·4
34	♂?	174	144	94	126	137	92	131	517	367	317	92	—	134	58	24	42	34	82·8	78·7	95·1	—	41·4	81·0
35	♂	180	149	106	132	134	102	133	533	370*	327	92	72	140	54	24	38	31	82·8	74·4	89·9	78·3	44·4	81·6
36	♂	178	148	97	122	141	100	132	520	380	325	102	72	134	48	25	41	32	83·1	79·2	95·3	70·6	52·1	78·1
37	♀?	178	149	94	127	133	101	—	525	374	330	90	—	—	51	23	43	35	83·7	74·7	89·3	—	45·1	81·4
38	♂	176	148	98	126	136	97	136	530	370	322	—	—	—	—	—	—	—	84·1	77·3	91·9	—	—	—
39	♂	177	152	104	126	126	94	130	522	325	320	—	—	141	—	—	40	36	85·9	71·2	82·9	—	—	90·0
40	♂	188	164	100	134	122	96	136	552	380	355	94	72	138	58	22	40	36	87·2	64·9	74·4	76·6	37·9	90·0

Mit Ausnahme von Nr. 16 mit 45·2 und Nr. 32 mit 48·8 waren die bestimmbaren leptoprosop; schmales Obergesicht.

Ried im Zillerthal.

Tabelle V.

1	♀	178	141	91	121	123	95	118	515	370	320	82	64	117	48	21	36	33	79·2	69·1	87·2	78·1	43·8	91·7
2	♂	188	150	95	122	130	97	134	538	382	320	94	71	135	50	24	37	37	79·8	69·1	86·7	75·5	48·0	100·0
3	♀?	176	141	93	125	130	93	123	510	362	308	90	—	122	49	—	33	33	80·1	73·9	92·2	—	—	100·0
4	♀	174	142	98	120	126	97	123	510	360	304	90	70	123	51	24	37	33	81·6	72·4	88·7	77·8	47·1	89·2
5	♂	182	156	100	126	124	96	136	538	380	330	95	73*	124	53	22	39	32	85·7	68·1	79·5	76·8*	41·5	82·1

Nr. 5 Occiput ausgezogen; die vier bestimmbaren leptorosop und schmales Obergesicht.

Aschau im Zillerthal.

Tabelle VI.

1	♂	188	144	97	120	134	101	126	528	372	320	90	—	131	48	24	42	33	76·6	71·3	98·1	—	50·0	78·6
2	♂	184	142	102	124	127	98	—	529	362	—	91	—	—	55	24	40	32	77·2	69·0	89·4	—	43·6	80·0
3	♂	184	144	93	119	125	—	127	526	380	317	93	73	131	53	25	40	33	78·3	67·9	86·8	78·5	47·2	82·5
4	♀	176	140	94	119	126	96	122	507	360	303	86	70	120	52	20	40	33	79·5	71·6	90·0	81·4	38·5	82·5
5	♂	184	148	95	124	135	100	132	526	380	320	92	74	132	56	23	38	34	80·4	73·4	91·2	80·4	41·1	89·5
6	♂	186	150	101	126	138	99	132	535	378	320	93	72*	138	53	22	38	33	80·6	74·2	92·0	77·4*	41·5	86·8
7	♀	168	140	92	112	119	90	117	494	342	300	94	—	—	45	23	39	31	83·3	70·8	85·0	—	51·1	79·5
8	♂	166	147	100	120	132	95	130	503	354	310	94	73	130	51	23	38	33	88·6	79·5	89·8	77·7	45·1	86·8

Nr. 8 steiles Occiput, wo bestimmbar, wurde Leptoprosopie und schmales Obergesicht gefunden.

Zell.

Tabelle VII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
												b	h		h	b	b	h						
1	♂	202	146	104	130	136	102	140	565	405	315	104	76	146	55	24	42	37	72·3	67·3	93·2	73·1	43·6	88·1
2	♂	189	140	100	130	134	106	131	528	378	305	104	72	140	51	25	41	37	74·1	70·9	95·7	69·2	49·0	90·2
3	♂	199	148	97	120	133	—	134	560	410	330	—	—	—	—	—	—	—	74·4	66·8	89·9	—	—	—
4	♂	195	145	102	124	136	100	130	550	395	314	103	75	131	55	26	41	33	74·4	69·8	93·8	71·2	47·3	80·5
5	♀	179	134	94	119	122	90	103	503	362	310	—	—	—	49	24	37	32	74·8	68·2	91·0	—	49·0	86·5
6	♂	185	140	92	118	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	-	—	75·7	—	—	—	—	—
7	♂	190	144	94	120	130	99	120	530	390	320	89	—	130	54	23	39	33	75·8	68·4	90·3	—	42·6	84·6
8	♂	191	146	103	122	133	—	130	538	378	320	—	—	—	—	—	—	—	76·4	69·6	91·1	—	—	—
9	♂	192	147	100	126	125	95	126	542	378	319	99	70	133	50	24	40	35	76·6	65·1	85·0	70·7	48·0	87·5
10	♂	193	148	103	128	137	103	132	553	390	340	101	—	136	54	24	44	40	76·7	71·0	92·6	—	44·4	90·9
11	♂	190	146	99	122	134	99	126	534	385	317	100	75	131	57	26	40	36	76·8	70·5	91·8	75·0	45·6	90·0
12	♂	185	142	101	130	133	96	135	544	384	320	102	74	135	52	26	42	35	76·8	71·9	93·7	72·5	50·0	83·3
13	♂	182	140	100	124	129	92	126	522	382	315	94	—	128	52	23	41	35	76·9	70·9	92·2	—	44·2	85·4
14	♂	186	143	102	118	133	106	130	522	365	305	101	—	134	51	25	40	32	76·9	71·5	93·0	—	49·0	80·0
15	♂	191	147	102	130	142	100	131	558	385	335	—	—	—	—	—	—	—	77·0	74·3	96·6	—	—	—
16	♂	197	152	103	133	133	99	136	553	495	330	94	76	136	56	22	42	36	77·2	67·5	87·5	80·9	39·3	85·7
17	♂	185	143	97	120	130	105	124	520	370	312	102	66	130	49	24	42	32	77·3	70·3	90·9	64·7	49·0	76·2
18	♀	178	138	99	112	124	100	120	508	353	300	90	72	—	50	20	36	42	77·5	69·7	89·9	80·0	40·0	88·9
19	♀	180	140	92	114	122	91	118	510	365	300	—	—	120	46	23	—	33	77·8	67·8	87·1	—	50·0	—
20	♂	180	140	93	112	130	—	130	510	352	310	—	—	—	—	—	—	—	77·8	72·2	92·9	—	—	—
21	♂	180	140	103	122	140	104	124	515	365	305	—	—	—	—	—	—	—	77·8	77·8	100·0	—	—	—
22	♂	190	148	103	—	144	104	130	540	395	330	—	—	—	—	—	—	—	77·9	75·8	97·3	—	—	—
23	♂	188	147	100	123	135	103	128	532	378	322	92	72	134	51	24	42	33	78·2	71·8	91·8	78·3	47·1	78·6
24	♂	188	147	102	125	130	92	122	534	380	322	88	—	130	44	24	40	34	78·2	69·1	88·4	—	54·5	85·0
25	♀	179	140	95	117	124	96	118	510	370	305	88	—	120	50	23	38	34	78·2	69·3	88·6	—	46·0	89·5
26	♂	189	148	103	126	141	100	127	533	390	330	97	76	132	52	25	40	34	78·3	74·6	95·3	78·3	48·1	85·0
27	♂	200	157	104	127	134	104	140	565	390	325	102	80	—	56	33	—	37	78·5	67·0	85·3	78·4	58·9	—
28	♀	178	140	114	124	128	91	131	500	355	305	75	54	96	—	24	—	—	78·7	71·9	91·4	72·0	—	—
29	♀	180	142	100	124	124	100	128	513	350	302	96	—	135	53	24	42	40	78·9	68·9	87·3	—	45·3	95·2
30	♀?	180	142	96	123	132	99	130	517	362	311	99	—	135	56	—	35	31	78·9	73·8	93·0	—	—	88·6
31	♂	186	147	104	122	136	110	134	540	368	315	—	—	140	—	—	44	34	79·0	73·1	92·5	—	—	77·3
32	♀	177	140	96	120	—	—	124	510	352	310	—	—	—	—	—	—	—	79·1	—	—	—	—	—
33	♂	192	152	107	126	135	104	131	543	375	330	100	80	133	54	29	42	34	79·2	70·3	88·8	80·0	48·1	81·0
34	♂	195	155	107	125	135	104	136	555	392	335	100	—	144	54	26	44	33	79·5	69·2	87·1	—	48·1	75·0
35	♀	177	141	97	118	116	89	120	504	350	300	95	72	126	50	26	—	32	79·7	65·5	82·3	75·8	52·0	—
36	♀	172	137	93	110	124	94	120	498	352	305	86	—	122	45	24	39	31	79·7	72·1	90·9	—	53·3	79·5
37	♀	172	137	97	118	132	100	122	507	362	320	—	—	—	—	—	—	—	79·7	76·7	96·4	—	—	—
38	♂	183	146	98	121	121	97	128	532	370	317	—	—	—	—	—	—	—	79·8	66·1	82·9	—	—	—
39	♂	185	148	107	137	133	101	134	540	365	320	—	72	139	52	25	41	41	80·0	71·9	89·8	—	48·1	100·0
40	♂	186	149	99	122	134	104	132	530	365	320	93	73	137	59	26	41	32	80·1	72·0	89·9	78·5	44·1	78·1
41	♀	176	141	92	116	129	92	122	505	370	308	—	—	—	—	—	—	—	80·1	73·3	91·5	—	—	—
42	♀	172	138	90	114	131	89	124	502	367	304	89	—	126	53	24	39	36	80·2	76·2	94·9	—	45·3	92·3
43	♂	182	146	108	125	131	104	133	530	362	312	102	72	144	54	27	44	34	80·2	72·0	89·7	70·6	50·0	77·3
44	♀	178	143	90	114	124	94	124	514	360	305	—	—	—	—	—	—	—	80·3	69·7	86·7	—	—	—
45	♂	180	145	100	122	132	98	125	524	367	320	100	84	136	60	24	40	34	80·5	73·3	97·8	84·0	40·0	85·0

Zu Tabelle VII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B:H.	Ogi	Ni	Oi
												b	h		h	b	b	h						
46	♂	192	155	100	134	134	99	142	557	387	328	96	79	139	60	24	41	38	80·7	69·8	86·4	82·3	40·0	92·7
47	♀	172	139	92	120	124	96	122	500	345	302	92	73	122	52	26	40	34	80·8	72·1	89·2	79·3	50·0	85·0
48	♀	178	144	94	121	124	96	122	504	350	310	85	—	124	50	19	40	37	80·9	69·7	86·1	—	38·0	92·5
49	♂	184	149	98	124	132	103	125	530	370	320	96	79	—	53	22	44	39	81·0	71·7	88·6	82·3	41·5	88·6
50	♀	180	146	99	125	119	95	121	520	374	330	91	70	127	49	20	40	34	81·1	66·1	81·5	76·9	40·8	85·0
51	♀	176	143	97	118	127	95	122	510	370	310	91	—	122	47	24	37	31	81·2	72·2	86·8	—	51·1	88·8
52	♂	181	147	96	119	130	98	133	524	365	315	96	68	133	48	24	40	34	81·2	71·8	88·4	70·8	50·0	85·0
53	♀	172	140	86	114	124	90	120	492	360	305	87	—	117	48	23	38	32	81·4	72·1	88·5	—	47·9	84·2
54	♂	190	155	104	133	134	112	135	556	370	332	—	—	—	—	—	—	—	81·6	70·5	86·4	—	—	—
55	♀	164	134	88	112	121	87	118	478	341	295	63	48	88	30	20	36	36	81·7	73·8	90·3	76·2	66·6	100·0
56	♀	171	140	99	122	118	92	121	500	345	298	—	—	—	45	22	35	34	81·9	69·0	84·3	—	49·8	97·1
57	♀	171	140	90	112	116	91	115	496	352	300	—	—	—	44	22	38	32	81·9	67·8	82·9	—	50·0	84·2
58	♂	180	148	95	122	130	92	119	522	368	312	94	73	130	52	23	—	33	82·2	72·2	87·8	77·7	44·2	—
59	♂	180	148	97	118	130	106	132	525	352	320	—	—	130	52	22	46	40	82·2	72·2	87·8	—	42·3	87·0
60	♀	174	143	98	124	122	94	122	510	355	315	86	68	118	51	22	39	34	82·2	70·1	85·3	79·1	43·1	87·2
61	♂	185	152	97	128	134	100	124	532	370	325	—	—	—	—	—	—	—	82·2	72·4	88·2	—	—	—
62	♀	176	145	99	126	—	—	—	—	—	—	91	71	—	55	22	40	36	82·4	—	—	78·0	40·0	90·0
63	♀	176	145	92	120	131	96	128	518	362	310	94	74	127	54	29	39	39	82·4	74·4	90·3	78·7	53·7	100·0
64	♀	177	146	90	124	130	95	130	512	367	320	94	—	134	49	22	37	33	82·5	73·4	89·0	—	44·9	89·2
65	♀	178	147	94	115	134	100	127	517	360	314	90	—	127	48	24	38	32	82·6	75·3	91·2	—	50·0	84·2
66	♂?	181	150	118	—	142	103	129	542	380	335	—	—	—	—	—	—	—	82·9	78·5	94·7	—	—	—
67	♂?	187	155	96	123	134	100	132	535	375	325	94	70	133	49	25	39	38	82·9	71·7	86·4	74·5	51·0	97·4
68	♀	168	140	95	114	119	—	116	495	340	305	—	—	—	—	—	—	—	83·3	70·8	85·0	—	—	—
69	♂	180	150	96	120	132	94	130	527	385	330	92	63	—	42	24	39	30	83·3	73·3	88·0	68·5	57·1	76·9
70	♀	170	142	96	124	127	97	126	500	350	315	90	—	133	45	22	39	36	83·5	74·7	89·4	—	48·9	92·3
71	♂	181	152	101	121	136	105	131	537	390	330	100	70	139	51	29	42	34	84·0	75·1	89·5	70·0	56·9	81·0
72	♀	175	147	100	116	122	104	130	507	340	300	99	—	140	54	26	42	42	84·0	69·7	83·0	—	48·1	100·0
73	♂	182	153	102	131	132	97	132	538	383	330	99	—	138	56	25	43	38	84·1	72·5	86·3	—	44·6	88·4
74	♂	190	160	110	135	136	107	144	557	380	342	95	77	150	54	26	38	36	84·2	71·6	85·0	81·0	48·1	94·7
75	♂	184	155	97	127	137	102	132	533	383	335	100	78	136	54	25	41	34	84·2	74·5	88·4	78·0	46·3	82·9
76	♂	180	153	101	126	130	102	132	535	367	322	101	83	140	58	25	43	36	85·0	72·2	84·9	82·2	43·1	88·7
77	♂	176	150	100	127	133	100	134	528	370	332	92	70	134	52	22	38	33	85·2	75·6	88·7	76·1	42·3	86·8
78	♀	162	138	98	116	124	90	—	488	350	—	84	64	—	46	22	38	35	85·2	76·5	89·9	76·2	47·8	92·1
79	♀	169	145	94	124	125	90	122	508	355	322	—	—	—	—	—	—	—	85·8	74·0	86·2	—	—	—
80	♂	176	152	97	129	—	—	126	525	380	340	—	—	—	—	—	—	—	86·4	—	—	—	—	—
81	♂	178	156	104	125	130	102	133	530	361	324	103	—	134	52	24	40	33	87·6	73·0	83·3	—	46·2	82·5
82	♀	164	145	90	114	122	84	120	490	365	314	84	60	119	43	22	36	32	88·4	74·4	84·1	70·2	51·1	88·9
83	♀	162	144	98	122	124	91	124	490	344	310	91	70	131	47	20	38	34	88·9	76·5	86·1	76·9	42·6	89·5
84	♀	162	146	96	126	—	—	132	500	345	320	—	—	—	—	—	—	—	90·1	—	—	—	—	—

Nr. 1 Mächtiger Stirnnasenwulst: Leptoprosopie, schmales Obergesicht.

Hippach.

Tabelle VIII.

1	♀	174	136	92	124	128	94	121	497	360	300	90	66	—	50	20	40	32	78·2	73·6	94·1	73·3	40·0	80·0

Flache Schläfen.

Mayrhofen.

Tabelle IX.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		I.	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
												b	h		h	b	b	h						
1	♀	190	136	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	71·6	—	—	—	—	—
2	♂?	182	135	90	116	—	98	118	507	380	313	—	—	—	—	—	—	—	74·2	—	—	—	—	—
3	♂	188	140	103	121	134	102	124	530	385	310	101	80*	135	55	26	40	33	74·5	71·3	95·7	79·2*	47·3	82·5
4	♀	184	140	101	122	126	103	119	517	366	304	98	70*	129	51	25	40	32	76·1	68·5	90·0	71·4*	49·0	80·0
5	♀	183	140	96	122	136	92	119	519	—	322	88	—	126	52	22	38	33	76·5	74·3	97·1	—	42·8	86·8
6	♂	196	152	105	130	—	—	—	560	382	—	—	—	—	—	—	—	—	77·6	—	—	—	—	—
7	♂	180	140	106	124	137	100	124	517	364	308	96	—	130	54	25	43	36	77·8	76·1	97·9	—	46·3	83·7
8	♀	172	134	88	114	124	91	114	496	360	295	—	—	—	—	—	—	—	77·9	72·1	92·5	—	—	—
9	♂	186	145	104	123	132	104	130	529	370	310	91	70*	136	54	27	40	32	78·0	71·0	91·0	76·9*	50·0	80·0
10	♂	182	142	98	122	129	103	126	524	365	314	—	—	131	—	—	—	—	78·0	70·9	90·8	—	—	—
11	♂	184	145	98	122	128	92	118	529	378	315	—	—	—	—	—	38	34	78·8	69·6	88·3	—	—	89·5
12	♂	190	153	100	128	132	103	129	543	385	334	105	—	139	54	26	41	31	80·5	69·5	86·3	—	48·1	75·6
13	♀	173	140	100	124	123	89	129	507	359	305	—	—	—	—	—	—	—	80·9	71·1	87·9	—	—	—
14	♀	172	140	95	116	125	98	120	491	351	299	88	70*	124	50*	24	37	34	81·8	72·7	87·3	79·5*	48·0*	91·9
15	♀	176	144	92	117	129	92	126	510	367	310	—	—	—	—	—	38	31	81·8	73·3	89·5	—	—	81·6
16	♂	177	145	100	127	132	102	123	520	364	322	98	—	131	55	25	42	30	81·9	74·6	91·0	—	45·5	71·4
17	Kind	171	140	96	118	130	—	—	498	360*	—	84*	63*	—	47*	21	35	35	81·9	76·0	92·9	75·0*	44·7*	100·0
18	Kind	169	139	98	118	124	97	—	498	345	300*	94	70*	128	54*	24	41	34	82·3	73·4	89·2	74·5*	44·4*	82·9
19	♀	176	145	94	122	134	94	122	510	366	320	—	—	—	—	—	—	—	82·4	76·1	92·4	—	—	—
20	♂	192	159	107	134	130	107	133	557	376	336	—	—	—	—	—	—	—	82·8	67·7	81·8	—	—	—
21	♂	181	150	106	126	128	98	122	532	320	330	98	73*	—	54*	24	42	38	82·9	70·7	85·3	74·5*	44·4*	90·5
22	♂	192	160	100	125	140	110	137	560	400	315	—	—	140	—	—	—	—	83·3	72·9	87·5	—	—	—
23	♂	174	146	96	127	—	96	122	517	368	318	—	—	—	—	—	—	—	83·9	—	—	—	—	—
24	♀	170	143	91	117	127	93	120	494	350	306	—	—	—	—	—	38	33	84·1	74·7	88·8	—	—	86·8
25	♀?	178	150	101	132	—	—	—	524	—	—	—	—	—	—	—	—	—	84·3	—	—	—	—	—
26	♀?	177*	150	100	127	125	—	132	523	—	322*	—	—	—	—	—	—	—	84·7*	70·6*	83·3	—	—	—
27	♂	174	150	92	118	—	—	134	520	370	322	97	76*	135	58	24	41	36	86·2*	—	—	78·3*	45·3	87·8
28	♂	162	156	94	126	123	90	129	500	345	325	90	—	129	46	25	37	34	96·3	75·9	78·9	—	54·3	91·9

Nr. 5 grosser Schädel. — Nr. 16 Stirnnaht. — Nr. 26 die Länge wurde von der Glabella gemessen (wegen Defecten). — Nr. 28 steiles Occiput; wo bestimmbar, wurde Leptoprosopie gefunden.

Finkenberg.

Tabelle X.

1	♂	192	135	102	118	119	100	122	526	370	300	—	—	134	52	26	39	37	70·3	62·0	88·2	—	50·0	94·9
2	♂	194	145	104	126	140	110	132	556	400	330	98	82*	137	57	22	40	32	74·7	72·2	96·6	83·7*	38·6	80·0
3	♂	196	148	101	125	136	100	130	542	400	322	95	76*	136	55	26	42	32	75·5	69·4	91·9	80·0*	47·3	76·2
4	♀?	185	140	96	125	135	102	123	520	370	307	96	80	129	60	24	40	39	75·7	73·0	96·4	83·3	40·0	97·5
5	♂	188	145	99	130	134	97	129	538	390	325	92	74	134	54	24	44	34	77·1	71·3	92·4	80·4	44·4	77·3
6	Kind	173	134	93	112	120	91	115	490	348	290	88	61*	114	50	21	36	32	77·4	69·4	89·6	69·3*	42·0	88·9
7	♂	186	144	101	127	130	103	126	532	375	314	100*	76	130	53	26	43	33	77·4	69·9	90·3	76·0*	49·1	76·7
8	♂	183	142	95	116	132	100	120	515	372	315	102*	76	130	58	28	40	33	77·6	72·1	93·0	74·5	48·4	82·5
9	♂	184	143	94	121	127	102	122	520	370	310	93	73	125	58	22	38	34	77·7	69·0	88·8	78·5	41·5	89·5
10	♀?	180	140	96	122	126	100	122	514	358	307	98	64	123	51	23	38	36	77·8	70·0	90·0	65·3	45·1	94·7
11	♂	189	148	97	127	137	102	131	540	376	322	97	78	139	54	22	43	36	78·3	72·5	92·6	80·4	40·7	83·7
12	♂	186	146	94	124	134	103	130	527	365	310	95	—	132	56	22	42	34	78·5	72·0	91·8	—	39·3	81·0

Zu Tabelle X.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
												b	h		h	b	b	h						
13	♀?	178	140	94	122	115	96	120	500	345	298	96	74*	130	54	26	38	34	78·7	64·6	82·1	77·1*	48·1	89·5
14	♂	185	146	94	126	132	101	134	528	372	318	109	78*	142	52	29	42	31	78·9	71·4	90·4	71·6*	55·8	73·8
15	♂	186	147	101	127	—	—	132	540	—	330	96	72*	135	52	24	42	38	79·0	—	—	75·0*	46·2	78·6
16	♀	176	140	90	114	118	93	119	500	353	303	88	73	123	51	22	39	35	79·5	67·0	84·3	83·0	43·1	89·7
17	♂	187	149	104	123	129	101	126	537	372	332	94	78	137	54	24	42	39	79·7	69·0	86·6	83·0	44·4	92·9
18	♀	175	140	95	124	114	88	112	510	360	310	96	72	118	53	21	39	34	80·0	65·1	81·4	75·0	39·6	87·2
19	♂	187	150	100	126	127	101	131	533	366	320	99	74	134	54	23	45	33	80·2	67·9	84·7	74·7	42·6	73·3
20	♂	182	147	100	126	134	105	131	535	368	322	104	81*	137	61	24	40	32	80·8	73·6	91·2	77·9*	39·3	80·0
21	♂	186	151	104	131	134	102	127	543	380	330	92	—	134	54	23	42	37	81·2	72·0	88·7	—	42·6	88·1
22	♀	170	138	94	116	124	96	122	498	345	300	89	—	124	52	22	42	36	81·2	72·9	89·9	—	42·3	85·7
23	♀	178	145	102	126	128	102	126	515	360	314	100	—	138	54	26	44	34	81·5	71·9	88·3	—	48·1	77·3
24	♀	173	141	94	118	123	88	122	500	356	304	85	60*	122	43	22	41	33	81·5	71·1	87·2	70·6*	51·1	80·5
25	♂	180	154	95	119	—	—	—	536*	—	—	91	—	—	48	20	38	32	85·5	—	—	—	41·7	84·2
26	♂	180*	160	98	124	135	97	126	542*	390*	340	—	—	134	50	21	42	36	88·9*	75·0*	84·4	—	42·0	85·7

Nr. 13 sehr niederer Schädel. — Nr. 18 sehr flache Schläfen. — Nr. 25, 26 steiles Occiput; alle leptoprosop.

Gerlos.

Tabelle XI.

1	♂?	184	139	99	120	133	98	126	527	372	310	92	—	133	54	22	42	37	75·5	72·3	95·7	—	40·7	88·1
2	♂	186	142	96	—	134	103	128	523	362	310	—	—	—	53	25	46	36	76·3	72·0	94·4	—	47·2	78·3
3	♀	183	140	98	120	130	96	120	518	380	313	90	69*	127	49	24	40	34	76·5	71·0	92·9	76·7*	49·0	85·0
4	♂	185	142	101	120	137	108	132	524	372	308	100	70	139	51	24	42	33	76·8	74·1	96·5	70·0	47·1	78·6
5	♂	192	149	103	123	—	108	136	540	373	320	—	—	—	—	—	—	—	77·6	—	—	—	—	—
6	♂	185	144	102	125	132	102	126	530	367*	314	—	—	129	—	—	42	34	77·8	71·4	91·7	—	—	81·0
7	♂	184	145	100	128	—	103	132	538	355	312	—	—	138	—	—	—	—	78·8	—	—	—	—	—
8	♀	176	140	96	118	—	—	117	509	359	305	—	—	—	—	—	—	—	79·5	—	—	—	—	—
9	♂?	180	144	94	117	126	100	125	513	360′	310	—	—	—	—	—	39	35	80·0	70·0	87·5	—	—	89·7
10	♀	172	140	94	120	122	—	123	506	350	305	—	—	—	—	—	—	—	81·4	70·9	87·1	—	—	—
11	♀	176	144	93	120	124	93	120	511	363	314	88	69	125	53	—	38	32	81·8	70·5	86·1	78·4	—	84·2
12	♂?	172	142	91	117	—	87	110	501	370	316	—	—	—	—	—	—	—	82·6	—	—	—	—	—
13	♀	170	142*	92	—	—	92	125	—	359	—	—	—	—	—	—	—	—	83·5*	—	—	—	—	—

Nr. 12 jugendliches Individuum; nur bei dreien war der Obergesichtsjochbreitenindex bestimmbar (Leptoprosopie).

Luttach.

Tabelle XII.

1	♀	168	135	93	117	129	92	122	489	352	292	84	—	—	48*	21*	38	35	80·4	76·8	95·6	—	43·8*	92·1
2	♂	184	150	101	136	140	100	126	542	384	336	94	76	134	54	22	40	36	81·5	76·1	93·3	80·9	40·7	90·0
3	♂	184	151	102	125	130	98	128	538	372	326	87	—	—	49	21	40	36	82·1	70·7	86·1	—	42·8	90·0
4	♀?	174	144	100	123	130	95	128	508	360	310	90	—	134	52	28	39	35	82·8	74·7	90·3	—	53·8	89·7
5	♀	171	143	95	124	131	99	124	500	350	310	90	64*	—	47	26	39	34	83·6	76·6	91·6	89·5*	53·3	87·2
6	♀	170	144	186	116	125	86	116	496	364	315	84	64*	119	46	24	35	33	84·7	73·5	86·8	76·2*	52·2	94·3
7	♂	178	151	103	125	130	100	130	525	366	326	100	—	134	56	28	41	36	84·8	73·0	86·1	—	50·0	87·8
8	♂	177	152	96	127	130	101	130	520	362	325	94	83	130	59	28	40	36	85·9	73·4	85·5	88·3	47·5	90·0
9	♀	166	145	—	119	126	92	129	505	353	314	89	70*	134	47	24	40	36	87·3	75·9	86·9	78·7*	51·1	90·0

Nr. 5 Stirnnaht. — Nr. 9 steiles Occiput; bei vieren wurde Leptoprosopie gefunden, die anderen nicht bestimmbar.

Sand im Taufers.

Tabelle XIII.

		L	B	Sb_1	Sb_3	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N b	N h	O b	O h	L.:B.	L.:B.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
1	♂	182	149	100	122	131	102	136	534	374	320	—	—	—	—	—	—	—	81·9	72·0	87·9		—	—
2	♂?	179	149	99	126	134	100	136	522	370	320	97	70	136	53	26	42	31	83·2	74·8	89·8	72·1	49·0	73·8
3	♂	177	148	94	121	133	95	126	516	374	314	100	75*	131	54	22	42	33	83·6	75·1	89·9	75·0*	40·7	78·6
4	♀	172	144	96	120	136	96	121	508	369	324	84	66*	122	48	25	40	34	83·7	79·1	94·4	78·6*	52·1	85·0
5	♂	180	151	104	126	134	97	131	522	374	323	97	70*	134	50	26	42	34	83·9	74·4	88·7	72·2*	52·0	81·0
6		184	155	101	129	141	99	138	536	395	345	—	—	—	50	26	38	31	84·2	76·6	90·9	—	52·0	81·5
7	♂	177	152	96	127	132	96	129	518	384	328	98	71*	137	51	27	40	34	85·9	74·6	86·8	72·4*	52·9	85·0
8	♂	179	154	95	129	134	92	130	530	385	338	—	—	—	52	24	39*	30*	86·0	74·8	87·0	—	46·2	76·9*
9	♂	176	152	96	130	135	97	130	525	380	334	—	—	—	—	—	37	32	86·4	76·7	88·8	—	—	86·5
10	♂	170	147	97	132	130	92	132	513	366	326	95	70*	130	50	22	38	32	86·5	76·5	88·4	73·7*	44·0	84·2
11	♀	175	152	101	127	122	91	134	524	370	322	92	71*	138	—	—	38	29	86·9	69·7	80·3	77·2*	—	76·3
12	Kind	170	148	101	126	131	96	123	508	358	321	92	68*	124	47	23	39	32	87·1	77·1	88·5	73·9*	48·9	82·1
13	♂	168	148	94	125	141	101	123	555	360	330	—	—	—	49	29	—	—	88·1	83·9	95·3	—	59·2	—
14	♀	168	148	91	123	129	92	124	504	362	326	94	70*	—	50	22	36	34	88·1	76·8	87·2	74·5*	44·0	94·4
15	♂	170	150	100	132	137	96	130	520	380	332	97	74*	140	55	23	40	34	88·2	80·6	91·3	76·3*	41·8	85·0
16	♀?	166	147	96	126	127	94	130	499	358	315	—	—	—	—	—	—	—	88·6	76·5	86·4	—	—	—
17	♂	170	151	96	125	131	96	132	518	353	329	—	—	—	—	—	—	—	88·8	77·1	86·7	—	—	—
18	Kind	160	144	99	126	127	90	120	482	350	322	—	—	—	—	—	36	33	90·0	80·4	—	—	—	91·7

Die Cranien sind leptoprosop.

Gais.

Tabelle XIV.

1	♂	173	142	97	124	131	101	—	—	354	—	98	71*	—	51	22	39	34	82·1	75·7	92·3	72·5*	48·1	87·2
2	♂	185	152	100	124	136	99	130	537	384	328	77	72*	133	48	25	40	33	82·2	73·5	89·5	72·7*	52·1	82·5
3	♀	164	135	90	117	123	94	121	479	348	300	90*	61*	126	48	26	37	33	82·3	75.0	91·1	67·8*	54·2	89·2
4	♀	174	144	94	120	122	93	125	511	354	315	36	72*	—	52	23	38	31	82·8	70·1	84·7	75·0	44·2	81·6
5	♀	167	140	90	120	127	100	123	495	342	315	—	—	122	—	—	35	32	83·8	76·0	90·7	—	—	91·4
6	♂	172	145	100	126	129	91	121	506	368	326	89	67*	126	49	25	41	31	84·3	75·0	89·0	75·3*	51·0	75·6
7	♂	182	154	95	125	133	99	—	522	380	—	92	67*	—	46	22	35	33	84·6	73·1	86·4	72·8*	47·8	94·3
8	♂	176	149	97	—	136	96	127	515	374	334	—	—	129	47	22	36	32	84·7	77·3	91·3	—	46·8	88·9
9	♀	166	141	88	110	120	91	120	490	342	308	89	62*	124	46	23	36	32	84·9	72·3	85·1	69·7*	50·0	88·9
10	♀	161	137	90	117	124	87	117	473	335	300	84	62*	122	43	21	36	29	85·1	77·0	90·3	73·8*	48·8	80·6
11	♂?	168	143	102	128	124	92	125	503	360	318	93	64*	129	47	24	40	30	85·1	73·8	86·7	68·8*	51·1	75·0
12	♂	168	145	102	124	134	96	126	503	354	315	88	70	130	52	26	41	33	86·3	79·8	92·4	79·5	50·0	80·5
13	♂?	165	143	93	121	130	92	128	491	357	308	91	61*	126	44	26	38	30	86·7	78·8	90·9	67·0*	59·1	78·9
14	♂	170	149	99	126	132	100	—	511	354	—	90	74*	—	—	—	39	35	87·6	77·6	88·6	82·2*	—	89·7
15	Kind	156	141	88	116	121	93	122	477	336	305	88	62*	123	46	24	37	31	90·4	77·6	85·8	70·5*	52·2	83·8
16	Kind	156	142	88	115	131*	78*	111*	471*	365*	330*	82	52*	—	38	22	32	28	91·0	84·0*	92·3*	63·4	57·9	87·5

Nr. 7 grosser Schädel, grosse Tuberabreite. — Nr. 12 und 16 Stirnnaht; mit Ausnahme von zweien, wo Index je 48·4, war Leptoprosopie vorhanden.

St. Georgen.

Tabelle XV.

1	♂	185	142	102	130	138	106	130	533	381	312	—	—	—	51	25	40	32	76·8	74·6	97·2	—	49·0	80·0
2	♀	172	140	94	117	125	98	125	503	352	310	84	—	126	49	22	38	31	81·4	72·7	89·3	—	44·9	81·6
3	♂	188	155	101	133	132	104	126	543	386	342	92	70	—	50	28	41	34	82·4	70·2	85·2	76·1	56·0	82·9
4	♀	166	138	91	122	—	—	120	491	—	314	84	62*	120	46	24	35	31	83·1	—	—	73·8*	52·2	88·6
5	♂	174	146	96	125	131	100	130	518	373	320	—	—	—	—	—	—	—	83·9	75·3	89·7	—	—	—
6	♂?	176	148	95	126	129	96	131	514	368	318	—	—	132	53	23	40	36	84·1	73·3	87·2	—	48·4	90·0
7	♂	178	152	94	126	136	98	136	526	382	330	—	—	135	52	21	39	35	85·4	76·4	89·5	—	40·4	89·7
8	♀	161	139	91	116	129	93	124	480	352	306	91	68*	120	46	23	38	33	86·3	80·1	90·7	74·7*	50·0	86·8
9	♂	171	151	—	—	135	98	—	520	368	—	—	—	—	—	—	—	—	88·3	78·9	89·4	—	—	—
10	♂	175	156	100	127	136	93	137	530	—	341	100	81*	142	61	26	40	36	89·1	77·7	87·2	81·0*	42·6	90·0

Nr. 7—10 haben abfallendes Occiput; Leptoprosopie.

Dietenheim.

Tabelle XVI.

		L	B	So_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N h	N b	O b	O h	L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
1	♀	170	137	96	118	131	98	117	498	358	315	—	—	—	—	—	—	—	80·6	77·1	95·6	—	—	—
2	♀	167	135	94	117	124	96	129	498	350	298	—	—	—	—	—	36	34	80·8	74·2	91·9	—	—	94·4
3	♂?	178	144	96	125	133	101	132	511	350	328	—	—	138	54	28	41	32	80·9	74·7	92·4	—	51·8	78·1
4	♂?	179	146	100	130	—	—	130	525	—	322*	—	—	134	56	23	40	33	81·6	—	—	—	41·1	82·5
5	♀	174	144	100	126	—	—	—	514	372	—	—	—	—	45	26	38	30	82·8	—	—	—	57·8	78·9
6	♂?	172	143	97	132	125	98	128	513	360	—	—	—	—	—	—	38	36	83·1	72·7	87·4	—	—	94·7
7	♂	178	151	100	134	129	95	133	530	378	328	95	68*	135	45	28	40	32	84·8	72·5	85·4	71·6*	62·2	80·0
8	♀?	174	147	100	123	128	100	125	512	—	316	—	—	—	—	—	—	—	84·5	73·6	87·1	—	—	—
9	♀?	166	142	93	125	131	96	121	498	350	314	—	—	—	50	22	40	34	85·5	78·9	92·3	—	44·0	85·0
10	♀	171	148	95	122	—	—	124	506	364	320	89	62*	118	—	—	35	30	86·5	—	—	69·7*	—	85·7
11	♀	166	144	101	125	119	93	121	490	334	308	91	66*	—	47	26	38	36	86·7	71·7	82·6	72·5*	55·3	94·7
12	♂	176	153	104	131	132	101	127	523	320	338	—	—	133	52*	28*	40*	38*	86·9	75·0	86·3	—	53·8*	95·0*
13	♀	166	145	97	—	125	92	119	503	—	—	—	—	—	48	22	40	30	87·3	75·3	86·2	—	45·8	75·0
14	♂	170	149	98	128	138	103	130	513	368	318	—	—	—	—	—	39	34	87·6	81·2	92·6	—	—	87·2
15	♂	176	155	108	138	—	—	140	536	—	335	—	—	144	—	—	41	34	88·1	—	—	—	—	82·9

Nur bei zweien konnte das leptoprosope Obergesicht bestimmt werden.

St. Lorenzen.

Tabelle XVII.

1		174	135	94	115	118	97	120	504	350	304	—	—	—	—	—	42	36	77·6	67·8	87·4	—	—	85·7
2	♂	180	141	68	126	134	—	130	522	374	335	—	—	—	—	—	—	—	78·3	74·4	95·0	—	—	—
3	♀	170	134	90	114	116	92	126	486	342	294	90	70	—	47	26	38	28	78·8	68·2	86·6	77·8	55·3	73·7
4	♂	180	142	94	123	121	98	126	518*	371*	306	98	64*	—	49	22	38	30	78·9	67·2	85·2	65·3*	44·9	78·9
5	♂	182	145	104	126	129	100	134	527	370	303	100	71*	—	52	26	39	34	79·7	70·9	89·0	71·0*	50·0	87·2
6	♂?	172	137	94	121	—	—	125	502	350	305	—	—	—	—	—	—	—	79·7	—	—	—	—	—
7	♂	168	134	98	123	126	91	122	496	355	320	96	—	126	—	—	40	34	79·8	75·0	94·0	—	—	85·0
8	♂?	180	144	103	133	134	107	129	534	350	320	—	—	—	—	—	38	32	80·0	74·4	98·1	—	—	84·2
9	♂	180	144	106	130	—	—	—	530	370	320	—	—	—	—	—	—	—	80·0	—	—	—	—	—
10	♂	178	143	97	123	128	—	124	520	384	328*	94	69	128	52	26	38	34	80·3	71·9	89·5	73·4	50·0	89·5
11	♂	180	145	100	122	128	104	130	525	361	318	92	68*	—	48	24	38	32	80·5	71·7	88·3	73·9*	50·0	84·2
12	♂	176	142	101	121	134	100	130	517	365	316	98	65	134	49	24	40	32	80·7	76·1	94·4	66·3	49·0	80·0
13	♂	182	147	98	120	131	104	130	530	366	320	94	73*	138	52	24	41	33	80·8	72·0	89·1	77·7*	46·2	80·5
14	♀	178	144	97	120	110	99	123	522	350*	307	—	—	127	52	26	43	37	80·9	61·8	76·4	—	50·0	86·0
15	♂	185	150	100	132	134	102	140	550	385	332	110*	78	142	60	28	42	34	81·1	72·4	89·3	70·9*	46·7	81·0
16	♂?	170	138	94	120	130	98	121	491	350	310	87	69*	—	47	23	40	33	81·2	76·5	94·2	79·3*	48·9	82·5
17	♂	182	148	98	124	133	104	137	529	370	324	—	—	—	50	22	40	34	81·3	73·1	89·9	—	44·0	85·0
18	♂	173	141	92	121	124	92	122	506*	365	320	—	—	—	49	21	37	30	81·5	71·7	87·9	—	42·8	81·1
19	Kind	166*	136	92	117	122	—	113	484*	340*	308	—	—	—	—	—	36	34	81·9*	73·5*	89·7	—	—	94·4
20	♂	182	149	106	132	130	101	130	536	380	340*	100	74*	132*	54	24	—	34	81·9	71·4	87·3	74·0*	44·4	—
21	♀	166	136	94	119	124	91	120	488	351	308	86	63*	123	48	22	36	32	81·9	74·7	91·2	73·3*	45·8	88·9
22	♂	178	146	98	125	134	101	130	520	380	322	94	69	130	50	24	39	30	82·0	75·3	91·8	73·4	48·0	76·9
23	♂	180	148	102	124	132	102	132	530	370	325	—	—	—	46	22	40	34	82·2	73·3	89·2	—	47·8	85·0
24	♂	174	143	94	122	120	—	120	511	352	318	—	—	—	—	—	—	—	82·2	69·0	83·9	—	—	—
25	♀	170	140	93	118	124	92	125	502	356	310	95	65*	126	50	—	38	32	82·4	72·9	88·6	68·4*	—	84·2

Zu Tabelle XVII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
												b	h		h	b	b	h						
26	♂	171	141	92	121	120	92	118	503	352	308	92	64*	—	50*	26*	38	33*	82·5	70·2	85·1	69.6*	52·0*	86.8*
27	♀	172	142	98	125	125	—	127	515	350	314	—	—	—	—	—	—	—	82·6	72·7	88·0	—	—	—
28	Kind	162	134	92	111	114	—	114	473	330	291	87	56	—	42	20	38	32	82·7	70·4	85·1	64·4	47·6	84·2
29	♀	169	140	90	119	118	90	124	496	354	310	96	64*	126	49*	20	38	32	82·8	69·8	84·3	66·7*	40·8*	84·2
30	♂?	170	141	93	118	126	94	126	496	353	312	—	—	—	—	—	40	36	82·9	74·1	89·4	—	—	90·0
31	♀?	176	146	98	126	112	100	128	522	353	318	96	62*	127	48	24	40	29	83·0	63·6	76·7	64·6*	50·0	72·5
32	♂	178	148	102	129	134	—	120	521	380	334	—	—	—	—	—	—	—	83·1	75·3	90·5	—	—	—
33	♂	178	148	105	127	141	103	134	530	370	322	—	—	134	49	22	38	30	83·1	79·2	95·3	—	44·9	78·9
34	♂	166	138	92	112	122	98	121	486	336	300	—	—	127	—	—	40	33	83·1	73·5	88·4	—	—	82·5
35	♂	172	143	96	125	130	90	125	514	374	320	94	63	130	48	—	40	29	83·1	75·6	90·9	67·0	—	72·5
36	♂	185	154	102	132	128	103	136	543	380	332	—	—	137	—	—	43	34	83·2	68·7	83·2	—	—	79·1
37	♂	190	158	108	136	126	101	137	558	400	336	104*	72*	140	50	23	40	32	83·2	66·3	79·7	69·2*	46·0	80·0
38	♂	168	140	96	122	130	100	129	503	350	314	98	76	132	55	24	41	34	83·3	77·4	92·9	77·6	44·4	82·9
39	♂	180	150	104	130	134	100	135	534	384	334	—	—	140	—	—	40	34	83·3	74·4	89·3	—	—	85·0
40	♂	176	147	101	124	128	100	123	518	370	325	97	64*	—	46*	24	40	32	83·5	72·7	87·1	66·0*	52·2*	80·0
41	♀?	170	142	100	121	128	96	126	504	372	322	98	67*	—	48	27	40	34	83·5	75·3	90·1	68·4*	56·3	85·0
42	♀	164	137	94	116	122	99	124	489	340	295	91	67*	128	48	20	38	33	83·5	74·4	89·1	78·6*	41·7	86·8
43	♂	172	144	88	120	134	92	124	508	378	322	86	67	124	47	24	36	30	83·7	77·9	93·1	78·1	51·1	83·3
44	♂	172	144	94	127	130	96	123	511	365	324	—	—	130	49	24	37	29	83·7	75·6	90·3	—	49·0	78·4
45	♀	167	140	100	128	116	90	119	496	345	306	91	62*	123	46	28*	36	33	83·8	69·5	82·9	68·1*	60·9*	91·7
46	♀	167	140	92	118	130	100	120	498	348	306	94	—	—	—	—	39	31	83·8	77·8	92·9	—	—	79·5
47	♂	174	146	95	122	130	96	127	510	—	324	88	67*	125	44	23	36	32	83·9	74·7	89·0	76·1*	52·3	88·9
48	♂?	168	141	93	124	130	95	122	495	360	320	100	66	—	49	26	38	30	83·9	77·4	92·2	66·0	53·1	78·9
49	♂?	172	145	90	121	122	90	120	504	362	320	—	—	124	49	20	38	34	84·3	70·9	84·1	—	40·8	89·5
50	♂	179	151	102	126	126	100	132	525	357	315	100	72*	138	50	22	40	30	84·4	70·4	83·4	72·0*	44·0	75·0
51	♂	180	152	99	134	137	98	135	534	382	344	108	—	136	55	23	42	34	84·4	76·1	90·1	—	41·8	81·0
52	♂?	168	142	94	118	128	—	122	492	360	322	—	—	—	—	—	—	—	84·5	76·2	90·1	—	—	—
53	♂	174	147	101	120	110	95	130	518	354	310	—	—	131	—	—	40	36	84·5	63·2	94·2	—	—	—
54	Kind	166	141	92	118	—	—	—	488*	358*	—	—	—	—	—	—	—	—	84·9	—	—	—	—	90·0
55	♂	173	147	100	127	125	103	135	524	352	322	97	75*	140	51*	24	39	34	85·0	72·2	85·0	77·3*	47·1*	87·2
56	♂?	173	147	99	120	128	96	128	510*	360*	315	90	72*	—	52	22	39	33	85·0	74·0	87·1	80·0*	42·3	84·6
57	♂	175	149	100	139	129	—	131	531	355	331	—	—	—	—	—	—	—	85·1	73·7	86·6	—	—	—
58	♂	174	148	94	124	128	98	126	513	358	325	94	—	132	—	—	41	33	85·1	73·6	86·5	—	—	80·5
59	♂?	175	149	95	129	140	98	125	520	392	340	98	78	130	51	26	38	30	85·1	80·0	94·0	79·6	51·0	78·9
60	♀?	168	143	90	118	108	92	124	496	336	310	93	—	—	30	20	38	33	85·1	64·3	75·5	—	40·0	86·8
61	Kind	163	139	100	129	124	90	120	490	358	314	—	—	—	—	—	36	30	85·3	76·1	89·2	—	—	83·3
62	♀	164	140	92	118	127	94	120	484	345	314	90	62	120	46	24	39	30	85·4	77·4	90·7	68·9	52·2	76·9
63	♀	172	147	104	130	128	—	129	522*	372	320	—	—	90	—	—	40	34	85·5	74·4	87·1	—	—	85·0
64	♂	172	147	98	128	132	96	130	514	360	355	99	70	136	48	24	38	36	85·5	76·7	89·8	70·7	50·0	94·7
65	♂	176	151	100	130	120	94	126	518	380	332	99	68*	127	48	22	38	28	85·8	68·2	79·5	68·7*	45·8	73·7
66	♂	170	146	96	130	133	100	123	504	362	334	—	—	—	—	—	—	—	85·9	78·2	91·1	—	—	—
67	♂	163	140	90	123	122	82	130	498	352	316	—	—	—	—	—	37	33	85·9	74·8	87·1	—	—	89·2
68	Kind	171	147	96	123	130	—	124	510	370	330*	86*	—	—	—	—	—	—	86·0	76·0	88·4	—	—	—
69	♂	172	148	91	126*	120	94	128	512	355	320	—	—	125	—	—	36	34	86·0	69·8	81·1	—	—	94·4
70	♀	158	136	92	115	120	88	115	475	334	302	—	—	—	49	23	38	32	86·1	75·9	88·2	—	46·9	84·2
71	♂	173	149	97	122	131	100	132	522	364	324	100	71	—	52	27	38	30	86·1	75·7	87·9	71·0	51·9	78·9
72	♂	174	150	95	128	132	100	137	518	355	320	102	71	137	51	26	40	33	86·2	75·9	88·0	69·6	51·0	82·5

Zu Tabelle XVII.

		L	B	Sb_1	Sb_3	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
												b	h		h	b	b	h						
73	♀?	174	150	100	128	120	94	128	520	360	324	98	66*	—	48	22	36	31	86·2	69·0	80·0	67·3*	45·8	86·1
74	♂	168	145	92	122	—	—	118	506	370	338*	88	60*	—	44	22	36	33	86·3	—	—*	68·2*	50·0	91·7
75	♂	176	152	101	133	136	100	131	523*	368	330*	96	70*	133	50	24	36	30	86·4	77·3	89·5	72·9*	48·0	83·3
76	♂?	164	142	98	122	126	93	120	496	355	325	—	—	—	49*	25*	38	32	86·6	76·8	88·7	—	51·0	84·2
77	Kind	159	138	95	116	124	90	120	470	340	308	82	62*	122	44	22	39	32	86·8	78·0	89·9	75·6*	50·0	82·1
78	♂?	160	139	84	118	122	87	121	483	352	310	—	—	—	—	—	—	—	86·9	76·2	87·8	—	—	—
79	♂	168	146	94	126	128	92	127	507	370	322	—	—	—	—	—	—	—	86·9	76·2	87·7	—	—	—
80	♂	168	146	—	128	124	98	128	514*	336	320*	—	—	—	50	28	35	32	86·9	73·8	84·9	—	56·0	91·4
81	♂	170	148	96	120	123	92	136	506	351	310	—	—	132	48	24	36	32	87·1	72·4	83·1	—	50·0	88·9
82	♂	170	148	94	127	134	95	131	510	366	330	95	70*	133	50	22	38	34	87·1	78·8	90·5	73·7*	44·0	89·5
83	♂	172	150	100	130	120	—	—	520*	361	—	—	—	—	—	—	—	—	87·2	69·8	80·0	—	—	—
84	♀	172	150	98	123	127	92	126	502	342	302	94	62	132	47	22	39	32	87·2	73·8	84·7	66·0	46·8	82·1
85	♂	166	145	94	126	138	98	—	508	366	—	—	—	—	—	—	—	—	87·3	83·1	95·2	—	—	
86	♂	175	153	104	132	129	100	132	528	364	332	94	—	132	47	26	39	34	87·4	73·7	84·3	—	55·3	87·2
87	♀	168	147	98	124	128	90	130	506	352	315	93	60*	130	44	23	38	29	87·5	76·2	87·1	64·5*	52·3	76·3
88	♂	176	154	115	138	134	101	130	540	375	350*	—	—	—	—	—	—	—	87·5	76·1	87·0	—	—	—
89	♂	170	149	100	122	128	94	132	506	355	326	97	59*	135	46	22	40	28	87·6	75·3	85·9	60·8*	47·8	70·0
90	♂	174	153	100	129	137	100	136	528	370	340*	—	—	—	—	—	—	—	87·9	78·7	89·5	—	—	—
91	♂	175	154	102	131	—	—	—	524	—	—	—	—	—	50	25	38	34	88·0	—	—	—	50·0	89·5
92	Kind	160	141	88	118	130	82	114	479	354	322	—	—	—	—	—	38	32	88·1	81·2	92·2	—	—	84·2
93	♂	168	148	98	115	133	95	123	492	350	305	—	—	95	42*	22*	38	32	88·1	79·2	89·9	—	52·4*	84·2
94	♂	170	150	106	138	122	93	127	524	356	326	98	72	133	49	23	41	34	88·2	71·8	81·3	73·5	46·9	82·9
95	♂	170*	150	100	132	132	102	132	528	372	330*	—	—	—	52	26	40	32	88·2*	77·6*	88·0	—	50·0	80·0
96	Kind	162	143	86	112	128	92	112	480	344	320	86	54	112	—	—	36	30	88·3	79·0	89·5	62·8	—	83·3
97	♀	162	143	100	120	122	91	120	490	345	313?	96	62*	121	45	22	38	31	88·3	75·3	85·3	64·6*	48·9	81·6
98	♂	172	152	92	127	132	94	130	517	373	338*	100	66	132	46	25	38	31	88·4	76·7	86·8	66·0	54·3	81·6
99	Kind	159	141	92	120	124	90	118	484	338	310	80*	—	120	44	25	34	32	88·7	78·0	87·9	—	56·8	94·1
100	♂?	168	149	99	127	126	90	127	508	362	325	88	64*	123	48	23	38	32	88·7	75·0	84·6	72·7*	47·9	84·2
101	♂	170	151	94	124	128	90	130	510*	370	330	90	67	130	45	22	38	30	88·8	75·3	84·8	74·4	48·9	78·9
102	Kind	161	143	85	116	125	84	112	487	368	326	—	—	107	—	—	32	28	88·8	77·6	87·4	—	—	87·5
103	♂	171	152	96	128	—	99	129	520	373	335	—	—	134	—	—	—	—	88·9	—	—	—	—	—
104	♀	163	145	100	118	117	93	127	494*	328	300*	—	—	—	57	22	38	34	89·0	71·8	80·7	—	38·6	89·5
105	♂	172	153	100	132	134	100	133	520	370	335	94	74	133	50	24	38	30	89·0	77·9	87·6	78·7	48·0	78·9
106	♂	164	146	94	127	130	90	127	503	364	325	—	—	—	—	—	40	34	89·0	79·3	89·0	—	—	85·0
107	Kind	158	141	94	124	—	—	112	483	340	313	—	—	—	—	—	—	—	89·2	—	—	—	—	—
108	♂	172	155	100	126	130	94	132	524	380	343	—	—	—	—	—	—	—	90·1	75·6	83·9	—	—	—
109	♂	172	155	103	—	132	100	137	524	360	322*	—	—	—	—	—	—	—	90·1	76·7	85·2	—	—	—
110	♀	163	147	90	—	120	—	—	490	—	—	—	—	—	—	—	—	—	90·2	73·6	81·6	—	—	—
111	♂	166	150	96	126	132	96	130	505	358	322	95	—	—	46	22	37	30	90·4	79·5	88·0	—	47·8	81·1
112	♂	176	160	—	—	136	94	132	535	383	358	—	—	—	—	—	39	32	90·9	77·3	85·0	—	—	82·1
113	♂	166	152	98	130	132	97	120	503	362	345	98	75*	—	49	24	40	32	91·6	79·5	86·8	76·5*	49·0	80·0
114	♂	170	156	101	137	120	—	132	520	370	338	—	—	90	—	—	—	—	91·8	70·6	76·9	—	—	—
115	Kind	162	150	92	120	124	—	115	487	335	318	84*	63*	—	48	22	38	32	92·6	76·5	82·7	75·0*	45·8	84·2

Nr. 1—9 schmale Schädel; mit Ausnahme von Nr. 12, 31, 35, 84, 87, 89, 96, die chamaeprosop sind (mit 48·5, 48·8*, 48·4, 46·8, 46·1, 48·7, 48·2), sind die anderen bestimmbaren leptoprosop.

Reischach.

Tabelle XVIII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N h	N b	O b	O h	L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
1	♂	186	153	101	136	137	102	136	548	391	340	98	—	140	56	24	42	34	82·3	73·7	89·5	—	42·9	81·0
2	♀	162	144	94	119	124	92	127	493	342*	315	87	64*	—	46	22	38	32	88·9	76·5	86·1	73·6*	47·8	84·2

Nr. 2 hyperbrachycephaler Typus.

St. Martin im Gaderthale.

Tabelle XIX.

1	♂	181	143	102	134	134	97	130	521	385	330	98	80	130	54	22	38	32	79·0	74·0	93·7	81·6	40·7	84·2
2	♀	168	136	99	124	132	91	112	496	362	322	87	70*	—	47*	23	37	32	81·0	78·6	97·1	80·5*	48·9*	86·5
3	♂	178	146	102	120	134	100	134	524	375	318	—	—	—	52	24	42	38	82·0	75·3	91·8	—	46·2	90·5
4	♂?	178	148	95	126	129	99	136	524	370	316	100	74*	138	53	27	38	32	83·1	72·5	87·2	74·0*	50·9	84·2
5	♂?	171	143	98	134	—	—	126	513	364	—	—	—	—	—	—	—	—	83·6	—	—	—	—	—
6	♀	164	138*	94	123	—	94	119	483	362	—	—	—	—	—	—	—	—	84·1*	—	—	—	—	—
7	♂	183	156	100	130	134	104	133	535	374	332	—	—	—	54	23	39	31	85·2	73·2	85·9	—	42·6	79·5
8	♀	170	146	103	131	126	98	131	514	348	320	—	—	—	52	22	36	36	85·9	74·1	86·3	—	42·3	100·0
9	♂	174	150	104	131	132	102	129	530	370	331	94	70*	129	52	23	40	32	86·2	75·9	88·0	74·5*	44·2	80·0
10	♀	164	142	95	121	133	92	108	490	364	322	84*	64*	104	45	22*	36	32	86·6	81·1	93·7	76·2*	48·9*	88·9
11	♀	162	141	96	121	—	90	128	499	350	308	—	—	—	—	—	—	—	87·0	—	—	—	—	—
12	♀	166	145	103	128	132	94	124	500	360	328*	—	—	—	—	—	—	—	87·3	79·5	91·0	—	—	—
13	♂	173	151	104	134	—	94	126	522	380	330	—	—	—	—	—	—	—	87·3	—	—	—	—	—
14	♂	175	155	103	132	134	96	131	530	366	340	—	—	142	54	23	37	36	88·6	76·6	86·4	—	42·6	97·3
15	Kind	164	147	100	132	124	88	120	500	360	324	92*	60*	—	44	24	35	29	89·6	75·6	84·4	65·2*	54·5	82·9

Nr. 13 Stirnnaht; bei vieren konnte der Obergesichtsindex bestimmt werden. Leptoprosopie.

Eggenthal.

Tabelle XX.

1	♂	186	153	98	133	136	103	130	539	392	338	100	75	132	51	26	44	37	82·3	73·1	88·9	75·0	51·0	84·1
2	♂	177	147	105	132	130	98	130	526	365	320	101	74	134	53	28	38	37	83·0	73·4	88·4	73·3	52·8	89·5
3	♀	166	141	100	117	120	98	127	490	337	300	—	—	127	46	24	42	29	84·9	72·3	85·1	—	52·2	69·0
4	♂	170	145	94	128	133	95	125	503	370	325	95	79	131	57	23	37	36	85·3	78·2	91·7	83·2	40·4	97·3
5	♂	173	148	99	120	125	96	131	512	364	311	—	—	133	—	—	40	33	85·5	72·2	84·5	—	—	82·5
6	♀	167	143	93	123	128	91	122	495	358	318	94	—	127	43	24	38	32	85·6	76·6	89·5	—	55·8	84·2
7	♀	168	144	99	122	123	98	126	500	345	310	—	—	—	49	23	38	34	85·7	73·2	85·4	—	46·9	89·5
8	♂	170	146	100	126	130	99	129	510	350	314	104	69	141	52	28	42	34	85·9	76·5	89·0	66·3	53·8	81·0
9	♀	164	142	94	120	121	91	122	493	348	314	—	67	120	48	24	36	31	86·6	73·8	85·2	—	50·0	86·1
10	♀	167	148	98	126	120	96	130	507	328	320*	93	75*	—	53	22	41	35	88·6	71·9	81·1	80·6*	41·5	85·4

Nr. 1 schiefer Schädel. — Nr. 8 ist chamaeprosop 48·9.

Vigo di Fassa.

Tabelle XXI.

1	♀	177	135	99	122	142	98	114	503	383	320	90	60	115	46	25	38	30	76·3	80·2	105·2	66·7	54·3	78·9
2	♂?	186	142	97	125	132	106	126	525	372	322	98	74*	134	53	24	40	36	76·3	71·0	93·0	75·5*	45·3	90·0
3	Kind	170	130*	98	118	127*	94	115	489	350*	305*	—	—	—	—	—	36	32	76·5*	74·7*	97·7*	—	—	88·9
4	♂	183	144	117	136	148	104	132	532	388	330	94	76	142	56	29	42	35	78·7	80·9	102·8	80·9	51·8	83·3
5	♀	174	137	98	122	129	94	118	503	368	316	88	—	—	48	21	37	32	78·7	74·1	94·2	—	43·8	86·5
6	♂	183	145	104	129	133	102	139	528	372	322	102	—	141	52	27	39	36	79·2	72·7	91·7	—	51·9	92·3

Zu Tabelle XXI.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
												b	h		h	b	b	h						
7	♂	179	142	98	126	134	95	124	513	380	325	89	66	127	47	22	38	30	79·3	74·8	94·4	74·2	46·8	78·9
8	♂	174	138	98	123	144	103	123	503	368	322	97	—	129	52	23	36	33	79·3	82·8	104·4	—	44·2	91·7
9	♀	176	140	100	123	131	97	124	512	370	320	95	71*	126	53	26	38	32	79·5	74·4	93·6	74·7*	49·1	84·2
10	♂	181	144	100	130	130	97	129	528	378	320	98	74*	139	54	25	40	32	79·6	71·8	90·3	75·5*	46·3	80·0
11	♀	175	140	95	125	123	100	120	500	350	315	96	—	—	54	26	39	35	80·0	70·3	87·9	—	48·1	89·7
12	♂	184	149	110	132	136	100	127	532	390	350	100	67*	132	46*	26*	41	30	81·0	73·9	91·3	67·0*	56·5	73·2
13	♂	180	146	103	128	130	94	120	528	390	330	99	—	132	50	24	36	34	81·1	72·2	89·0	—	48·0	94·4
14	♀?	176	143	99	122	118	96	132	508	358	315	98	73	136	51	23	37	33	81·2	67·0	82·5	74·5	45·1	89·2
15	♂	186	152	100	134	130	103	124	525	378	330	100	—	131	49	24	36	32	81·7	69·9	85·5	—	49·0	88·9
16	♂	182	149	99	127	139	102	137	534	385	324	106	82	143	56	24	43	34	81·9	76·4	93·3	77·4	42·9	79·1
17	♂	186	153	104	131	132	96	131	543	390	337	104	80	146	59	24	39	36	82·3	71·0	86·3	76·9	40·7	92·3
18	♀	173	143	103	128	132	95	124	513	375	321	94	74	126	52	22	38	34	82·7	76·3	92·3	78·7	42·3	89·5
19	♂?	169	140	100	122	136	99	130	498	359	310	96	70*	134	49	25	40	34	82·8	80·5	99·3	72·9*	51·0	85·0
20	♀?	176	146	106	130	139	105	129	515	368	330	100	75	133	54	26	41	35	83·0	79·0	95·2	75·0	48·1	85·4
21	♂	185	154	106	131	137	102	135	548	385	335	104	75*	140	55	25	40	35	83·2	74·1	89·0	72·1*	45·5	87·5
22	♂	182	153	107	136	137	104	124	535	378	340	101	82	135	56	25	39	39	84·1	75·3	89·5	81·2	44·6	100.0
23	Kind	164	138	95	119	122	91	120	479*	338	302*	94	70	—	51	25	34	32	84·1	74·4	88·4	74·5	49·0	94·1
24	♂	178	150	101	131	120	99	125	523	375	330	100	70*	134	54	31	40	32	84·3	67·4	80·0	70·0*	57·4	80·0
25	♀?	169	143	98	127	134	100	128	505	360	315	—	—	136	46	23	36	32	84·6	79·3	93·7	—	50·0	88·9
26	♂	175	148	102	125	136	102	125	512	370	336	100	70	139	50	25	42	36	84·6	77·7	91·9	70·0	50·0	85·7
27	♂	177	150	102	128	133	105	135	523	369	326	105	—	140	49	26	38	28	84·7	75·1	88·7	—	53·1	73·7
28	♂	180	153	101	130	137	101	133	533	380	315	96	76	135	54	25	40	35	85·0	76·1	89·5	79·2	46·3	87·5
29	♂	174	148	98	131	133	99	123	516	376	334	98	—	128	48	26	36	31	85·1	76·4	89·9	—	54·2	86·1
30	♂	182	155	104	137	135	102	135	540	385	340	98	70*	137	54	26	40	32	85·2	74·2	87·1	71·4*	48·1	80·0
31	♂?	170	145	99	126	137	98	128	500	360	322	100	—	129	52	22	36	34	85·3	80·6	94·5	—	42·3	94·4
32	♂	178	152	100	130	133	101	126	522	382	350	97	72	—	48	25	40	34	85·4	74·7	87·5	74·2	52·1	85·0
33	♀	173	148	101	124	127	93	119	514*	365*	336*	88	—	121	46	21	37	33	85·5	78·4	85·8	—	45·7	89·2
34	♂	172	147	100	126	134	96	128	514	370	325	98	75	134	51	23	41	34	85·5	77·9	91·2	76·5	45·1	82·9
35	♂	166	142	98	123	132	99	122	492	348	322	89	—	126	47	22	40	32	85·5	79·5	93·0	—	46·8	80·0
36	♀	164	141	106	127	140	95	—	491	362	—	99	78*	—	57	27	40	38	86·0	85·4	99·3	78·8*	47·4	95·0
37	♀	169	146	94	124	128	93	123	503	356	322	93	66	126	48	24	38	34	86·4	75·7	87·7	71·0	50·0	89·5
38	♀	166	144	104	125	138	97	132	505	364	322	95	67	135	49	24	38	32	86·7	83·1	95·8	70·2	49·0	84·2
39	♂?	182	158	100	139	136	96	124	544	392	355	95	74*	131	51	22	39	36	86·8	74·7	86·1	77·9*	43·1	92·3
40	♂	178	155	109	136	130	102	129	534	373	335	90	—	138	52	26	39	36	87·1	78·0	83·9	—	50·0	92·8
41	♂	179	156	101	136	134	101	136	532	380	344	99	—	142	58	23	38	36	87·2	74·8	85·9	—	39·7	94·7
42	♂?	176	154	101	132	132	96	131	529	380	336	93	69	131	52	24	38	35	87·5	75·0	85·8	74·2	46·2	92·1
43	Kind	155	136	89	112	122	84	107	464	336	308	79	56	110	42	20	35	30	87·7	78·7	89·7	70·9	47·6	85·7
44	♂	174	153	103	134	140	99	130	521	372	330	94	73*	136	52	28	40	33	87·9	80·5	91·5	77·7*	53·5	82·5
45	♀	166	146	96	129	131	92	124	500	355	320	88	—	—	48	21	37	34	87·9	78·9	89·7	—	43·8	91·9
46	♀?	171	151	101	122	128	93	134	512	364	320	—	—	143	50	27	41	36	88·3	74·9	84·8	—	54·0	87·8
47	♀	166	148	105	126	138	100	127	502	350	330	103	78*	—	54	26	44	38	89·2	83·1	93·2	75·7*	48·1	86·4
48	♂?	168	150	97	130	130	96	122	500	362	332	92	—	126	42	23	35	30	89·3	77·4	86·7	—	54·8	85·7
49	♂	174	156	102	140	144	100	133	525	380	354	100	79*	139	56	23	39	40	89·7	82·8	92·3	79·0*	41·1	102·6
50	♂	172	158	102	132	131	92	136	528	362	340	96	70*	—	54	23	38	34	91·9	76·2	82·9	72·9*	42·6	89·5

Mit Ausnahme von Nr. 38, der chamaeprosop ist (49·6) sind die Anderen alle leptoprosop. — Nr. 19 Stirnnaht. — Nr. 34, 35 ziemlich steiles, 44, 48, 50 sehr steiles Occiput. — Nr. 36 jugendlicher Schädel.

Alba.

Tabelle XXII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N b	N h	O b	O h	L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
1	♂?	184	146	97	124	140	—	—	530	380	—	—	—	—	52	26	42	32	79·3	76·1	95·9	—	50·0	76·2
2	♂	180	144	98	120	123	103	124	521	360	316	97	70	131	53	27	42	35	80·0	68·3	85·4	72·2	50·9	83·3
3	♂	182	147	102	130	103	105	126	528	364	322	—	—	—	56	24	42	39	80·8	71·4	88·4	—	42·9	92·9
4	♂	175	142	97	124	118	90	125	514	360	308	98	68	127	49	22	39	32	81·1	67·4	83·1	69·4	44·9	82·1
5	♂	174	144	98	124	122	95	125	509	360	315	—	—	132	54	26	37	36	82·8	70·1	84·7	—	48·1	97·3
6	♀	174	146	101	130	—	—	124	520	378	324	—	—	—	—	—	—	—	83·9	—	—	—	—	—
7	♀	168	143	96	124	—	—	—	505	—	—	—	—	—	—	—	—	—	85·1	—	—	—	—	—
8	♂	169	144	96	128	130	101	122	500	345	320	102	70	138	57	22	39	32	85·2	76·9	90·3	68·8	38·6	82·1
9	♀	170	145	100	122	116	97	120	501	351	317	94	66	—	48	22	40	35	85·3	68·2	80·0	70·2	45·8	87·5
10	♂	174	150	98	126	126	92	130	514	362	328	95	78	136	54	27	40	31	86·2	72·4	84·0	88·0	50·0	77·5
11	♀	166	145	92	124	117	84	126	499	354	314	93	—	122	44	20	38	31	87·3	70·5	80·7	—	45·5	81·6
12	♀	166	145	96	120	124	90	118	494	350	318	92	—	116	52	22	38	32	87·3	74·7	85·5	—	42·3	84·2
13	♂	174	155	101	127	138	96	128	525	380	340	102	72	133	57	22	39	30	89·1	79·3	89·0	70·6	38·6	76·9

Die Leptoprosopie war bei fünfen bestimmbar.

Campitello.

Tabelle XXIII.

1	♀	175	133	98	118	122	100	114	492	343	292	94	—	124	50	26	43	36	76·0	69·7	91·7	—	52·0	83·7
2	♂?	176	137	97	122	—	—	124	511	370	315	90	—	134	50	20	40	36	77·8	—	—	—	40·0	90·0
3	♂	174	137	100	127	120	91	116	507	365	312	—	—	121	—	—	41	34	78·7	69·0	87·6	—	—	82·9
4	♀?	174	138	90	116	123	92	110	495	365	312	—	—	119	47	26	39	36	79·3	70·7	89·1	—	55·3	92·3
5	♂	184	148	102	130	123	—	126	527	—	326	100	—	—	51	25	40	31	80·4	66·8	83·1	—	49·0	77·5
6	♂?	182	147	98	124	123	97	114	523	368	335	88	—	129	52	22	41	35	80·8	67·6	83·7	—	42·3	85·4
7	♂	172	140	94	122	132	96	126	500	362	318	96	67	—	47	23	37	34	81·4	76·7	94·3	69·8	48·9	91·9
8	♀	171	140	100	124	126	92	120	511	298	321	91	—	121	52	23	40	33	81·9	73·7	90·0	—	44·2	82·5
9	♀	166	137	96	122	121	88	114	493	352	313	—	—	122	—	—	—	—	82·5	72·9	88·3	—	—	—
10	♀?	171	141	103	126	132	95	121	507	363	322	98	65	131	45	22	39	32	82·5	77·2	93·6	66·3	48·9	82·1
11	♂	172	142	92	120	128	87	119	501	366	325	94	67	123	48	23	40	37	82·6	74·4	90·1	71·3	47·9	92·5
12	♂	185	153	104	140	120	96	136	552	390	338	95	72	135	52	22	41	37	82·7	64·9	78·4	75·8	42·3	90·2
13	♂	180	149	106	134	132	107	124	528	358	330	94	—	—	51	20	39	33	82·8	73·3	88·6	—	39·2	84·6
14	♂	176	146	100	126	122	91	126	518	370	324	95	—	136	55	24	40	36	83·0	69·3	83·6	—	43·6	90·0
15	♂?	172	143	103	128	—	—	124	513	331	—	87	—	133	51	22	38	33	83·1	—	—	—	43·1	86·8
16	♂?	180	150	99	132	132	99	130	530	375	328	98	—	136	50	25	40	33	83·3	73·3	88·0	—	50·0	82·5
17	♀	168	140	93	122	122	94	119	486	340	311	96	69	122	48	21	41	34	83·3	72·6	87·1	71·9	43·8	82·9
18	♂	186	155	106	133	130	104	132	546	378	336	100	73	138	52	25	40	38	83·3	69·9	83·9	73·0	48·1	95·0
19	♀	163	136	92	118	126	87	112	483	347	320	84	70	121	52	20	38	38	83·4	77·3	92·6	83·3	38·5	100·0
20	♂	172	144	100	126	128	102	134	524	348	315	99	—	142	56	24	42	37	83·7	74·4	88·9	—	42·9	88·1
21	♂	180	151	96	134	133	97	129	523	385	333	90	75	135	56	24	39	34	83·9	73·9	88·1	83·6	42·9	87·2
22	♂	176	148	92	124	125	90	124	511	327	325	91	—	131	48	22	36	34	84·1	71·0	84·5	—	45·8	94·4
23	♀	166	140	88	120	123	80	114	486	362	316	—	—	114	—	—	37	30	84·3	74·1	87·9	—	—	81·1
24	♂	174	148	91	126	—	—	122	504	369	332	95	70	134	50	22	38	34	85·1	—	—	73·7	44·0	89·5
25	♀?	163	139	100	123	126	91	125	491	344	311	90	62*	126	46	23	40	33	85·3	77·3	72·0	68·9*	50·0	82·5
26	♀	164	140	100	130	117	92	124	498	338	312	88	69	—	48	23	39	39	85·4	71·3	83·6	78·4	47·9	100·0

Zu Tabelle XXIII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi
												b	h		b	h	b	h						
27	♂	170	146	102	134	127	97	122	507	362	332	—	—	—	51	23	42	37	85·9	74·7	87·0	—	45·1	88·1
28	♂	172	148	103	128	125	97	125	513	360	320	97	72	125	50	21	38	37	86·0	72·7	84·5	74·2	42·0	97·4
29	♂	172	148	100	128	134	97	—	516	378	—	94	—	—	48	25	40	33	86·0	77·9	90·5	—	52·1	82·5
30	♀	152	131	82	117	122	80	113	455*	334*	302*	83	—	—	46	18	38	37	86·2	80·3	93·1	—	39·1	97·4
31	♂	170	147	100	132	138	93	127	515	382	325	87	—	127	46	22	37	30	86·5	81·2	93·9	—	47·8	81·1
32	♀	158	137	94	126	—	—	118	478	—	315	90	69	122	48	22	40	36	86·7	—	—	76·7	45·8	90·0
33	♀	162	141	93	122	119	94	120	491	344	310	84	62	117	48	19	39	35	87·0	73·5	84·4	73·8	39·6	89·7
34	♀?	172	150	108	138	134	100	122	519	368	340	93	—	132	50	27	41	36	87·2	77·9	89·3	—	54·0	87·8
35	♂?	166	145	92	125	126	84	119	497	372	330	86	—	127	49	21	37	34	87·3	75·9	86·9	—	42·8	91·9
36	♀	158	138	94	118	122	88	123	476	343	305	88	—	123	53	19	38	34	87·3	77·2	88·4	—	35·8	89·5
37	♂	178	156	103	134	128	94	127	530	380	340	102	—	136	48	25	39	34	87·6	71·9	82·1	—	52·1	87·2
38	♂	179	157	104	130	124	98	132	531	362	331	104	80*	141	54	25	42	40	87·7	69·3	79·0	76·9*	46·3	95·2
39	♀	162	142	100	118	124	94	127	491	342	312	90	71	130	50	24	40	36	87·7	76·5	87·3	78·9	48·0	90·0
40	♀	164	144	101	126	122	88	112	488	353	322	87	70	118	46	22	42	36	87·8	74·4	84·7	80·5	47·8	85·7
41	♂	176	155	100	136	144	97	129	524	400	350	94	—	137	48	22	40	34	88·1	81·8	92·9	—	45·8	85·0
42	Kind	160	141	98	120	120	94	118	483	341	305	94	58	120	44	22	36	30	88·1	75·0	85·1	61·7	50·0	83·3
43	♀	158	140	92	120	120	85	126	484	351	305	95	—	125	49	25*	34	34	88·6	75·9	85·7	—	51·0*	100·0
44	♀	154	137	92	115	124	86	119	472	336	310	86	64	125	46	22	40	32	89·0	80·5	90·5	74·4	47·8	80·0
45	♂	166	149	100	128	126	96	126	508	354	334	96	76	136	54	22	40	39	89·8	75·9	84·6	79·2	40·7	97·5
46	Kind	150	135	92	114	118	82	107	456	325	302	83	—	—	35	20	36	29	90·0	78·7	87·4	—	57·1	80·6
47	Kind	162	154	100	128	128	94	120	495	338	332	82	61	—	44	22	37	33	95·1	79·0	83·2	74·4	50·0	89·2

Nr. 38 sehr breit. — Nr. 11 und 18 schief, mit Ausnahme von Nr. 10 mit (49·6), Nr. 25 (49·2), Nr. 42 mit (48·3), die chamaeprosop sind, sind die bestimmbaren leptoprosop.

Pufels in Gröden.

Tabelle XXIV.

1	♀	176	141	99	123	130	100	125	541	360	316	97	68*	128	53	24	44	34	80·1	73·9	92·2	70·1*	45·3	77·3
2	♂?	172	141	99	125	132	96	122	508	372	322	—	—	—	—	—	—	—	82·0	76·7	93·6	—	—	—
3	♂	179	147	95	124	132	103	127	554	374	325	108	—	—	53	23	40	33	82·1	73·7	89·8	—	43·4	82·5
4	♂	174	146	99	126	131	96	128	509*	372	326	—	—	—	—	—	—	—	83·9	75·3	89·7	—	—	—
5	♀	163	137	94	120	124	92	119	485	351	318	—	—	—	—	—	—	—	84·0	76·1	90·5	—	—	—
6	♀	166	140	96	119	123	97	120	495	348	310	96*	70*	127	—	—	42	34	84·3	74·1	87·9	72·9*	—	81·0
7	♀	170	144	99	126	—	—	129	505	348	308	—	—	—	—	—	—	—	84·7	—	—	—	—	—
8	♂	183	156	102	130	144	105	136	542*	384	348	104	—	140	53	26	40	36	85·2	78·7	92·3	—	49·1	90·0
9	♀	164	141	96	124	124	99	124	500	340	311	—	—	—	—	—	—	—	86·0	75·6	88·0	—	—	—
10	♀	166	143	102	124	136	102	126	498	348	314	104	72*	133	49	22	38	34	86·1	81·9	95·1	69·2*	44·9	89·5
11	♂	174	150	103	131	132	97	130	528	370*	330	—	—	139	—	—	38	31	86·2	75·9	88·0	—	—	81·6
12	♀	160	138	89	120	122	87	123	480	340	308	—	—	—	—	—	—	—	86·2	76·2	88·4	—	—	—
13	♀	168	145	99	126	120	87	121	503	351	322	86	61*	—	47	20	38	32	86·3	71·4	82·8	70·9*	42·6	84·2
14	♀?	170	147	93	121	133	92	126	505	370	325	90	69	129	47	21	36	34	86·5	78·2	90·5	76·7	44·7	94·4
15	♂	171	151	105	129	129	90	135	518	372	323	—	—	—	56	26	40	35	88·3	75·4	85·4	—	46·4	87·5
16	♀	166	150	104	127	128	100	137	513	345	320	101	—	142	59	28	43	36	90·4	77·1	85·3	—	47·5	83·7
17	♂	178	162	103	133	130	—	140	538	372	344	—	—	97	55	25	37	37	91·0	73·0	80·2	—	45·5	100·0
18	♂	170	155	—	130	130	—	130	512*	372	343	—	—	—	—	—	41	35	91·2	76·5	83·9	—	—	85·4

Nr. 1 schwerer Schädel, Nr. 13 jugendlich; die bestimmbaren leptoprosop.

Durch Schriftentausch eingelangte Druckschriften.

(1. Jänner bis 31. Juni 1885.)

Rad Jugoslavenske Akad. znanosti i umjetnosti. (Sitzungsberichte der Südslavischen Akad. der Wissensch. in Agram.) Band LXXI. VIII. u. LXXIII. IX. Philologisch-historische u. philosophisch-juridische Abtheilg. Zagreb 1884. 8°.

— Bd. LXIX. IV, 2. u. LXXII. V, 1. — Mathematisch-naturhistorische Abtheilung. Zagreb 1885. 8°.

Viestnik hrvatskoga Arkeologičkoga Družtva in Agram. (Vierteljahrsschrift der kroatischen Archäologischen Gesellschaft.) Band VII, Heft 1, 2. Zagreb 1885. 8°.

— Nr. 1. — S. Ljubić: Japudija i predhistoričko u Prozoru kod Otočca. (La Japidia a la trovaglia preistorica in Prozor vicino Otočac. — Tre tavole.) p. 1—11. — Starine rimske iz Mitrovice nadošle nedavno u zem arkeologički muzej. (Antichità romane di Mitrovica, da non molto sorvenute nel museo archeologico del regno.) p. 11—18 u. 1 Taf. — Vid Vuletić-Vukasović: Starobosanski nadpisi u Hercegovini. (Iscrizioni antico-bosnese in Ercegovina.) p. 19—21.

— Nr. 2. — Dr. M. Kišpatić: Kosti iz Baraćeve špilje kod Kršlja. (Ossa dalla caverna Barać presso Kršlje.) p. 33—37 u. 1 Taf. — S. Ljubić: Japudija i predhistoričko odkriće u Prozoru kod Otočca. (La Japidia e la trovaglia preistorica in Prozor vicino Otočac.) p. 39—47 u. 3 Taf. — Vid Vuletić-Vukasović: Starobosanski nadpisi u Hercegovini. (Iscrizioni antico-bosnesi in Ercegovina.) p. 48—49.

Nederlansch Aardrijkskundig Genootschap in Amsterdam. Onder Redactie van Prof. C. M. Kan en N. W. Posthumus. Tijdschrift. 2. Serie, Deel II. Afdeeling: Verslagen en Aardrijkskundige Mededeelingen Nr. 1—3. Amsterdam, Utrecht 1885. 8°. — Nr. 1. — Het eiland Elizabeth en de „Kjökkenmöddings" aldaar. p. 47—51. — Serrurier: Ethnologische Feiten en Verwantschappen in Oceanië. p. 78—99 u. 2 Taf.

— Tijdschrift. 2. Serie. Deel II. Afdeeling: Meer uitgebreide artikelen. Nr. 1. Amsterdam, Utrecht 1885. 8°. — Robidé van der Aa: De verhouding der Papoes en Melanesiërs tot het Maleisch-Polynesische ras. p. 225—246. — F. G. Kramp: P. M. Lessar. Zuid-West-Toerkmenië. Het land der Saryks en Salors. p. 246—296 u. 1 Kart.

Evangelisches Missions-Magazin in Basel. Jg. XXIX. Hefte Jänner-April. Basel 1885. 8°.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde uitgegeven door het Batav. Genootsch. v. Kunst en Wetensch. Deel XXIX. Aflevering 5, 6. Batavia 1884. 8°. — C. A. van Ophuijsen: Woordenlijst van de taal der Loeboes. p. 526 bis 555.

— **Notulen** van de Algemeene en Bestuurs-vergaderingen van het Batav. Genootsch. v. Kunst. en Wetensch. Deel XXII. Nr. 2 u. 3. 1884. Batavia 1884. 8°.

Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 16. Jg. Heft V, VI. Berlin 1884. 8°.

— Heft V. — J. Kollmann: Hohes Alter der Menschenrassen. p. 181—213 u. 3 Holzsch. — Besprechungen: Schulenburg: F. S. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven. p. 213 bis 214. — Virchow: F. v. Pulszky, Die Kupferzeit in Ungarn. p. 215—216.

— Verhandlungen: F. Calvert: Alte Kochöfen von Hanai Tepé (Thymbra.) (305)—(308). — Kuntze: Schädel mit zwei Schläfenringen aus Nakel. p. (308)—(310). — Nehring: Eine ethnologische Sendung aus Brasilien. p. (310)—(311). — Jentsch: Prähistorische Wohnstätten bei Buderose, Kreis Guben. (311)—(316). — Fund eines Mammuthzahnes im Gubener Kreise. (316)—(317). — Buchholz: Ueber ein Urnenfeld bei Jagdschloss Hubertusstock. (317)—(318). — Treichel: Ueber einen Burgwall bei Paleschken. p. (319)—(323). — Ueber Hochzeitsthaler. p. (323)—(327). — W. v. Schulenburg: Alte Gebräuche im Wendischen. p. (327)—(328). — Virchow: Nicobaresische Gegenstände. p. (328)—(331). — Telge: Nachbildungen von Stücken aus dem Goldfunde von Petroessa. p. (331)—(332). — Hollmann: Urnenfeld bei Tangermünde. p. (332)—(335). — Hartwich: Gräberfelder und Urnenfunde bei Tangermünde. p. (335)—(337). — Virchow: Besprechung der Funde von Tangermünde. p. (338)—(348). — P. D. Harries: Stein mit Fussspur bei Dingholz, unweit vom Kruge Petersburg an der Cappeln-Flensburger Landstrasse (Kreis Flensburg). p. (348)—(349). — Handelmann: Thongefässe des Bronzezeitalters im Kieler Museum. p. (349)—(350). — Behla: Einen Wendelring von Weissagk und kleine Bronzeringe von Grünswalde. p. (350)— 353 .

— Juli-Sitzung. — Arzruni: Italienische und schlesische Steinbeile p. (358)—(359). — Becker: Prähistorische Ausgrabungen auf dem grossen Brucksberge bei Königsaue p. (360)—(363). — Virchow: Eine Bernsteinbommel und eine Bronzefibel aus der Gegend von Luckau. p. (363) — F. Krüger: Begräbnissfeierlichkeiten bei den Larka-Kohls. p. (364). — Jentsch: Urnenfeld bei Starzeddel, N. (Kr. Guben). p. (365)—(372). — Virchow: Alterthümer und ein Schädel der Calchaquis, sowie Steingeräthe von Catamarca, Cordoba u. s. w. in Argentinien. p. (372)—(380) u. 1 Tafel. — J. F. Lopez: Ueber die Calchaquis. p. (380)—(382). — Treichel: Oehsen-Urne von Wahlendorf. — p. (382)—(383). — Zamowisko bei Gorrenczin. p. (383)—(384). — R. Stegemann: Ueber die brasilianischen Sambaquis. p. (384)—(386). — Bastian: Hawaiische Alterthümer. p. (387)—(389). — Krause: Vorlage von Moorfunden aus dem Rehnitzbruch und aus dem Brandkavelbruch am Lübbe-See bei Soldin. p. (389). — Buchholz: Drillings-Thränenurne aus Wagenitz, Kreis Westhavelland. p. (389)—(390). — Virchow: Anthropologische Excursionen nach Feldberg. p. (390)—(397). — Excursion nach Bernburg (Anhalt) p. (398) bis (403). — Dr. Fränkel: Dreihügel in früher slavischen Gebieten. p. (404)—(405). — Virchow: Neuer tragbarer Apparat für Körpermessungen. p. (405)—(407). — Castan: Australier von Queensland. p. (407)—(418).

— October-Sitzung. — Dr. L. Wolf: Anthropologische Untersuchungen in Central-Afrika. p. (423)—(425). — Dr. Ehrenreich: Ueber seine brasilianische Reise. p. (425)—(426). — A. Langen: Ethnologie der Papua-Inseln. p. (426)—(427). — Riedel: Ableitung des Wortes Papua. p. (428). — Virchow: Pithos-Gräber von Kleinasien. p. (429)—(430). — Frank Calvert: Ueber die alten Gräber der Troas. p. (430) bis (432) u. 1 Taf.

— Heft VI. — Dr. B. Hagen: Die künstlichen Verunstaltungen des Körpers bei den Batta. p. (217)—(225) u. Taf. X. — Besprechungen: Hartmann: Johnston, der Kongo. p. 226—227. — Schwartz, Jahn, die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht. p. 228—229. — Virchow: G. Retzius, Finnland. p. 230—231. — Paul Topinard, Éléments d'anthropologie générale. p. 231—232. — C. Handtmann, neue Sagen aus der Mark Brandenburg. p. 232.

— Verhandlungen. — October-Sitzung. — Calvert: Ueber die alten Gräber der Troas. p. (433)—(434). (Schluss.) — Jentsch: Eine ältere Wohnhausform im Gubener Kreise. p. (434)—(436). — Ueber den Werderthörschen Burgwall zu Guben. p. (436) bis (439). — Behla: Ueber Spuren des Todtenessens auf Lausitzer Urnenfriedhöfen. p. (439)—(441). — Handtmann: Neue Hausurne von Gandow. p. (441)—(442). — Frl. Lemke:

Burgberg von Gross-Gardienen (Ostpreussen). p. (442)—(444). — Fr. Kofler: Funde in Hessen. p. (444)—(445). — Ed. Krause: Lobschnitzer aus Rinderknochen. p. (446). — Nachbildungen von Moorfund-Knochengeräthen. p. (446)—(447). — Schwartz: Pahlke, neue Funde aus Jankowo, Posen. p. (447) bis (448). — H. Fischer: Die geographische Verbreitung der Feinbeile. p. (448)—(449). — Sambaquys. p. (449)—(452). — J. C. Schultze: Rosenkranz aus den Früchten der Wassernuss. p. (452) (453) — A. Ernst: Archäologische Gegenstände, namentlich 2 nephritische, aus Venezuela. p. (453) bis (458). — J. Steenstrup: Pflanzenreste aus dänischen Waldmooren. p. (458)—(461). — Nehring: Die quartäre Flora Deutschlands. p. (461)—(463). — P. Aschersón: Alfr. Nathorst's Erforschung der fossilen Glacialflora in Deutschland und der Schweiz. p. (463)—(464). — Edm. v. Fellenberg: Alte Elfenbeinkanne. p. (465)—(466). — Dr. Anger: Eisenwerkzeuge aus einer Urne von Rondsen. p. (466)—(467). — Frl. Ida v. Boxberg: Trepanirtes Schädelstück von Zschorna. p. (467)—(468). — Verworn: Scherbenfunde von Lichterfelde bei Berlin. (468). — Dr. Lissauer: Die sagittalle Schädelkrümmung p. (468)—(473).

— November-Sitzung. — Handelmann: Gränzhügel. p. (478). Bronzene Ringkragen und Diademe. p. (479). — R. Kaufmann: Höhlenwohnungen bei Gnichwitz. p. (479)—(480). — Virchow: Skelet mit Plagiocephalie und halbseitiger Atrophie. p. (480)—(482) — A. Glitsch: Das Museum in Herrnhut und südrussische Gräber. p. (482)—(492). — Oesten: Neue Untersuchungen im Lande der Redarier. p. (492)—(496). — Burgwall Jatzke in Mecklenburg-Strelitz. p. (496)—(497). — Jentsch: Verzierter Bronzeknopf von Nickern bei Züllichau. p. (497)—(499). — Gander u. Jentsch: Prähistorische Wohnstätten auf der Gubener Feldmark. p. (499)—(502). — Virchow: Fundstücke aus alten Gräbern bei Khedabek, Transkaukasien. p. (503). — Krause: Ausgrabungen zu Bokensdorf bei Fallersleben. p. (503)—(512). — Olshausen: Zwei Pyrmonter Quellnadeln. p. (512)—(516). — Chemische Beobachtungen an vorgeschichtlichen Gegenständen. p. (516)—(538). — Schwarzbrauner Sand von der Steinkammer bei Bunsoh in Süderdithmarschen. p. (538)—(539). — Hans Virchow: Der Fuss des armlosen Fusskünstlers Unthan. p. (539)—(441) — E. Krause: Neue Erwerbungen des königl. Museums. p. (442). — R. Virchow: Weisse (graue) Bronze, insbesondere aus Illyrien, dem Elsass und Holstein. p. (543).

— December-Sitzung. — Virchow: Verwaltungsbericht für das Jahr 1884. p. (551)—(559). — Müller: Südhannoversche Alterthümer. p. (564). — Grosser Bronze-Depotfund bei Nassenhaide. p. (564)—(566). Virchow: Alte Thierfigur aus Bernstein. p. (566)—(569). — Zieske: Neue Ausgrabungen bei Schloss Kischau, Westpreussen. p. (569). — Jentsch: Einige prähistorische Einzelheiten aus der Niederlausitz. p. (570) bis (573). — Behla: Urne mit radartigem Ornament von Uebigau bei Dresden. p. (573). — E. Friedel: Ueber die Einbaum. p. (573)—(574). — Felssculpturen beim Königssee in Oberbaiern. p. (574)—(577). — Bartels: Prähistorische Gräber in Rom. p. (577)—(578). — Dr. Fischer: Ueber den Stockhof bei Bernburg. p. (578)—(581). — Virchow: Funde von Muschelschmuck bei Bernburg und in Ungarn. p. (581) bis (588). — Ferd. v. Müller: Ein Flachbeil von Whilsunday Island, North Queensland. p. (588)—(590). — A. Langen: Gräberfunde und Ethnographisches von der Insel Savoe. p. (590)—(595). — Riedel: Langen, malayisches Manuscript von Kiltai. p. (595). — Dr. Werner: Uebersetzung einer alten javanischen Legende. p. (595)—(597). — Ahrendts: Steingeräthe aus der Sammlung des Vereins für Heimathskunde in Müncheberg. p. (597)—(599). — W. Dolbeschew: Die Gräber von Koban, Kaukasus. p. (599)—(600). — Vater: Arsenbronze in Spandau. p. (600)—(602). — Virchow: Verhandlungen des Lissaboner Congresses. p. (602). — Anthropologische Gegenstände von den Tuschilange. p. (603)—(610).

Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

— 17. Jg. 1885. — Heft I. — J. Bohm: Das Gräberfeld von Rondsen bei Graudenz. p. 1—8 u. Taf. I—II. — Alex. Schadenberg: Die Bewohner von Süd-Mindanao und der Insel Samal. p. 8—38 u. Taf. III. — A. B.: Ueber Ethnologische Sammlungen. p. 38—42. — Besprechungen: R. Virchow: F. Vouga, les Helvètes à la Tène. p. 43. — J. W. Powell, Second annual report of the Bureau of Ethnology. 1880—1881.

— Verhandlungen. — Virchow: Untersuchung der Zulu. p. (17)—(22). — Buchholz: Ueber eine römische Münze. p. (23)—(27). — Dr. R. Neuhauss: Ueber anthropologische Untersuchungen in Oceanien, namentlich in Hawaii. p. (27) bis (32).

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Verhandlungen Bd. XI. Nr. 6—10. Berlin 1885. 8°. — Nr. 6 u. 7. — Literatur-Notizen. W. R.: H. Meye, die Steinbildwerke von Copán und Quiriguá. p. 321. — Amerikas Nordwestküste. p. 322. — Strebel, die Ruinen von Cempoallan im Staate Veracruz. p. 323. — J. Falkenstein: Dr. M. Bartels, die geschwänzten Menschen. p. 323—325. — Nr. 8. — Flegel: Bericht über seine Reise nach Adamaua. p. (354)—(358). — Reichenow: Ueber die deutsche Colonie Kamerun. p. (358) bis (368). — Nr. 9 u. 10. — F. Grabowsky: Ueber seine Reise in Südost-Borneo. p. 419.

— Bd. XII. Nr. 1—4. Berlin 1885. 8°. — Nr. 1. — Literatur-Notizen. A Krause: Woldt, A., Capt. Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881—1883. p. 74—75. — M. Bartels: Ploss, das Weib in der Natur- und Völkerkunde. p. 76—77. — Nr. 3. — J. G. Riedel: Der Aaru-Archipel und seine Bewohner. p. 160—174. — Literatur-Notizen. Meitzen: Dr. W. Radloff, aus Sibirien. p. (189)—(192). — Nr. 4. — Dr. Karl von den Steinen: Erforschung des Rio Xingú. p. (216).

Revista pentru Istorie, Archeologie si Filologie in Bukarest sub Directiunea lui G. G. Tocilescu. Anul II. Vol. IV. Bucuresci 1885. 8°. — M. C. Soutzo: Étalons pondéraux primitifs et lingots monétaires, cu treĭ tabele litografiate. p. 401—463.

Archaeologiai Értesitö in Budapest. (Archeologischer Anzeiger.) A. M. T. Akad. Archaeologiai. Bizottságának Az Orsz. Emb. S Rég. Társulatnak Közlönye szerkeszti Kiadja A Magyar Tudományos Akadémia in Budapest.

— Archaeologiai Értesitö. A Magyar Tudományos Akademia. Archaeologiai Bizottságának Közlönye. Szerkeszti Dr. Rómer Flóris. Kötet. III, IV, VI. Pest 1870, 1872. 8°.

— Szerkeszti Dr. Henszlmann Imre. Kötet VII. Budapest 1873. 8°.

— Szerkeszti Dr. Henszlmann Imre vezérlete alatt Geduly Ferencz.. Kötet VIII. Budapest 1874. 8°.

— Szerkeszti Dr. Henszlmann Imre és Dr. Ortvay Tivadar. Kötet IX. Budapest 1875. 8°.

— Szerkeszti Dr. Henszlmann Imre és Br. Nyáry Albert. Kötet X u. XIII. Budapest 1876 u. 1879. 8°.

— Archaeologiai Ertesitö. Am. T. Akad. Archaeologiai Bizottságának Az Orsz. Embert. S. Régészeti Társulatnak Közlönye. Szerkeszti Pulszky Károly. Kiadja A Magyar Tudományos Akadémia. Kötet XIV. Budapest 1881.

— Uj Folyam. (Neue Folge.) Szerkeszti Pulszky Károly. Kötet I. Rész 2; II. Rész 2, 3; III. Rész 1, 2; IV. Budapest 1882, 1883, 1884. 8°.

— Szerkeszti Hampel József. Kötet V. 1, 2, 3 Szám. Budapest 1885. 8°.

— Szám 1. — Emlékek és Leletek. — Csoma József: Zsujtai bronzlelet három képes táblával. p. 9—16. — Téglás Gábor: Bányászszobrok a daciai aranyvidékröl egy képes táblával. p. 16—20.

Archaeologiai Értesitö in Budapest. (Archaeologischer Anzeiger.) A. M. T. Akad. Archaeologiai.

— Szám 2. — Emlékek és Leletek. — I. Wosinszky Mór.: Etruszk bronzedények Kurdon, tér rajzal, ket horganyedzésü és három fametszetü képtáblával. p. 73—85. — II. Paúr Iván: Anyéki sarcophág, horganyedzésü képtáblával. p. 85—90.

— Szám 3. — Hermann Ottó: Ösi elemek a magyar népies halászeszközökben. 33 fametszetü ábrával. p. 153—167. — Emlékek és Leletek. — I. Lehóczky Tivadar: Lázárpataki bronzlelet, 3 horganyedzésü képtáblával. p. 183—188. — II. Ifj. Kubinyi Miklós: Oroszlánkövari lelet, egy horganyedzésü képtáblával. p. 188—192. — III. Györvidéki leletek: három horganyedzésü képtáblával. p. 192—198. — v. Sötér Ágost: Mosonymegyei ásatások. Elsö közlemény. Terrajzzal és 3 horganyedzésü képtáblával. p. 199—206. — Levelezés. — Id. Mogyoróssy János a mezöberényi (Békésm.) rég. ásatásokról, egy fametszetü képtáblával. p. 223 bis 225. — II. Paúr Iván a höveji öshalmokról, két horganyedzésü képtáblával. p. 225—231.

Asiatic Society of Bengal in Calcutta. — Proceedings Nr. 1—6. 1879. Calcutta 1879. 8°.

— Proceedings Nr. 7—11, 1884. Calcutta 1884. — Nr. 7. — John Cockburn: On the recent extinction of a species of Rhinoceros in the Rajmahal hills and Bos Gaurus in the Mirzapur district. (Abstract.) p. 140—141. — Nr. 11. — C. R. Macgregor: Notes on Akas and Akaland. p. 198—212.

— Journal, edidet by the Philological Secretary. New Series. Vol. LII, Pt. I, Nr. 2—4. 1883. Calcutta 1883. 8°. — Nr. 2. — C. Swynnerton: Folktales from the Upper Panjáb. p. 81 bis 97. — G. A. Grierson: Essays on Bihári declension and conjugation. p. 119—159. — Dr. Rájendralála Mitra: On the temples of Deoghar. p. 164—204 u. 1 Taf. — Nr. 3 u. 4. Sidar Gurdyal Singh: Memorandum on the superstitions connected with child birth, and precautions taken and rites performed on the occasion of the birth of a child among the Játs of Hoshiyárpur in the Panjáb. p. 205—211. Rivett-Carnac: On stone implements from the North Western Provinces of India. p. 221—231 u. 3 Taf. — A. Cunningham: Relics from ancient Persia in gold, silber and copper. p. 258—261.

— Vol. LIII, Pt. I, Nr. 1, 2. 1884. — Calcutta 1884. 8°. — Nr. 1. — A. de Roepstorff: Tiomberombi. A Nicobar tale. p. 24—39. — E. T. Atkinson: Notes on the history of Religion in the Himálaya of the N. W. Provinces. Pt. I, p. 39—103. — Dr. Rájendralála Mitra: On the Psychological tenets of the Vaishnavas. p. 103—117. — Nr. 2. — W. Irvine: Baiswári folk songs collected by Bábú Jogendra Náth Rae, Gházipur. p. 232—256.

— Vol. LIII, Pt. I, Special number. — 1884. — G. A. Grierson: 21 Vaishava hymns. p. 76—94. — The song of Bijai mal. p. 94—150.

— Journal, edited by the Natural History Secretary. New Series. Vol. LII, Pt. II, Nr. 1—4. — 1883. Calcutta 1883. 8°. — Nr. 1. — John Cockburn: On the recent existence of Rhinoceros indicus in the North Western Provinces, and a description of a tracing of an archaic rock painting from Mirzapur representing the hunting of this animal. p. 56—64 u. 2 Taf.

— Vol. LIII, Pt. II, Nr. 1—3. — 1884. Calcutta 1884.

The American Antiquarian and Oriental Journal in Chicago. Vol. VII, Nr. 1—3. Chicago 1885. 8°. — Nr. 1. — J. Avery: The races of the Indo-Pacific Oceans. p. 1—6. — H. Hale: The Iroquois sacrifice of the white dog. p. 7—14. — Stephen D. Peet: Ancient Agricultural works in Amerika, sixth paper. p. 15—38. — Correspondence. — O. Dorsey: New vocabularies secured. p. 41—42. — A. F. Berlin: Relics of copper from Eastern Pennsylvania. p. 42 bis 44. — P. Melean: The great serpent mound. p. 44—47. — Editorial-Notes on Englisch Archaeology. p. 48—50. — New Discoveries. p. 50—53. — J. Avery: Notes from the Far east. p. 53—56. — A. C. Merriam: Notes on classical Archaeology. p. 56—59.

The American Antiquarian and Oriental Journal in Chicago. Vol. VII, Nr. 1—3. Chicago 1885. 8°. — Nr. 2. — Cyrus Thomas: Who were he Mound Builders? p. 65—74. — A. E. Douglas: Some characteristics of the Indian earth and shell mounds of the Atlantic coast of Florida. p. 74—82. — S. D. Peet: Game drives and hunting screens among the mounds. p. 82—105. — Owen Dorsey: Siouan Folk lore and Mythological notes. p. 105—108. — G. Brinton: The Taensa grammar and dictionary. p. 108—113. — A. C. Merriam: Notes on classical Archaeology. p. 116—118. — J. Avery: Notes from the Far east. p. 118—119. — D. G. Brinton: Notes on Aboriginal literature. p. 119—120. — H. Phillips: Notes on European Archaeology. p. 120—123. — Nr. 3. — Cyrus Thomas: Stone graves — the work of Indians. Third paper. p. 129—136. — Dr. Brinton: The chief God of the Algonkins, in his character as a cheat and liar. p. 137—140. — Andrew E. Douglas: Earth and shell mounds on the Atlantic coast of Florida. p. 140—147. — A. W. Butler: The sacrificial stone of San Juan, Teotihuacan. p. 148—152. — Correspondence. — S. H. Binkley: Ancient fortification in Ohio. p. 152—155. — Earl Flint: Human foot prints in Nicaragua. p. 156—158. — Shell mound in California. p. 159—162. — G. E. Laidlaw: Gambling amongst the Piegans. p. 163. — Editorial. — Animal effigies and native Symbolism compared. p. 164—171. — The three-fold division of the Human race. p. 171—176. — The Darwinians in American Archaeology. p. 177—179. — J. Avery: Notes from the Far east. p. 179—183. — A. C. Merriam: Notes on classical.

Archiv for Mathematik og Naturvidenskab in Christiania. Udgivet af Sophus Lie, Worm Müller og G. O. Sars. Bd. 9. Hft. 1, 2. Kristiania 1884. 8°.

Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers Bevaring. Aarsberetning for 1878, 1879, 1880, 1881. Kristiania 1879, 1880, 1881 u. 1882. 8°.

— Aarsberetning for 1883. Hermed 4de Hefte af „Kunst og Haandverk fra Norges Fortid". Kristiania 1884. 8°.

Naturwissenschaftl. Gesellsch. „Isis" in Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen. Jahrg. 1884. Juli bis December. (Mit 3 Tafeln.) Dresden 1885. 8°. — Sitzungsberichte. — v. Boxberg J.: Spuren prähist. Trepanation in Sachsen; über ein Urnenfeld von Dobia bei Zscborna. p. 73—75. — Caro L.: Ueber einen Metallfund bei Jessen. p. 75—77. — Osborne W.: Ueber einen prähist. Begräbnissplatz zu Frög bei Rossegg in Kärnten, mit Taf. p. 69—72.

Zeitschrift für Museologie und Antiquitätenkunde, sowie für verwandte Wissenschaften in Dresden. Redacteur: Geh. Hofrath Dr. G. Th. Graesse. VII. Jahrg. Nr. 1—24. Dresden 1884. 4°. — Nr. 1. — E. Bötticher: Schliemann's Troja (Hissarlik), eine Feuer-Nekropole der Urzeit. p. 1—3, — Nr. 3. — E. Bötticher: Analogien der Funde von Hissarlik. p. 17—19. Vergl. auch Vermischtes: p. 7, 31, 39, 45. 53, 55, 61, 62, 63, 71, 78, 79, 86, 93, 101, 103, 110, 127, 140, 141, 142, 151, 157, 170, 178, 184. — Nr. 8. — Zur Discussion über Schliemann's Troja. Offenes Sendschreiben des Hauptmanns E. Bötticher an die „Anthropologische Gesellschaft" zu Berlin. 57—60. — Nr. 21. — E. Bötticher: Tiryns und Hissarlik als Feuer-Nekropolen von terrassirtem Aufbau. p. 161—168. — Nr. 23. — E. Bötticher: Der Stein im alttestamentarischen Kelt. p. 181—183. — Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete von Fr. Freiherrn von Trölzsch. p. 183. — Nr. 24. — E. Bötticher: Die Feuer-Nekropole Hissarlik und Schliemann's Architekt Herr Dr. W. Dörpfeld. p. 189—191.

VIII. Jahrg. Nr. 1—18. — Dresden 1885. 4°. — Nr. 5. — Oster Insel, Rapanui. p. 37. — Nr. 7. Vergessene Thatsachen. Erläuterungen zum Capitel der Ausgrabungen der Gegenwart. p. 49—50. — Nr. 9. — Ueber den Nutzen ethnologischer und historischer Museen. p. 65—67. — Adr. Wagnon, la sculpture antique. Traité d'archéologie comparée. p. 67—68. — Nr. 11. —

E. Böttticher: Gibt es in Hissarlik (Troja) Befestigungen? p. 84—85. — Nr. 16. — E. Bötticher: Zur Frage der Glasburgen. p. 122—125. — Nr. 17. — Wichtige antike Funde in Paris. p. 131—132.

Archivio per l'Antropologia e la Etnologia in Florenz. Organo della Società Italiana di Antropologia, Etnologia e Psicologia comparata. Pubblicato dal Dr. P. Mantegazza. Vol. XIV. Nr. 3. Firenze 1884. 8°. — G. Sergi: L'uomo terziario in Lombardia. p. 303—319. — Dr. Stanislaw Bianchi: Craniologia dei senesi odierni. p. 319—332. — Dr. J. Danielli: Iperostosi in, mandibole umane specialmente di Ostiacchi, ed anche in mascellari superiori. p. 333—346. — Riviste: Alphons Cels-Eléments d'Anthropologie. p. 347 bis 348. — Fossili Psicologici della Provenza p. 348—351. H. Johnston: Le razze del Congo e le Colonie Portoghesi dell' Africa Occidentale. p. 352—356. — L'Antropologia all' ultimo Congresso di Blois. p. 356—360. — Giraud-Teulon: Le origini del matrimonio 2 della famiglia. p. 361—364. — P. Mantegazza: Gli Ariani. p. 361—368. — A. Issel: Sopra un' Ascia d'Ematite rossa proveniente dal paese dei Niam-Niam. p. 368—372. — Varietà: Il Museo delle Antichità del Nord e il Museo Etnologico di Berlino. p. 373—377. — Psicologia Australiana. p. 377—381. — Rendiconti delle Adunanze: Regalia E.: Cenni sopra un vomo atletico. p. 391—398. — P. Mantegazza: Notizie sui kotas. p. 399 bis 401. — Sulle antichità peruviane donate dal Commendatore Prof. Ernesto Mazzei al Museo Nazionale d'Antropologia. p. 405—410. — Hutchinson Dott. Tommaso: Osservazioni sulla collezione peruviana donata dal Prof. Ernesto Mazzei al Museo Nazionale d'Antropologia in Firenze. p. 410—413. — E. Giglioli: Un singolare ornamento personale litico, usato dagli Uaupes Tariánas del Rio dos Uaupés. p. 436—439. — S. Sommier: Cenni etnografici intorno ai Calmucchi. p 439 bis 446. — Prof. C. Stefani: Sopra alcuni singolari usi funebri e nuziali nell' Appennino centrale. p. 450—452.

Le Globe, Journal Géographique. Organe de la Société de Géographie de Génève. Tome 24. Série 4me, Tome IV. Bulletin Nr. 1. Génève 1883. 8°.

Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië in Haag. — Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indië. Deel X. — 1e und 2e Stuk. 'S Gravenhage 1885. 8°.

1e Stuk. — Dr. Kern: Sanskrit-Inscriptie ter eere van den Javaanschen vorst er-langa. p. 1—22. — Coolsma: De herhaling met verandering van Klinkers in het Soendaneesch. p. 22—34. — Dr. Kern: Eene Bijdrage tot de kennis van't oude Philippijnsche Letterschrift. p. 56—73. — C. Humme: Nog i ets over Javaansche Inscriptiën. p. 115—119.

2e Stuk. — Prof. Dr. Kern: Sanskrit-Inscriptie van Java, van den Jare 654 çaka. p. 125—139. — Dr. A. Wilken: De Besnijdenis bij de Volken van den Indischen Archipel. p. 165 bis 207. — van der Toorn: De Geschiedenis van Svetan Menangkérang. En Maleische Legende. p. 207—265.

Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akad. der Naturforscher in Halle a. S. Hft. XX. Nr. 23—24. Halle a. S. 1884. 4°.

— Hft XXI. Nr. 1—10. Halle a. S. 1885. 4°. — Nr. 3—4. — A. Kirchhof: G. A. Schimmer, Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern Oesterreichs. p. 40.

Geograph. Gesellsch. (für Thüringen) zu Jena. Zugleich Organ des botanischen Vereins für Gesammt-Thüringen. Herausgegeben von G. Kurze und Dr. F. Regel. — Mittheilungen. Bd. III. Hft. 4. Jena 1885. 8°. — J. N. Cushing: Eine Reise in das nördliche Siam. p. 243—252. — Kleinere Mittheilungen — Weitere Beiträge zur Mythologie der Moskito-Indianer. p. 266. — R. Sigismund: Die Pflanze als Zaubermittel. p. 290—301.

Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg. Schriften. 25. Jahrg. 1. u. 2. Abtheilung. 1884. 4°.

— 1 Abtheilung. — Abhandlungen. — Dr Jentzsch: Gedächtnissrede auf O. Heer. p. 1—27. — Sitzungsberichte. — Dr. Tischler: Ueber die 1883 vorgenommenen prähistorischen Untersuchungen und den Zuwachs des Museums. p. 9—13. — Ueber Funde aus dem Kaukasus. p. 13—18. — Ueber seine Studien in den Rheinischen Museen und Frankreich. p. 18—34. — Dr. Merkel: Ueber die anthropologische Betrachtung des Gesichtes. p. 34—36

— 2. Abtheilung. — Sitzungsberichte. — Dr. P. Michelson: Ueber abnorme Haarentwicklung beim Menschen. p. 37—41.

Société Royale des Antiquaires du Nord. Mémoires. Nouvelle Série. — 1885. Copenhague. — Worsaae, J. J. A.: De l'organisation des musées historico-archéologiques dans le nord et ailleurs. p. 93—119

Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab in Kopenhagen. Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. 1884. Heft III—IV. Kjøbenhavn 1884. 8°.

— Aarbøger for 1885. Heft I. Kjøbenhavn 1885. 8°.

— Tillaeg til Aarbøger. Aargang 1884 Kjøbenhavn 1885. 8°.

Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde in Leiden. Handelingen en Mededeelingen. Jg. 1884. Leiden 1884. 8°.

— **Levensberichten** der afgestorvene Medeleden van de Maatsch. d. Nederl. Letterk. Bijlage tot de Handel. van 1884. Leiden 1884. 8°.

Institut Archéologique Liègeois. Bulletin. Tome XVIII. — 1re Livraison. Liège 1885.

Institut archéologique Liègeois (Lüttich). Bulletin. Tome XVIII. 1re Livr. Liège 1885. 8°.

Sociedade de Geographia in Lissabon. Boletim. Serie 4. Nr. 10—11. — Lisboa 1884. 8°.

Royal Society in London. Proceedings. Vol. XXXV. Nr. 227. London 1883. 8°.

Vol. XXXVI. Nr. 228—231. London 1884. 8°. — Nr. 229. — Owen: Description of parts of a human skeleton from a Pleistocene. (Palaeolithic) bed, Tilbury, Essex. p. 136.

Anthropological Institute of Great Britain and Ireland in London. Journal. Vol. XIV. Nr. III. u. IV. London 1885. 8°.

— Nr. III. — Francis Galton: On the Anthropometric laboratory at the late international Health Exhibition. p. 205—220 u. Taf. XII u. XIII. — Miss A. Walbank Buckland: Facts suggestive of Prehistoric intercourse between East and West. p. 222—233. — Erminnie A. Smith: The customs and the language of the Iroquois. p. 244—253. — E. H. Man: On the Andaman Islands and their Inbabitans. p. 253—273. S. M. Curl: On Phoenician intercourse with Polynesia. p. 273 bis 275. — Francis Galton: Some results of the Anthropometrie Laboratory. p 275—287. — Dr. Billings: On composite Photographs of Skulls. p. 287—288. — T. Bridges: On the Yahgans of Tierra del Fuego. p. 288—289. — Mark Stirrup: On the so called Worked flints from the Miocene beds of Thenay, in France. p. 289—290.

— Nr. IV. — John Lubbock: On the customs of marriage and systems of relationship among the Australians. p. 292—301. — A. W. Howitt: The Serail, or initiation ceremonies of the Kurnai tribe. p. 301—326. — Oldfield Thomas: Account of a collection of human Skulls from Torres straits. p. 328—344. — A. L. P. Cameron: Notes on some tribes of New South Wales. p. 344—371. — W. H. Flower: Address delivered at the Anniversary meeting of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, January 27th, 1885, on the Classification of the varieties of the Human species. p. 378—396.

Reale Istituto Lombardo di Scienze e Lettere in Mailand. Rendiconti. Serie II. Vol. XVII. Fasc. XIX—XX. 1884. Milano. Napoli, Pisa 1884. 8°.

— Vol. XVIII. Fasc. I—XII. Milano, Napoli, Pisa 1885. 8°.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau. Bulletin publié sous la Rédaction du Dr. Renard. Année 1884. Nr. 2, 3. Moscou 1884. 8°.

Société Impériale des Amis d'Histoire Naturelle, d'Anthropologie et d'Ethnographie in Moskau. Bulletin. Vol. XLV. Nr. 1, 2, 3. Moscou 1884. 4°.

Geological and natural history Survey of Canada in Montreal. Report of Progress for 1880—1882. Montreal 1884. 4°.

Kgl. Bayer. Akd. der Wissensch. in München. Sitzungsber. der mathematisch-physikalischen Classe. Jg. 1884. Hft. IV. — München 1885. 8°.

Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg. Anzeiger. Januar-April. 1885. I. Bd., Nr. 13—16. — Nr. 13—14. — Fundchronik, p. 161—162. — Nr. 15. — A. Essenwein: Waffen aus dem 4 bis 9. Jahrhunderte. p. 105—109. — Fundchronik. p. 167—170. — Nr. 16. — A. Essenwein: Der Uebergang von Scramasax zum Dolche des 14. Jahrh. p. 117 bis 120. — Fundchronik. p. 176—178.

Société d'Anthropologie in Paris. Bulletins. Tome VII^me (III^e série). Nr. 4, 5. Paris 1884. 8°. — Nr. 4. — Ten Kate: Anthropologie de la Californie (suite.) p. 561—569 — Dr. L. Manouvrier: Commission chargée d'examiner le projet d'une statistique anthropologique à faire dans les écoles primaires de la ville de Paris. p. 572—579. — de Quatrefages: Observations à propos d'un passage d'une lettre de M. Paul Lévy, relatif à l'action exercée par le milieu américain sur les races de l'ancien continent. p. 579—587. Dr. Ch. Amat: Anthropologie des M'zabites. p. 587—600. — de Ujfalvy: Objets provenant d'un cimetrière celtique, près de Rosegg, dans la vallée de la Drave, Carinthie (Autriche). p. 605—608. — Chudzinski: Note sur le foie d'un jeune gorille mâle, mort au Muséum d'histoire naturelle. p. 608 bis 616. — Dr. Hyades: Sur les Fuégiens. p. 616—620. — Macey: Note sur un tombeau découvert en décembre 1882 près de Saïgon (Cochinchine) et sur un crâne humain qui s'y trouvait p. 620—624. — Dr. Bérenger-Téraud: Recherches sur la Maye de Provence. p. 624—647. — Piètrement: Discussion sur l'âge du fer en Afrique. p. 647—657. — de Maricourt: Sur quelques têtes de la sépulture mérovingienne de Hermes (Oise). p. 667—678. — Dr. Engelmann: de l'accouchement comparé dans les races humaines. p 678—688. — Dr. Ch. Amat: L'esclavage au M'zab, étude anthropologique des nègres. p. 689—698. — Dr. Beddoe: de la coloration des yeux et des cheveux. p. 702—704. — de Maricourt: Coutumes et croyances dans le Morvan. p. 704—706. — Dr. Verrier: Placenta provenant d'une grossesse gémellaire; double insertion vélamenteuse. p. 708 bis 710. — F. Gaillard: Les sépultures gauloises du rocher de Port-Bara en Seint-Pierre-Quiberon. p. 710—716. — Hyades: Sur les Fuégiens. p. 716—725. — Ploix: Sur le nom des Aryens. p. 725—734. — Ch. Richet: Rapport sur un projet de questionnaire d'hérédité psychologique. p. 734—740. — E. d'Acy: Défense de mammouth trouvée dans la vallée de la Drance. p. 740—743. — J. Deniker: La valeur des caractères morphologiques que présente le foie du gorille. p. 743—748. — Dr. Maurel: Contribution à l'étude de la résistance au froid dans les races. p. 748—753. — Dr. Doutrebente et Manouvrier: Notes sur trois crânes d'idiots et une voûte crânienne. p. 753—764. — O. Bauregard: L'Ethnique .arya" ses origines, sa signification. p. 764—775. — Ph. Salmon: La fabrication actuelle des pierres à feu en France. p. 775—782. — Dr. Fauvelle: Recherches sur les conditions statiques et dynamiques de la station bipède chez l'homme. p. 792—813. — Dr. Verrier: De la muraille vitrifiée de Châteauneuf. p. 814—816.

— Nr. 5. — Dr. Verrier: De la muraille vitrifiée de Châteauneuf. (suit.) p. 817—819. — Bonnemère: Superstition ancienne persistant encore en basse Bretagne. p. 819—820. — Topinard: Carte de la répartition de la taille en France. p. 825—826. — Chudzinski: Sur un placenta unique observé chez une mandrille. p. 826—829. — M. Duval: Du degré de l'atrophie des nerfs olfactifs compatible avec la persistance de l'olfaction. p. 829—834. — Le développement de l'oeil. p. 837—870. — Ch. Letourneau: L'évolution de la morale. p. 871—905. — S. Pozzi: Rapport sur le prix Broca. p. 907—920. — E Dally: Éloge de Paul Broca. p. 921—956.

Société d'Anthropologie in Paris. Bulletins. Tome VII^me (III^e série). Nr. 1. Paris 1885. 8°. — Th. Chudzinski: Une anomalie du muscle deltoide. p. 10—11. — E. T. Hamy: Procédé Stahl pour la consolidation des objets brûlés. p. 11—12. — Dr. F. Delisle: Tête de boeuf à trois cornes de la Sénégambie p 12—14. — Topinard: Eléments d'anthropologie générale. p. 14—17. — Bataillard: Les gitanos d'Espagne et de Portugal. p. 17—21. — Magitot: Essai sur les mutilations ethniques. p. 21—25. — W. J. Hoffmann, de Washington: Une curieuse relique trouvée dans la Californie du Sud. p. 25—28. — Eck: Note sur le quaternaire de l'avenue de Rosny (Nogent-sur-Marne). p. 28—31. — Ch. Letourneau: Sur l'anthropophagie des Peaux-Rouges. p. 37—41. — Paul Néis: Sur le Laos. p. 41—58. — Fauvelle: De la volonté au point de vue physiologique. p. 58—68. — Topinard: Procédé de mensuration des os longs, dans le but de reconstituer la taille. p. 73—83. Bonnemère: Les caves de Saumoussay. p. 83—85. — Croyance bretonne. p. 85. — O. Beauregard: Ceylan et ses habitants aux temps anciens, moyens et modernes. p. 86—128.

Revue d'Ethnographie publiée sous les auspices du Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts par le Dr. Hamy à Paris. Tome III. Nr. 6. Paris 1884. 8°.

Dr. T. Delisle: La fabrication du fer dans le Haut-Ogow (Afrique Équatoriale). p. 465—473. — G. Capus: Une réception dans le Bochara. p. 474—483. — Br. L. de Vaux: Les îles Loyalty les Nouvelles-Hébrides et les Viti. p. 484 bis 507. — E. T. Hamy: Decades Americanae. Mémoires d'archéologie et d'ethnographie américaines. (Suite.) p. 508 bis 520. — Revues et Analyses: J. Darmesteter: Louis Gonse, l'art japonais. p. 521—529. — E. H.: E. de Sainte-Marie, Mission à Carthage. p. 531—534. — Correspondance: Dr. P. Couteaud: Dressoir à chair humaine de l'île Mangareva. p. 548—549.

— Nr. IV. — Nr. 1. Paris 1885. 8°. — E. T. Hamy: Décades Américaines. (Suite.) p. 1—22. — Ch. Rabot: Notes ethnographiques recueillies en Laponie. p. 23—60. — Dr. Tautain: Études critiques sur l'Ethnologie et l'Ethnographie des peuples du bassin du Sénégal. p. 61—80. (A suivre). — Variétés: D. Charnay: Le Yucatan au moment de la conquête. p. 81—87.

Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'Homme. Revue mensuelle illustrée in Paris. Fondée par G. de Mortillet, dirigée par E. Cartailhac et E. Chantre. Vol. 19, 3^me série, Tome II. 1885. Janvier-Juin. Paris 1885. 8°.

Janvier. — E. Cartailhac: Les grottes artificielles sépulcrales du Portugal. p. 1—19. — J. Mestorf: Étain ouvré dans les sépultures de l'âge du bronze. p. 19—23. — Fragments de moule pour épée trouvés en Schleswig. p. 23—24. — Variétés: P. Castelfranco: L'anthropologie générale à l'Exposition de Turin en 1884. p. 36—41. — Doigneau: A propos des silex de Thenay. p. 44—46.

Février. — Marq. de Nadaillac: Les anciennes populations de la Colombie. p. 49—61. — Dr. Lottin: L'industrie actuelle du silex dans le département de Loire-et-Cher. p. 61—63. — E. Cartailhac: Oeuvres inédites des artistes chasseurs de rennes. p. 63—75. — Revue des livres: E. C. Dott: Gioseppe Belluci, Contribution allo studio della paletnologia italiana. Materiali paletnologici della provincia dell' Umbria. p. 76—79. — V. Vitkovsky: Rapport sur les fouilles des tombeaux de l'âge de la pierre dans le gouvernement d'Irkutsk. p. 79—80. — E. Maufras: L'époque néolithique dans le bassin de la Charente et le camp du Peu-Richard. La poterie du camp du Peu-Richard. p. 82—85.

Mars. — de Quatrefages: L'homme tertiaire; Thenay et les îles Andamans. p. 97—108. — O. Montelius: Sur la

Chronologie de l'âge du bronze, spécialement dans la Scandinavie, avec 6 planches. p. 108—114. — Revue des livres. — A. Gaudry: Sur les hyènes de la grotte de Gargas, découvertes par F. Regnault. p. 119—121 und 1 Phototypie. E. C.: Alb. Girardot e Alf. Vaissier: Station de la pierre pulie et sépultures gauloises de la grotte de Courchapson (Doubs). p: 127—130.

Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'Homme. Revue mensuelle illustrée de Paris.

Avril. — Zaborowski: Les chiens quaternaires. p. 145 bis 163. — Casimir Bottin: Préhistorique des Alpes-Maritimes. p. 163—167. - Revue des livres: F. Fontannes: Études sur les alluvions pliocènes et quaternaires du plateau de la Bresse dans les environs de Lyon. p. 170 bis 175. — Ed. Brizio: Sulla nuova situla di bronzo figurata trovata in Bologna, par Miniggio. p. 176—181. — G. Gozzadini: Nuovi scavi nel podere san Polo presso Bologna par Miniggio. p. 181—184.

Mai. — A. Arcelin: Silex tertiaires. p. 196—205 u. 1 Taf. — Tartarin: Découvertes néolithiques dans la Vienne, nouvelles découvertes. p. 205—218. — Revue des livres: Adr. de Mortillet: Les monuments mégalithiques de la Corse. p. 218—223. — Régnault: Les dolmens des Beni-Missous, province d'Alger. p. 223—225. — Alb. de Meloizes: Rapport sur les fouilles dc deux tumulus à Morlhomiers. p. 226—229.

Juin. — D'Ault Dumesnil: Notes sur de nouvelles fouilles faites à Thenay (Loir et Cher), en septembre 1884. p. 241—252. — G. de Mortillet: Silex tertiaires intentionnellement taillés. p. 252—263. — Zaborowski: Les chiens préhistoriques (suit et fin). p. 263—272. — Revue des livres: Pierre de Goy. — La cachette de fondeur du Petit-Villatte (commune de Neuvy-sur-Barangeon). p. 273—276.

Société de Géographie in Paris. Compte rendu des séances de la commission centrale. Paris 1884. 8°. Nos. 18 et 19.

— 1885. Nos 1—10. Paris 1885. 8°.

— Bulletin. Rédigé avec le concours de la section de publication. 4e trimestre 1884. Paris. 8°. — Le père Pinabel: Notes sur quelques peuplades sauvages dépendant du Tong-King. p. 417—434.

— Bulletin 1er trimestre 1885. Paris. 8°.

Academy of Natural Sciences of Philadelphia. Proceedings. Part II. May-October. Part III. November-December 1884. Philadelphia 1885. 8°. — Part II. — Brinton: Fired stones and prehistoric Inplements. p. 279—280.

R. Accademia dei Lincei in Rom. Atti anno CCLXXXII 1884—85. Serie quarta. Rendiconti pubblicati per cura dei segretari. Vol. I. Fasc. 1—12. Roma 1884. 4°.

Nr. 2. — D. Comparetti: Iscrizione arcaica scoperta a Gortyna di Candia a Creta. p. 36—38. — Nr. 4. — C. Landberg: Oggetti dell' età della pietra del comune di Breonio Veronese, regalati al Museo preistorico di Roma. p. 63—65. — Nr. 6. — L. Pigorini: Del culto delle armi di pietra nell' età neolitica. p. 151. — Nr. 7. — G. Capellini: Resti fossili di Dioplodon e Mesoplodon raccolti nel Terziario superiore in Italia. p. 171—174. — Nr. 8. — F. Barnabei: Di un vaso di Metaponto con alfabeto greco delle colonie achee dell' Italia meridionale. p. 222—226.

— Transunti. Vol. VIII. Fascicolo 16 ed ultimo, 1883—1884. Roma 1884. 4°.

Società Geografica Italiana. Bollettino. Serie II. Vol. IX. Fasc. 12. Roma 1884. 8°.

— Vol. X. Fasc. 1—6. Roma 1885. 8°.

Academy of Science in St. Louis. Transactions. Vol. IV, Nr. 3. St. Louis 1884. 8°. — G. Seyffarth: Planetary configurations on Cyprian Antiquities. p. 395—407. — The original Egyptian names of the Planets, according to a Turin papyrus, and some New planetary Configurations. p. 411—440.

Académie Impérial des Sciences in St. Petersburg. Bulletin. Tome XXIX. Nr. 4. St. Pétersbourg 1884. 4°.

— Tome XXX. Nr. 1. St. Pétersbourg 1885. 4°.

Izviestija Imperatorskago Russkago Geograph. Obščestva in St. Petersburg. (Berichte der kaiserl. russischen geograph. Gesellschaft.) Bd. XX. 1884. Nr. 6. St. Petersburg 1884. 8°.

— Bd. XXI. 1885. Nr. 1, 2. St. Petersburg 1885. 8°.

— Otschet (Jahresbericht) imperatorskago russkago geog. obščestva. St. Petersburg. 1884. 8°.

Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin. Jahrbücher und Jahresberichte. 50. Jahrg. Schwerin 1885. 8°.

Straits branch of the Royal Asiatic Society in Singapore. Journal. June 1884. Singapore 1884. 8°. — The Pigmies, translated by J. Errington de la Croix. p. 1—49. — E. Maxwell: The law and customs of the Malays with reference to the Tenure of Land. p. 75—221.

Royal Society of New South Wales in Sydney. Journal and Proceedings. Vol. XVII. 1883. Sydney 1884. 8°.

Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi in Stockholm. „Ymer", Tidskrift. 1884. Nr. 5—8. Stockholm 1884. 8°. — Nr. 5. — Dahlgren: Om Palau öarna I. p. 187—214. — Nr. 6. — p. 310—337.

The Canadian Institute in Toronto. Proceedings. Being a continuation of the „Canadian Journal" of Science, Literature and History. Third Series. Vol. III. Fasc. Nr. 1. Toronto 1885.

Museo civico di storia naturale in Triest. Atti Vol. VII. Triest 1884. 8°.

Cosmos di Guido Cora in Turin. Comunicazioni sui progressi più recenti e notevoli della Geografia e delle Scienze affini di Guido Cora. Vol. VIII. Nr. 5, 6, 7. Turin 1885. 8°.

Smithsonian Institution in Washington. Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution showing the operations, expenditures and condition of the Institution for the year. Washington 1882. 8°.

K. k. Geographische Gesellschaft in Wien. Mittheilungen. Bd. XXVII. Nr. 11 u. 12. Wien 1884.

— Nr. 11. — Dr. R. Schram: Jahrform und Zeitrechnung verschiedener Völker. p. 481—498.

— Bd. XXVIII. Nr. 1—4. Wien 1885.

K. k. Geologische Reichsanstalt in Wien. Verhandlungen Jahrg. 1884. Nr. 17, 18. Wien 1884. 8°. — Nr. 17. — Vacek: Ueber einen Unterkiefer von Aceratherium cf. minutum Kaup aus Congerienschichten bei Brunn a. G. p. 356—358. — Jahrg. 1885. Nr. 1—8. Wien 1885. 8°. — Nr. 8. — Max Schlosser: Notizen über die Säugethierfauna von Göriach und über Miocänfaunen im Allgemeinen. p. 207—213.

Wissenschaftlicher Club in Wien. Monatsblätter. Jahrg. VI. Nr. 4—9. Wien 1885. 8°.

K. k. Central-Commission zur Erforsch. u. Erhalt. der Kunst- u. historischen Denkmale in Wien. Mittheilungen Bd. XI. Heft 1, 2. Neue Folge. Wien 1885. 4°. — Nr. 1. — Anton Ritter v. Klodič: Die Ausgrabungen auf Ossero. p. I—VII. — Notizen: L. Schneider: Prähistorische Funde. p. XXIV. — Bulič: Ausgrabungen in Citluk. p. XXV. — Fr. Kenner: Ein römisches Grabdenkmal. p. XXVI.

— Nr. 2. — Br. Hauser: Weitere Ergebnisse der Ausgrabungen zu Frögg in Kärnten. p. XXXV—XXXIX. — Notizen: Dr. Amoroso: Ausgrabungen von Castellieri dei Pizzughi. p. XLVII—XLVIII.

Literaturberichte.

12.

Woldt, A. Capitain Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerika's 1881—1883 zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse für den deutschen Leserkreis bearbeitet. Leipzig. Verlag von Max Spohr. 1884.

Seitdem man zur simplen Erkenntniss gekommen, dass der Mensch durch die Menschen studirt und zu diesem Zweck unsere Beobachtung des Menschen über das ganze Erdenrund erstreckt werden müsse, hat sich im Bewusstsein, dass Eile Noth und Gefahr im Verzuge, der Völker und Staaten ein reger Eifer, das Material dazu zu bergen und aufzusammeln, ehe es von der unaufhaltsamen europäischen Cultur vernichtet wird, bemächtigt. Es brennt! es brennt! an allen Ecken und Enden der ethnologischen Welt, hat der Berliner Ethnologe, der Vorstand einer der grössten, den Interessen dieses jungen Studiums dienenden Institute, Bastian, schon oftmals gewarnt und gemahnt — und sein Ruf hat fast immer ein wirksames und erfolgreiches Echo gefunden. So auch, als er in klarer Erkenntniss, dass einer der ethnographisch interessantesten Punkte, die Nordwestküste Amerika's, durch den Zug des Handels und der höheren Cultur in neuester Zeit auf's stärkste bedroht und in seiner lehrreichen Ursprünglichkeit gefährdet sei, durch seinen Einfluss eine Anzahl opferwilliger Männer, welche über ihrer praktischen Berufsthätigkeit sich den weiten Sinn für grosse Menschheitsfragen bewahrt haben, vermochte, opferwillig die Mittel zu einer Sammlungsreise in jene Gegenden zusammenzuschiessen, für welche der geeignetste und durch Naturell und Erziehung wie dazu prädestinirte Mann in Capitän Jacobsen glücklicherweise gefunden wurde. Im Herbst 1881 machte sich der erprobte Seemann, voll besten Eifers zu erwerben und mitzubringen, was nur Werth und Interesse haben konnte — und das war meistens so ziemlich alles, was überhaupt vorgefunden wurde — auf die weite und langwierige Reise, die in der That eine fortgesetzte Kette von unglaublichen Strapazen, Bemühungen und Abenteuern in einem sehr schlechten Klima, unter halbwilden, begehrlichen und gewaltthätigen Menschen war. Sie führte zur vollständigen Ausbeutung der ethnographisch so interessanten Königin Charlotte-Insel, der Vancouver-Insel und der Halbinsel Alaska — Punkte, die seit Cook's Reisen dem Ethnologen als Orte des grössten wissenschaftlichen Interesses gegolten haben. 6000—7000 ethnographische Gegenstände befasst die Sammlung, welche Capitän Jacobsen an das Berliner ethnographische Museum brachte, eine Zahl, wie sie wohl noch nie von Einem Sammler in verhältnissmässig so kurzer Zeit zusammengebracht worden ist.

A. Woldt hat es nun mit seiner Gabe, lehrreich und angenehm zu erzählen, unternommen, aus den Tagebüchern, Notizen und Angaben des Reisenden dem deutschen Leserkreise Land und Leute, die der Wissenschaft durch die Sammlung Jacobsen's nun vollständig aufgeschlossen sind, populär zu schildern, das interessante Material, das durch die unmittelbare Beobachtung des scharfblickenden Reisenden in so reicher Fülle erworben wurde, weiterer Bearbeitung entgegenzuführen und überhaupt die stummen Gegenstände, die erst von der aufarbeitenden Wissenschaft werden zum Reden gebracht werden, zu illustriren und von ihrer Heimath und ihren Erzeugern erzählen zu lassen.

Es ist ihm das in hohem Masse gelungen, und sowohl der Ethnograph wie der Laie werden sich von den Nachrichten, die das Buch in reicher Abwechslung, unterstützt durch eine Menge hübscher und hochinteressanter Abbildungen, bietet, immer wieder angezogen und befriedigt finden.

Dr. M. Haberlandt.

13.

Vámbéry, Hermann. Das Türkenvolk in seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen geschildert. Mit zwei Tafeln und mehreren Holzschnitten. Leipzig. Brockhaus. 1885. 8. XII. 638 SS.

Ein Werk, zu dem man die von uns S. 35 dieses Bandes angezeigte Arbeit von W. Radloff als Ergänzung betrachten kann. — Radloff hat sich in seiner Arbeit auf eine ausführliche genaue Schilderung der in Sibirien vorkommenden von ihm besuchten türkischen Stämme beschränkt, während Vámbéry zwar ein Gesammtbild des Türkenvolkes entwirft, aber gerade den sibirischen Stämmen, die er nur aus Büchern kennt, blos ein halbes Hundert Seiten seines Werkes widmet. Gleich Radloff besitzt auch Vámbéry eine durch langjährigen Verkehr erworbene Kenntniss des Türkenvolkes nach den verschiedenen Richtungen seines Lebens; beide Schriftsteller ergänzen sich auch hierin, insofern Radloff, auch ein genauer Kenner des Mongolischen, Mandschurischen und Chinesischen, vorzüglich mit den heidnischen, Vámbéry dagegen mit den muhammedanischen Türkenstämmen innig vertraut ist.

Eine zusammenfassende ethnologische Darstellung des Türkenvolkes war schon lange ein Bedürfniss, da neben den Indogermanen und Hamito-Semiten kein Volk in die Geschichte Europas und des westlichen Asiens tiefer eingegriffen hat als das türkische. Aber auch wegen der Grösse und räumlichen Ausdehnung verdient das Türkenvolk vor allen eine solche Darstellung, da es, wenn wir von den allzuweit von uns entfernten Chinesen und Japanern absehen, den wichtigsten Stamm der sogenannten mongolischen Rasse repräsentirt.

Das Werk, welches Vámbéry über diesen Gegenstand liefert, ist vorwiegend beschreibend, was schon daraus hervorgeht, dass die Einleitung, welche die allgemeinen, das Türkenvolk im Ganzen betreffenden Fragen erörtert, nicht ganz 100 Seiten umfasst, während auf den übrigen fünf und ein drittel Hundert Seiten die einzelnen Stämme abgehandelt werden.

In der Einleitung werden nachfolgende Momente erörtert: 1. Die ersten Anfänge der Türken nach der nationalen Tradition, 2. das erste Erscheinen der Türken nach dem Zeug-

niss der Geschichte, 3. türkische Alterthümer mit Bezug auf den Ursprung der Türken, 4. das Zeugniss der Culturmomente, 5. die Stellung der Türken im ural-altaischen Stamme, 6. die Wanderungen und Geschicke des Türkenvolkes.

In Betreff gerade des interessantesten, nämlich des zweiten Punktes müssen wir bemerken, dass Vámbéry blos die Zeugnisse des Abendlandes und der muhammedanischen Schriftsteller ganz kurz erörtert, dagegen die Zeugnisse der chinesischen Quellen ganz ignorirt. Bretschneider's Forschungen, namentlich dessen classische Arbeit „Notices of the mediaeval geography and history of Central and Western Asia", London, 1876, scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein. — Interessant ist das im dritten Abschnitte erörterte Thema, aber in jener Form, wie es Vámbéry vorlegt, sehr mangelhaft und ungenügend, woran auch theilweise die im ersten Beginn stehende Forschung über diesen Punkt Schuld trägt. Da Vámbéry öfter Anlass nimmt, über die Einseitigkeit der Linguistik sich missbilligend zu äussern, so sollte man erwarten, in der Einleitung auch einen eigenen Abschnitt über die Anthropologie des Türkenvolkes zu finden. Dies ist jedoch nicht der Fall und Vámbéry's Arbeit beruht ebenso wie jene Radloff's auf linguistischer Grundlage. Wir begreifen daher nicht, was die auf dem Titelblatte stehenden Worte „in seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen" bedeuten sollen.

Was nun den eigentlichen Kern des Werkes anbelangt, nämlich die ethnographisch-historische Schilderung der einzelnen Türkenstämme, so enthält sie eine Menge des Neuen und Lehrreichen und zeichnet sich durch eine Frische und Lebendigkeit aus, die es ermöglichen, dass das Werk auch in Kreise dringe, welche der ethnographischen Wissenschaft ferne stehen. Es war von dem weitgereisten und geistvollen Manne nicht anders zu erwarten. Nur hie und da sind wir Flüchtigkeiten begegnet, deren geringste nicht die ist, dass Vámbéry, von dem man voraussetzen kann, dass er seinen Hafiz halb auswendig weiss, auf Seite 289, Note 3 den Vers citirt:

ger an turki schirazi bedest ared dili mara
bechali hindujesch mibachschem Samarkandu Bocharara.

Das ist ja kein Vers, da der ersten Zeile eine Silbe fehlt und die zweite Zeile um eine Silbe zu viel hat. Es soll vielmehr heissen (vgl. Hafiz ed. Rosenzweig, I. S. 24—25):

eger ān turkī schirāzī bi-dest āred dil-i mā-rā
bi-chāl-i hindūjesch bachscham samarkand u-buchārā-rā.

„Nähme der Schiraser Türke
Hold mein Herz in seine Hand,
Schenkt' ich seinem Indermaale
Buchara und Samarkand."

Doch das sind blos nebensächliche Punkte, die dem Ganzen des Werkes keinen wesentlichen Eintrag thun.

Unser Gesammturtheil über die Monographie Vámbéry's mag in folgenden Worten zusammengefasst werden: „ein Werk, das im Verein mit dem Werke Radloff's vorderhand die beste und ausführlichste Schilderung des Türkenvolkes bietet, eine Menge neues Material dem Forscher zuführt, aber keineswegs als eine erschöpfende, die Forschung abschliessende Monographie betrachtet werden kann."

Friedrich Müller.

14.

Thomson, Josef. Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884. Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. Leipzig. Brockhaus. 1885. 8. XIX. 526 S.

Ein Werk, welches eine empfindliche Lücke in der geographisch-ethnologischen Wissenschaft ausfüllt. Die von Thomson besuchten Gegenden wurden erst im Anfange der Vierziger Jahre dieses Jahrhunderts durch die in englischen Diensten stehenden deutschen Missionäre Krapf und Rebmann der europäischen Wissenschaft erschlossen, indem beide von der Küste aus gegen den an der Schwelle des Masai-Landes gelegenen Berg Kilima-Ndjaro vordrangen und von da aus in's Masai-Land selbst zu gelangen suchten. Leider war es Beiden nicht gelungen, ihr Vorhaben durchzusetzen. Trotzdem trugen die Arbeiten der dort stationirten Mission insoferne gute Früchte, als Krapf einen grammatischen Abriss der Wa-kuafi-Masai-Sprache und der Missionär Erhardt ein kleines Wörterbuch derselben veröffentlichte, wodurch man in den Stand gesetzt wurde, sich über die ethnologische Stellung der beiden Stämme der Masai und Wa-kuafi (sie bilden nämlich trotz der bitteren Feindschaft, die zwischen ihnen herrscht, eine ethnologische Einheit) ein Urtheil zu bilden.

Es war daher ein glücklicher Gedanke, dass die königl. geographische Gesellschaft in London den Plan fasste, das bisher unbekannte Masai-Land zu durchforschen, und mit der Durchführung dieses Planes den Verfasser des vorliegenden Werkes, der bereits früher in Diensten des Sultans von Zanzibar in Ostafrika Land und Leute näher kennen gelernt hatte, zu betrauen. — Derselbe ist, wie die auf der Karte verzeichnete Route seiner Reise zeigt, der ihm gestellten Aufgabe vollkommen gerecht geworden und hat mit dem von ihm veröffentlichten Buche ein Werk geliefert, das lange Zeit als Standard Work für die Geographie und Ethnographie des Masai-Landes gelten wird.

Indem wir die geographische Seite als ausserhalb des Rahmens unserer Zeitschrift liegend, bei Seite lassen, wollen wir das in die Ethnologie gehörige Material hervorheben. Der Verfasser gibt uns zunächst eine prägnante Schilderung der von der Küste bis gegen den Kilima-Ndjaro wohnenden Bantu-Stämme mit mehreren trefflichen Illustrationen. Ziemlich eingehend ist, wie zu erwarten steht, seine Schilderung der Masai, namentlich im X. Capitel. Er bemerkt ausdrücklich, dass die Masai keine Neger und auch keine Bantu sind, da sie im Bau ihres Schädels und ihrer Sprache „himmelweit von den Eingebornen von Central- und Südafrika sich unterscheiden und in dieser Beziehung eine viel höhere Stelle in der Stufenfolge der Menschenrassen einnehmen". Die Masai sind ein Hirtenvolk und zerfallen in mehrere Geschlechter, die in Bezug auf Reinheit der Abstammung eine verschiedene Stellung einnehmen. Viel tiefer als die Masai stehen die von ihnen unterjochten Wa-kuafi, in deren Adern mancher Tropfen echten Negerblutes fliessen soll.

Thomson schildert auf S. 369 ff. den brudermörderischen Krieg, in Folge dessen die Wa-kuafi theils ausgerottet, theils zu Knechten der Masai gemacht wurden. Die Missachtung

der Masai gegen die Wa-kuafi drückt sich auch darin aus, dass die Bezeichnung für die letzteren Em-barawui, Plural: Im-barawui-o die Form des Femininums an sich trägt. — Interessant ist die Form des Hausbaues bei den Masai, die von der sowohl bei den Negern als auch bei den Bantu üblichen Form abweicht. Die Masai-Frauen sind zwar nach des Verfassers Urtheile die schönsten in Inner-Afrika, doch muss die abscheuliche Mode des Abrasirens der Kopfhaare und der schwere Ohrenschmuck, der eine Durchlöcherung und Auseinanderzerrung der Ohrläppchen bedingt, dieser Schönheit wesentlich Eintrag thun. Interessant sind die Waffen und Schmucksachen der Masai; originell präsentirt sich der in den Krieg ziehende Held (vgl. das Titelbild· „Auf dem Kriegspfad im Masai-Land").

Das ganze Werk ist in einem frischen, vielleicht etwas zu burschikosen, dafür aber den Leser nicht ermüdenden Tone geschrieben. **Friedrich Müller.**

15.

Issel A. Sopra un ascia di Ematite rossa proveniente dal paese di Niam-Niam. Lettera al Marchese Giacomo Doria. (Annali del Museo civico di storia naturale. Vol. XX. Genova 1884, p. 487.

Professor Issel beschreibt eine von den Niam-Niam herstammende Axt. von gewöhnlicher Form, 103·5 mm lang, 53·5 mm breit, 20 mm dick, deren Seltenheit darin besteht, dass sie aus Rotheisenstein (Hämatit) besteht. Solche Aexte finden sich in besagtem Lande sehr tief in alten Bäumen eingekeilt, und die Eingebornen glauben, dass selbe vom Himmel gefallen seien; diese dürften daher nur beziehungsweise zu den prähistorischen gehören und als Uebergang von der Stein- zur Metallzeit anzusehen sein. Die Niam-Niam erkannten und bearbeiteten auch frühzeitig die Meteoreisen und verschiedene Eisenerze, insbesondere Eisenoxyde. Dies scheint zu bestätigen, dass im oberen Nilthale keine Spur einer Kupfer- oder Bronzeperiode sich vorfindet, welche der Eisenzeit vorangegangen sein müsste, sondern dass diese unmittelbar nach der Steinzeit eingetreten war.

Die Kupferbehandlung war jederzeit unter den Afrikanern wenig entwickelt; sie wurde den Negern entweder nach dem Eisen oder gleichzeitig mit diesem bekannt. **Sr.**

16.

Drosinis, Georgios. Land und Leute in Nord-Euböa. Ländliche Briefe. Mit einem Anhange: „Die Polyphem-Sage in modern hellenischer Gestalt aus den „Athenischen Märchen" von Frl. Marianne Kampuroglu. Deutsche autorisirte Uebersetzung von Aug. Boltz. Leipzig. W. Friedrich. XII u. 180 S.

Der Verfasser hat als Sammler von Volksliedern einige Sommermonate im Dorfe Guwä, an der waldigen und fruchtbaren, aber in cultureller Beziehung sehr zurückgebliebenen Nordküste der grössten griechischen Insel zugebracht. Als „hellenische Dorfgeschichten", unter welchem Titel der Uebersetzer (einer der wenigen Kenner neugriechischer Literatur. die wir in Deutschland besitzen) diese Skizzen patronisirt, sind sie nicht sonderlich anziehend, desto willkommener jedoch als aphoristische Schilderungen echt neugriechischen Volksthums und eines vom Wesen des modernen Geistes völlig unberührten Landlebens, in welchem sich viele ethnologisch interessante Züge aus alter und ältester Zeit erhalten haben. Statt jeder weiteren Besprechung geben wir ein paar Proben seiner Mittheilungen, zunächst über das Dreschen der Weizenernte, die übrigens als zu kostbar für den Bauern nicht consumirt, sondern verkauft wird.

Die Tennen sind kleine runde Plätze und neben jeder befindet sich eine Reisighütte als Strohscheuer für den Winter. Sind die Aehrenschichten (λειώματα) ausgebreitet, so beginnt die Rundfahrt der Rhokána, einer uralten Dreschvorrichtung, welche aus einem breiten Brette besteht, unter dem scharfe Steinchen, zum mindesten dreihundert, eingekeilt sind. Ein Joch Ochsen zieht dasselbe, der Führer besteigt es gleich einem antiken Krieger, mit dem Stachel (βουκέντρον) bewaffnet, und reibt und körnt das Getreide mittelst der steinernen Zähne aus. An anderen Orten bedient man sich der Pferde zum Austreten des Weizens, hier aber zwingt der Mangel an Arbeitskraft die Bauern, ihre Ochsen und nicht selten auch ihre Esel vor der Rhokána abzuquälen.

An dem Tage, an welchem die Garben gestreut werden, darf das Haus nicht gefegt werden, und während der ganzen Tennenarbeit kein Nachbar dem andern Feuer verabreichen. Nach dem Aufschobern der Garben reicht die Hauswirthin jedem der Arbeiter Wasser zum Waschen. Wer davon Gebrauch gemacht, bespritzt das Getreide und die Tenne rundum und wünscht gute Dauer (ἐυχόμενος καὶ τοῦ χρόνου).

Zum Reigentanz am Sonntag Nachmittag ertönen die Schalmei (καραμούσα) und die Handpauke (τύμπανον), beim zeitweiligen Schweigen des garstigen Orchesters aber Tanzlieder und Disticha, deren Drosinis eine ganze Menge mittheilt. Neckverse von schlagender Prägnanz des Ausdrucks (z. B.: ζηλιάρικο, ζηλιάρικο, μικρὸ καὶ σκανταλιάρικο! Deutsch etwa: „voll Eifersucht, voll Eifersucht, klein's Liebchen, das nur Händel sucht") wechseln mit längeren erzählenden Liedern, wie dem folgenden, welches Drosinis nach dem eigenen Dictat der Sängerin niederschrieb:

„Den Freunden wünsch' ich Wohlergehn und Wohlergehn den Brüdern
Und wandle hin nach Jánnina zum Frauenhaus des Beyen:
Schön guten Tag Dir, lieber Bey! „Schön Dank Dir, Wlachenmädchen!"
Ich bin die schöne Wlachenmaid, die vielgepries'ne Wlachin.
Die wohl ein Tausend Schafe hat und wohl fünfhundert Ziegen.
„Der Wolf fress' all die Schafe weg und weg der Fuchs die Ziegen
Und eine böse Krankheit auch den macedon'schen Schäfer."
Und seinen Sklaven rief er her und sagte zu dem Sklaven:
„Mein Sklave, breite Decken aus und leg' auch Ohrenkissen,
Auf dass die schöne Wlachin ruh', die vielgepries'ne Wlachin,
Die wohl ein Tausend Schafe hat und wohl fünfhundert Ziegen."
Ich lege mich auf Decken nicht und nicht auf Ohrenkissen,
Ich leg' mich nur auf frisches Laub und Thymian zu Häupten,
Ich bin die schöne Wlachin ja, die vielgepries'ne Wlachin!"

Gleich merkwürdige Mittheilungen wie die vorstehenden bringt das Buch fast auf jeder Seite und empfiehlt sich dadurch trotz seiner unruhig hin- und herspringenden, halb wissenschaftlichen, halb novellistischen Haltung. Das angehängte Märchen vom „vielberüchtigten Drachen" ist nach seinem Erscheinen in einer athenischen Zeitschrift auch bei uns hinreichend gewürdigt worden. Es liegt nun in deutscher Sprache vor, macht uns aber auf weitere Uebersetzungen aus dieser Gattung der neugriechischen Volkspoesie nicht begierig. Wer sich zu vergleichenden Zwecken für dieselbe interessirt, darf ohnehin den Weg zu den Originalen nicht scheuen.

Dr. M. H.

17.

Kaufmann, Prof. Dr. David. Die Sinne. Beiträge zur Geschichte der Physiologie und Psychologie im Mittelalter aus hebräischen und arabischen Quellen.

Dem Menschen genügt es nicht, selber um die Dinge zu wissen, es hat immer ein grosses Interesse für uns, zu erfahren, wie andere vor uns darüber gedacht haben. Wir kommen damit wohl nicht den Dingen selbst näher, wohl aber unseren Vorgängern mit ihrer ganzen Art. Was für ein Interesse könnte es so für uns, die Zeitgenossen eines Helmholtz, Du Bois-Reymond und Anderer, haben, zu erfahren, wie arabische und jüdische Schriftsteller des Mittelalters von den menschlichen Sinnen gedacht, wenn nicht die ganze Denkweise, die eigenthümliche Geistesrichtung derselben überhaupt daraus hervortreten würde und diese Denkrichtung vermöge der Stellung jener Männer in der Geistesgeschichte, der Literatur und Wissenschaft, den geistigen Strömungen des Mittelalters, durch das wir alle selbst hindurchgegangen sind, nicht eine so einflussreiche und bedeutende gewesen wäre. In diesem Sinne ist die fleissige und gelehrte Arbeit des bekannten Semitologen Kaufmann eine höchst interessante und verdienstvolle Leistung. Sie gewährt uns einen Einblick in eine vielfach wunderliche und verschrobene Denkart, in eine ausgebreitete und vielgeschäftige wissenschaftliche Thätigkeit, wie sie die Juden im Mittelalter entwickelten, die nicht ohne grösseren Einfluss auf die wissenschaftliche und literarische Production des Mittelalters überhaupt geblieben ist. Es war die Bekanntschaft mit der griechischen Bildung und ihren, vor allen durch Aristoteles festgehaltenen Resultaten, welche den lange zurückgedämmten wissenschaftlichen Trieb der Juden mächtig anregte; und die dem jüdischen Hochmuth und Fanatismus entspringende Fiction, dass eigentlich all die fremde Weisheit zuletzt in ältesten Zeiten von den Hebräern ausgegangen sei, unterstützte ihn auf's wirksamste. Insbesondere wurde ihnen, durch Vermittlung der arabischen Literatur, das Naturwissen der Griechen, Medicin, Physiologie u. dgl. interessant und ein Gegenstand eifrigster Beschäftigung. Aus einem Grenzgebiete zwischen solcher Naturforschung und Philosophie stellt uns nun der Verfasser vorliegenden Werkes die Ansichten und Lehren der jüdischen Autoren und Schule übersichtlich und erschöpfend dar in der Lehre von den Sinnen des Menschen, wie sie nach den Vorstellungen der mittelalterlichen Juden sind und wirken. Es sind zugleich, wie wir sehen, der Hauptsache nach die Ansichten des Mittelalters überhaupt über diesen dunklen Gegenstand. Wir sehen hier ganz das leichtgläubige, kritiklose Mittelalter, das mit unerschütterlicher Festigkeit an der Ueberlieferung festhält, naiv über alle Schwierigkeiten und Tiefen der Probleme hinwegsieht und in descriptivem, von Zahlen festumrändertem Wissen ein kindliches Genügen findet. Indessen erscheinen diese dürftigen und primitiven Kenntnisse mit einer ungemeinen Lebhaftigkeit im wissenschaftlichen Bewusstsein der Zeit und jener Gelehrtenkreise insbesondere. Sie gehen aus den Fachwissenschaften in die allgemeine Bildung über und, indem sie den Denkenden auf allen Gebieten geistiger Arbeit begleiten, spielen sie ihre Rolle in der Schriftdeutung und Erklärung, in der Exegese und Allegorese der talmudischen Schriften, in Poesie und Ethik. Schon wegen dieses weitreichenden Einflusses jener Vorstellungen von den menschlichen Sinnen auf die allgemeine geistige Production, verlohnte es sich, die Arbeit vorzunehmen, der sich Kaufmann in geist- und kenntnissreicher Art unterzogen hat, die aber zudem noch das Verdienst beanspruchen darf, eine empfindliche Lücke in der Geschichte der menschlichen Erkenntnisstheorie auszufüllen.

Dr. M. Haberlandt.

18.

Sinnett, A. P. Die exoterische Lehre oder Geheimbuddhismus. Aus dem Englischen. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 256 pp.

Aus England, dem Lande der Sonderlinge und schrullenhaften Einfälle, ist uns mit dem genannten Werke wieder eine starke Probe jener Absonderlichkeit und argen Spleens zugekommen, von dem sich gewisse Kreise allüberall und so auch unter uns beherrscht zeigen. Es ist, geradezu herausgesagt, ein närrisches und kopfverderberisches Buch, dieser Geheimbuddhismus, das in den Formen und Formeln des historischen Buddhismus ein philosophisches Religionsgebräu eigenen Fakrikates dem befremdeten Leser auftischt, eine moderne Offenbarung, da uns der Verfasser mit komischer Wichtigkeit und Geheimthuerei erklärt, im Auftrage eines Geheimbundes von „Wissenden", denen eine Intelligenz höherer Art, als die platte europäische Kritik anerkennt und besitzt, zu Gebote steht, den eifersüchtig bewahrten Schatz tiefster Weisheit des Orients zu offenbaren — eine Weisheit, die den Orientalisten von Fach natürlich strenge verschlossen blieb, als welche ja nur die exoterische Lehre aufzufassen und zu finden fähig und gewürdigt waren. Eine nackte Wiedergabe des Inhaltes einzelner Abschnitte soll dem Leser selber ein Urtheil über die sonderbare Erscheinung ermöglichen; auf gut Glück greifen wir einzelne Proben heraus: „1. Abschnitt. Geheimlehrer: Eigenart der gegenwärtigen Darlegung. Vorenthaltung orientalischen Wissens. Arhats und ihre Begabung. Mahatmas. Geheimkundige im Allgemeinen — vereinzelte Mystiker, niedere Yogi's. Geheimzucht. Das grosse Ziel. Beiläufige Folgen des Strebens danach. — 6. Abschnitt. Kama Loka. Der astrale Schemen. Seine Daseinsverhältnisse. Seine Natur. Ueberdauernde Wesen. Elementarwesen — Medien und Schemen — Unfälle und Selbstmorde — Untergehende Persönlichkeiten — Tage und Nächte Brahma's — Das Sonnensystem — Die grosse erste Ursache (!) — ewiger Kreislauf . . ." Wir denken, das ist genug, um den wässerigen und nebelhaften Inhalt des Buches, welches, wie der Verfasser selbst sagt, „Perlen vor die Säue" geworfen sei, zu erkennen. Immerhin ist es interessant und bezeichnend für unsere Zeit, deren metaphysisches Bedürfniss durch die alten Formen der volksmetaphysischen Systeme nicht mehr befriedigt wird, dass solche Bücher, wie es scheint, trotzdem ihren Weg machen und ihren Leserkreis finden, wie die Verdeutschung des englischen Werkes auch zu bezeugen geeignet ist. Der Referent erhielt nach Publication eines Aufsatzes über die buddhistische Lehre und Kirche von unbekannter Seite mehrere Zettel, in welchen ihm das Studium des „Geheimbuddhismus" als „für ihn gewiss interessant" an's Herz gelegt wurde. Es war für ihn ein Zeichen, dass er, da es nun auch schon unter uns Adepten der neuen Weisheit gibt, nicht schweigen, sondern sein unbefangenes Urtheil über das Buch öffentlich machen solle. Er kann vor dem lächerlichen und närrischen Buch, so hübsch es gedruckt ist, nur warnen. **Dr. M. Haberlandt.**

19.

Sprawa wykopalisk Mnikowskich. Die Frage der Mnikówer Ausgrabungen [1]).

In der Sitzung der anthropologischen Commission der Akademie der Wissenschaften zu Krakau vom 29. November 1884 wurde auf Wunsch und Antrag Ossowski's angesichts der ganz entgegengesetzten Ansichten, die über die Ossowski-schen Ausgrabungen zu Mników sowohl in Polen wie auch ausserhalb des Landes herrschen, ein besonderes Comité gewählt, welches die Authenticitätsfrage der Mnikówer Funde zu prüfen und eventuell die archäologische Epoche, welcher dieselben angehören, zu bestimmen hatte. In dieses Comité wurden gewählt: Łepkowski, Professor der Archäologie; Alth, Professor der Geologie; Kopernicki, Docent für Anthropologie an der Universität Krakau; G. Ossowski und J. N. Sadowski.

In der ersten Sitzung des Comités schilderte Ossowski die Sachlage ungefähr folgendermassen: Der Erste, der über die Authenticität der Mnikówer Ausgrabungen gezweifelt hat, war Prof. Łepkowski: derselbe sagte beim ersten Anblick der Ossowski'schen Funde, ohne dieselben näher zu untersuchen: „das haben die Mnikówer Burschen geschnitzt".

Im Herbst des Jahres 1882 sandte Ossowski auf Wunsch des Prof. Woldrich demselben eine Anzahl seiner Mnikówer Objecte, welcher dieselben in einer Sitzung der Wiener anthropologischen Gesellschaft vorlegte. Die Meinungen waren verschieden. Der Secretär, Herr Szombathy, hielt die Ossowski-schen Funde entschieden für Falsificate (dieser Ansicht schloss sich auch Dr. Much u. a. an), dagegen hielt sie Prof. Woldřich nach genauer Erforschung für echt. Eine von Herrn Szombathy verfasste Anmerkung der Redaction an einen Bericht des Referenten über die Ossowski'schen Arbeiten im XIV. B. der Mittheil. d. anthrop. Ges. in Wien pag. 65 war der Ausdruck der Zweifel, die man in Wien über die Mnikówer Ausgrabungen gehegt hat.

Die Zweifel der Wiener Anthropologen gaben dem Director des archäologischen Museums in Königsberg, Dr. O. Tischler, den Anstoss zu einer öffentlichen Anerkennung und Würdigung der Echtheit der Ossowski'schen Ausgrabungen [2]). Tischler weist auf die Aehnlichkeit hin, welche dieselben mit den ostpreussischen Bernsteinartefacten und den Ranke'schen Knochenschnitzereien aus den baierischen Höhlen haben.

Im December 1883 haben die französischen Archäologen E. Chantre und Adr. de Mortillet auf einer Durchreise nach Russland die Mnikówer Objecte in Krakau gesehen und dieselben für falsch erklärt. Eine kurze Zeit später stand in Cartailhac's Zeitschrift „Materiaux pour l'histoire primitive de l'homme", in welche vor Kurzem ein Originalbericht Ossowski's über seine Mnikówer Forschungen aufgenommen wurde, eine Notiz, dass E. Chantre und Adr. de Mortillet die Ossowski'schen Funde nach eigener Besichtigung für Falsificate halten. Zugleich mit Cartailhac trat P. Mortillet in der Zeitschrift „L'homme" in einem Artikel unter dem Titel „Faux des Cavernes en Pologne" mit neuen Vorwürfen gegen Ossowski auf. Gegen diese Angriffe wurde Ossowski in der Pariser anthropologischen Gesellschaft von Zaborowski, dem bekannten polnischen Referenten bei der Topinard'schen „Revue", vertheidigt, dessen Auseinandersetzungen in die „Bulletins de la soc. d'anthropologie de Paris" Eintritt fanden. Diese zahlreichen Angriffe gegen Ossowski veranlassten den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in Krakau, Dr. J. Majer, während des letzten polnischen Naturforscher-Congresses in Posen als Vertheidiger Ossowski's aufzutreten.

Damit hatte die Sache noch nicht ihr Ende; in Blois in Frankreich, wo Zaborowski während des Congresses der französischen wissenschaftlichen Societät einen Bericht über die Mnikówer Funde erstattete, traten die Herren Mortillet, Chantre und Cartailhac neuerdings gegen Ossowski auf, wobei sie aber wenigstens die Person des Forschers selbst schonten, indem sie ihn für ein unschuldiges Opfer eines raffinirten Betruges hielten.

Zum Schluss nahm sich der bereits erwähnte Dr. O. Tischler der Sache Ossowski's sehr ernst an; er begab sich absichtlich nach Krakau, wo er sechs Tage 6—8 Stunden täglich an den ihm zu Gebote stehenden Mnikówer Objecten arbeitete und mit voller Ueberzeugung von ihrer Echtheit in Krakau seine im vorliegenden Werke citirte Erklärung zurückliess. Tischler fand an den bearbeiteten Flächen der Knochenobjecte Dendritbildungen, und der Umstand, dass die charakteristischen Durchbohrungen (Löcher) der Mnikówer Schnitzereien frisch erscheinen (der wichtigste Vorwurf von Mortillet), erklärte sich der Königsberger Forscher auf diese Weise, dass die Thonpfröpfe, die einmal die erwähnten Durchbohrungen ausfüllten, nach dem Ausgraben der Gegenstände vertrockneten und beim Reinigen derselben ausgefallen sind, wobei sie die oberste Schichte der Lochwand mit sich herausgerissen haben.

Angesichts der soeben geschilderten Meinungsverschiedenheit der Archäologen über die Mnikówer Funde wird es nicht befremden, dass das Krakauer Comité 15 lange Sitzungen brauchte, um in Erwägung aller Umstände unter Berücksichtigung aller Vorwürfe und auf Grund einer eingehenden Wiedererforschung der Ossowski'schen Ausgrabungen ein endgiltiges Urtheil in dieser schweren Frage zu fällen. Ohne auf die Schilderung des ganzen Verlaufes der Sitzungen einzugehen, wird im vorliegenden Berichte nur die definitive Entscheidung des Comités über die demselben vorgelegte erste Frage wiedergegeben werden.

Das Comité erklärt (einstimmig): 1. Unter den Mnikówer Ausgrabungen findet man kein in der letzten Zeit gefälschtes Object. 2. Alle wurden in jenem Zustande der Bearbeitung aus dem Höhlenschlamm ausgegraben, in dem sie sich heute befinden.

Seine Erklärung stützt das Comité durch folgende Gründe: *a)* Alle Gegenstände zeigen auf den bearbeiteten Flächen Reste von Höhlenschlamm, manche tragen ebenfalls an den bearbeiteten Flächen Tropfstein- und Limonitspuren und deutliche reife Dendritbildungen. *b)* Die knöchernen Werkzeuge erscheinen offenbar durch langen Gebrauch geglättet. *c)* Alle ausgegrabenen Gegenstände fanden sich in derselben mittleren unberührten Höhlenbodenschichte, welche immer von der oberflächlichen, ebenfalls unberührten Schichte bedeckt war. *d)* Alle Gegenstände wurden unter den Augen des Herrn G. Ossowski selbst ausgegraben, dessen Erfahrung auf dem Gebiete der Archäologie und bekannte Objectivität und Genauigkeit allein ein genügender Beweis der Echtheit der Mnikówer Funde sind.

[1]) Beil. des IX. B. der Krakauer „Sammlung der Beiträge zur vaterländ. Anthropologie".

[2]) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie Nr. 11, November 1883, pag. 151—153.

Die zweite dem Comité vorgelegte Frage, betreffend die Bestimmung der Epoche, aus der die Mnikówer Objecte herstammen, muss als unbeantwortet betrachtet werden. Im Gegensatze zu Ossowski, der die Mnikówer Schnitzereien bekanntlich für vorhistorisch hält, lassen dieselben Łepkowski und Sadowski aus verhältnissmässig späten geschichtlichen Zeiten herstammen. Nach Kopernicki lässt sich die Frage des archäologischen Alters der von Ossowski ausgegrabenen Objecte vorläufig nicht beantworten. Die Mnikówer Objecte zeigen zwar eine grosse Aehnlichkeit mit vorhistorisschen Funden in anderen Ländern, darauf kann man aber die Bestimmung ihres Alters nicht bauen. Spätere archäologische Entdeckungen werden diese Zweifel vielleicht lösen; vorläufig scheinen die Mnikówer Objecte am wahrscheinlichsten einer „Knochenperiode" (nach Ranke) anzugehören, in welcher die steinernen Werkzeuge noch nicht ganz aus dem Gebrauche gekommen waren, trotzdem das Eisen schon allgemein verbreitet war. Dieser Ansicht von Kopernicki schloss sich auch der Vorsitzende des Comités, Prof. Alth, an.

Conrad Majewski.

20.

G. Ossowski. Sprawozdanie z badań paleo-etnologicznych w jaskiniach okolic Ojcowa w r. 1884. (Bericht über die im Jahre 1884 ausgeführten palä-ethnologischen Forschungen in den Höhlen von Ojców und Umgebung.)

In Fortsetzung seiner vorjährigen Arbeiten [1]) erforschte Ossowski im Jahre 1884 theilweise die Höhle Wiérzchowska-Górna. Dieselbe liegt in einer 2 Km langen, von dem eigentlichen Ojcówer Bergpass ungefähr eine Meile entfernten, in topographischer und geologischer Beziehung dem letzteren vollkommen gleichen Bergschlucht, die vom naheliegenden Dorfe Wiérzchowie ihren Namen bekommen hatte. — Die Höhle Wiérzchowska-Górna ist die geräumigste unter allen Ojcówer Höhlen; sie ist auch die grösste bis jetzt bekannte Berghöhle in Polen. Die Gesammtlänge dieser vielfach gewundenen Grotte beträgt 640 m. Aus mehreren grösseren und kleineren Kammern (die grösste hat 45 m Länge und 10 m Breite) bestehend, die durch eine Anzahl von schmalen, oft sehr langen (bis 45 m) Gängen verbunden sind, bildet die Wiérzchowska-Górna-Höhle ein natürliches Labyrinth im wahren Sinne des Wortes, welches drei Eingänge besitzt.

Ossowski ist nicht der Erste, der diese Höhle zu wissenschaftlichem Zwecke betrat; er hat einen Vorgänger in J. Zawisza, welcher in den Jahren 1871—1873 in dieser Grotte Ausgrabungen vorgenommen hat. Ausser einem Herd und einigen unbedeutenden Funden, wie Feuersteingegenständen, Gefässscherben und Knochen der noch jetzt lebenden Thierarten, die Zawisza fand, hatte er keine Resultate aufzuweisen. Ossowski, der sich bei seinen Ausgrabungen oft bis auf eine Tiefe von 4 m einliess und zweimal den felsigen Boden der Höhle erreichte, gibt über den angeschwemmten Höhlenboden ungefähr Folgendes an: In der oberen, $^1/_2$—$1\,^1/_2$ m dicken Schichte schwarzer Erde fand man in der Nähe von zwei Herden eine grosse Menge von gespaltenen Thierknochen der Alluvial-Fauna, polirte Steinwerkzeuge (Hammer, Axt, Keil), Messer und Schaber aus gespaltenem Feuerstein, Ohrgehänge aus der Muschel von „Unio pictorum", eine Anzahl von Thongefässscherben und eine kleine Thonfigur; letztere ist besonders hervorzuheben, denn sie ist das erste Exemplar dieser Art, welches man in den polnischen Höhlen bis jetzt gefunden hat. In der unteren Schichte (graugelber Thon) hat Ossowski keine Producte der Menschenhand angetroffen, er fand hier eine grosse Menge von Knochen des Höhlenbären und einen Knochen des Moschusochsen (Ovibos moschatus). An einer Stelle der Grotte war die erwähnte obere Schichte mit einem sichtbar künstlichen Pflaster bedeckt, welches höchst wahrscheinlich späteren, historischen Ursprungs ist, indem sich zwischen den einzelnen Pflastersteinen Reste eiserner Waffen und Thongefässscherben vorfanden; letztere sind mit Glasur versehen.

Ossowski hält seine Forschungen in der Höhle Wiérzchowska-Górna für unvollendet, er betrachtet deshalb jeden palä-ethnologischen Schluss aus seinen diesjährigen Arbeiten als vorzeitig und gibt als die einzig sichere Thatsache an, dass alle bisher in dieser Höhle gefundenen Gegenstände die Charaktere seiner Nord-Krakauer Epoche der neolithischen Periode an sich tragen. **Conrad Majewski.**

[1]) Siehe Mittheilungen d. Anthrop. Ges. Bd. XIV. Verhandl. p. [74].

21.

G. Ossowski. Jaskinie okolic Ojcowa pod względem paleo-etnologicznym. T. I. (Die Höhlen in der Gegend von Ojców [bei Krakau, jedoch schon in Russ.-Polen] als Gegenstand der palä-ethnologischen Forschungen. Bd. I.) (Separatabdruck aus den „Denkschriften der mathematisch-naturhistorischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften in Krakau". Bd. XI.)

Diese Schrift enthält neben geologischen Details über die Gegend von Ojców den Bericht über die vollständigen Ergebnisse der Ausgrabungen in der Höhle zu Maszyce, über welche uns Herr Ossowski bereits selbst referirt hat [1]).

Als Anhang zu jenem Referate diene noch folgende kurze Schilderung der Ornamentik, welche Ossowski an den Ojcówer Fundstücken angetroffen hat. In der vom Autor mit *c* bezeichneten Schichte des Maszycer Höhlenbodens fand man sehr viele aus Knochen geschnitzte Spiesse; viele von diesen zeigen eine eigenthümliche Ornamentation (Taf. V). So tragen manche von ihnen einzeln liegende oder in Reihen gruppirte Einschnitte (Furchen), auf manchen findet man die Furchen in Form einer phantastischen Zeichnung. Viele Spiesse sind mit langen oder kurzen ovalen Grübchen geziert; einer trägt sogar Spuren einer Reliefsculptur.

In der nächstoberen Schichte (*b*) fand Ossowski eine Anzahl von Thongefässscherben, von denen manche auch Spuren einer Ornamentik tragen (Taf. VIII). Kleine, zum Theil mit dem Finger, zum Theil sichtbar mit einem Werkzeug gemachte, theils runde, theils strichförmige Grübchen, die entweder einzeln stehend oder in Reihen oder in Form einer eigenthümlichen Zeichnung gruppirt auf der ganzen Oberfläche des Gefässes gelagert sind, meist aber seinen Rand zieren, erinnern manchmal an das bekannte „Schnurornament". An manchen Scherben finden sich auch convexe Knoten oder schnabelartige Auftreibungen, die wahrscheinlich die Henkel des Gefässes darstellen. **Conrad Majewski.**

[1]) Mitth. d. A. G. Bd. XIV. Verhandl. p. 74.

22.

Josef Hampel. Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós, sogenannter „Schatz des Attila". Beitrag zur Kunstgeschichte der Völkerwanderungs-Epoche. Budapest. Fr. Kilian. 1885. 190 S.

In dieser Erscheinung begrüssen wir eine werthvolle Frucht des auf dem letzten Conservatoren- und Correspondententage der k. k. Centralcommission discutirten und mehrfach angegriffenen Ausstellungswesens. Die Budapester Goldschmiede-Ausstellung des Jahres 1884 brachte den berühmten, vom Ufer der Aranyka stammenden Goldschatz des Wiener Antiken-Cabinets für kurze Zeit wieder nach Ungarn und bei dieser Gelegenheit ergriff die Fundheimat von demselben in geistiger Weise Besitz, indem einer der tüchtigsten einheimischen Archäologen den „Schatz des Attila" in den Mittelpunkt einer ausgedehnten Betrachtung über die Geschicke der Kunst und ihrer Werke zur Zeit der Völkerwanderung stellte.

Eine genaue, von zahlreichen guten Federzeichnungen unterstützte Beschreibung des Schatzes (S. 7—45) vermittelt die Kenntniss desselben auch solchen Lesern, die sich mit diesem Substrat der Untersuchung bisher nicht näher beschäftigt. Besonnen, doch in begründeten Vermuthungen sehr weitgehend, ist die Interpretation der Inschriften (S. 46—71), die eine Art archimedischen oder Angelpunkt für die Behandlung des Fundes abgeben. Hampel erklärt die Fürsten- (ζωαπαν-) Namen Βουηλα und Βουταουλ für gothisch-gepidisch (Analogien: Baduela, Ouila[s], Attila und Athaul[f], Beowul[f] etc.), die übrigen 5 (dreimal mit der Silbe γη = Land endigenden) Wörter derselben Schaleninschrift für Provinznamen (Ταγρογη = Τάγροι, Ptolem. III 5. in der Nähe des Dnjester; Δυ-γετοι-γη vgl. Τυραν-γῖται, ibid. ein Getenvolk am Dnjester; Ητζι-γη = Αἰζίκη, Hecatae. fr. 115 Müll., ein Land der Thraker, cf. Αἴζι, Ptolem. I, p. 449 Müll., Αἰζισις, Herod. IV, 94, Ortsnamen, Gebeleizis, Personen-, und Azizus, Namen eines Gottes bei den Geten; Ταιση = Τεση, cf. Potaissa und Naissus) aus dem Gebiet zwischen Dnjester, Balkan, Theiss und Karpathen. Nach dem paläographischen Charakter der Inschrift findet er sie dem IV. bis V. Jahrh. n. Chr. angehörig. Die Vermuthung, dass das Gefäss, auf welchem sie angebracht ist, ein Pendant mit der Fortsetzung der Inschrift hatte, worin eine gemeinschaftliche Widmung zu einem Cultuszwecke angedeutet war, während hier nur Name und Rang der Dedicatoren verzeichnet steht, erscheint uns nicht stichhältig. Die in verwilderten griechischen Capital- und Cursivbuchstaben geschriebene Randschrift zweier Schalen mit Kreuzen liest Hampel sehr ansprechend: ✝ΡΔЄΑΓΔΑΤΟC ΑΝΑΠΛVCON Α(ΦΙ)ЄΙC Π(Α)N̄TON ÂMARTION („Wenn du durch Wasser dich reinigst, wirst du befreit von allen Sünden") und sieht in den Gefässen zwei Taufbecken, die wahrscheinlich beim Uebertritt der beiden obgenannten Fürsten gebraucht wurden, wie denn auch das doppelte Vorkommen so vieler Krüge, Schalen und Schüsseln in dem Funde auf einen gemeinsamen Schatz zweier Besitzer zu deuten scheint. In der Behandlung der übrigen, runenförmigen Inschriften ist Hampel sehr vorsichtig und wagt sich näher nur an eine einzige, die er Εὐτυχέης ὄδρι zu lesen vorschlägt; das wäre denn wieder eine sehr angemessene Ritualformel. Doch constatirt er die Gleichzeitigkeit dieser Inschriften mit der vorgedachten als einen weiteren Stützpunkt für die Annahme, dass der Schatz schon im V. Jahrh. beisammen und im Besitze zweier gepidischer (?) Fürsten war.

Capitel III, S. 72—126 analysirt der Verfasser Tektonik und Reliefplastik der Gefässe und findet, dass diese sämmtlich in derselben künstlerischen Atmosphäre entstanden seien, als deren unverkennbare Hauptelemente die Fortwirkung antiker Kunstthätigkeit, eine orientalische Strömung und der Einfluss des Barbarenthums erscheinen. Die Coexistenz der beiden ersteren Factoren ist jedem mit dem antik-classischen und alt-orientalischen Formenschatz und Bilderkreis vertrauten Beschauer augenblicklich klar; doch sind die in's Detail eingehenden Analogien, welche Hampel grösstentheils aus dem Culturgebiete der hellenischen Colonien Südrusslands beibringt, deshalb nicht minder werthvoll. Denn hier handelt es sich nicht nur darum, Thatsachen, die man beim ersten Anblick lebhaft empfindet, Schritt für Schritt haarklein zu beweisen, sondern darzuthun, wo jener Zusammenfluss künstlerischer Elemente stattgefunden, und da ergibt sich, dass wir den Schatz von Nagy-Szent-Miklós einem frühchristlichen, mixhellenischen Kunstkreise verdanken, dessen Centrum wahrscheinlich Pantikapäon, die Residenz der bosporanischen Dynastie, gewesen ist. Aus gothischen Händen, die ihn von dort entführt, gelangte der Schatz in hunnischen und aus diesem in gepidischen Besitz. Der Fundort liegt nur wenige Meilen östlich von Szeged, in dessen Nähe die Residenz Attila's gesucht wird, so dass die populäre Bezeichnung „Schatz des Attila" nicht ohne gewisse Berechtigung ist.

Das IV. Capitel (S. 127—144), welches den „hauptsächlichen Kunstströmungen der Völkerwanderungszeit" gewidmet ist, entfernt sich nur scheinbar von dem bisher betrachteten Gegenstande und recapitulirt zunächst die Hauptsätze der These Lasteyrie's von der Kunst der Barbaren des IV. bis VIII. Jahrh., deren Entstehung vor diese Zeit gesetzt und deren Verbreitung nach Europa im Wesentlichen germanischen Stämmen (den Gothen) zugeschrieben wird. Ueber Lasteyrie hinausgehend und gegen Labarte, der in Byzanz die classische Quelle dieser barbarischen Kunstströmung gesucht, findet Hampel die letztere vielmehr wieder in den griechischen Niederlassungen am Nordgestade des Pontos. In der letzten, über die skythische noch hinausliegenden Zone, welche die Einwirkung dieser Culturstationen erfuhr, mischte sich mit den verblassten antiken Elementen ein Zufluss orientalischer Technik und Ornamentik (orfévrerie cloisonnée vorwiegend mit Granaten), welchen Hampel nach de Linas einem durch finnisch-ugrische und mongolische Völker vermittelten Verkehre mit Asien zuschreibt, ferner ein derzeit noch undefinirtes Erbe eigenen künstlerischen Stammbesitzes, sowie die etwaigen uralten Localtraditionen in der neuen Heimat selbst. Innerhalb dieser breiten Fluth lassen sich verschiedene Abzweigungen und Strömungen unterscheiden, welche hauptsächlich in den Wandergeschicken des gothischen Stammes ihre Erklärung finden. Germanischem Kunstbesitz aus der Zeit vor dem Beginn der grossen Völkerverschiebung wird auch der (in Bd. XIII, S. 257 f. dieser Mittheilungen besprochene und zum Theil abgebildete) Goldfund von Vettersfelde zugeschrieben. Von weiteren Funden in Gräbern und Publicationen noch unbekannter Zwischenglieder aus den Localmuseen Nordost-Deutschlands hofft der Autor die Bestätigung der

schon jetzt wohlbegründeten Annahme eines causalen Zusammenhanges zwischen den „merovingischen" Denkmälern des europäischen Westens und Südens einerseits und denen des nordpontisch-griechischen Culturgebietes anderseits. Die zum Schlusse des Buches (Cap. V, S. 145—184) gegebene Uebersicht der Funde „merovingischen Styles" in Ungarn führt zu dem Resultat, dass dieser Styl in Ungarn wenigstens ein halbes Jahrhundert früher heimisch ist als in Frankreich oder Belgien — Ursache genug, denselben nicht im Westen entstehen zu lassen, sondern im Osten.

Die verdienstliche Arbeit Hampel's erschien zuerst ungarisch im „Archaeologiai Értesítő" N. F. IV. Bd. 1884; es ist dankbar zu begrüssen, dass sie sich jetzt in neuer Ueberarbeitung einem weiteren Publicum verständlich macht.

Dr. M. Hoernes.

23.

W. Helbig. Das homerische Epos aus Denkmälern erläutert. Archäologische Untersuchungen. Mit 2 Tafeln und 120 in den Text gedruckten Abbildungen. 383 pp. Leipzig. B. G. Teubner, 1884.

Eine der erfreulichsten Thatsachen in der jüngsten Entwicklung der classischen Archäologie ist die Beschäftigung mehrerer ihrer namhaftesten Vertreter mit der sogenannten Prähistorie. Die „prähistorische" Archäologie ist die nothwendige Ergänzung zur classischen. Von einer Beeinträchtigung der letzteren durch den Aufschwung verwandter, viel weiter zurückgreifender Studien kann gar nicht die Rede sein. Denn selbst wenn die Concurrenz beider Fächer wirklich auf eine blosse Rivalität hinausliefe, würde die Urgeschichtsforschung nur eine höhere, dem unvergleichlichen Werth sich annähernde Schätzung der classischen Studien bewirken können. Zu noch mehrerem Vortheil steht aber die Sache ganz anders, und handelt es sich um ein nach zwei Seiten hin fruchtbares Zusammengreifen bisher getrennt wirkender Kräfte. Wenn aus dieser günstigen Constellation in dem Falle, der uns heute zur Besprechung vorliegt, auch die Philologie directen Nutzen zieht, so ist diese Erscheinung doppelt werthvoll; denn es gilt hier noch manchem Vorurtheile zu begegnen, und wie könnte dies nachdrücklicher geschehen als durch den Hinweis darauf, dass jene in Zeit und Raum so planlos um sich greifende Forschung, der man vielfach noch den Namen einer Wissenschaft streitig macht, Aufschluss gibt über die Realien des Homer und der ältesten griechischen Culturperioden? Welches Bild könnte dem modernen Hellenisten willkommener sein, als die klare, wenn auch vielfach überraschende Vorstellung davon, wie die phänomenale Eigenart des griechischen Geistes, gleich einem in dunkler Nacht aufflammenden Lichte, aus den für eine ganze Reihe von Völkern ziemlich gleichartigen Bedingungen des äusseren Daseins sich erhebt und in dem ersten ihr zu Gebote stehenden Ausdrucksmittel, der Sagendichtung, über jene Schranken hinweg ihre Postulate aufstellt und den Grundriss ihrer künftigen Entwicklung zeichnet? Und andrerseits kann es für die Urgeschichtsforschung, welche ohne Beschränkung auf ein bestimmtes Land und eine bestimmte Zeit den materiellen Spuren gänzlich verschollener Geschlechter nachgeht, nur von grösstem Nutzen sein, wenn sich in dem grossen Angelpunkte, als welcher Griechenland auch für diese Untersuchungen sich immer mehr darstellt, eine sichere Anknüpfung an geschichtliche Thatsachen ergibt, so dass sie, wie der Pfadfinder auf unbeschifftem Meere beim Auftauchen eines fernen, noch undeutlichen Küstensaumes, endlich „Land!" rufen kann.

Es ist noch nicht so lange her, dass man die äussere Cultur der Entstehungszeit des jonischen Epos richtig aufzufassen glaubte, wenn man in der Art Tischbein's „Homer nach Antiken" zeichnete; und Overbeck's allerdings zu anderen Zwecken bestimmte Bildergalerie des troischen und des thebanischen Sagenkreises dient noch vielfach als eine Quelle der Anschauung auch in jenem Sinne. Dagegen gilt es heute vor Allem, den Contrast zwischen der homerischen und der classischen Cultur mit möglichster Schärfe darzulegen und hierdurch die falschen Vorstellungen zu berichtigen, mit welchen der moderne Leser in der Regel an die Dichtung herantritt. Wenn Helbig meint, dass man seinem Buche nur den Titel einer Reihe von Randglossen zum Homer zugestehen werde, widerlegt schon der Umfang und Gehalt seiner Untersuchungen diese bescheidene Selbstschätzung. Das Werk ist allerdings, wie solche Arbeiten immer, von einer Serie einzelner Beobachtungen ausgegangen; allein mit der dem Autor eigenen, in seinen früheren Forschungen vielfach bewährten Weite des Blickes, hat er Glied an Glied gefügt und die Kette nicht früher geschlossen, als bis sie das Leben der homerischen Griechenwelt in seinen wesentlichsten Aeusserungen umspannte.

Die Quellen, aus denen unsere Kenntniss jenes Zeitalters zusammenströmt, stellen ein räumlich wie zeitlich ziemlich ausgebreitetes Flussnetz dar. Ausser den Angaben des Epos, welche natürlich in erster Linie gelten müssen und den Prüfstein für alles andere Material darstellen, kommen die Ueberreste der archaisch-griechischen und altitalischen Kunst, aber auch die Erzeugnisse der orientalischen Industrien und des nordischen Handwerks in Betracht, während die aus dem troischen Sagenkreis geschöpften Bildwerke, da sie die mythischen Scenen mit dem zur Zeit ihrer eigenen Entstehung verständlichen und üblichen Detail und Beiwerk ausstatten, mit wenig Ausnahmen über das äussere Leben der homerischen Griechen keinen Aufschluss geben. Ebensowenig helfen uns die Interpretationen der alten Grammatiker, welche sich nur auf die geschriebene Ueberlieferung stützten und mit Kunstdenkmälern keine Berührung hatten, die sie theils nicht suchten, theils in Alexandria, dem Hauptsitz der antiken Philologie, auch nicht finden konnten. Wenn wir nun innerhalb der mit der Cultur des homerischen Zeitalters im Ganzen zusammenfassenden Fundschichten jene Typen aufsuchen, welche uns die Angaben des Epos erläutern können, so verliert dieses Material dadurch nichts an seinem Werth, dass es grösstentheils nicht aus dem Entstehungsbereiche des jonischen Epos, in welchem systematische Nachgrabungen noch nicht vorgenommen wurden, stammt. Die bei Homer auftretenden verschiedenen Völker bewegen sich fast ausnahmslos — geringfügige Abweichungen werden durch Beiwörter ausgedrückt — in gleichartigen Lebensformen. Auffallend ist diese allseitige Ebenbürtigkeit mit den eigentlichen Helden des Epos, den Achäern, namentlich bei den Thrakern, einem Volke, das die späteren Griechen ohneweiters zu den Barbaren rechneten, das aber im homerischen Zeitalter, ersichtlich unter semitisch-orientalischen Einflüssen, eine kurzlebige Treibhauscultur

besessen hat. Ein ähnlicher Rückfall der äusseren Cultur lässt sich aber auch im mittleren und nördlichen Europa nachweisen. Die nordische Metalltechnik, welche während der vorclassischen Periode Südeuropas einen erstaunlichen Höhepunkt erreicht hatte, beginnt mit dem Anbruch der classischen Periode zu verfallen und sinkt während des Fortschritts dieser letzteren immer mehr. Dieser Rückschritt erklärt sich zum Theile aus der Verschiedenheit des Auftretens der Phönikier und der Griechen an den nördlichen Küsten des Mittelmeeres und des Pontos. Der Verkehr der ersteren war ausschliesslich commercieller Art und beruhte demgemäss auf einem friedlichen und freundschaftlichen Verhältniss zur einheimischen Bevölkerung, während die Griechen nicht nur Handel, sondern auch Ackerbau trieben und dadurch in einen schroffen Gegensatz zu den Eingeborenen traten. Bei den Thrakern lässt sich dieser Wechsel der Verhältnisse noch besonders scharf beleuchten. Allein derselbe gehört einer späteren Epoche an. Im homerischen Zeitalter war der äussere Culturbesitz griechischer Stämme eher noch geringer, als bei den übrigen Anwohnern des nordöstlichen Mittelmeeres, wie vielleicht auch daraus zu entnehmen ist, dass das einzige Volk, welches im Epos mit primitiver Bewaffnung auftritt, die Lokrer, ein griechisches war. Damit stimmen auch die Angaben des Epos über den Betrieb des Handwerks, an welchem „in bedenklicher Weise" auch Laien, wie Odysseus, Paris, Eumäos, theilnehmen. Keine Spur einer eigentlichen Industrie in Griechenland selbst und einer Ausfuhr griechischer Handwerksproducte von dort. Im Gegensatze zur späteren Zeit, in welcher uns die verschiedensten Fabrikate nach den Orten ihrer vorzugsweisen und besonders trefflichen Erzeugung bezeichnet werden, scheint es, dass der griechische Handwerker während des homerischen Zeitalters lediglich für den Bedarf seines Stadtbezirks arbeitete, und dass die Griechen selbst ausländische Fabrikate für besser hielten als die eigenen. Selbstverständlich wurde die Ueberlegenheit der ägyptischen und namentlich der phönikischen Kunst und Industrie willig anerkannt. Werthvolle Kampfpreise, ausgezeichnete Waffenstücke und der Hausrath in besonders glänzend ausgestatteten Fürstensitzen stammen aus dem phönikischen Culturkreise. Die Stellen, welche dies bezeugen, sind ja allbekannt; wenigstens werden sie ungemein häufig citirt und besprochen. Es ist wahrscheinlich, dass die Jonier von den Phönikiern auch Nachrichten über die nordischen wie über die tropischen Länder erhielten, erstere auf dem Wege des Bernstein-, letztere auf dem des Elfenbeinhandels; und wenn dem so ist, erscheint es fraglich, ob die Dichter des Epos nicht auch Kunstwerke und Aehnliches nach blossen Mittheilungen über den in vorderasiatischen Culturmittelpunkten herrschenden Luxus geschildert haben.

Nach der Ansicht Brunn's waren die Phönikier selbst nur in sehr beschränktem Masse künstlerisch thätig und vermittelten vielmehr blos als Kaufleute den Verkehr zwischen Ost und West, unter Anderm auch durch Ueberführung asiatischer Kunstwerke nach Griechenland. Allein es steht fest, dass sie doch auch eine grosse Masse eigener Kunstproducte auf den Markt brachten, und am schlagendsten ergibt sich die Bedeutung ihrer Kunstindustrie aus Stellen des Alten Testamentes, welche wieder hinlänglich bekannt sind, so dass ein blosser Hinweis darauf genügen wird. Nicht minder bedarf Brunn's Auffassung der bekannten Silberschalen in einem gemischt assyrisch-ägyptischen Styl, der auch in Karthago und seinen Colonien herrschte, als Erzeugnisse hellenischer auf Kypros ansässiger Künstler einer Berichtigung. Die phönikische Kunst lässt sich nicht nach jener Schablone beurtheilen, welche für die Kunstleistungen anderer orientalischer Völker so vielfach angewendet wurde. Die freieren Bedingungen des phönikischen Culturlebens mussten auch auf die Kunst lockernd und lösend einwirken, so dass wir die freiere Bewegung in den ägyptischen und assyrischen Typen jener Silberschalen nicht auf ein griechisches Element zurückzuführen brauchen. Die auf italischem Boden gefundenen Stücke können Import aus Karthago oder einer der karthagischen Colonien sein. Nach den in Gräbern von Tarquinii, Caere, Vulci erhaltenen Spuren waren die Phönikier das erste Volk, durch welches überseeische (semitische und ägyptisirende) Einflüsse nach dem südlichen Etrurien gelangten; dann folgt eine Periode, in welcher der griechische Handel an Bedeutung zunimmt, und hierauf wieder ein zweiter Aufschwung des phönikischen Imports, welcher mit der gegen das Vordringen der Griechen gekehrten politischen Annäherung zwischen Karthagern und Etruskern im 6. Jahrhunderte zusammenhängt. Seit dem Ende dieses Jahrhunderts nimmt die phönikische Einfuhr in Etrurien beträchtlich ab, und in den beiden folgenden erscheint neben localer Fabrikation die griechische Industrie, namentlich mit bemalten attischen Thongefässen, am stärksten vertreten.

Denkmäler phönikischer Kunstübung erkennt Helbig in einigen Metallarbeiten der Burggräber von Mykenae, in dem durch seinen feinen Naturalismus künstlerisch ausgezeichneten silbernen Rindskopf mit goldenen Hörnern und goldener Rosette, ferner in den aus Gold gepressten Figürchen der Taubengöttin Astarte (an welchen er wohl nicht ganz zutreffend „keine Spur eines typisch ausgeprägten Styls, sondern vielmehr eine naturalistische Richtung" entdeckt), in dem Reigentanz einer Bronzeschale aus Idalion und zwei bronzenen Kriegerfiguren aus Tortosa, für deren hohes Alter namentlich die individuelle Charakteristik der Gesichter sprechen soll. Gleichzeitig zieht er die Anfänge der griechischen Kunst, soweit sie auf eine naturalistische Grundlage hinweisen, in Betracht und vergleicht insbesondere die klagenden Frauengestalten einer Dipylonvase mit den mykenischen Astartebildern. Wenn also in der Geschichte der phönikischen Kunst zwei Perioden zu unterscheiden sind, eine naturalistische und eine conventionelle, so bestimmt sie im ersteren Stadium die ersten bildnerischen Versuche der Griechen; im zweiten konnte sie sich dem Einfluss des in Aegypten und Mesopotamien zur Ausbildung gekommenen Styles nicht mehr entziehen und entlehnte nunmehr von dort die Elemente jener jüngeren Mischkunst, ohne jedoch gegenüber diesen fremden Typen ihre Individualität vollständig aufzugeben, wie einerseits aus einer freieren Charakteristik jener Typen, andererseits aus dem Fortleben der naturalistischen Richtung oft eng neben der conventionellen (Silberschale von Amathus) hervorgeht.

Die archaisch-griechische Kunst darf ihrem vollen Umfange nach zur Illustration des homerischen Zeitalters verwendet werden, da ihre asiatische Grundlage bis ins fünfte Jahrhundert hinein deutlich erkennbar bleibt. Ausserdem ist die italische und insbesondere die etruskische Kunst zu berücksichtigen. Die letztere verhielt sich in ihrer Hingabe an

phönikische wie an hellenische Einflüsse sehr conservativ und liess neue Richtungen erst nach geraumer Zeit auf sich einwirken. Oestlich vom Appennin hat sich nicht nur das Handwerk, sondern die Cultur überhaupt sehr langsam entwickelt (spätes Vorkommen des Bernsteinschmucks bei den Etruskern der Poebene, primitive Bewaffnung der Picentiner noch im 5. Jahrhundert). In dem schwer zugänglichen Bereiche des Hochappennin scheint die Bevölkerung, abgeschnitten von den grossen Verkehrsstrassen, mancherlei Typen, die ihr früher aus Tarent oder anderen griechischen Colonien zugekommen sind, viele Generationen hindurch, vielleicht bis ins vierte oder dritte Jahrhundert herab festgehalten zu haben.

Volle Beachtung hat hier auch das nordische Handwerk zu finden. Die erste Periode der mitteleuropäischen Bronzetechnik wurde durch eine aus dem Südosten kommende Culturströmung bedingt; dann folgt ein Zeitraum, während dessen Mitteleuropa mancherlei Cultureinflüsse aus der Apenninhalbinsel erfuhr. Der Beginn dieser Periode (Gräber von Villanova) reicht über den Anfang der hellenischen Colonisation des Westens hinauf. In diesen Verkehr Italiens mit dem Norden wurden dann die hellenischen Pflanzstädte hineingezogen (Vasenfragmente korinthischen Styls auf der Roseninsel im Starnbergersee, die archaisch-griechische Hydria von Grächwyl, die gerippten Cisten von Hallstatt u. s. w.). In beiden Perioden ahmte das nordische Handwerk Vorbilder nach, welche aus dem höher civilisirten Süden importirt worden waren, und diese Reproductionen sind deshalb zum Theil zahlreicher erhalten als ihre Vorbilder, weil im Mittelmeergebiet die Culturphasen rascher aufeinanderfolgten und ihre Typen nur kurze Zeit im Gebrauche blieben, während sich im mittleren Europa die einmal angenommenen Formen der Waffen, Geräthe etc. längere Zeit erhielten. So dürfen wir selbst gewisse archaische Typen, deren Vorbilder im Süden nicht mehr nachweisbar sind, ohneweiters als Ergänzung des südeuropäischen Denkmälervorrathes verwenden.

In diesem weiten Bereich ist es nun eine Reihe von Fundgruppen, welcher wir das gegenwärtig zugängliche Material verdanken. Die Funde von Hissarlik fallen vor das homerische Zeitalter und reichen in eine Epoche hinauf, in welcher das nordwestliche Kleinasien von semitisch-orientalischen Einflüssen nur ganz oberflächlich berührt war. Nach den allerdings unsicheren Schlüssen, die sich aus ägyptischen Wandgemälden ziehen lassen, dürften sie beträchtliche Zeit vor das 14. Jahrhundert zu setzen sein, in welchem die Tekri (Teukrer) schon eine ungleich vorgeschrittenere Civilisation besassen. Später, aber noch immer in die vorhomerische Zeit, fallen die auf Thera, dann in Jalysos und Kameiros auf Rhodos entdeckten Ueberreste, sowie die Burggräber von Mykenae. Die Cultur, welche im Zeitalter jener Bestattungen auf Mykenae geherrscht hat, ist von der im Epos geschilderten in den Hauptzügen durchaus verschieden (dort Beisetzung ganzer u. zw. mumificirter Leichen, hier Leichenverbrennung), und erscheint im Ganzen ungleich üppiger und prunkvoller als diese (gerade die prächtigsten Grabfundstücke finden in den Beschreibungen des Epos keine Analogie), was jedoch nicht so sehr das Resultat selbstständiger Entwicklung als fremder Einflüsse war. Nach ihren Burggräbern erscheinen die Mykenäer recht eigentlich als Orientalen, wogegen im homerischen Zeitalter eine Abnahme des fremden Elementes, welches, soweit es ethnischer Natur, bereits ausgeschieden oder assimilirt war, unverkennbar ist. Um so viel, als die homerische Cultur massvoller und einfacher ist als die mykenische, nähert sie sich der hellenischen oder classischen und erscheint dadurch als eine jüngere Entwicklungsstufe.

Während die homerischen Griechen den Mykenäern in mancher Beziehung überlegen sind (Besitz der Fibula, eiserner Gegenstände, keine steinernen Pfeilspitzen), scheint die Entwicklung in mancher andern Hinsicht (Bearbeitung des Steines zu Bauten und Sculpturen) durch die dorische Wanderung unterbrochen worden zu sein. Die Dorier standen auf einer primitiven Culturstufe, und die Folge ihres Einbruches war, dass in dem durch mehrere Generationen andauernden Kriegszustande die engen Beziehungen zum Morgenlande, auf denen die peloponnesische Cultur beruhte, abgebrochen wurden. Andere Störungen verursachte die griechische Colonisation. Die auf den Inseln des ägäischen Meeres ansässigen Phönikier wurden vertrieben oder assimilirt, jedenfalls hörten sie auf, Herren der von Asien nach Griechenland führenden Verkehrswege zu sein. Diese Beschränkung führte zu einer Reduction des orientalischen Einflusses sowohl im Mntterlande, als in den Colonien, wo es zudem Anfangs mehr auf das Nothwendige und Nützliche, als auf Luxus und Ausschmückung des Lebens ankam. Damit hängt auch der Rückschritt im Steinbau zusammen, da die rasche Befestigung einer neuen Ansiedlung nicht auf so schwierige und langwierige Weise hergestellt werden konnte, wie früher in Tiryns und Mykenae. Man schützte sich im homerischen Zeitalter durch Erdwerke und Pallisaden, die man, wenn sich die Verhältnisse friedlicher gestalteten, verfallen liess, wenn Gefahr drohte, jedoch rasch erneuerte. Ein steinerner Mauerring galt noch um die Mitte des 6. Jahrhunderts als eine ungewöhnliche Leistung.

Während so die mykenischen Gräber, obwohl viel jünger als die altersgrauen Reste von Hissarlik, noch immer vor das 10. Jahrhundert, in welchem der Abschluss der dorischen Eroberungen im Peloponnes erfolgte, fallen, gehören die vom athenischen Dipylon stammenden und ihnen verwandten Vasen einer jüngeren Epoche als das Epos an. Ihre figürlichen Darstellungen zeigen einerseits manche Berührung mit den epischen Schilderungen, andrerseits in der Ausrüstung der Schiffe zu Kriegszwecken einen Fortschritt, der auf eine jüngere Zeit (das 8. Jahrhundert) und auf Phönikien als Ausgangspunkt hinweist, wie sich denn auch in der weiten, von einem oder wenigen Fabriksorten ausgehenden Verbreitung dieser Vasen ein Fortschritt gegen die homerische Epoche erkennen lässt.

Die Fortsetzung dieser Fundgruppen findet sich im Westen der griechischen Welt, in Italien. In den Pfahldörfern der Poebene zeigt sich das älteste Culturstadium, welches die Italiker auf ihrer Halbinsel durchgemacht haben. Aexte und Pfeilspitzen aus Stein, gegossene, nicht geschmiedete Bronze, Unkenntniss des Eisens und gewisser, späterhin stark hervortretender Typen (Fibeln, Arm- und Halsringe, Gürtelschnallen und Beschläge) kennzeichnen diese Stufe, auf welche eine andere folgt, in der die Steinmanufactur aufhört, die Schmiedung der Bronze wie auch des Eisens beginnt und die Zahl der Schmucksachen eine erhebliche Steigerung erfährt. In diesem Stadium haben die Italiker (und später die Etrusker) den Appennin überschritten, wie die hieher gehörigen Fundcomplexe von Villanova, Chiusi, Tarquinii, La Tolfa und Alba Longa beweisen. Merkwürdigerweise finden sich nun in dieser Schicht viele mit griechischen Fundstücken auffallend über-

einstimmende Gegenstände, welche zur Annahme nöthigen, dass bereits damals ein Verkehr zwischen den beiden classischen Halbinseln stattgefunden hat und Culturformen aus der östlichen in die westliche eingeführt wurden. Bei der Erklärung dieser Thatsache kommt der allerdings schon durch die Odyssee bezeugte, aber noch gänzlich regellose und unstete Verkehr zur See, sowie der Einfluss durch die grossgriechischen Colonien nicht in Betracht; dagegen erscheint es nach mythischer und historischer Ueberlieferung glaublich, dass die vorhellenische Verbindung zwischen den beiden Halbinseln auf dem Landwege um den istrischen Meerbusen herum stattfand. Die von den Sprachforschern constatirte græco-italische Epoche war nach Helbig keine andere als die, während welcher die Vorväter der Griechen im Nordwesten der Balkanhalbinsel, wo wir Dodona als ihren ältesten Mittelpunkt kennen, die der Italiker im benachbarten Theile der Appenninhalbinsel wohnten und beide Völker auf dem Landwege miteinander verkehrten. Eine vollkommen sichere Bestätigung oder Widerlegung dieser Ansicht lässt sich allerdings erst von der archäologischen Durchforschung des nordwestlichen Theiles der Balkanhalbinsel erwarten, einem Ziele, von dem wir leider noch ziemlich weit entfernt sind. Jedenfalls fehlt es nicht an Spuren, welche darauf hindeuten, dass zum Mindesten die Westgriechen ein Stadium durchmachten, welches ungefähr demjenigen entspricht, das in Italien auf die Pfahldörfer folgte. Da die Civilisation im Mittelmeergebiet von Ost nach West vorwärts ging, versteht es sich, dass die Fortschritte zuerst auf der Balkanhalbinsel und von hier aus in Italien Eingang fanden. Der Zusammenhang zwischen den Ahnen der Hellenen und denen der Italiker wurde gelöst, als in Folge von Völkerbewegungen, die im mittleren Europa stattfanden, die illyrischen Veneter und die Etrusker in Italien einfielen. Näheres, namentlich Chronologisches über dieses ungemein weittragende Ereigniss will Helbig in einem weiteren Bande seiner „Beiträge“ vorbringen.

Nachdem die Italiker und die Etrusker an die Gestade des Mittelmeeres gelangt waren, eigneten sie sich durch den Verkehr mit den Phönikiern oder Karthagern und mit den Griechen allmälig einen höheren Culturgrad an. Die Cultur, welche die Hellenen mitbrachten, als sie die ersten Niederlassungen an der sicilischen und campanischen Küste gründeten (unserer Anschauung durch einige wichtige Ausgrabungen, namentlich in den Nekropolen von Kyme und Syrakus, zugänglich), repräsentirt ein unmittelbar auf das homerische folgendes Stadium und charakterisirt sich namentlich durch grosse Massen von Thongefässen mit bräunlichem oder röthlichem Streifenornament — seltener laufenden Vierfüsslern — auf gelbem Grunde und durch die unclassische Neigung für Bernstein- und Glasschmuck. Spärlicher finden sich Vasen korinthischen Styls; besonders merkwürdig als eines der ältesten Zeugnisse griechischer Metalltechnik ist hier eine bronzene Amphora, deren Henkel einen zwei Löwen fassenden Mann darstellt. Als obere Zeitgrenze für diese Funde hat das Gründungsjahr von Syrakus (734) zu gelten. In diese Epoche gehört auch ein Grab bei Caere und die verwandten bei Praeneste, ersteres namentlich durch drei mit etruskischen Inschriften versehene Silberschalen, welche wieder zur Festsetzung einer oberen Zeitgrenze dienen. Da nämlich die Etrusker wie die Latiner das Alphabet von den jonischen Chalkidiern empfingen, so fallen Gräber, in denen Gegenstände mit etruskischer Inschrift vorkommen, selbstverständlich nach der Gründung der ersten jonischen Niederlassungen im Westen, also nach den Dreissigerjahren des 8. Jahrhunderts. Zudem ist klar, dass die Einführung des Alphabets in Etrurien erst das Resultat eines länger dauernden Verkehres sein konnte, und dass namentlich geraume Zeit verstrich, bis die Schrift im privaten Gebrauche Anwendung fand. Die Etrusker begannen erst im zweiten Viertel des 7. Jahrhunderts ihre Zeitrechnung schriftlich zu fixiren; demnach dürfte der Cäretaner Fund einer späteren Zeit angehören und fällt kaum vor den Anfang des 6. Jahrhunderts, was auch durch die jüngsten Ausgrabungen von Tarquinii und Vulci bestätigt wird. Die culturelle Situation, welche aus dem Cäretaner Grabe erhellt, entspricht genau der politischen, welche Herodot in der Schilderung der Schlacht bei Alalia vor Augen hat. Dort standen die Etrusker mit den Karthagern verbündet gegen die Griechen, unmittelbar darauf zogen sie aber doch wieder das delphische Orakel zu Rathe; sie müssen also in derselben Epoche nicht nur mit den Phönikiern, sondern auch mit den Griechen einen regen Verkehr unterhalten haben.

Schon aus diesem knappgehaltenen Excerpt wird der Leser ersehen, wie reichen Inhaltes der den Quellen gewidmete Theil des Werkes ist. Auf dieser breiten Basis erhebt sich ein systematisches Gebäude der homerischen Realien, das wir bei seiner gründlichen Detailbehandlung nur in den allgemeinsten Umrissen nachzeichnen können. Zunächst etwas von den Bauwerken der homerischen Griechen. Obwohl man es verstand, den Stein zu Waschplätzen, Mühlsteinen, Disken, Grabstelen und Bänken für Könige und Geronten zu behauen und zu glätten, scheint es doch, dass man sich desselben als Baumaterial verhältnissmässig selten bediente und der Holzbau weitaus gebräuchlicher war. Namentlich fehlt es an jedem Hinweis, dass man Stadtmauern aus behauenen Steinen aufgeführt habe. Das Schiffslager der Griechen vor Ilios war von einem Graben, einer Pallisadenreihe und einem Wall umgeben, die Thürme aus Holz, so dass Sanpedon mit blosser Hand eine Brustwehr herabreissen konnte. Als primitive Erd- und Holzwerke dachte man sich auch die berühmten Mauern Trojas, und ebenso war die Stadtmauer auf Scheria construirt, obwohl der Dichter hier, auf der fabelhaften Insel, gewiss nicht mit einer steinernen gespart hätte, wenn ihm derlei von anderswoher bekannt gewesen wäre. Frei erfunden ist für die Insel des Aeolos die eherne Mauer, ein Bild, das von alten Schriftstellern vielfach als Inbegriff aller Festigkeit gebraucht wird. Eine dunkle Kunde von orientalischer Mauerdecoration, wie sie z. B. in der medischen Hauptstadt Egbatana vorlag, mag dabei mitgewirkt haben. Uebrigens waren im homerischen Zeitalter keineswegs alle Städte befestigt; Ithaka, Pylas und Sparta erscheinen als offene Städte, wenigstens wird beim Eintritt in dieselben keines Mauerringes gedacht. Ebensowenig ist von figürlicher oder ornamentaler Steinsculptur, wie sie den Mykenäern bekannt war, im Epos die Rede. Die decorative Behandlung der Steinoberfläche scheint nicht über eine Art Politur hinausgegangen zu sein. Auf dem Markte der Phäaken befand sich ein Pflaster aus unbehauenen Steinen, was den Strassenbau der homerischen Griechen nicht eben in einem glänzenden Licht erscheinen lässt.

Im Inneren des Hauses war der Fussboden weder mit Dielen noch mit Steinplatten belegt, sondern bestand einfach

aus gestampfter Erde, die bei gewissen Verrichtungen ohneweiters aufgerissen und dann wieder geglättet wurde. Mit dem goldenen Fussboden im Hause des Zeus verhält es sich ebenso, wie mit der ehernen Mauer des Aeolos: der Dichter kannte einen solchen nur aus Gerüchten, welche über den Luxus orientalischer Prachtbauten nach Jonien gelangt waren. Decken und Wände der Gemächer haben wir uns aus Holz oder wenigstens mit einem hölzernen Getäfel überzogen zu denken, da weder der Stuckbewurf, noch die orientalische Sitte des Teppichbehanges üblich war. Eine Art Politur dieses Holzes gab den Dichtern das Recht, von „schimmernden" Wänden und Thüren zu sprechen. Allein, wenn auf den in jenen Zimmern stehenden Herden täglich gebraten und gekocht wurde und für den Abzug des Rauches so schlecht gesorgt war, dass z. B. im Hause des Odysseus die Waffen darunter litten, wenn ferner die Säle beim Anbruch der Dunkelheit mit Kienholz erleuchtet wurden, so darf man sich von dem Glanze jener Intérieurs keine allzu günstige Vorstellung machen. Zu den im Inneren des Hauses sich abspielenden Scenen haben wir uns demnach einen Hintergrund von stumpfen und dunklen Tönen zu denken.

Die Incrustation einzelner architektonischer Bestandtheile oder ganzer Wände mit Metall scheint den Dichtern der Ilias mehr vom Hörensagen als durch eigene Anschauung bekannt gewesen zu sein. Wenn aber im Hause des Alkinoos die Wände mit Bronze, der Sims mit „Kyanos", die Thüren mit Gold, die Schwellen wieder mit Bronze und die Pfosten mit Silber verkleidet sind, so muss der Dichter dieser klaren und ausführlichen Schilderung ähnlich verzierte Innenräume zu bewundern und zu studiren Gelegenheit gehabt haben. Bei Menelaos strahlt das Gemach von Erz, Gold, Elektros, Silber und Elfenbein. Der echte „Kyanos" (ägypt. χέσβετ) ist Lasurstein aus der Tartarei, von wo er über Parthien und Medien nach Babylon und den Küsten des Mittelmeeres gelangte; der unechte, den auch die ägyptischen Inschriften kennen, war ein mit Kupfererzen oder Kobalt blau gefärbter Glasfluss, aus welchem die Aegypter Figuren, Schmucksachen u. dergl. fertigten. Auch benützte man ihn zu fayenceartigem Ueberzug von Thon oder Stein und nannte sogar die blau emaillirten oder glasirten Ziegel, mit denen man die Wände verkleidete, kurzweg χέσβετ oder κύανος. Aus blauem Glasfluss oder Smalt ist denn auch der Sims im Hause des Alkinoos zu denken. Verschieden gestaltete und ornamentirte, durchlöcherte Platten aus blauem oder grünlichem Smalt sind in mykenischen und verwandten Gräbern nichts Seltenes und dürften dort etwa den friesartigen Besatz von Sarkophagen oder Kisten gebildet haben. Ganz jüngst ist nun auch in Tiryns der wirkliche Innenfries eines Herrscherhauses gefunden worden, der wenigstens theilweise aus blauem Glasfluss besteht. Elektros (ὁ ἤλεκτρος, nicht τὸ ἤλεκτρον, der Bernstein), womit im Palaste des Menelaos ein Theil der Wände überzogen war, ist das bekannte Silbergold. Doch bleibt immerhin die Möglichkeit, dass auch Bernstein in kleinen Stücken zur Wanddecoration verwendet wurde, ähnlich wie es auf einem in Präneste gefundenen Brustschilde der Fall ist.

Dieses ganze Incrustationsverfahren ist in Mesopotamien entstanden, hat sich von dort nach dem Westen verbreitet und war, wie die Schatzhäuser des Atreus, des Minyas u. a. literarisch bezeugte Bauwerke lehren, in Ostgriechenland schon vor der dorischen Wanderung nicht selten. Helbig widmet denselben einen der gründlichen am Schlusse des Buches angehängten Excurse. Es hängt mit dem Rückschritte, welchen der Einbruch der Dorier im griechischen Wohlstand hervorrief, zusammen, wenn diese Decorationsweise den Dichtern der Ilias nur wenig geläufig ist; zur Entstehungszeit des Odyssee scheint sich der Wohlstand bereits wieder soweit gehoben zu haben, dass die Dichter Gelegenheit hatten, ihre Phantasie durch eigene Anschauung prunkvoller Räume zu inspiriren. Dagegen war die Kunst, hölzerne und lederne Gegenstände verschiedenster Art mit Metallblechen zu überziehen, schon zur Zeit des Ilias wohlbekannt und viel angewendet. Stäbe, Spindeln, Spulen, Speisekörbe und Sessel, die als „golden", Kästen, Spinnkörbe und Tische, die als „silbern" bezeichnet werden, bestanden in Wirklichkeit wohl nicht aus solidem Edelmetall, sondern waren mit dünnen Blechen überzogen; desgleichen Streitwagen, Schilde, Zügel, Schwertriemen, Gürtel, Sandalen, Schildträger. Namentlich Dodona und Olympia haben in neuester Zeit so viel Material zur näheren Kenntniss dieses Verfahrens geliefert. dass es überflüssig, ja fast unmöglich ist, alle Belege hiefür beizubringen.

Eine sehr naheliegende, aber trotzdem nicht müssige Kritik übt Helbig an der Reinlichkeit des homerischen Hauses, mit der es nicht zum besten bestellt war. Im Hause des Odysseus lagen Kuhfüsse und Rinderfelle, die Ueberreste der kürzlich geschlachteten Thiere, auf dem Boden umher, Rauch und Gestank erfüllte den Raum; aber dies störte die damaligen Griechen so wenig. dass sie vielmehr an dem Geruch verbrannten Fettes Behagen empfanden und darin einen der Vorzüge eines wohlbestellten Hauses erkannten. Ueberdies lag vor dem Hause des Odysseus ein Misthaufen, auf welchem der mit Ungeziefer bedeckte Hund Argos sein letztes Stündchen erwartete. Aehnlich sah es im Palaste des Priamos aus, so dass im homerischen Königshause eine Atmosphäre geherrscht haben muss, welche heute nicht einmal in einem gutgehaltenen Stall geduldet würde.

Wir übergehen die den Streitwagen und Schiffen gewidmeten Capitel, deren Ausführungen sich grösstentheils auf Belege aus den Culturkreisen orientalischer Völker stützen, und wenden uns zur Gewandtracht der homerischen Griechen, die nach Zahl und Benennung, nicht aber nach Styl und Schnitt der Kleidungsstücke mit dem Costüm des classischen Zeitalters übereinstimmt. Vasenbilder und archaische Sculpturen, die der Entstehungszeit des Epos am nächsten liegen, zeigen einen knappen, beinahe tricotartig anliegenden Chiton, sowohl bei Männern als auch bei Frauen, und selbst die mantelartigen Gewänder umhüllen den Körper straff und faltenlos. Der Peplos der homerischen Frauen hatte einen längs der Brustmitte herablaufenden, durch Fibeln geschlossenen Schlitz In italischen Grabstätten aus der Zeit, in welcher das Land seine ersten überseeischen Einflüsse empfing (Tarquinii, Volsinii. Felsina), beobachten wir noch öfters diese Art des Gewandschlusses, wenn auf oder neben dem Brustkorb der Skelette eine grössere Anzahl von Fibeln liegt, welche sich durch ihre Formen als zusammengehörig erweisen. Es scheint, dass diese Heftel, deren classischer Name περόναι ist, auf der einen Seite des Brustschlitzes angenäht waren und auf der andern in eine Reihe von Ringen, wie man sie auf dem Brustkorb einer Leiche in Tarquinii gefunden hat, eingriffen, so dass das Gewand nicht durchstochen zu werden brauchte. Die homerischen Frauen heissen ohne Unterschied der Na-

tionalität „tiefgegürtet", und dieses Adjectiv erklärt sich nach Massgabe ägyptischer und phönikischer wie auch assyrischer und altgriechischer Bildwerke durch den Brauch, das Gewand nicht an der engsten Körperstelle, um die Taille, zu gürten, sondern das Gürtelband auf dem oberen Rande des Hüftknochens ruhen zu lassen, so dass es vorne unweit des Nabels zu liegen kam. Der mit 10 Quasten verzierte Gürtel der Hera ist ein Schmuck asiatischen Ursprungs, den wir aus assyrischen Denkmälern, ferner aus Nachrichten über die persische Königstracht, noch näher aber aus einem cäretaner Grabe kennen lernen. Hier fanden sich ausser 3 nach der Mitte zu konisch anschwellenden langen Cylindern aus Goldblech, die einerseits offen, andererseits mit einer an einer Oese hängenden Goldbommel verziert waren, 16 beiderseits offene Cylinder und 14 hohle Perlen. All diese Gegenstände, an einer oder mehreren Schnuren aufgereiht, ergeben den zweckmässigsten und stylgerechtesten Gürtelschmuck. Eine zu ähnlichem Zweck dienende Quaste hat sich auch in einem mykenischen Grabe gefunden. Wie im Schnitt und Decoration der Kleider, so herrschte auch im complicirten Kopfputz der Weiber, in der Haar- und Barttracht der Männer durchaus ein streng gebundener, durch asiatische Einflüsse bestimmter Styl. Das lange Haar der Männer wallte nicht frei herab, sondern war in einer äusserst künstlichen Frisur geordnet. Wenn der Troer Euphorbos seine Flechten oder Locken in goldenen oder silbernen Haltern zusammengefasst trug, so lässt sich auch diese Mode durch Beobachtungen in etruskischen Gräbern veranschaulichen. Es finden sich nämlich öfters beim Kopfe des Leichnams Spiralen aus Bronze, Silber oder Gold, u. zw. gewöhnlich auf jeder Seite des Unterkinnbackens; ähnliche Spiralen sind auch aus Griechenland (Böotien und Olympia) sowie aus Grabfunden in anderen Ländern bekannt, und die Annahme, dass sie Lockenhalter gewesen, ist durchaus nicht neu. Da sie auf Hissarlik zahlreich vorkommen, ferner in Brandgräbern des Westens, welche vor die Einführung der Bestattung ganzer Leichen und vor den Verkehr Italiens mit den hellenischen Colonien fallen, gehören sie zu den Typen, welche in uralter Zeit auf dem Landweg aus der Balkanhalbinsel nach der Appenninhalbinsel gekommen sind. Auch den Bart behandelten schon die vorhomerischen Griechen in conventioneller Weise. Auf Mykenae wurde er an den Backen halbkreisförmig verschnitten und die Schnurbartspitzen, wahrscheinlich mit Hilfe einer steifenden Pomade, steil emporgerichtet. Das halbmondförmige Rasirmesser, welches bekanntlich schon in der Ilias vorkommt und uns im Original aus Griechenland wie aus Italien (hier aus Schichten, die noch keine Spur von hellenischen Einflüssen zeigen) erhalten ist, benützten die Jonier der homerischen Zeit, um damit den Schnurbart zu entfernen, wie es bei den Aegyptern und Vorderasiaten schon in den frühesten unserer Kenntniss zugänglichen Zeiten üblich war und für Griechenland durch die ältesten bildlichen Denkmäler schlagend bezeugt ist. In das Capitel der Kosmetik gehört auch, dass die homerischen Griechen, wie aus mancherlei Andeutungen hervorgeht, auf eigentliche Körperpflege ebensowenig hielten, wie auf die Reinlichkeit ihrer Wohnungen, womit die vielfach bezeugte, durch orientalische Einflüsse bestimmte Vorliebe für stark riechende Parfüms nur scheinbar contrastirt.

Sowie es einerseits feststeht, dass ein Theil der bei Homer erwähnten und beschriebenen Schmucksachen von den Phönikiern eingeführt wurde, ist ein anderer Theil wohl sicher in den jonischen Städten selbst erzeugt worden. Dafür spricht der klare Begriff, den die Dichter von der Arbeit in Edelmetall, den dabei verwendeten Werkzeugen und Manipulationen bekunden, und namentlich die Anschaulichkeit, mit welcher die Vorbereitungen zur Herstellung des Schildes in der Werkstätte des Hephaistos geschildert werden. Die Formen dieser Luxusgegenstände kennen wir allerdings nicht aus Jonien, wohl aber aus verwandten Fundgebieten. Der Hormos war nicht, wie vielfach angenommen wird, ein den Hals umschliessendes Band, sondern ein Gehänge aus Gold und Bernstein, meist wohl auch aus Bronze, welches vom Nacken über die Brust herabfiel und sich insbesondere auf der Büste entfaltete, woraus sich auch begreift, dass das spätere Hellenenthum einen derartigen, die Formenentwicklung beeinträchtigenden Schmuck verwarf und nur ein schmales, eng an dem Hals anliegendes Band zuliess. Ein Urahn dieses classischen Halsbandes war das Isthmion, wahrscheinlich identisch mit den glatten oder geriefelten Metallreifen, die im Süden wie im Norden Europas zu den ältesten Schmucksachen gehören. Die homerischen Ohrringe (τρίγληνα μορόεντα) lassen sich trefflich durch zwei in Italien nicht seltene Gattungen dieser Zierstücke illustriren, welche mit beerenförmigen, häufig in der Dreizahl auftretenden und wie Augäpfel geformten Knöpfen verziert sind.

„Perone" oder „Porpe" ist, wie schon bemerkt, die Fibel, und zur Illustration jener Form, bei welcher die Nadelspitze offen lag, besitzen wir ja genügendes, im Hinblick auf die üppige Formenentwicklung dieses Liebligskindes alter Erztechnik möchte man beinahe sagen, zu viel Material. Wie sah aber die mit doppelter Hülse versehene Fibel des Odysseus aus? Helbig antwortet darauf mit der Abbildung einer aus zwei losen Theilen bestehenden zusammensteckbaren Fibel, die gegenwärtig durch 5 aus Italien stammende Exemplare vertreten ist. Mit schlagender Evidenz erkennt er in den Halikes die Spiralbroche, wie sie in Griechenland, Italien und Mitteleuropa (besonders Hallstatt) so häufig vorkommt und zu den ältesten Typen der Schmiedetechnik gehört. Sowohl der Name Halix, welcher „Windung" bedeutet, als auch die Beiworte „gekrümmt" und „wohlgekrümmt" passen trefflich auf einen Schmuckgegenstand, bei dessen Herstellung es die Hauptsache war, durch geschickte Biegung des Metalldrahtes zwei oder mehrere Spiralen hervorzubringen.

So ergibt sich von den Gestalten des Epos eine Vorstellung, die sich von der bisher geläufigen wesentlich unterscheidet. „Der moderne Leser, wenn er z. B. die Schilderung liest, wie Helena auf der Stadtmauer zu den troischen Greisen tritt, wird sich diese Scene etwa nach Massgabe des Parthenonfrieses vergegenwärtigen und in der Tracht wie im Schmuck allenthalben ein massvoll freies Princip annehmen. Ein ganz anderes Bild stand dagegen vor der Phantasie des Dichters, der jene wunderbare Schilderung erfand. Priamos und die troischen Greise sind bekleidet mit eng anliegenden Chitonen, der Eine oder Andere vielleicht mit einem künstlich gefältelten linnenen Leibrock, der bis zu den Füssen herabreicht. Straff und faltenlos liegen die rothen oder purpurnen Mäntel um Rücken und Schultern, einige sind mit reichen Mustern, der des Königs etwa mit einer Schlachtdarstellung verziert. Die an der Oberlippe rasirten Gesichter erscheinen unten eingerahmt durch keilförmige Kinnbärte, auf beiden Seiten

durch Flechten, die längs der Wangen herabfallen und vielleicht durch goldene Spiralen gefestigt sind. Ebensowenig entspricht Helena den classischen Vorstellungen: ein bunter, reichgemusterter Peplos, der einen feinen, stark riechenden Parfüm aushaucht, umgibt enganliegend den mächtigen Körper. Auf der Büste glitzern die goldenen Fibulae oder Hefteln, welche den Brustschlitz zusammenhalten. Der von ihnen gebildete Streifen wird durchschnitten von Hormos, an dem der dunkelrothe Bernstein einen scharfen coloristischen Contrast zu den goldenen Bestandtheilen darbietet. Das Haar erscheint künstlich in Flechten disponirt. Der Kopf wird vielleicht überragt von einer hohen steifen Haube, die in der Mitte von einem bunten, wulstigen Bande umgeben ist, während auf der Vorderseite der goldene Ampyx erglänzt. Entweder von der Haube oder unmittelbar von dem Scheitel fällt das Schleiertuch über Schultern und Rücken herab und gibt, aus weissglänzender Leinwand gearbeitet, dem Farbengewimmel und Metallgeglitzer, welches auf der Vorderseite des Peplos herrscht, eine einigermassen ruhige Folie. Allenthalben sieht man die conventionellen Formen und die bunte Farbenpracht des Orients, nirgends die freie Würde und massvolle Harmonie des echten Hellenenthums."

Aus den der Bewaffnung des homerischen Kriegsvolkes gewidmeten Capiteln heben wir nur Einzelheiten heraus. Die μίτρη, ein breiter, mit Erz beschlagener Gürtel, welcher unmittelbar auf dem Leibrock getragen wurde, lässt sich trefflich veranschaulichen durch breite, in der Regel mit geometrischem Ornament verzierte Beschläge aus Bronze, die sich in Griechenland und Italien, wie auch jenseits der Alpen vielfach gefunden haben. Dieses Rüstungsstück, welches in Italien bereits aus vorhellenischen Schichten bekannt ist und in Griechenland bald abgekommen zu sein scheint, müssen wir als die einzige Schutzwehr nordischer Krieger ansehen, da in jenen Gräbern Mitteleuropas, wo es gefunden wurde, die Panzer fehlen.

Der homerische Helm bestand in einer Erzkappe, welche Stirn, Schläfen und Wangen deckte und mit Ausschnitten für die Augen versehen war. Altgriechische, in Olympia gefundene Helme illustriren das Epitheton „dreischichtig", welches dem Helme des Hektor beigelegt wird, indem sie aus drei Bronzeschichten bestehen, einer dicken mittleren und zwei dünneren. Als Sturmband diente ein Riemen, der Helm war so weit, dass er bei heftigen Bewegungen an den Schläfen hin und her schwankte. Viele Stellen beweisen, dass das Visir die Helden unkenntlich machte. Die beweglichen Backenschienen gehören einer späteren Zeit an. Φάλος ist der Bügel, welcher sich über die Mitte der Helmkappe legte, zur Verstärkung derselben und zum Einsetzen des Helmbusches; ἀμφίφαλος, ein Helm mit doppeltem Bügel; es werden auch solche mit vier Bügeln erwähnt. Helme mit doppeltem Bügel besitzen wir aus Olympia (1), Samnium (3), Hallstatt (1) und Watsch (1) und kennen sie zudem aus Vasenbildern. Eine andere Art, den Helmbusch zu befestigen, war die mittelst einer oder zweier Bronzeröhren, die entweder vom Scheitel oder von den Schläfen, in letzterem Falle convergirend, emporstanden. Die φάλαρα des Helmes waren Metallbuckel, die aus der Erzkappe herausgetrieben oder auf derselben aufgenietet waren und ebenso zum Schmuck wie zur Verstärkung dienten. Ein ἀμφίφαλος aus Samnium und eine Sturmhaube aus Etrurien haben auf jeder Seite der Kappe einen solchen Buckel, ein Bronzehelm des Neapeler Museums deren 3 auf der Vorderseite. Zwei sehen wir deutlich auf dem ἀμφίφαλος der in Gurina gefundenen Zinnfigürchen der Athene, welcher Helm auch sonst genau dem citirten, bei Helbig abgebildeten Exemplar aus Samnium entspricht. Φάλαρα sind auch die Bronzescheiben der in St. Margarethen gefundenen und auf dem Certosa-Eimer abgebildeten Schüsselhelme, von welchen Hochstetter gehandelt hat. Es darf aber doch nicht übersehen werden, dass die Helmtypen, an denen wir bisher φάλος und φάλαρα studiren konnten, ganz andere sind, als der von Helbig für die geläufige homerische Form erklärte Helm [1]); und dieser Einwand wird nicht beseitigt, wenn man sagt, dass die erhaltenen Exemplare des homerischen Helmtypus zu Sepulcralzwecken gearbeitet sind und daher nur die wesentlichsten Bestandtheile (Kappe und Schirm), nicht aber die Bügel und Buckel oder die Röhre darstellen.

Von einer ganzen Reihe verschiedener Schildformen, welche uns die ältesten in Griechenland gefundenen Kunstwerke zeigen, kennt Homer nur 2, den mässig grossen kreisrunden, und den mannshohen, ovalen Schild. Dieses Rüstungsstück bestand aus mehreren übereinandergenähten Rindshäuten, deren Aussenseite in der Regel mit Bronze überzogen oder beschlagen war. In der Mitte wurde die Widerstandskraft noch durch den Nabel, eine runde Bronzeplatte, die wir aus mehreren erhaltenen Exemplaren kennen, verstärkt. Der mit 21 Buckeln geschmückte Schild des Achilleus wird illustrirt durch ein Exemplar aus Dänemark, dessen Mitte ein grösserer Nabel einnimmt, während kleinere rund herum auf der Fläche angebracht sind.

Bei den Angriffswaffen lässt sich die Frage nach der Doppelherrschaft des Eisens und der Bronze in den homerischen Liedern nicht ganz umgehen. Schon das Zahlenverhältniss, wonach in der Ilias 179mal von Bronze, 23mal von Eisen, in der Odyssee aber 80mal von ersterer, 25mal von letzterem die Rede ist, zeigt, dass das Eisen in den älteren Theilen des Epos seltener erwähnt wird, als in den jüngeren. Zudem gehört der die Leichenspiele für Patroklos schildernde Gesang, in welchem am häufigsten das Eisen genannt wird, zu den jüngsten Theilen der Ilias; in der Entstehungszeit dieses Gedichtes herrschte sonach ein Verhältniss, wie in der „prima epoca del ferro" der italienischen Paläoethnologen. In der Entstehungszeit der jüngeren Theile des Epos hat die Verwendung des Eisens mindestens eine erhebliche Zunahme erfahren. Auffallend und sehr interessant ist die Bemerkung, dass das Eisen im Epos ungleich öfter als Material von friedlichen Werkzeugen als von Waffen erwähnt wird: Messer, Axen, Ketten, das Geräth von Pflügern und Schäfern liebt man aus Eisen; in den jüngeren Theilen der Odyssee findet sich dagegen bereits das merkwürdige Sprichwort, dass „Eisen den Mann anziehe".

Nachdem der Verfasser aus der grossen Anzahl erhaltener Schwerter, Lanzenspitzen etc. die mit Homer's Andeutungen übereinstimmenden Typen herausgesucht und festgestellt, urtheilt er mit gewohnter Schärfe über das Verhältniss der homerischen Kriegsrüstung zur classischen

[1]) Auf einem Vasenbilde des Wiener Antiken-Cabinets, das ich in der Archäol. Zg. 1877, Tf. 5, S. 21 publicirte und besprach, sehen wir einen nackten Krieger mit kegelförmigem Helm, dessen Rand dicht mit φάλαρα besetzt ist. Statt des Panzers trägt er blos den Gürtel und 2 mit Phalaren besetzte Bänder, die sich über der Brust kreuzen und hier noch durch eine grosse runde Bronzescheibe verstärkt werden.

und zur orientalischen. Nach Allem, was uns Mykenä und verwandte Funde gelehrt, können wir sagen, dass die im Epos geschilderte volle Leibesrüstung von den Griechen erst nach der dorischen Wanderung in Folge des harten Kampfes um's Dasein, den die Auswanderer bei ihren Niederlassungen in der Fremde zu führen hatten, angenommen wurde. Den alten Culturvölkern des Orients ist die Panoplie im Sinne Homer's und der späteren Griechen stets fremd geblieben. wie namentlich verschiedene, bei Herodot überlieferte, anekdotische Züge schlagend bekräftigen. Aristagoras von Milet sucht den Sparterkönig Kleomenes dadurch zum Kampf gegen die Perser zu bestimmen, dass er ihm schildert, wie die letzteren in den Krieg ziehen: mit dem Bogen und kurzen Speeren bewaffnet und nicht gerüstet, sondern mit Mützen und Hosen angethan. Und umgekehrt erhellt der gewaltige Eindruck, den der in bronzener Rüstung starrende Hoplit auf die orientalische Phantasie hervorrief, deutlich aus der Geschichte des Psammetichos, dem vom Orakel die Herrschaft verheissen wird, wenn eherne Männer aus der See aufgestiegen wären. Dieser Spruch erfüllte sich, als schwerbewaffnete Jonier und Karier am saïtischen Gestade landeten und von Psammetichos in Sold genommen wurden. Die Karier galten im Alterthum als die grossen Neuerer auf dem Gebiete des Kriegswesens, welchen die Erfindung der Beinschienen, Schildzeichen, des doppelten Schildbügels, des Schildnabels und des Helmbusches zugeschrieben wird. Wir wissen nicht genau, wie diese Angaben zu nehmen sind; aber Thatsache ist, dass die Karier bis gegen Beginn des 5. Jahrhunderts an den verschiedensten Stellen des Mittelmeergebietes als Landsknechte den Krieg handwerksmässig, theils in fremdem Solde, theils auf eigene Faust, betrieben.

Vergleichen wir ferner die homerische Kriegsrüstung mit der classischen, so fehlt der letzteren namentlich der ovale grosse Schild und was damit zusammenhängt, der Streitwagen. In der kriegerischen Dichtung des Archilochos, Alkäos und Tyrtäos wird der Kampfesart zu Wagen nicht mehr gedacht. Sowie man aber nicht mehr zu Wagen ausrückte, war die Last jenes ungeheuren Schildes unerträglich. Aber nicht nur dadurch ist das Bild des homerischen Kriegers von dem des späteren Hopliten verschieden. Nach Allem, was wir über die Formen der homerischen Rüstungen lesen, staken jene in plumpen Gehäusen, welche nur den Hauptformen des Körpers Rechnung trugen, während späterhin Helm und Panzer die Entwicklung der Leibesformen mit feinen Profilen begleiten.

Von der Form und Aufstellung der Beile beim Bogenwettkampf im Hause des Odysseus erhalten wir keine, jeden ferneren Zweifel ausschliessende Erklärung; sicher ist dagegen die Identificirung des Pempobolon, einer fünfzackigen Fleischopfergabel mit einem Geräthe, das in Italien schon aus sehr alten Schichten bekannt ist. Das bei Homer so oft erwähnte und von den Auslegern so vielfach umstrittene δέπας ἀμφικύπελλον war nach Helbig nichts als ein zweihenkliges Gefäss. Wir halten dies für wahrscheinlich, ohne gerade auf die Synonymität von δ. α. und ἄλεισον an einer Stelle, wo diesem letzteren das Epitheton ἄμφωτον beigelegt wird, allzuviel zu geben. Wichtiger erscheint uns hier die Denkmälerstatistik, nach welcher ein solcher Becher in der mykenischen wie in der nachhomerischen Zeit in Griechenland und Kleinasien das verbreitetste Trinkgefäss war. Aehnlich verhält es sich mit dem berühmten Becher des Nestor. Ueber die Form desselben ist seit alter Zeit ungemein viel debattirt worden, bis die Gegenwart durch ihren erheblich gesteigerten Denkmälervorrath in die Lage kam, auch diese Frage endgiltig zu entscheiden. Wir haben jetzt den mykenischen Goldbecher, der im Wesentlichen sicher die richtige Anschauung gewährt, und etruskische Funde in Erz und Thon beweisen uns, dass die Anbringung der πυθμένες noch in der nachhomerischen Zeit ein beliebtes Motiv der Gefässbildnerei geblieben ist.

Der Kunst des homerischen Zeitalters schreibt Helbig nur eine decorative Bedeutung zu. Sein Buch ist vor dem Erscheinen von Milchhöfer's „Anfänge der Kunst in Griechenland" geschrieben; allein dieser Umstand berührt wohl nur die Form, nicht den Kern der Helbig'schen Darstellung. Er supponirt für das homerische Zeitalter dasselbe Nebeneinander zweier Systeme (des sogenannten geometrischen Styls und der Verwerthung vegetabilischer Ornamente und exotischer und phantastischer Thiergestalten), wie es für die vorhomerische Epoche durch Mykenä und für die nachhomerische durch eine Reihe von bereits früher bekannten Funden bezeugt ist. Daran wird nicht zu zweifeln sein, obwohl die Versuche, den geometrischen Styl in homerischen Schilderungen nachzuweisen, sehr dürftig ausfallen, wie dies ja nicht anders sein kann. Gewagt erscheint nur die Deutung der Adjective ποίκιλος und παμποίκιλος im Sinne des „Geregelt-Bunten", womit Conze den Charakter der geometrischen Decoration bezeichnete. Als Conze diese gewiss zutreffende Bestimmung aufstellte, erschien das „Geometrische" und das „Orientalisirende" noch wie zwei völlig getrennte, nacheinander auftretende Principien. Heute, nach unserem Einblick in den Mikrokosmos von Mykenä, gehen sie wieder ziemlich durcheinander und erheben mindestens den gleichen Anspruch auf jene homerischen Epitheta. Es begründet nur einen scheinbaren Vorrang der geometrischen Decorationsweise, dass sie nichts anderes ist, als „Geregelt-Bunt"; denn wir dürfen den homerischen Sängern nicht zumuthen, dass sie sich auf eine streng wissenschaftliche Definition einliessen. Helbig zeigt ferner, dass wir im Stande sind, die im Epos erwähnten figuralen Darstellungen mit Beispielen aus der Wirklichkeit wenigstens annähernd zu belegen. Die goldenen Mägde des Hephaistos, die goldenen und silbernen Hunde des Alkinoos rückt er dagegen zu sehr in eine mythische Sphäre und lässt nur hinsichtlich der Fackelträger, die im Hause des Alkinoos auf wohlgebauten Basen standen, die Annahme zu, dass derartige Bildwerke oder wenigstens Nachrichten darüber, in die jonischen Städte gelangt seien. Wenn sich die Griechen den Hephaistos als Bildner lebensgrosser menschlicher und thierischer Rundfiguren dachten, warum soll man ihnen nicht wenigstens die Vorstellung von solchen Arbeiten zugestehen? Gerade die Fruchtbarkeit der jüngsten Entdeckungen für philologische Sacherklärung sollte uns davor warnen, heute schon jede Einzelheit bei Homer entweder mit einem analogen Fundstück illustriren oder aber in das Bereich dichterischer Phantasie verweisen zu wollen. Oder dürfen wir uns nicht hier wenigstens daran erinnern, dass ja gerade im Entstehungsbereich des jonischen Epos noch sehr viel ungehobene Schätze der Entdeckung harren?

Dem Schilde des Achilleus widmet Helbig einen besonderen Abschnitt, dessen Resultate er in folgenden Sätzen zusammenfasst: „Der Schild als Ganzes ist ein Gebilde der

poetischen Phantasie; dagegen sind die Beschreibungen der einzelnen Scenen vielfach durch bildliche Darstellungen bestimmt. Man hat diese Darstellungen vorwiegend auf den von den Phönikiern importirten Metallgefässen oder auf griechischen Nachahmungen der letzteren anzunehmen. Doch war, wie es scheint, daneben auch die Erinnerung an griechische Bildwerke wirksam, in denen der nationale Geist bereits einen individuellen Ausdruck gewonnen hatte. Was die Anordnung der Decoration betrifft, so ist es gewiss, dass das kosmische Mittelbild und der den Rand umgebende Okeanos fast localisirt vor der Phantasie des Dichters standen, wogegen es ungewiss bleibt, inwieweit er eine klare Vorstellung von der Disposition der Scenen hatte, welche er zwischen jenen beiden Darstellungen beschreibt. Der Gedanke des Dichters, sich die Welt und das Menschenleben in einem umfangreichen, in sich abgeschlossenen Bildercyklus geschildert vorzustellen, ist eines grossen Künstlers würdig. Durch die treffend gewählten Scenen wird gewissermassen der Mikrokosmos der damaligen jonischen Welt vergegenwärtigt.... Somit ist die Beschreibung des Schildes ein glänzendes Denkmal der künstlerischen Begabung des Dichters ... aber weder der Dichter, noch irgend einer seiner Zeitgenossen war im Stande, einer derartigen Conception eine plastische Form zu geben. Vielmehr bedurfte es noch der Arbeit mehrerer Menschenalter, bis die griechische Kunst die hiefür erforderlichen Mittel erwarb."

Wenn wir oben für die Möglichkeit, dass sich die epischen Dichter an wirklichen Erzeugnissen der grossen Plastik, die wir uns von fremder Hand ausgeführt und so fremdartig als möglich denken wollen, inspirirten, gegen Helbig's Negation wenigstens auf die Zulassung eines gewissen Spielraums plaidirt haben, so stimmen wir ihm dagegen völlig bei, wo er von der Seltenheit des vom Tempel umschlossenen Cultbildes im homerischen Zeitalter spricht. Man betete und opferte in Hainen, die entweder eingefriedet oder offen waren und als einziges Werk von Menschenhand einen Altar und die ringsumher aufgehängten oder niedergelegten Weihgeschenke enthielt, wofür namentlich die Ausgrabungen in Olympia interessante Aufschlüsse ergaben. Die Verehrung von in Tempeln aufgestellten Götterbildern entstand erst in späterer Zeit, wahrscheinlich durch orientalische Einflüsse, wie denn eine solche Culturform bei den Aegyptern, Chaldäern und Phönikiern in das höchste Alterthum hinaufreicht und die ältesten, in Griechenland befindlichen Tempel ausdrücklich als orientalische Gründungen bezeichnet werden. Demnach fragt es sich, ob nicht auch die ältesten anthropomorphischen Idole in Griechenland Werke fremder Hand gewesen sind. An zahlreichen Beispielen sehen wir, wie die Griechen nach der Besiedelung Kleinasiens semitische Gottheiten von der älteren Bevölkerung gleichsam übernahmen und unter neuen Bezeichnungen weiter verehrten, wobei das von Alters her vorhandene Götterbild wahrscheinlich beibehalten wurde. Der Dichter erwähnt zwar kein anderes Idol, als das Sitzbild der troischen Athene, aber wir dürfen ein solches überall voraussetzen, wo ein Tempel als Wohnhaus der Gottheit bestand. Ueberblicken wir die hierauf bezüglichen Angaben, so zeigt sich, dass der ältere, bild- und tempellose, und der jüngere, in Tempeln stattfindende Gottesdienst neben einander hergingen, doch in der Weise, dass der erstere ungleich verbreiteter war. War aber die Zahl der Tempel eine relativ geringe, und erwägt man für einige derselben noch die Möglichkeit, dass sie kein Idol, sondern nur ein primitives Cultsymbol enthielten, so ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, dass damals nur wenige Götterbilder in Griechenland existirten, und es muss zweifelhaft bleiben, ob sich die Griechen schon damals mit der Herstellung von Idolen befassten. Wir wissen auch sonst, dass die hellenische Plastik nicht weit über den Anfang des 6. Jahrhunderts hinaufreicht, und damit stimmt schliesslich das Verhältniss, welches in der ganzen griechischen Entwicklung zwischen Poesie und Bildkunst in der Weise obwaltet, dass die letztere den von ersterer gegebenen Anregungen stets erst nach geraumer Zeit zu folgen vermag.

Uebersehen wir nunmehr das Gesammtresultat der so ungemein ergiebigen Untersuchungen Helbig's, so stellt sich das homerische Zeitalter dar als eine Uebergangsepoche, in der die verschiedensten Richtungen unvermittelt neben einander hergehen: Ausläufer eines barbarischen Zustandes (Unreinlichkeit des Hauses und des Körpers, primitive Kost, Unkenntniss des Mauerbaues aus Stein) und das Eindringen vielfacher Verfeinerungen durch den Einfluss der überlegenen Civilisation des Ostens (Kleidung, Schmuck, Haar- und Barttracht, Gebrauch kostbarer Stoffe und stark riechender Parfüms, starker Import orientalischer Luxuswaaren). Das Kriegswesen erscheint ebenso einerseits durch orientalische Einflüsse bestimmt (Streitwagen); andrerseits haben die Jonier bereits den Weg einer Sonderentwicklung eingeschlagen durch die Annahme jener Panoplie, die, soweit unsere Kenntniss reicht, die einzige wichtige Erscheinung ist, durch welche die Griechen rein äusserlich in entschiedenen Gegensatz zu den orientalischen Völkern traten. Dagegen erscheint die eigenthümliche hellenische Richtung auf rein geistigem Gebiete in der Auffassung, Empfindung und Denkungsart beinahe in jeder Hinsicht vollständig entwickelt. Die Abneigung gegen alles Planlose, die glühende Begeisterung für physische Schönheit (Helena, Bewunderung männlicher Schönheit auch an Greisen und Todten) sind echte Grundzüge der hellenischen oder classischen Sinnesweise. Wenn die Achäer an den von Achill getödteten Hektor herantreten und über die Schönheit des nackt daliegenden Leichnams staunen, bekunden sie bereits dasselbe ästhetische Gefühl, wie mehrere Jahrhunderte später die athenischen Landwehrmänner bei Platää angesichts des gefallenen persischen Reitergenerals Masistios. Auch die epische Schilderung offenbart beinahe allenthalben einen echt hellenischen Geist; sie ist, mit wenigen durch orientalische Einflüsse bedingten Ausnahmen, massvoll, scharf und plastisch, also classisch im höchsten Sinne des Wortes. Keine andere Volkspoesie hat in dem gleichen Grade wie das homerische Epos der bildenden Kunst vorgearbeitet; ja wir begegnen sogar Spuren einer kunstmythologischen Abwandelung (Helena in der Ilias und in der Odyssee). Aber die damaligen Griechen waren noch nicht fähig, den künstlerischen Ideen in Thon, Metall oder Stein entsprechende Form zu geben. Erst Phidias verkörperte die Machtfülle des Zeus, welche in jenen berühmten Versen so anschaulich geschildert wird und eine charaktervolle Hässlichkeit oder landschaftliche Hintergründe, wie sie das Epos nebenher zeichnet, finden in der Kunst erst viel später, in der hellenistischen Zeit, eine congeniale Vertretung.

Dr. Moriz Hoernes.

24.

Meyer, Dr. Adolf Bernhard. Gurina im Obergailthal (Kärnten). Ergebnisse der im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien im Jahre 1884 vorgenommenen Ausgrabungen. Eine Vorstudie zu weiterer Localforschung. Mit 14 Tafeln in Lichtdruck. Dresden 1885, gr. 4.

In diesem Werke liegt nunmehr der Bericht über die auf Kosten unserer Gesellschaft von Herrn Hofrath Dr. A. B. Meyer ausgeführte erste Nachgrabung in Gurina vor, nachdem wir denselben während des ganzen Sommers vergeblich erwartet hatten, um die uns versprochenen Anhaltspunkte für die Fortsetzung der Grabungen zu bekommen. Wenn nun auch diese Fortsetzung ohne den erwünschten Behelfen geschehen musste, so ist uns der verspätete Bericht doch sehr willkommen. Er ist zu einer ausserordentlich eingehenden und (wie wir dies bei Hofrath Meyer's Publicationen nachgerade gewohnt sind) in jeder Weise und besonders bezüglich der Abbildungen luxuriös ausgestatteten Arbeit geworden, welche nicht nur die von Herrn Hofrath Meyer gemachte Ausbeute, sondern auch die früheren Funde von Gurina und Umgebung in allen Beziehungen berücksichtigt. Das Hauptgewicht dieser Arbeit liegt daher nicht in dem Fundberichte selbst (welcher übrigens manche unzutreffende Angaben, auf welche ich an anderer Stelle zurückkommen werde, enthält), sondern in den Fundbeschreibungen und anderweitigen Beiträgen, welche meist von besonderen Fachmännern geliefert wurden. So sind an dem Buche z. B. Director Erbstein (für die Münzen), Tischler (mit einer ausgezeichneten Bearbeitung der Fibeln), Pauli in Leipzig (für die Inschriften), Undset, Furtwängler, Bärwald und viele andere Fachgelehrte betheiligt. Doch gerade durch diese Theilung der wissenschaftlichen Arbeit, welcher wir einerseits die werthvollsten Capitel des Buches verdanken, ergab sich anderseits eine Verschiedenheit der Theilresultate, zu deren Bewältigung — so weit sie im Rahmen des jetzt vorhandenen Materiales überhaupt möglich ist — wieder ein Fachmann oder wenigstens ein Ideenaustausch unter den einzelnen Gewährsmännern selbst nothwendig gewesen wäre. So wird z. B. die Dauer des Bestandes von Gurina nach Erbstein's Bestimmung der keltischen und römischen Münzen vom vierten oder dritten Jahrhundert vor bis zum vierten Jahrh. n. Chr. anberaumt, während Tischler in der Hallstätter Spiralenfibel und der Bogenfibel bereits die ältere Hallstätter Periode nachweist; so sind die gesammten in und bei Gurina gefundenen „nordetruskischen" Inschriften nach Pauli nicht älter als ca. 200 v. Chr., während doch die keltischen Münzen schon in's vierte Jahrh. v. Chr. reichen u. s. w. Die in solchen nicht weiter ventilirten Widersprüchen sich ausdrückende Unzulänglichkeit ist Herrn Hofrath Meyer sicherlich selbst nicht entgangen. Eine weitere Klärung der einen oder anderen schwebenden Frage ist wohl, wie Meyer selbst betont, von den weiteren Ausgrabungen und wohl auch von einer vielleicht weniger breiten, dafür aber tiefer eindringenden Bearbeitung der Gesammtfunde zu erwarten. Dabei wird sich auch die Gelegenheit ergeben, auf die einzelnen, zum Theil — wie bereits erwähnt — hoch schätzbaren Capitel dieses Buches näher einzugehen.

An dieser Stelle soll nur noch einer an und für sich ziemlich bedeutungslosen Aeusserung des Autors gedacht werden. Er sagt (pag. 9 unten): „... Gewiss überschreitet die Lösung der allein in diesem Theile von Kärnten sich bietenden prähistorischen Aufgaben die Kräfte des historischen Vereins in Klagenfurt, und wenn die Landesregierung hier nicht in ausgiebiger Weise Hilfe schafft, so ist dieses Sache der Staatsregierung oder jener Centralstellen in Wien, welche sich die Landesdurchforschung zur Pflicht gemacht haben. So wichtige Fundstätten, wie in Gurina eine vorliegt, ungenutzt lassen in unserer schnelllebigen Zeit, ist fast so bedenklich, wie ungerührt zusehen, wenn sie, wofür die Beispiele vorliegen, von unkundiger Hand auf immer zerstört werden, ohne dass die Wissenschaft dabei zu ihrem Rechte gekommen. Möchten die massgebenden Factoren dieses wohl in Ueberlegung ziehen, nicht etwa nur in dem ihnen naheliegenden patriotischen Interesse, sondern ebenso sehr in demjenigen der Wissenschaft, welches Alle gleichmässig angeht." Und er schliesst die Arbeit (p. 99) „in der sicheren Ueberzeugung, dass die von mir inaugurirten systematischen Ausgrabungen in Gurina bald kräftig und erfolgreich fortgesetzt werden". Dieser warme, dringende Appell an alle möglichen Instanzen kann im Leser keine andere Vorstellung wachrufen als die, dass sich bis zum Erscheinen dieses Buches (im Herbste 1885) weder die Anthropologische Gesellschaft, in derem Auftrage und auf deren Kosten die ersten Ausgrabungen geschahen, noch die apostrophirten kärntnerischen Landes- und österreichischen Staats-Anstalten etc. zu einer Fortsetzung der Ausgrabungen auf der Gurina bewegen liessen. Dem gegenüber ist es hier wohl am Platze, mitzutheilen, dass sich der Referent unmittelbar nach Abschluss der Grabungen Hofrath Meyer's, Ende August 1884, im Auftrage unserer Gesellschaft nach Gurina begab, um die systematische Fortsetzung dieser Grabungen durch Verträge mit den Grundbesitzern zu sichern. Diese auf 5 Jahre reichenden Verträge wurden auch am 4. September 1884 abgeschlossen. Als eine specielle — Sonderbarkeit muss aber noch die Thatsache angeführt werden, dass dies Alles im vollsten Einvernehmen mit Herrn Hofrath Meyer geschah, ja dass er selbst einen Entwurf zu den obenerwähnten Verträgen ausgearbeitet hatte, mit dem „dringenden Rathe", ihm „die Vermittlung zu übertragen" und „der Vertrag muss wörtlich so lauten wie der Entwurf". Diesem Wunsche konnte freilich von uns nicht entsprochen werden, doch hatte Herr Hofrath Meyer über alle Details authentische Berichte und wusste auch bestimmt, dass die Grabungen im Jahre 1885 mit grösseren Mitteln fortgesetzt werden sollten und trotz der von ihm zwar versprochenen, aber mehrmals hinausgeschobenen und endlich gänzlich unterlassenen Einsendung des uns schuldigen Berichtes auch fortgesetzt worden sind. Nach alledem kann dem obcitirten Appell nicht leicht ein anderer Zweck zugeschrieben werden, als der, Jemandem Sand in die Augen zu streuen. — Wem? **J. Szombathy.**

25.

A. B. Meyer. Das Gräberfeld von Hallstatt. Anlässlich eines Besuches daselbst. Mit 3 Lichtdrucktafeln. Dresden, 1885. 4°.

Die vorliegende Abhandlung hat ein Verdienst, und das ist die Zusammenstellung der wichtigsten auf die Hallstätter

Gräberfunde Bezug habenden Angaben. Wissenschaftliche Ergebnisse dagegen sucht man in dem luxuriös ausgestatteten Hefte vergebens. Das, was dafür ausgegeben werden könnte, nämlich die versuchte Berechnung der Zeitdauer der Hallstätter Culturblüthe, beruht auf so unsicheren Voraussetzungen, dass es als eine müssige Spielerei bezeichnet werden muss. Herr Hofrath Meyer will aus der ihm wahrscheinlichen Anzahl der bei Hallstatt Begrabenen (2000 bis 3000) unter Anwendung eines bestimmten Sterblichkeitsverhältnisses berechnen, dass die Hallstätter Culturperiode jedenfalls nicht länger als 120 bis 500 Jahre, oder wie sich der Herr Hofrath noch ungenauer ausdrückt, „relativ nicht lange gedauert hat, nur ein paar Jahrhunderte, wenn nicht noch kürzere Zeit". Meyer glaubt, „dass durch solche oder ähnliche Betrachtungen etwas mehr Licht auf die Bedeutung der Hallstätter Niederlassung geworfen werden könnte"; wir glauben nicht. Aber selbst wenn dies der Fall wäre, woher weiss denn Meyer, dass das Sterblichkeitsverhältniss von 1 : 40 per Jahr, welches Quetelet für das mittlere Europa der Gegenwart gefunden hat, „vor 2000 und mehr Jahren", nicht gerade in dem Bergwerksorte Hallstatt ein „wesentlich anderes" gewesen sei? Wie kann er ferner so ohne Weiteres eine Constanz der Bevölkerungsziffer durch die ganze Dauer der Benützung des Grabfeldes annehmen, um darauf seine kühnen Schlüsse aufzubauen? Woher weiss er, dass diese Benützung eine ununterbrochene war? Und wie kann er überhaupt die Todtenzahl jenes Culturzeitraumes in Rechnung ziehen wollen, wenn er nicht einmal weiss, ob wirklich alle Todten des Ortes auf dem in Rede stehenden Grabfelde begraben worden sind? Herr Hofrath Meyer gibt sich allerdings den Anschein, den Umstand in der Berechnung zu berücksichtigen, „dass vielleicht Sklaven irgendwo anders begraben wurden"; ich sage: den Anschein, denn wenn er sich wirklich mit diesem Gedanken ernstlich beschäftigt hätte, so hätte er einsehen müssen, dass dieser Umstand seine ganze Rechnung über den Haufen wirft, weil in einem Bergwerksorte, wie mit Bestimmtheit angenommen werden muss, die Zahl der Sklaven ein für uns unbestimmbares und grossen Schwankungen ausgesetztes Vielfache der übrigen Bevölkerungszahl war. Wurden nun die Sklaven, wie es durch die auf Freie hindeutenden, meistens reichen Beigaben in den entdeckten Gräbern fast zur Gewissheit wird, nicht zu den übrigen Todten begraben, so ist die Gesammtheit der in Hallstatt begrabenen Individuen, abgesehen davon, dass schon die auf das Grabfeld allein entfallende Zahl wegen der bekanntlich auch hier, wie an anderen Gräberfundstätten, seltener conservirten Kinderleichen um vieles grösser, als die der wirklich gefundenen und noch zu findenden Skelette anzunehmen sein wird, mit 3000 viel zu niedrig gegriffen. Liegen aber die Sklaven wirklich bei den Freien, was, wie gesagt, von vorneherein unwahrscheinlich ist, so ist die Verwirrung erst recht gross; denn es muss unbedingt angenommen werden, dass bei den Bergwerkssklaven das Sterblichkeitsverhältniss wohl ein „wesentlich anderes" und zwar ungünstigeres war, als bei den Freien. Das Alles hätte Herr Hofrath Meyer in Betracht ziehen sollen; dann hätte er wohl selbst das unfruchtbare und müssige seiner Berechnungen eingesehen.

v. Sacken und v. Hochstetter, die doch mit den Hallstätter Fundergebnissen gewiss besser bekannt waren als Herr Hofrath Meyer, haben sich nicht für berufen gehalten, etwas zu entscheiden, was dieser nach einem Besuche von einigen Stunden mit wenigen Worten und ganz aussichtslosen Mitteln abthun möchte.

Ebenso zwecklos und müssig erscheint der nun folgende Excurs über die Herkunft des Hallstätter Bernsteins, insbesondere die Aufzählung der Fundorte von rohem Bernstein im Hallstätter Culturbereiche, da ja, wie Herr Hofrath Meyer selbst sagt und auch ohnedies bekannt ist, an all diesen Orten der Bernstein nur in Aufschlüssen der jüngsten Zeit und in sehr spärlicher Menge gefunden wird und von einem Ausbeuten zu Culturzwecken gar nicht die Rede sein kann.

Was für einen Sinn die Schlussbemerkung über den einen mikrokephalen Schädel in der Hallstätter Crypta haben soll, ist unbegreiflich, wenn man bedenkt, dass berufene Fachmänner wie v. Hochstetter, Zuckerkandl, v. Luschan etc. dem Hallstätter Beinhause ihre Aufmerksamkeit lange vor dem epochemachenden Besuche des Herrn Hofrathes Meyer zugewendet haben. Wenn sich derselbe hätte entsprechend informiren wollen, so hätte er erfahren, dass die Hallstätter Schädel nicht nur studirt und gemessen sind (siehe z. B. Zuckerkandl in Mitth. d. A. G. XIII, p. 89), sondern dass auch ein ansehnliches Schädelmateriale und besonders die Hallstätter Mikrokephalen und Mikrokephaloiden, soweit sie zu haben waren, längst in unsere Sammlungen gewandert sind. Auf den einen Schädel, welcher eben, wie Herr Hofrath Meyer selbst sagt, nicht zu haben ist, kommt es also für den Augenblick nicht an.

Ferner irrt Herr Hofrath Meyer auch, wenn er der Wissenschaft durch seine guten Rathschläge für weitere Grabungen in Hallstatt einen Dienst zu erweisen glaubt; die neuen Errungenschaften, welche nach seiner Absicht die österreichischen Urgeschichtsforscher als ihm zu verdanken aufnehmen sollen, sind diesen schon längst bekannt und ihre Publication ist kaum etwas anderes als eine Indiscretion. Um aber zu zeigen, wie weit die diesbezüglichen Kenntnisse des Herrn Hofrathes Meyer hinter jenen zurückgeblieben sind, welche jeder Fachmann leicht aus den im k. k. Hofmuseum geführten Vormerkungen schöpfen kann, seien hier für die einzigen zwei nach Meyer's Angaben identificirbaren Stellen am Salzberg sogar die diesem Forscher gewiss noch unbekannten Flächenmaasse des Grabungs-Voranschlages angeführt: *a)* Beim Oekonomie-Gebäude (Meyer, p. 6, Z. 14) eine Stelle mit 20 und eine zweite Stelle mit 60 qm. *b)* „Gegenüber dem Maria-Theresia Stollen" (ebenda, Z. 16) ca. 160 qm.

Angesichts dieser Inhalts- und Ergebnisslosigkeit muss der allgemein gehaltene, also Alles umfassende Titel der Schrift: „Das Gräberfeld von Hallstatt" als eine Irreführung und Anmassung bezeichnet werden, weil er schon an sich, noch mehr aber wegen seiner nahezu vollständigen Gleichheit mit dem Titel der grundlegenden Arbeit des Freiherrn von Sacken die Vorstellung und Erwartung eines ähnlichen Zieles erweckt und etwas verspricht, was ein nur mit journalistischer Routine zusammengestelltes Heft von 17 Seiten gar nicht halten kann. Aber gerade das verräth uns die Absicht, welche durch das Machwerk verfolgt wird: die Reclame!

Dr. Rudolf Geyer.

Das Mundschaftsrecht des Mannes über die Ehefrau bei den Südslaven.

Von

Dr. Friedrich S. Krauss.

Es handelt sich hier um die bei allen indogermanischen Völkern in alter Zeit nachweisbare Rechtsanschauung, wonach dem Manne das Verkaufsrecht über seine Ehefrau zustand. Dass die Südslaven in dieser Beziehung von den übrigen verwandten Stämmen der arischen Rasse keine Ausnahme bildeten, beweist mir ein merkwürdiges Volksepos, welches ich vor Kurzem in Bosnien aus dem Munde des Sängers Milovan Ilija Crljić aufgezeichnet habe. An irgend eine Fälschung des Textes bei diesem Liede ist nicht zu denken, weil der Sänger ein durchaus illiterater Mensch, ohne dichterische Schöpfungskraft, nur wiedergibt, wie er den Gesang von einem älteren Sänger empfangen.

In diesem uralten Epos werden wohl sonst geschichtlich bekannte Persönlichkeiten als die Träger der Hauptrollen genannt, so der Königssohn Marko aus dem Ende des 14. Jahrh., Mujo Hrnjica von der kleinen Kladuša, Bojičić Halile, Tanković Osmane, diese drei Zeitgenossen aus der Mitte des 17. Jahrh.; ferner wird auch eines spanischen Ritters gedacht (wohl aus dem Ende des 16. Jahrh., als die Spanier die Türken zu See bekämpften). Die Anachronismen liegen so klar zu Tage, dass man ihrethalben nicht zu zögern braucht, den eigentlichen Kern der Handlung, den offenkundigen Verkauf der Ehefrau, in die graue slavische Vorzeit, spätestens in die letzte Periode des Uebergangs des Heidenthums in das Christenthum, also etwa in das 10. Jahrh. zu verlegen.

Die uns erhaltene südslavische Epik fängt allerdings erst mit dem Untergange der südslavischen Reiche durch die Türken an, erreicht die Höhe ihrer Darstellungskraft durch die mohamedanischen Slaven unter der türkischen Herrschaft in Ungarn, und verblasst dann allmälig unter dem Einfluss abendländischer Culturströmung. Geschichtliche Erinnerungen aus der vortürkischen Zeit hat das Volkslied blutwenig bewahrt, reichhaltiger sind die mythischen Anknüpfungen, während aus Sitte und Brauch der relativ prähistorischen Periode nur Weniges in historischer Einkleidung und Verarbeitung in die Gegenwart durch das epische Volkslied hinübergerettet worden ist. So ist auch der Vorwurf des nachfolgenden Liedes ein Ueberlebsel einer entschwundenen Entwicklungsperiode der Südslaven.

Eine Variante dieses Liedes findet sich in drei fast gleichlautenden serbischen Fassungen: 1. bei Vuk Stefanović Karadžić (Srpske narodne pjesme I. S. 548—551. Wien 1841, in 59 Versen), 2. bei S. N. Davidović (Srpske narodne pjesme iz Bosne, Pančevo 1884, S. 48—50, in 54 V.), 3. in der Zeitschrift Bosanska vila (I. N. 2. S. 28—29, in 44 V. als Reigenlied). Der Sachverhalt wird ohne alle Zuthaten trocken berichtet. Bogdan besitzt neun Weingärten und einen rothen Apfelbaum. Trotzdem steckt er tief in Schulden. Um sich schuldenfrei zu machen, will er zuerst die Mütter verkaufen, doch seine Schwester räth ihm, lieber das Eheliebchen und das Rösslein zu veräussern. Bodgan führt nun die Ehefrau auf den Neuen Markt (na nove pazare) und verkauft sie an einen Türken um sechs Ladungen Gold. Als der junge Türke Abends seiner Sclavin naht, erkennt sie in ihm an drei schwarzen Zeichen (Tätowirungen) der rechten Hand ihren leiblichen Bruder, den die Türken als Knaben seinen christlichen Eltern geraubt. In der Frühe schickt der Türke (Mahomedaner) seine Schwester reich mit Schätzen beladen heim zu ihrem Manne.

Dieselbe Geschichte findet sich abgeschwächt in zwei bulgarischen Fassungen. In keiner von beiden ist von der Mutter die Rede. In der einen (bei den Brüdern Miladinovci, Blgarski nar. pjesni Agr. 1861, Nr. 137, S. 195—196 in 136 achtsilbigen Versen: Stojan, nevjesta i turče poturče) muss Stojan eine unerschwingliche Steuer entrichten. Da räth ihm seine Frau, er soll sie und den einzigen Sohn zu Markte verkaufen, um Geld zu gewinnen. Sie opfert sich in Gattenliebe auf. Der Käufer, ein Renegat, begnügt sich mit der Frau, und gibt dem Vater den Sohn zurück. Die Erkennung der Geschwister erfolgt beim Entkleiden Nachts. In der zweiten Variante (Ebd. Nr. 139, S. 198—199: Sirak Koljo i Koljovica) wird erzählt: Der arme (Waise) Nikolaus will heiraten, hat aber kein Geld. Er borgt sich 6100 Groschen aus. Nach der Hochzeit kommen aber die Gläubiger und fordern ihr Guthaben ein. Nikolaus

kann sich nicht anders helfen, er muss seine Frau verkaufen. Dazu führt er sie nach Salonichi (Solun) und verkauft sie daselbst an Kir Manolče (Herrn Emanuel), um den Preis, den er just benöthigt. Nach der Trauung zeigt es sich, dass Emanuel und die gekaufte Frau Bruder und Schwester sind. Darauf gibt Emanuel seine Schwester ihrem Manne wieder und beschenkt ihn noch zum Ueberfluss.

Während in der von mir aufgefundenen ausführlichsten Fassung die Begebenheit als ein köstlicher Spass des Königssohnes Marko dargestellt wird, weil der späte Sänger den Fall nicht anders erklären konnte, ist in den anderen die Geschichte ganz realistisch geschildert, doch auch hier liegt offenbar durch Einschiebung eines Türken oder Griechen als Käufers ein Erklärungsversuch vor, um den im Volke nicht mehr geübten und gekannten Rechtsbrauch dem Zuhörer gewissermassen wahrscheinlich zu machen. Dem merkwürdigen Zufall, dass der Käufer gerade der Bruder der Gekauften war, ist unzweifelhaft die Entstehung dieses Epos zuzuschreiben, welches uns von der alten Rechtsanschauung Nachricht gibt.

Ueber die Stellung des Weibes im gesellschaftlichen Leben der Südslaven habe ich des Ausführlicheren in meinem Werke „Sitte und Brauch der Südslaven“ (Wien 1885, S. 482—529), hauptsächlich mit Rücksicht auf noch bestehende Verhältnisse gehandelt. Aus Mangel an unmittelbaren und zuverlässigen Nachrichten hatte ich mich damit begnügen müssen, ältere Zustände nur anzudeuten.

In prähistorischer Zeit ist bei den Südslaven Polygamie allgemein gewesen; in der ersten Zeit des Christenthums bis etwa gegen Ende des 14. Jahrh. erscheint dafür, freilich nur in aristokratischen Kreisen, das Concubinat als rechtlich zulässig, ohne dass man daran Anstoss nahm. Eheliche Treue hat der Mann von der rechtmässigen Gattin allezeit geheischt. Als Beweis dafür kann man die (relativ) prähistorischen, auch noch zum Theil in historischer Zeit üblichen Strafen für Ehebrecherinnen ansehen. Die treulose Frau wurde entweder, wie in der deutschen Sage Svanhilde, Pferden an den Schweif gebunden und zu Tode geschleift, oder in vier Stücke gehauen und an einem Kreuzwege als abschreckendes Beispiel hingelegt [1]), oder mit Pech bestrichen und in Brand gesteckt. In der Neuzeit haben bei weitem mildere Anschauungen platzgegriffen. So ist es z. B. noch bis in die Fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts in der Crnagora Rechtsbrauch gewesen, dass der betrogene Gatte seiner Frau die Nase abschneiden durfte.

Der Verführer ist aber regelmässig mit dem Tode bestraft worden.

Gegenwärtig besteht der Brauch des Frauenraubes fast gar nicht mehr, weil die Staaten darauf die

[1]) Sehr ergreifend wird ein solcher Fall aus dem Leben des Dojčin Kapetan (in einem bisher unbekannten Epos des genannten Sängers) erzählt. Das Lied stammt aus dem Ende des 16. Jahrh. Dojčin's junge Frau hatte mit dem Türken Zezderlić 'Alile gebuhlt. Dojčin tödtet den Ehebrecher und kehrt dann heim zur Frau:

Ljubo moja, moja nevjernice!
sašta meni nevjeru učini?
Kakva ti je nužda dojadila?
Ondar viknu Mijojila sluge,
a is kórâ sablju izvadio
a sablja je Zezderlić 'Alila,
bolja sablja neka Dojčinova.
— O Mijate moje drago djete
dér je za mnom na ávliju svuci!
A Mijat je za kose poteže.
Ljuba cvili kano ljuta guja
veće vidi, da će poginuti.
— O Dojčine mili gospodine!
Luda bila pa se privarila
i ti bi se mogo privariti!
A to Dojčin 'aje pa ne 'aje.
Mijat ljubu za Dojčinom vuče
iz ávlije ljubu 'izvodio
'izvede je na raskršlje puta
rašječe je na četiri trupa;
kada prôde drugarice njene,
neka od nje 'ibret uzimaju.

O mein Liebchen, meine Ungetreue!
Warum hast du Untreu mir erwiesen?
Hat dich welche Noth gedrückt gewaltig?
Und er rief den Diener Mijojilo
(und den Säbel zog er aus der Scheide,
Wohl den Säbel Zezderlić Alile's,
Dojčin's Säbel war fürwahr nicht besser):
— O Michael, o mein lieber Junge,
Geh und schleif sie nach mir in den Hofraum.
Und es zerrt sie bei den Haaren Mijat.
Wie 'ne biss'ge Schlange wimmert's Liebchen
denn sie sieht schon wohl ihr Ende nahen.
— O mein Dojčin, theuerer Gebieter
Thöricht war ich, hab' mich selbst betrogen,
Auch du kannst ja einmal menschlich irren
Dojčin scheert sich wenig um ihr Reden.
Mijat schleift dem Dojčin nach das Liebchen.
Aus dem Hofraum schleppte er das Liebchen
schleppte sie in's Freie auf den Kreuzweg,
und zerhieb sie in vier Körpertheile.
Kommen ihre Freundinnen des Weges
mögen sich an ihr ein Beispiel nehmen.

Selbstverständlich sind hier nur die Schlagverse der Episode mitgetheilt. Das ganze Lied ist noch ungedruckt.

härtesten Strafen gesetzt, dagegen kommt es häufig vor, dass das Mädchen von selbst ihren Eltern davonläuft und zu ihrem Auserwählten in's Haus kommt. Eine solche heisst samodošla (Alleingekommene), uskočica (die ausgesprungen, ausgerissen) oder pribjeglica (die Zugeflüchtete). Hier erscheint das Mundschaftsrecht des Hausvorstandes völlig jeder Macht entblösst. Dagegen besteht unter ordentlichen Verhältnissen noch gegenwärtig wie vor tausend Jahren in voller Geltung das Recht des Geschlechtsvormundes, sein Mündel in die Ehe zu verkaufen; denn der Bräutigam muss thatsächlich durch Geldgeschenke und andere Gaben die Braut von ihrer Sippe loskaufen.

Ehedem war in der Sippe das Erstgeburtsrecht des Sohnes unter jeder Bedingung das allein massgebende bei Verträgen jeder Art. Der Erstgeborne war unumschränkt Herr und Gebieter im Hause, namentlich war er der Vormund der Frauen und der jüngeren Brüder.

Der älteste Sohn als Hausherr übte gleiche Mundschaft wie über seine Frau auch über seine Mutter aus. Daher weiss in dem folgenden Liede die Mutter Marko's keinen andern Einspruch gegen ihren Verkauf zu erheben, als dass es vortheilhafter sei, eine junge Frau als die alte Mutter zu verkaufen.

Im Laufe der Zeiten haben die übrigen männlichen Mitglieder des Hauses dem ältesten gegenüber eine gewisse Gleichberechtigung sich errungen. So ist die Hausgemeinschaft, die zadruga, entstanden, in welcher der Hausvorstand lediglich zum Hausverwalter gewählt wird, und daher auch abgesetzt werden kann. Daraus eben erklärt es sich, warum des Hausältesten Mundschaft über die Frauen so starke Einbusse erlitten.

Wenn aber noch in der Jetztzeit der Bauer im Zorne zu seinem ungeberdigen Weibe sagt: Kupio sam te ko kozu, mogu te i prodat ko kozu (ich habe dich wie eine Ziege gekauft und kann dich auch wie eine Ziege verkaufen), so spricht er eben nur unbewusst eine veraltete Rechtssatzung aus. So hat es zu Recht auch bei den Germanen gegolten. Bei den Engländern hat sich dieser Brauch noch bis in die neuere Zeit behauptet. Ich verweise auf die Belege bei Dr. H. Ploss' in seinem Werke: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde", Leipzig 1885. II. Bd., Seite 573 und auf Louis Bridel's Studien: La femme et le droit. Etude historique sur la condition des femmes. Paris 1884. S. 75 ff. la vente et l'achat de la femme.

Das nachfolgende kleine Epos ist besonders charakteristisch auch in Bezug auf die Art und Weise des intimen Verkehrs unter Südslaven, besonders zeigt es, welchen Spielraum man der listigen Uebervortheilung in Handelsgeschäften ohne Weiteres einzuräumen bereit sei. Die mit specifisch slavischem Humor gewürzte Darstellung drückt dem Liede ein ganz eigenthümliches Gepräge auf, so dass man es als Musterstück eines künstlerisch abgerundeten südslavischen epischen Volksliedes betrachten kann.

Abend war's, es sitzt zu Tische Marko,
sitzt und isst zu Nacht mit seiner Mutter,
lässt den rothen Rebenwein sich munden,
isst mit Lust vom jungen Lämmerbraten.
Plötzlich schlägt er auf ein hell Gelächter.
Darum frägt ihn die bejahrte Mutter:
— Warum lachst du Königssprössling Marko?
Lachst du etwa, weil der Wein so gut ist
und das junge Lamm in Wein sich badet?
Oder wie? Du lachst, mein einzig Söhnchen,
weil dein Mütterchen schon hoch bei Jahren?
— Ei bewahr', o liebe alte Mutter!
Lachen muss ich, liebe alte Mutter,
denn ich muss dich bald verkaufen, Mutter,
um die Schulden einmal abzuschütteln,
denn die Schuldenlast, die drückt mich nieder.
Bin im ganzen Land den Türken schuldig,
hab' im ganzen Lande Wein getrunken,
nein, ich spass nicht, liebe alte Mutter,
bin in tausend Kneipen arg verschuldet,
wohl in jeder, Mutter, tausend Beutel.
Will dich in's Gebiet der Türken führen
und zu Markte dich versteigern lassen,
um die Schulden endlich abzuwälzen.
Doch sie bricht in Klagen aus und Jammer,
also windet sich und klagt im Kloben
auch die eingezwängte, bunte Natter:
— O mein Sohn, verkauf dein treues Liebchen,
leicht verschaff' ich dir ein and're Liebchen,
eine Mutter aber, o mein Sohn vom Herzen,
eine Mutter kriegst du nimmer wieder!
Als am Morgen früh der Morgen graute,
da berief der Prinz vor sich sein Liebchen:
— Rasch, mein Liebchen, mach' dich reisefertig!
Muss dich in's Gebiet der Türken führen,
werde dich den Türken dort verkaufen,
um mich einmal schuldenfrei zu machen!
Uebers Antlitz stürzten ihr die Thränen:
— O mein Marko, theuerster Gebieter!
Ist das Treue? — Brächt dich um die Treue!
Nein, unmöglich kannst du's leicht verwinden,
dass ein Andrer meiner Schönheit froh wird!
Stieren Blickes starrt er an sein Liebchen.
— Sput dich, rasch, sonst schlag' ich dir den Kopf ab!
Und sie eilt, denn anders kann's nicht werden.
Seinen Schecken führt der Prinz in's Freie,
schwingt mit einem Satz sich in den Sattel,

setzt sein Liebchen hinten auf den Schecken;
so verlässt der Prinz die Burg von Prilip.
Mittag mochte wohl die Sonnè zeigen
kamen zu der Kirche Popovići
und zum kühlen Quell der Petrovići.
Die Geliebte fleht, beschwört den Prinzen:
— Steig doch ab vom wohlgenährten Schecken,
denn vor Qualen mein' ich zu verdürsten;
geh, erlaub' mir einen einz'gen Schluck nur,
auch den Schecken müsstest du schon tränken.
Wenig scheert sich Marko um ihr Flehen.
— Zieht mein Schecke hin zur Türkengrenze,
mag er Quellenwasser nicht verkosten,
denn er lischt den Durst mit Wein und Branntwein.
Bis wir in's Gebiet der Türken kommen,
hin zum Wirthshaus meiner Schenkin Angja
werd' ich meinen Schecken auch bewirthen.
Marko kam in's Grenzgebiet der Türken,
vor dem Wirthshaus band er an den Schecken,
ging hinein in's Wirthshaus mit dem Liebchen;
kneipt nach Lust, es schenkt ihm ein das Liebchen;
Sieh, wer naht? — Auf weissem Rosse Mujo.
Vor dem Wirthshaus steigt vom Rosse Mujo,
geht hinein zu Marko in das Wirthshaus
und begrüsst in alter Freundschaft Marko:
— Lieber Bruder, Königssprössling Marko.
Ja — was soll denn hier dein treues Liebchen?
— Frag mich gar nicht, Mujo von der Grenze,
Will mein Weibsen da um Geld verkaufen,
um mich endlich schuldenfrei zu machen.
Was, du bist ja doch kein rechter Käufer?
— Na, ein Käufer wär' ich wohl, mein Marko,
doch mit dir zu handeln ist beschwerlich.
Kaum hast du den Handel abgeschlossen,
schon gereut's dich, bist schon and'ren Sinnes.
Mujo ging und sattelte sein Rösslein.
Sieh, da reitet Tanković Osmane.
Vor dem Wirthshaus steigt er ab vom Rösslein,
geht hinein zu Marko in das Wirthshaus
und begrüsst in alter Freundschaft Marko:
— Ja, was soll denn hier dein Liebchen, Marko?
— Frag mich gar nicht, Tanković Osmane,
Will mein Liebchen da um Geld verkaufen,
um mich endlich schuldenfrei zu machen.
Doch was kümmert's dich? Du kaufst sie eh' nicht.
— Na warum? Ich wäre schon ein Käufer,
doch mit dir ist kein Geschäft zu machen,
kaum verkaufst was, thut's dich schon gereuen.
Osman sagt: „mit Gott!“ und reitet weiter.
He, da kommt dir Bojičić Halile.
Vor dem Wirthshaus steigt er ab vom Fuchsen,
geht hinein zu Marko in das Wirthshaus.
— Gut, gesund und frisch und froh, mein Marko?
Ja, was soll denn, Marko, hier dein Liebchen?
— Frag' mich gar nicht, Bojičić Halile,
Will mein Liebchen hier um Geld verkaufen,
um mich endlich schuldenfrei zu machen.
Na, du bist der Mann nicht, der sie kaufte!
— Hm, so, so, es fehlt mir nicht an Kleingeld,
aber Bruder, du bist kein Geschäftsmann,
willst das Geld und auch die Waare haben.
Halil ging und ritt des Weges weiter.
Marko merkt's, hier lässt sich nichts verkaufen,
und besteigt von Neuem seinen Schecken
hebt sein Liebchen hinter sich auf's Rösslein,
zieht in's Küstenland hinab nach Süden
längs der Christen- und der Türken-Dreimark.
Eine Kutsche kommt dahergeflogen
zwei Araberstuten zieh'n die Kutsche,
in der Kutsche gibt es Gold in Fülle,
auf dem Kutschbock sitzt ein spanischer Ritter,
spornt die Stuten an zu gröss'rer Eile.
— Gott zum Gruss, o Marko! ruft der Spanier.
Was zum —! bringst du her dein Liebchen, Marko?
— Frag mich lieber gar nicht, Freund aus Spanien,
War mit ihr schon in der türkischen Grenze,
denn ich bin, mein Freund, gar tief verschuldet,
meist in Kneipen bei den türkischen Wirthen.
Suchte einen Käufer auf mein Liebchen,
um mich endlich schuldenfrei zu machen.
Niemand hat den Muth, die Frau zu kaufen.
Nun, du Spanier bist mir auch kein Käufer!
— Ob ich nicht ein rechter Käufer wäre!
Aber Marko, du bist kein Verkäufer,
kaum verkaufst du, heisst es: „Nein, es gilt nicht!“
— So mir Gott, ich sage nicht „es gilt nicht!“
— Nun, bei Gott, es gilt bei mir kein „gilt nicht!“
Mit dem Kopfe müsstest du mir's büssen!
Und der Spanier sprang sogleich vom Kutschbock,
leert die Säckel aus voll Golddukaten:
— Hier das Kaufgeld, Königssprössling Marko,
magst es zählen oder 's Zählen lassen.
Magst du's, Marko, nicht mehr überzählen,
will ich gern dir eine D'raufgab geben.
Marko breitet auf den Reisemantel
Auf den Mantel wirft das Gold der Spanier
Marko lacht auf's Gold und rafft's zusammen,
gibt dem Spanier hin das treue Liebchen.
Auf den Wagen setzte sich der Spanier
und zur Eile trieb er an die Rosse.
Marko ritt zurück zur Türkengrenze
rief von Weitem zu der Wirthin Angja:
— Füll dukatenweis' die Becher, Angja!
Mit Dukaten sind gespickt die Taschen,
auch die alte Schuld kann ich begleichen,
die Dukaten gab mein Freund der Spanier.
Marko setzt sich hin und zecht im Wirthshaus.
Hei! wer kommt auf weissem Rosse? — Mujo.
— Sag, warum hast du dein Weib verschachert?
— Na, hab' ich sie dir nicht angetragen?
Sag, warum hast du sie denn nicht mögen?
Mujo wandte um sein weisses Rösslein.
— Der soll meine Freundin nicht entführen!
Eiligst jagt er nach der Spur des Spaniers.
Hinterdrein kommt Tanković Osmane,
und nach Osman Bojičić Halile.
Mustafa ereilte bald den Spanier:
— Wart du feiler Kerl, dich mein' ich, Spanier!
Wirst mir meine Freundin nicht entführen,
Einer muss es mit dem Kopfe büssen.

Auf die Kutsche treibt er an sein Rösslein,
flinker steht der Spanier auf den Füssen
springt im Nu zum Mujo und zum Rösslein;
mit der Linken fasst er an das Rösslein,
mit der Rechten Mujo auf dem Rösslein,
wirft ihn nieder auf die grüne Wiese
bindet ihm die Hände auf dem Rücken.

Weiter fährt der Spanier mit der Kutsche.
Da ereilt ihn Tanković Osmane:
— Halt, du Spanier, so entwischst du mir nicht!
Wirst mir meine Freundin nicht entführen
eher wird dein Kopf im Gras sich wälzen.

Auf die Kutsche treibt er an den Braunen.
Schneller war der Spanier auf den Beinen,
hat sich aus der Kutsche rasch geschwungen;
und erfasste unter'm Mann den Braunen,
mit der Rechten auch zugleich den Reiter,
band ihm beide Hände auf dem Rücken,
warf hinein den Osman in die Kutsche,
setzte sich auf und fuhr nun ruhig weiter.

Hinterher jagt Bojičić Halile.
— Steh'n geblieben, Spanier, noch hat's Weile!
Wirst mir meine Freundin nicht entführen,
eher büsst es einer mit dem Leben.

Auf die Kutsche treibt er an den Fuchsen,
schneller war der Spanier auf den Beinen
hat sich aus der Kutsche rasch geschwungen
und erfasste unter ihm den Fuchsen,
band ihm beide Hände auf dem Rücken,
warf hinein den Halil in die Kutsche.
Weiter fuhr der Spanier fort nach Spanien.

Ohne Herren kehren heim die Pferde,
bleiben vor der Türkenkneipe stehen.

Marko sitzt und zecht gemüthlich drinnen,
sieht die Pferde ohne Herren kommen!
Aus dem Wirthshaus eilt in's Freie Marko,
springt mit einem Satz auf seinen Schecken:
— O mein Schecke, du mein Stolz und Zierde
Nunmehr heisst's mein Liebchen wieder kriegen!
und den Spanier mit dem Lieb ereilen
oder beide todt am Platze bleiben.

Bald ereilte er den schlanken Spanier.
Schon von ferne rief er zu dem Spanier:
— Gib mir jetzt zurück mein treues Liebchen,
sonst bezahlst du's mir mit deinem Haupte!

Doch der Spanier schreit zurück dem Prinzen:
— Feile Metze, Königssprössling Marko!
Hab' ich's nicht mit dir vereinbart, Marko,
dass ich mich von dir nicht foppen lasse,
eher muss dein Haupt zur Strafe fallen.
— Dummes Zeug, heraus mit meinem Liebchen,
sonst erschlag' ich gleich die rechte Stute!
— Tödtest du mir die Araberstute,
gut, so spann' ich ein dafür den Schecken.

Marko schwingt die scharfgespitzte Lanze,
und durchbohrt im Nu die rechte Stute.
Stille hält sogleich der Speichenwagen,
aus dem Wagen springt heraus der Spanier;
Marko huscht vom Sattel auf die Erde.

Und die Helden fangen an zu ringen,
drei, vier Stunden jagen sich die Helden,
bis zuletzt der Spanier obsiegte.

Auf die Erde warf er hin den Prinzen,
band ihm beide Hände auf dem Rücken
spannte vor die Kutsche ein den Schecken,
schleuderte den Prinzen in die Kutsche,
und nach Spanien zog nun fort der Spanier.

Als er heimgekehrt in spanische Lande
und in seine weisse Burg gelangt war,
warf er die Gefang'nen in den Kerker.

Doch die Frau des Königssohnes Marko
führt er in die lichte Kemenate.
Ruft vor sich die hochbetagte Mutter.
Und die alte Frau kommt schnell geflogen.
— Hör' mal, meine hochbetagte Mutter,
bring mir rasch die Schläuche mit dem Rothwein,
denn ich hab' mich fürchterlich ermüdet.
Hab' die Frau gekauft vom Prinzen Marko.

Mich ereilten Türken von der Grenze,
wollten mir die Frau gewaltsam rauben.
Es gelang nicht, meine alte Mutter.
Bis mich auch der Königssohn ereilte,
Schwer und müh'voll rang ich mit dem Prinzen.

Kaum vernahm's die hochbetagte Mutter,
wimmerte sie auf aus tiefstem Herzen,
gleich der schwarzen Natter in dem Kloben:
— O mein Sohn, o spanischer Christ und Ritter,
hast du schon die Frau geminnt in Liebe?
— Noch nicht, Mutter, so mir lieb die Augen!
— Weisst du's wirklich nicht, mein einzig Söhnchen,
diese Frau ist deine liebe Schwester,
beide seid Ihr Kinder einer Mutter.

Als die Türken Spanien verheerten
damals raubten sie auch deine Schwester.
Schön und stattlich war die Maid vom Anseh'n.

Wohl vertheilten sie die ganze Beute,
doch das Mädchen konnten sie nicht theilen.
Liessen denn durch einen Rufer kundthun,
(einundzwanzig Tage rief der Rufer):
— Hört, ein stattlich wunderschönes Mädchen
um drei Maulthierlasten Golddukaten!
Kauft das Mädchen, kauft die Maid aus Spanien!
Lust hat Mancher, doch das Gold nicht Jeder.
Marko hört den Ruf und kauft das Mädchen.
— Wär's denn möglich, so dir lieb die Augen!

Hurtig springt der Spanier auf vom Boden
öffnet angelweit die Kerkerthüren
aus dem Kerker führt er die Gefang'nen,
führt sie in den Saal hinauf zur Schwester.

Dreimal ging die Sonne auf und unter,
und noch immer zechten die Genossen.
Als zum vierten Mal der Morgen graute
sprang vom Trinkgelage auf der Spanier,
spannte vor die Kutsche ein die Rosse
beide Rosse arabischer Raçe;
ungezählte Schätze sind die Ladung.

Und er rief den Königssprössling Marko:
— Zieh' nun, Marko, heim zur Burg von Prilip;
künftighin verkauf' nicht mehr dein Liebchen;

denn nicht jeder ist ein spanischer Ritter,
schwerlich gibt sie dir zurück ein And'rer.
Marko zog nun heim zur Burg von Prilip,
brachte glücklich heim die Speichenkutsche,
in der Kutsche Schätze unermesslich,
und als grössten Schatz sein treues Liebchen.

Um dem Leser eine Nachprüfung zu ermöglichen, theile ich hier zugleich auch den in sprachlicher Hinsicht vielfach bemerkenswerthen Wortlaut unseres sonst nirgends veröffentlichten Originals mit.

Sio Marko pa večera s majkom.
Marko pije lozovinu vino
a jëede [1]) novu janjetinu.
Smije [2]) se kraljeviću Marko.
Njega pita ostarjela majka:
— Što se smiješ kraljeviću Marko?
Jä što piješ lozovinu vino
a jeedeš novu janjetinu?
Zâr se smiješ, moj jedini śine,
što je tvoja ostarjela majka?
— Nije stoga, stara moja majko,
ja se smijem stara moja májko,
valja mi te mati prodavati,
ne bi li se duga odužio
jêr se jesam mlogo zadužio
po krajini turcim krajišnicim,
sve pijući po krajini vino.
Nije šala stara moja majko
nije šala na ľljadu mjesta,
svagji majko po ľljadu ćesâ.
Sveśću [3]) tebe u tursku krajinu,
dignuću te na telara, majko,
prodaću te turcim krajišnicim,
ne bi li se duga odužio.
Cvili majka ko šarena guja [4]):
— Prodaj śine svoju virnu ljubu.
Ja ću tebe drugom oženiti.
Nigdar majke do vijeka svoga [5]).
Kad u jutro jutro osvanulo,
Marko viknu svoje virne ljube:
— Opremaj se na tursku krajinu
sveśću tebe u krajinu ljubo,
prodaću te turcim krajišnicim,
ne bi li se duga odužio.
Ona roni suze niz obraze:
— O moj Marko, mili gospodaru,
gji je vjera, vjera te ubila?
Zâr me mereš gledat u drugoga,
gji mi drugi bélo lice ljubi?
Na nju Marko oči izvalio:
— Opremaj se, ośjeću ti glavu!
Opremi se, druga bit ne mere.
Marko svoga izvede šarina,
pa je baci za se na šarina.
Marko pogje od Prilipa grada.
Kada bješe oko pola dana,
kad dogjoše crkvi Popovića
i studenom vrelu Petrovića,
ljuba s moli i zaklinje Marka,
da odjaši debela šarina,
jéra joj je dojadila žegja,
da s napije studene vodice,
da napoji svojega šarina.
A to Marko ʿaje i ne ʿaje.
— Kad moj šarac krene na krajinu,
ladne vode s okusiti ne će,
vić on pije vino i rakiju.
Doklem snijgje na tursku krajinu
do mejane krčmarice Angje,
ja ću ongji napojit šarina.
Ode Marko na tursku krajinu.
Prid mejanom priveza šarina
pa uvede u mejanu ljubu.
Śjede piti a dvori ga ljuba.
Al eto ti na gjogatu Muje.
Prid mejanom odjaši gjogata
pa unigje Marku ju mejanu
pa se s Markom za zdravlje jispita.
— Dragi pobro [1]) kraljeviću Marko
šta si sveo na krajinu ljubu?
— Ne pitaj me od krajine Mujo,
ʿoću svoju ljubu prodavati,
ne bi li se duga odužio.
Nijesi joj mušterija Mujo.
— Bio bi joj Marko mušterija
al si Marko mučan na pazaru
sad pazariš sad se popišmaniš.
Ode Mujo otjera gjogata,
a eto ti Tanković Osmana.

---

[1]) Vergleiche über die unorganische Vocaldehnung „Tri riječi Hercegovca" S. IX f.

[2]) Nur dem Anscheine nach ein neunsilbiger Vers, denn vor dem *Sm* in smije se, hört man einen dumpfen prosthetischen Laut. Vergl. darüber die Note zu V. 772 im Commentar zu Smailagić Meho S. 113.

[3]) Sveśću, vergl. über das ś ebend. S. XI.

[4]) Die Phrase musste der Deutlichkeit wegen in der Uebersetzung vollständig gegeben werden.

[5]) In der Variante bei Karadžić:

al govori seja Bogdanova:
— oj Bogdane, moj brate jedini!
ne prodaji stare mile majke,
već prodaji ljubu i konjica;
tako ćeš se odužiti duga.

Bei Davidović sagt die alte Mutter:

— Oj boga ti moj sine Bogdane,
ne prodaji ti starice majke
jer se nemoš tako odužiti.
Veće uzmi svoju vjernu ljubu;
prodaj ljubu, oduži se duga.

In der Bos. Vila bietet sich die junge Frau aus eigenem Antrieb als Ersatz für die alte Schwiegermutter an:

Al govori vjerna ljuba Asanagina:
— Lako ti je ljubu steći, majku nikada!
Vodi mene u čaršiju, te mene prodaj!

Es ist leicht begreiflich, dass sich die Frau fortwünscht, denn Asanaga ist ein verlotterter Branntweinsäufer (sarʿoš bekrija).

[1]) pobro = pobratim, Wahlbruder. Vergl. „Sitte und Brauch der Südslaven" über „Wahlbruderschaft und Wahlschwesterschaft" S. 619—643.

Prid mejanom odjaši dorata
pa unigje Marku ju mejanu
pa se s Markom za zdravlje ispita:
— Šta si Marko dovodio ljubu?
— ʿOću svoju prodavati ljubu,
ne bi li se duga odužio.
Nijesi joj brate mušterija.
— Bio bi joj Marko mušterija
jäl si Marko mučan na pazaru,
sad pazariš sad se popišmaniš.
Ode Osman otjera dorata.
Al eto ti Bojičić ʿAlila.
Prid mejanom odjaši jalata
pa unijgje Marku ju meʿanu,
a s Markom se za zdravlje ispita.
— Što si Marko dovodio ljubu?
— Ne pitaj me Bojičić ʿAliļe,
ʿoću prodat u krajinu ljubu,
ne bi li se duga odužio.
Nijesi joj brate mušterija.
— Bio bi joj Marko mušterija
al si brate mučan na pazaru
sad pazariš sad se popišmaniš.
Ode ʿAlil otjera halata.
Vidje Marko, prodat je ne mere.
pa izijgje do šarina svoga
pa uzjaši debela šarina
za se metne na šarina ljubu.
Jêra nitko kupovat ne smije
krenu Marko us primorje ravno
us tromegje turske i kaurske [1]).
Poljem lete čekrkli košije
u košijam dvije bedevije,
u košijam nebrojeno blago,
njiha goni španjug latinine [2]).
Španjug Marku božju pomoć viče:
— Božja pomoć kraljeviću Marko,
kud si brate ljubu provodio?
— Ne pitaj me španjug latinine,
svodio je u tursku krajinu
jêr se jesam mlogo zadužio
po krajini turcim krajišnicim.
Pâ sam virnu prodavao ljubu
ne bi li se duga odužio.
Pâ je nitko kupovat ne smije.
Nijesi joj španjug mušterija.
— Bio bi joj Marko mušterija
al si Marko mučan na pazaru,
sad pazariš, sad se popišmaniš.
— Tvrda vjera, pišmanit se ne ću!
— Tvrda vjera, pišmanit se ne dam,
jä u tvoju, jal u moju glavu!
Odmah španja skoči is košija.
pâ prosipa mehke madžarije.
— Eto blaga kraljeviću Marko!
il ti brojit ili ti ne brojit.

Ako Marko pribrojiti ne ćeš
više ću ti pribaciti blaga!
Marko skide bugar kabanicu [1])
na nju španjug sïpa madžarije,
Marko kŭpi, na njiha se smije,
dade španji svoju virnu ljubu [2]).
Ode španja, otjera košije.
Marko ode u tursku krajinu
pâ on Angje iz daleka viče:
— Toči Angjo na dukate vino,
da ti plaćam staru veresiju
za dukate španje latinina;
u me puna zlata kabanica.
Stade Marko piti u meʿani,
al eto ti na gjogatu Muje:
— Jêr prodade svoju virnu ljubu?
— Jesam li te ja nudio Mujo?
ti ne tjede uzimati ljube.
Mujo natrag povrati gjogata:
— Ne će odvest moje pobrinice! [3])
A [4]) on otjera španjug latinina;
A za njime Tanković Osmane
za Osmanom Bojičić ʿAlile.
Stiže Mujo španjug latinina.
— Stani kurvo [5]) španja latinine;
ne ćeš odvest moje pobrinice
jal u moju, jal u tvoju glavu.
Na košije natjera gjogata.
Hitar bješe španja na nogama
a iskoči Muji i gjogatu,
jednom rukom ujiti gjogata
drugom rukom Muju na gjogatu;
obori ga u zelenu travu,
saveza mu ruke obadvije.
pa ubaci Muju ju košije.
Ode španja otjera košije.
Sastiže ga Tanković Osmane:
— Stan de španja, n'jesi pobjegnuo,

---

[1]) Es sind die Kotare (Kreise) gemeint, wo österreichisches, türkisches und venezianisches Gebiet aneinander grenzte.

[2]) Wörtlich: Der Lateiner Spanier. Lateiner soviel als Katholike. Marko war ein Altgläubiger.

[1]) bugar kabanica, bulgarischer Mantel. Ein langer, ärmelloser faltiger Ueberwurf byzantinischen Zuschnittes, in den Ecken reich mit Goldbrocat und Arabesken verziert.

[2]) In der Variante a. a. O. S. 548:

To je Bogdan seju poslušao
pak uzimlje ljubu i konjica
te ih vodi na nove pazare.
Kad je bio na nove pazare
podvikuje Bogdan momče mlado:
— O junaci koji ljube nejma
neka kupi sebi vjernu ljubu!
Otud ide tursko momče mlado,
daje njemu tri tovara blaga,
tri mu daje a tri se zabroji
gledajući Bogdanovu ljubu;
kako mu je tanka i visoka
a u lice bjela i rumena.

[3]) pobrinica die (Frau) des pobro (Wahlbruder).

[4]) Dieses *A* ist prosthetisch und überzählig, doch der erste Trochaeus darf in drei Silben aufgelöst werden, wie überhaupt der erste, dritte und fünfte Takt Auflösungen zulässt.

[5]) kurva (Hure), das allergewöhnlichste und dabei erniedrigendste Schimpfwort, welches man einem Manne zurufen kann. Im Volksliede sehr gebräuchlich.

ne ćeš odvest moje pobrinice
jal u moju jal u tvoju glavu!
Na kočije[1]) natjera dorata
Jitar bješe španja na nogama,
is košija španja iskočio
pa ujiti poda njim dorata,
drugom rukom Tankovič Osmana,
saveza mu obadvije ruke
pâ Osmana u košije baci.
Odje[2]) španja, otjera košije
a goni ga Bojičić ʿAlile.
— Stan de španja, n'jesi pobignio,
ne ćeš odvest moje pobrinice
jal u moju, jal u tvoju glavu!
Na kočije natjera ʿalata.
Jitar bješe španja na nogama,
is kočija španjug iskočio
pa ujiti pod njijem ʿalata,
drugom rukom Bojičić ʿAlila,
saveza mu na plećima ruke,
pa ʿAlila baci u košije.
Odje španjug u španjuga grada.
Vratiše se konji na krajinu
pa stadoše prid pjanom mejanom.
Marko sio, pije u mejani.
Kada turski konji doljetješe,
Marko skoči is pjane[3]) mejane
pa uzjaši svojega šarina.
— Â moj šarac, staro dobro moje,
valja vratit moju virnu ljubu
i sastignut španjug latinina
jali oba mrtva ostanuti.
Oto reče, ošinu šarina;
otjeraše španjug latinina
i sastiže španjug latinina.
On španjuga iz daleka viče:
— Vrati španja moju virnu ljubu,
jal u tvoju jal u moju glavu!
Ondar španja Marku odgovara:
— Kurvo jedna kraljeviću Marko!
jesam li te nagonio kurvo?
Jesam li ti govorio Marko:
„tvrda vjera, pišmanit se ne dam,
jal u moju jal u tvoju glavu!"
— Vrati ljubu španja latinine,
ubiću ti dësnu bedeviju.
— Ak ubiješ moju bedeviju
uvezaću tvojega šarina.
Marko trže kopje kostajnicu
pa mu jubi desnu bedeviju.
Zastadoše čekrkli kočije
a ispade španja is košija.

Marko sjaši svojega šarina
uzeše se o kosti junačke,
goniše se tri četiri sâhta.
Jači bješe španjug latinine
pa udari Marka u rudinu
saveza mu obadvije ruke
uveza mu šarca u košije
pa ubaci Marka u košije.
Ode španja u španjuga grada
ode španjug u zemlju španjušsku[1]),
Kada dojgje svom bijelu dvoru
on ubaci sužnje u tavnicu
pa on ode u bijele dvore
i odvede ljubu kraljevića.
Pâ on viče svoje stare majke.
Doletje mu opstarjela majka.
— Čuješ mene, moja stara majko
iznesi mi vina crvenoga
iznesi mi mïje[2]) pune vina
jêr se jesam vrlo zamorio.
Kúpio sam kraljevića ljubu.
Stigoše me turci krajičnici,
ʿoće ljubu na silu da vrate.
Ja ne dadoh moja staro majko.
Pâ me stiže kraljeviću Marko,
vrlo me je Marko zamorio.
Kada čula ostarjela majka
ona ciknu ko šarena guja:
— O moj šine španjug latinine,
da joj n'jesi obljubio lica? — —
— N'jesam majko očinjeg mi vida!
— Â zâr ne znaš, moj jedini šine!
da je ona tvoja mila seka.
jedna vas je izrodila majka!
Kad su turci španju porobili
ondar su ti sestru zarobili
pa je bila glävna i lijepa
nijesu je mogli podijelit
sestru su ti digli na telara
telar viče tri nedilje dana:
— ko kupuje ljepotu djevojku?
izišla je tri tovara blaga.
Evo cure od španjuga grada!
Svatka[3]) glegje ljepotu djevojku
jä nitko je kupovat ne mere.
Kupio je kraljeviću Marko.
— Â je l majko, očinjeg ti vida!
Skoči španja od zemlje na noge,
u tavnice otvorio vrata
pa izvede sužnje is tavnice,
uvede jih u bijele dvore.
Tri su dana tudje pridanili
tudje bili i sôbet činili.

---

[1]) kočije (aus dem Deutschen Kutsche) neben košije, der Parallelform.
[2]) Odje die ältere Form für ode.
[3]) pjana me'ana = das betrunkene Einkehrwirthshaus, weil sich dort gewöhnlich Trunkenbolde aufhalten; bekannt ist das Wort:
Me'ana je malo kada sama
teško u njoj da turaka nejma.

[1]) Dieser Vers ist offenbar nur eine Berichtigung des vorhergehenden, um das Endziel der Fahrt ganz genau zu bestimmen.
[2]) Mïje für mjehe oder mjehove = Schläuche.
[3]) Svatka für svatko ist besonders merkwürdig. Anders lässt sich diese Form nicht erklären, als wenn man annimmt, das Adjectiv sei formell zu einem Adverb verhärtet.

Kat četvrti danak osvanuo,
ondar španja na noge skočio
pa izvede vitke bedevije
u čekrkli uveza košije
i nasuo nebrojena blaga
i izvede kraljevića ljubu [1]):
— Ajde Marko u Prilipa grada
nemoj više ljube prodavati.
Nije svatka španja latinine
jer je ne će drugi povratiti.
Odje Marko u Prilipa grada
i otjera čekrkli košije
i u njima svoju vjernu ljubu,
i odnese nebrojeno blago
jă najveće svoju vjernu ljubu.

Als začinka (Würze) sang der Sänger noch folgendes humoristische Liedchen. So ist es nämlich Guslarenbrauch.

Unter den Apfelbaum setzte sich das Väterchen. Auf dem Apfelbaum (befindet sich) schön Imbija (Indija). Das Väterchen wackelt ihr mit dem Barte zu: „Meine Seele, du wirst mein sein, entweder sein oder nicht sein. Stelzchen, Klötzchen Gasse auf, Gasse auf (und) Gasse ab.“ — (Sie:) „Ich werde mich verwandeln in ein Vöglein und flüchten auf ein Zweiglein.“ — (Er:) „Ich werde sein ein (Sperber) Hühnergeier und werde fangen das Repphühnchen, werde ihm das Brustbein knicken. Stelzchen, Klötzchen Gasse auf, Gasse auf (und) Gasse ab. Meine Seele, du wirst mein sein, entweder sein oder nicht sein.“ — (Sie:) „Ich werde mich verwandeln in ein Schäflein und mich flüchten unter Schafe.“ — (Er:) „Ich werde sein ein grüner Wolf und einfangen das (zarte) Schäflein und ihm die Leber ausfressen.“

Das Väterchen wackelt ihr mit dem Barte zu: „Meine Seele, du wirst mein sein, entweder sein oder nicht sein. Stelzchen, Klötzchen Gasse auf, Gasse auf (und) Gasse ab.“ — (Sie:) „Ich werde mich in eine Geis verwandeln und mich flüchten in den Rosenstrauch.“ — (Er:) „Ich (aber) werde ein alter Bock sein, und in den Rosenstrauch springen und den ganzen Rosenstrauch abknabbern und auf die Geis springen u. s. w. [1]).

Ueber den Charakter der „Würze“, wie diese Gattung humoristischer Liedchen genannt wird, mit welchem der Guslar nach dem Absingen des eigentlichen Heldenliedes seine Zuhörer erheitert, verweise ich auf meine ausführlichen Bemerkungen am Schluss des Commentars zu Smailagić Meho, Pjesan naših Muhamedovacâ. Dubrovnik 1886. S. 161 ff.

Die Batrachomyomachie (der Froschmäuslerkrieg) der alten Griechen gehört unzweifelhaft auch in die Kategorie der „Würzen“.

[1]) Variante 1 a. a. O. S. 549:

Kad su došli dvoru bijelome.
i stadoše večer večerati,
progovara momče neženjeno:
— Večeraj de kupovano drago,
večeraj de pak ćem' u ložnicu.
Al govori Bogdanova ljuba:
— Večeraću, u ložnicu ne ću.
Digni der mi rukav desne ruke,
da ti vidim tri biljege crne,
jer j u mene taki bratac bio
pak su mi ga zarobili turci.
On joj diže rukav desne ruke
i ugleda tri biljege crne.
Tu se pozna bratac i sestrica.
Kad u jutru danak osvanuo,
bratac sestru ljepo darivao
on joj dade tri tovara blaga
i još k tome od zlata stolicu
na stolici alin kamen dragi.
i daje joj trista pratilaca,
da je prate kroz goru zelenu
do bijela Bogdanova dvora.

[1]) Im Original:

Sio djedak pod jabukom,
na jabuki lep Imbija.
Na nju djedak bradom trëse:
— Dušo moja bićeš moja
jăli biti jăl ne biti.
Štulec kulec uz ulicu
uz ulicu niz ulicu.
— Stvoriću se u tičicu
pa ću bježat na grančicu.
— Ja ću biti kobac jastreb
pa ću ujtit jarebicu
pribiću joj kobilicu.
Štulec kulec uz ulicu
uz ulicu niz ulicu.
Dušo moja bićeš moja
jăli biti jăl ne biti.
— Stvoriću se u ofčicu
pâ ću bježat mregju ófce.
— Ja ću biti zelen vuk
pa ću ujtit šiljebicu,
izješću joj žigericu.
Na nju djedak bradom trëse:
— Dušo moja bićeš moja
jăli biti jăl ne biti.
Štulec kulec uz ulicu,
uz ulicu niz ulicu.
— Stvoriću se u jaricu
pâ ću bježat u ružicu.
— Ja ću biti starac jarac
pâ ću skočit u ružicu
i obrstit svu ružicu
i skočiću na jaricu u. s. w.

Im Anschluss an dieses Lied bemerke ich, dass der anfangs genannte bosnische Epensänger Milovan Ilija Crljić Martinović aus Gornji Rgovi mir nach Wien gefolgt war. Dadurch habe ich meine Sammlungen um ein Beträchtliches bereichern können. Meine Aufzeichnungen epischer Lieder betragen über sechsundsechzigtausend Verse. Es sind gerade hundertundvierzig Epen, von welchen das längste zweitausendeinhundertundsechzig, das kürzeste siebenundfünfzig Verse zählt. Alle dieser Lieder sind durchwegs neu, und sowohl für die ethnographische als philologische Forschung von grosser Bedeutung.

Als erste in Buchform erschienene Arbeit, die ich auf Grund des auf der Reise gewonnenen Stoffes veröffentlicht habe, legte ich der Gesellschaft vor: Tri riječi Hercegovca. Mostar 1885. XII. 42. 8°. (Drei Epen des Hercegovcen): 1. Ibro Nukić uhfatio Gnjatijević Vuka. 2. Beg Ljubović pod Kandijom. 3. Stojan Janković i Nukić barjaktar.

Riječ „das Wort", ist, gleich dem altgriechischen ἔπος, im Volke die allgemeinste Bezeichnung für Heldenlied, während pjesma „das gesungene", oder genauer „das gesprochene" für Lied oder Gesang überhaupt gebraucht wird. Die in der serbisch-kroatischen Literatur übliche Bezeichnung junačka pjesma ist dem deutschen „Heldenlied" nachgemodelt und darum unstatthaft; das Volk sagt aber wohl guslarska pjesma (Guslarenlied). In einigen Gegenden, namentlich im südlichen Theile der Hercegovina bedeutet speciell die Nebenform pjesan ein episches Lied.

Meine grammatischen Bemerkungen im Vorworte über die überzähligen Verse in dem sonst durchschnittlich zehnsilbigen epischen Verse, gewinnen eine allgemeinere Bedeutung durch die Thatsache, dass die altgriechische epische Volkspoesie gleichen prosodischen Gesetzen unterworfen war. Ich berufe mich dabei auf Izidor Hilberg's Princip der Silbenwägung. Wien 1881. Ehedem pflegte man in den slavischen Editionen die überzähligen Verse als fehlerhafte, theils ganz auszumerzen, theils durch regelrechte zehnsilbige zu ersetsen. Der Folklorist als Grammatiker wird sie dagegen in Schutz nehmen müssen.

Das erste und das dritte Lied dieser Sammlung ist für den Mythologen besonders bemerkenswerth, weil im ersteren von den Vilen (Waldfräulein), den Wahlschwestern des verwundeten Helden, als Heilkünstlerinnen berichtet wird — ein wohl auch sonst schon bekannter Zug [1]), — während im letzteren von einer Vila erzählt wird, dass sie einen Waisenknaben zu sich in den Felsen genommen und erzogen habe.[2]) Im Uebrigen ist diese Sage zum Theil eine Variante der Theseussage, wo sie von den Kraftproben des Helden handelt.

Das zweite Epos hat zum Vorwurf die Eroberung Kandiens durch Hercegovcen und Bošnjaken. Zwei Sultaninnen gerathen in Gefangenschaft in Kandien. Dies ist die Veranlassung zum Zuge. Das Lied ist jedenfalls darum schon beachtenswerth, weil es einen Fingerzeig gibt über die Elemente, mit welchen die Südslaven in nächste Berührung gelangt. Unstreitig dürfte manche Sage, mancher Zug im heutigen südslavischen Volksleben in Bosnien und der Hercegovina, durch griechische Gefangene ins Volk hineinverpflanzt worden sein. [3])

Auf eine eingehendere Besprechung des ethnographischen Werthes der letztgenannten und anderer Epen meiner Sammlung darf ich mich füglich diesmal nicht einlassen. Meine Absicht ging dahin, an einem kleineren Beispiel beiläufig zu erweisen, welch hohen Gewinn unsere Wissenschaft sich erhoffen mag aus einer genauen Durchforschung des gewaltigen ethnographischen Materials, welches ich auf meiner im Auftrage unserer Gesellschaft gemachten Forschungsreise in Bosnien, der Hercegovina und Dalmatien aufgezeichnet und sonst noch aufgesammelt habe.

---

[1]) Vergl. den Aufsatz: Südslavische Volksmedicin von Dr. F. S. K. in: Das rothe Kreuz, II, Nr. 3, S. 34, Wien 1885.

[2]) Vergl. Sagen u. Märchen der Südsl. von Dr. F. S. K. I. B., Leipzig 1883, S. 375, 377: Die Vila vom Berge erzieht sich ihren Gemahl.

[3]) Das Bruchstück einer Variante dieses Liedes findet sich bei Vuk a. a. O., III, S. 84—88: Sultanije robinje; statt Kandien wird Malta (Maltija) genannt. Die Einleitungsverse stimmen fast wörtlich mit meiner Aufzeichnung überein. Das Lied bricht ab bei der Nachricht an den Sultan. Wesentlich anders ist die Darstellung in einem anderen Epos bei V. Bogišić (Narodne pjesme iz starijih najviše primorskih zapisa, Belgrad 1878, S. 311—314). Popjevka od Kandije kad su je Turci uzeli, in 102 Versen. Hier wird der Sultaninnen gar nicht gedacht.

Literaturberichte.

26.

Engelmann, Dr. G. J. Die Geburt bei den Urvölkern. Eine Darstellung der Entwicklung der heutigen Geburtskunde aus den natürlichen und unbewussten Gebräuchen aller Rassen. Aus dem Englischen übertragen und mit eigenen Zusätzen versehen von Dr. C. Hennig. Wien. Wilhelm Braumüller. XV. 197 pp.

Immer mehr bricht sich die Erkenntniss Bahn, dass die Ergebnisse der Ethnologie, als der umfassendsten Erfahrungswissenschaft vom Menschen, nicht nur eine unvergleichliche theoretische Bedeutung, sondern auch in mannigfachen Richtungen eminente praktische Wichtigkeit besitzen, wie für die Justizpflege, die Medicin und andere bedeutsame Gebiete des menschlichen Lebens.

Vorliegendes Buch ist so recht geeignet, diese Wichtigkeit auf einem uns alle sehr nahe angehenden Felde, der Geburtslehre, zu verdeutlichen. Angeregt durch uralte Abbildungen des Geburtsactes auf peruanischen Vasen hat der Verfasser seine Untersuchungen über die Art des Gebärens und die daran sich schliessenden Bräuche, bezüglich der Nachgeburt, der Nachbehandlung von Mutter und Kind, über alle Völker des Erdkreises ausgedehnt und hiebei auch das Alterthum mit einbezogen. Sein Absehen war es dabei besonders, für die wissenschaftliche Geburtshilfe aus den instinctiven und unbewussten Verhaltungsweisen der Frauen beim Geburtsacte, die in grosser Uebereinstimmung bei allen Naturvölkern stehen und das Walten der Natur bei dem so heiklen Acte in wahrhaft erhebender Weise zeigen, vorurtheilslos Belehrung zu ziehen. Der praktische Arzt wird aus diesem Buch, das ihm auch bezüglich seiner allgemeinen Gesichtspunkte nicht warm genug empfohlen werden kann, die reichste Belehrung und Anregung schöpfen, der Ethnologe und Anthropologe es als einen willkommenen Beitrag zur Charakteristik der Völker in einem der wichtigsten Punkte begrüssen.

Die Wichtigkeit dieses Werkes ist denn auch von deutschen Gelehrten von allem Anfang an gewürdigt worden. Der weithin bekannte Gynaekolog Prof. Hennig hat die Mühe einer Uebertragung nicht gescheut und aus seiner eigenen reichen Erfahrung sehr werthvolle Zusätze hinzugegeben. Die Verlagshandlung hat die Kosten sehr zahlreicher, sämmtlich höchst belehrender Abbildungen (auf den Geburtsact bezüglich) nicht gescheut und so den Werth des Buches wesentlich gehoben. Dem schönen Werke wäre nur etwas grössere Systematik und bessere innere Oekonomie zu wünschen, indessen verschlägt der Mangel hieran bei einem Buche nichts, das vor Allem wegen der zahlreichen erforschten Einzelheiten einerseits und den allgemeinen Resultaten andererseits wichtig ist.

Dr. M. Haberlandt.

27.

Die neuesten Publicationen über die Eisenstation La Tène am Neuenburgersee.

E. Desor in seinen Schriften über die Schweizer Pfahlbauten, Ferd. Keller in seinen bekannten Pfahlbauberichten [1]). F. Troyon in seinen Hab. lac., H. Messikommer in der „Antiqua“ [1]) u. A. haben die sogenannte „Pfahlbaute bei La-Tène“ schon besprochen, allein noch nie ist dieselbe nach allen Seiten hin einer eingehenderen und vollständigen Behandlung unterzogen worden. Dieses oft nur zu sehr gefühlte Bedürfniss zu befriedigen liegen nun zwei grossartig angelegte Publicationen über die interessante Station von La Tène, die bekanntlich einer ganzen Culturepoche den Namen gegeben, vor uns:

Les Helvètes à la Tène, notice historique par E. Vouga, avec un plan et vingt planches autographiées par A. Vouga et O. Huguenin. Neuchâtel, imprimerie de James Attinger. 1885.

Mr. E. Vouga, der die Station bei der Tène mit grösstem Fleisse und unter den schwierigsten Verhältnissen während mehrerer Jahre an Hand eigener Ausgrabungen studirt hat, gibt uns in dieser Schrift ein treues Bild dieser Station, wobei dasselbe noch verdeutlicht wird durch die Consequenz, mit der die Funde in natürlicher Grösse oder wenigstens in möglichst geringer Reduction bildlich wiedergegeben wurden. Mr. Vouga weist nach, dass die Gebäude der Eisenstation La Tène am ursprünglichen Ausflusse der Zihl (Thielle) aus dem Neuenburgersee errichtet worden waren, dass aber später sodann diese Stelle durch allmälig herbeigeschwemmtes Geschiebe verstopft und die Zihl einen andern Ausfluss zu nehmen genöthigt wurde. Während man also heute trockenen Fusses La Tène betreten kann, waren ursprünglich die Hütten durch das Wasser vom Ufer getrennt und mit demselben nur durch zwei Brücken verbunden, deren Pfahlreste Vouga noch constatiren konnte. Die Hütten selbst scheinen theils im Wasser, theils auf kleinen Inselchen gelegen zu haben und war ihre Zahl nur eine sehr geringe, ihr Bau anscheinend ein wenig solider. Nachdem die Fundverhältnisse von La Tène einmal genauer bekannt waren, konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, dass man es hier mit keinem Pfahlbau im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu thun habe. Die der Stein-, Kupfer- und Bronzezeit zuzuweisenden Seeansiedlungen der Schweiz dienten, wie unzweifelhaft feststeht, als zu allen Zeiten bewohnte Häuser und zwar waren sie nicht nur bei einer speciellen Kaste, einem besonderen Gewerbe oder dergleichen, sondern bei einer ganzen, beruflich sehr gemischten Bevölkerung gebräuchlich. Anders die wenigen Pfahlhütten von La Tène, die uns ebenso in ihrer Anlage als in ihren Funden nicht nur ein anderes Volk und eine andere Zeit, sondern auch eine andere Zweckbestimmung vor Augen führen! Desor bezeichnete sie als Magazine, ebenso Dardel und Messikommer, und ihnen schliesst sich Vouga an, indem er dieser Anlage die Bestimmung beilegt, als Magazine, Werkstätten und Waffenniederlagen der Helvetier gedient zu haben. Die Funde stimmen damit denn auch ganz überein, indem einerseits die angefangenen resp. unvollendeten Geräthe, insbesonders Schwerter, anderseits die bedeutende

[1]) Ferd. Keller, Pfahlbauten. II. Bericht, 1858. VI. Ber. 1866.

[1]) „Antiqua“, Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde: H. Messikommer, die gallische Niederlassung La-Tène und die Sammlung von Mr. A. Dardel-Thorens; Dr. C. F. Trachsel, Ueber die Münzen von La Tène; R. Forrer, Gallische Bronzefigur von La Tène; Prof. Dr. J. Kollmann, Calvaria von La Tène, u. s. w. Jahrg. 1885 und 86.

Menge der zum grossen Theil noch gut erhaltenen, anscheinend noch ungebrauchten Waffen u. dgl. nur auf eine derartige Deutung zurückgeführt werden können. Hiezu tritt noch als besonders werthvolles Beleg das Vorkommen zahlreicher Münzen bei La Tène. Es sind die bekannten gallischen Potin-, Silber- und Goldmünzen, wie ähnliche Typen im eigentlichen Gallien häufig gefunden werden und wie sie auch das Schlachtfeld von Tiefenau bei Bern, Mont Beuvray (Frankreich), der Hradišt bei Stradonic (Böhmen) und andere gallisch-celtische Stationen aufweisen; diesen schliessen sich die gallorömischen Münzen an, unter denen solche der Colonieen von Nimes, Vienne etc. constatirt worden sind. Was ferner noch von besonderem Werthe sein wird, ist das vergleichsweise Einschalten der Funde von Brügg, Thielle, Port etc., die mit denjenigen von La Tène mannigfache Uebereinstimmung zeigen (Museum Bern). — Dieser werthvollen Publication hat sich nun in diesem Jahre noch eine nicht minder beachtenswerthe, dasselbe Feld behandelnde Arbeit angereiht:

La Tène, un oppidum helvète, par Victor Gross, supplément aux „Protohelvètes", avec 13 planches en phototypie figurant 260 objets. Paris. F. Fetscherin & Chuit. 1886.

Nach Beschreibung der Lage von La Tène und der Geschichte der dortigen Ausgrabungen geht Dr. Gross zur Besprechung und Abbildung der Waffen, Rüstzeuge, Schmucksachen und Geräthe dieses Fundortes über. Es muss hiebei besonders das Ueberwiegen in der Zahl der Kriegsgeräthe gegenüber der der Hausgeräthe auffallen, und wenn man die Funde genauer durchgeht, wird darüber kein Zweifel bestehen können, dass La Tène, wie bereits bemerkt, keine gewöhnliche Pfahlbaute, keine Ansiedlung gewesen sein könne. Die eigentlichen Wohnhütten der einstigen Besitzer müssen vielmehr auf dem festen Lande gesucht werden, und während nun Vouga u. A. La Tène als Magazin u. dgl. bezeichnen, deutet Dr. Gross diese Anlage als einen Beobachtungsposten (Oppidum), einen strategisch wichtigen und deshalb von den helvetischen Anwohnern ausgenützten Punkt. Dieser beherrschte vermöge seiner günstigen Lage am Ausflusse des See's die alte Handelsstrasse, die von Marseille über Genf längs der Aare hinauf nach dem Rhein und mit diesem nach Norden führte — sie möge gelegentlich auch dem bedrängten Umwohner gleichsam als Refugium gedient haben. Auch diese Deutung findet in manchen Vorkommnissen ihre Bestätigung, und insbesonders spricht hiefür der beinahe ausschliesslich kriegerische Charakter der Funde von La Tène. Die für eine stets bewohnte Ansiedlung typischen Anzeichen fehlen hier beinahe gänzlich; von den hier zahlreich gefundenen Halsringen, besonders Eisenfibeln u. s. w. wissen wir, dass in Gallien Weiber wie Männer sich damit schmückten; die Anlage (Gross bezeichnet die Tènehäuser als sogenannte „Blockhäuser"), wie besonders aber die ungeheure Menge von Waffen, von denen wieder viele deutliche Spuren starken Gebrauches zeigen, weisen unverkennbar auf die strategische Benützung dieses Ortes. — Die Bevölkerung von La Tène muss nach dem vorliegenden Schädelmateriale als eine brachycephale bezeichnet werden, was wiederum, in Verbindung mit der in den Tènefunden zu Tage tretenden neuen Cultur auf eine gegenüber der dolichocephalen Bevölkerung der Stein- und Bronzepfahlbauten verschiedene Rasse, d. h. neue Einwanderung schliessen lässt. Vouga und Gross bezeichnen die Bewohner von La Tène als Helvetier und als solche auch als Gallier.

Es würde hier zu weit führen, wollten wir die vielen, höchst interessanten Momente dieser beiden neuesten Tèneschriften einer eingehenderen Behandlung unterziehen und wir brauchen wohl nicht erst darauf aufmerksam zu machen, wie unentbehrlich dieselben für das Studium der Tènecultur sein werden! Während beide Werke im Allgemeinen mit einander übereinstimmen, gehen dagegen, wie oben gezeigt, die Ansichten über die einstige Bestimmung von La Tène auseinander. Auf der einen Seite wird der Anlage eine strategische, auf der andern Seite eine commercielle Absicht zu Grunde gelegt, und beide Theile haben wohlbegründete Thatsachen als Unterstützung ihrer Deutung aufgebracht. Wenn Schreiber Dieses seiner Meinung hier Ausdruck geben soll, so kann er nur die beiden Deutungen mit einander verbinden und La Tène als ein Pfahlwerk bezeichnen, das seiner strategisch wie commerciell günstigen Lage wegen einerseits dem Händler, als wohlgesicherten Ort zur Deposition seiner Waaren, anderseits dem Krieger, als schutzbietendes Refugium, werthvolle Dienste leistete:

La Tène hätte sonach in erster Linie als Waffenniederlage, in zweiter Linie als Refugium gedient![1]

R. Forrer.

28.

Časopis muzejního spolku olomuckého. Redaktor prof. J. Havelka. Roč. I a II. v Olomouci. 1884 až 1885. (Zeitschrift des Olmützer Musealvereines. Redacteur Prof. J. Havelka. Jahrg. I und II. Olmütz 1884—1885.)

Noch vor Ende 1883 constituirte sich zu Olmütz der Musealverein, dessen Tendenzen mit jenen der anthropologischen Gesellschaften übereinstimmen, wobei sich aber seine Wirksamkeit blos auf die Grenzen des Landes Mähren beschränkt. Der Zweck dieses Vereines besteht nämlich laut § 1 der Statuten in der Erforschung sämmtlicher Merkwürdigkeiten Mährens, insbesondere der Alterthümer und anderer historischer Denkmale jeder Art, in der Sammlung und Aufbewahrung derselben in einem eigenen Museum, ferner in der Thätigkeit durch Versammlungen in und ausser Olmütz in Mähren, durch Vorträge und belehrende Gespräche, sowie durch die Herausgabe einer Vereinsschrift und umfassender wissenschaftlicher Werke dahin zu wirken, dass die Bevölkerung auf die vaterländischen Denkwürdigkeiten Acht habe, dieselben sammle und vor Zerstörung bewahre. Trotz der bescheidenen Mittel, über welche der Verein verfügte, kann er nun, nach zweijährigem Bestande, befriedigt auf seine Thätigkeit zurückblicken.

Es wurde ein Museum angelegt, Versammlungen mit wissenschaftlichen Vorträgen und Excursionen abgehalten und auch eine eigene Vereinsschrift herausgegeben. Dieselbe umfasst zwei Bände in Gross-Octav mit je vier Nummern, und

[1]) Vgl. hierüber: „Was war La Tène?" Ein paar Schlussworte von R. Forrer über die einstige Bestimmung von La Tène. „Antiqua" 1886, Nr. 8.

enthält unter Anderem auch verschiedene, besonders für den Prähistoriker schätzenswerthe Beiträge zur Urgeschichte Mährens. In Nachfolgendem sei eine kurze Inhaltsübersicht beider Bände angeführt.

Bd. I.

Die ersten Spuren des Menschen in Mähren. Von Dr. H. Wankel, Arzt in Olmütz. Pag. 2—7, 41—49, 89—100, 137—147.

Geologische Veränderungen auf der Erdoberfläche. — Schilderung der Eiszeit in Europa. — Aeltere und jüngere Glacialepoche. — Fauna der älteren Eiszeit in Mähren: Elephas antiquus, Rhinoceros antiquus und Merkii, Cervus megaceros etc. — Beschreibung einiger Thiere der Glacialfauna. — Der Höhlenbär (Ursus spelaeus). — Beweise für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbären in Europa, speciell in Mähren. — Abbildung des Schädels eines Ursus spelaeus aus der Slouper Höhle. — Abbildung von Steinwaffen und Werkzeugen aus der Höhlenbärenzeit. — Ursus arctoideus. — Felis leo spelaea Wankel sammt Abbildung des Schädels aus der Slouper Höhle. — Hyaena spelaea sammt Abbildung des Schädels aus der Nichtsgrotte. — Höhlenwolf (Canis spelaeus) sammt Bild des Schädels aus Sloup, ebenso Gulo spelaeus. — Kleinere Thiere der Glacialfauna. — Beschreibung des Mammuth (Elephas primigenius Bl.) und seiner Fundorte sammt Bild eines Backenzahnes. — Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth in Europa und speciell in Böhmen und Mähren. — Funde des Grafen G. Wurmbrand bei Joslowitz, des Dr. Much bei Göding, Stillfried, Stettenhof, des Prof. K. Maška in der Šipka-Höhle bei Stramberg. — Beschreibung eines neuen Fundortes von Resten des Mammuthmenschen in Předmost bei Prerau in Mähren. Eine Culturschichte im Löss mit Mammuthknochen und menschlichen Culturspuren. — Abbildung eines Unterkiefers von Elephas pygmaeus von Předmost, ebenso von Knochenwerkzeugen (Axt, Dolch), Feuersteinmesser sammt Heft von Renthiergeweih mit eingeritzten Riefen, Pfriemen und ein Lassogewicht aus Mammuth-Elfenbein. — Fauna bei Předmost: Ursus arctoideus, Felis leo spelaea, Gulo spelaeus, Canis lagopus, Felis antiqua, ferner Equus Caballus fossilis, Cervus tarandus, Cervus alces und Mammuth. — Beschreibung und Abbildung eines menschlichen Unterkiefers aus der Culturschichte von Předmost. Dieser Kiefer unterscheidet sich durch gar nichts von Kiefern des jetzigen Menschen und darum stimmt Autor mit Virchow überein, dass der Mammuthmensch bezüglich der Grösse dem heutigen Menschen glich. — Ein durchbohrter Schneidezahn vom Höhlenbären.

Beschreibung des Rhinoceros sammt Bild eines Schädels, seine Fundorte, speciell auch in Mähren und Böhmen. — Das Renthier und die Renthierzeit in Europa. — Beschreibung und Abbildung einiger Knochenzeichnungen und Schnitzereien aus den Renthierstationen der Madelaine-Grotte und von Thayingen. Autor glaubt, dass diese Zeichnungen modernen Ursprunges sind. — Beschreibung der Renthierstationen in den mährischen Höhlen Býčí skála, Pekárna und Abbildung einiger Knochenartefacte. — Bearbeitete Rhinocerosknochen aus den Renthierstationen der Býčí skála- und Pekárna-Höhle beweisen, dass das Rhinoceros bei uns noch lebte, als schon der Mammuth verschwunden war. — Beschreibung des fossilen Pferdes, des Moschusochsen und des Elchs sammt Bild eines Pferdezahnes und des Schädels von Ovibos moschatus.

Ueber die Baukunst unserer Vorfahren (der Slaven) von Ignaz Krch, Gymnasialprofessor in Prerau. Pag. 7—9, 120—122, 160—162.

Die urgeschichtlichen Funde von Stramberg. Von K. J. Maška, Professor in Neutitschein. 1. Theil. Die Šipka-Höhle. Pag. 15—22, 64—69, 152—159.

Beschreibung der Umgebung von Stramberg. — Berg Kotouč, aus Jurakalk, mit Höhlen. — Grabarbeiten in den Höhlen Čertova díra, Šipka-Höhle, Jurova díra und an vielen zu Tage liegenden Stellen des Berges Kotouč in den Jahren 1879—1883. — Beschreibung der Šipka-Höhle und ihrer Ablagerung, welche aus vier verschiedenen Schichten bestand. In zwei von einander getrennten Schichten, in der obersten und in der vorletzten, waren verschiedene menschliche Erzeugnisse enthalten, welche die menschliche Anwesenheit daselbst zur prähistorischen und zur Diluvialzeit beweisen. Gegen den Hintergrund der Höhle erreichte die Ablagerung die Mächtigkeit von 3 m und gleichzeitig vermehrten sich die Schichten.

Die Reste des Menschen aus prähistorischer Zeit bestanden in Scherben von Thongeschirr, aus freier Hand gearbeitet, verziert, manche mit Graphit überzogen, in Bronzegeräthen (zwei Celte, ein Sonnenrad von Bronze und mehrere Ringe), in Knochenwerkzeugen, Feuersteinmessern und durchbohrten Unterkiefern der Katze und des Fuchses.

Von diluvialen Funden sind zu erwähnen eine ungeheure Menge fossiler Knochen und Zähne (mehr als 80.000 Stück). — Den untersten Schichten entstammen Reste von Räubern, besonders vom Höhlenbären, den mittleren und oberen Reste vom Pferd, Rhinoceros und Mammuth, der obersten vom Renthier und Ur. — Auch eine reichliche Mikrofauna wurde gefunden. — Viele Knochen waren benagt. — Sämmtliche Knochen waren zerschlagen, untereinandergemischt.

Von 15.000 Knochen und Zähnen grösserer Thiere aus der Šipka-Höhle gehören ca. 80% dem Höhlenbären, 4½% dem Pferde, dem Ur und Bison 3%, dem Nashorn 2%, dem Ren 2%, dem Hirschen 2%, dem Höhlenlöwen 1½%, Wolf 1%, Mammuth und Hyäne 1%, Hase und Fuchs je ½% an. — Der diluviale Mensch hinterliess daselbst Feuerstein- und Knochenartefacte in sehr grosser Menge. — Auch Menschenknochen, sowie ein menschlicher Kiefer wurden gefunden.

Die Steinartefacte belaufen sich auf 3000 Stück. Aehnliche Formen, wie jene aus den unteren Schichten der Šipka-Höhle sind bisher in Oesterreich noch nicht gefunden worden, wohl aber in Frankreich und England. — Die Formen der oberen Schichten stimmen mit jenen der anderen mährischen Höhlen und jenen aus dem Löss Mährens und Niederösterreichs überein.

St. Katharein bei Blansko. Entnommen den Bildern aus der Mährischen Schweiz und ihrer Vergangenheit von Dr. H. Wankel. Pag. 23—24.

Ueber die Alterthümer, welche beim St. Wenzel zu Olmütz ausgegraben wurden. Von J. Havelka. Gymnasialprofessor zu Olmütz. Pag. 27—29.

Bei der Restaurirung der Kirche des heil. Wenzel in Olmütz im Jahre 1883 wurden zufällig in einer Tiefe von 1—5 m Alterthümer ausgegraben. Autor vermuthet, dass sämmtliche durchgegrabene Schichten ehemals künstlich auf den Hügel geschafft worden sind, theils um dadurch mehr Fläche zu erzielen, theils um den Ort zu Vertheidigungszwecken zu erhöhen. — Diese Ablagerung lässt sich in drei Culturschichten trennen, nämlich in die urgeschichtliche, in die mittelalterliche und in die neuzeitliche. Die urgeschichtliche war die schwächste und enthielt die wenigsten Funde. Die grösste Mächtigkeit hatte die mittelalterliche Schichte.

Zu den urgeschichtlichen Funden gehören Thongefässe, Thonwirtel, Scherben, Knochenreste. Die Thongeschirre sind aus freier Hand gearbeitet, schön verziert. Unter den Knochenresten waren ein Pfriemen und zwei Schlittknochen. Auch eine Menge von Schlacken mit eingeschlossenen Holzkohlen etc. wurde gefunden. Dr. Wankel glaubt darin Reste der Befestigung einer Schlackenburg gefunden zu haben. Eine ähnliche Schlackenburg constatirte Autor bei Loštic.

Zuschriften. Pag. 29—31.

Aus Náklo: Bericht über ein Stück Geweih von Cervus megaceros mit viereckigem Loche zur Aufnahme eines Steinwerkzeuges. — Urnenfunde. — Entdeckung eines Pfahlbaues im Gemeindeteiche von Náklo. Fund eines Bronzekessels von 35 cm Höhe und 35 cm Breite mit 8 Bronzeschalen, von denen einige schön verziert. Die Funde dieses Pfahlbaues stimmen mit jenen des Bieler See's der Schweiz überein.

Kleine Mittheilungen. Pag. 31—32.

Funde auf der Station Olmütz der Staatseisenbahn-Gesellschaft, und zwar Menschenknochen, drei Kupferschalen mit eingravirtem Bilde des Erzengels Michael.

Aus der Urzeit der Olmützer Umgebung. Von V. Houdek in Wien. Pag. 49—57.

Angabe eines alten Handelsweges von Konic gegen Olmütz. — Beschreibung der zum Schutze dieses Weges errichteten Burgen (Einfriedungen auf Bergen). — Burgberg „Am Hrad" bei Náměšť mit vierfachen Wällen, von denen nur der innerste erhalten ist (Abbildung). Bezüglich der Vergangenheit dieses Burgberges glaubt Autor, eine urgeschichtliche und eine mittelalterliche annehmen zu können. Es sollen hier Thongefässe gefunden worden sein. — Eine Stunde entfernt ist ein anderer, mit dreifachen Wällen versehener Burgberg „na šancích" bei Laškov. Hier wurden Scherben von Urnen gefunden. — „Strážisko" und „Hrad" mit prähistorischen Wällen bei Ptení.

Die Pekárna bei Ochoz. Von Dr. H. Wankel (sammt Bild der Höhle). Pag. 71—73.

Beschreibung der Pekárna-Höhle im Hády-Thale bei Ochoz. Nachdem Autor im Jahre 1880 Kenntniss erlangt hatte, dass die Höhle prähistorische Funde berge, begann er mit seinen Nachgrabungen. In der Pekárna sind drei Culturschichten, die oberste stammt aus der historischen Zeit, die mittlere aus der neolithischen Periode der Steinzeit, charakterisirt durch geschliffene Steinwerkzeuge, Topfscherben, Knochenwerkzeuge und durch Knochen vom Schwein, Rind, Hirsch und Reh, und die letzte Schichte gehört der paläolithischen Periode an, mit geschlagenen Feuersteinwerkzeugen und Knochenwerkzeugen. — Aus dieser Schichte stammen auch tertiäre Versteinerungen, wie Dentalium und Grauwackengeschiebe, auf welchen primitive Zeichnungen angebracht sind. — Auf einem im Besitze des Director Krasser in Brünn befindlichen ist eine Blume eingravirt. — Die Knochen aus dieser Schichte gehören dem Ren, Pferd, Eisfuchs, Schneehasen, Schneehuhn etc. an. Auch ein bearbeiteter Tarsusknochen vom Rhinoceros wurde gefunden.

Hier in dieser Schichte wurde auch ein Eisenmesser und Stücke von Schmiedeeisen mit Feuersteinmessern in Travertin zusammengebacken, ausgegraben. Nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft ist es nicht wahrscheinlich, dass der Renthiermensch, der einst die Pekárna bewohnte, schon das Eisen gekannt habe, und dies umsomehr, als das Eisenmesser aus der Pekárna-Höhle eine mehr moderne, neuartige Form besitzt. Dieses Messer kam später in die paläolithische Schichte.

Zuschriften. Pag. 75.

Aus Brünn. — Aus Prossnitz. — Aus Senička. Prähistorische Alterthümer daselbst. Urnenfriedhof. Ustrinen. Rhinocerosreste. Altslavisches Hradiště.

Kleine Mittheilungen.

Aus der mährischen Schweiz. — Prähistorische Funde bei Skoronic nächst Gaya, u. zw.: Skelettgräber mit Thongefässen theils beim Haupte, theils zu Füssen der mit dem Antlitz zu Boden gekehrten Skelette. In manchen Gefässen waren Quarzstücke. Als Beigaben fanden sich noch Bronzeringe, Ohrringe und eine Nadel. — Barsche in der March. — Prähistorische Funde in der Umgebung von Kremsier. — Urnenfunde zwischen Zdounek, Hradisko und Trávnik. — Reste grosser, graphithältiger Gefässe auf der Töpferscheibe verfertigt, nach Virchow slavisch, aus dem 10. Jahrhunderte. — Beim Eisenbahnbau von Zborovic Urnenfunde. — Bei Zdounek grub auf prähistorische Alterthümer MUDr. Suchý in Kremsier mit gutem Erfolg.

Reste mährischer nationaler Ornamentik. Von Vlasta Havelkova. Pag. 100—104.

Färbige Ornamente auf den Wandsockeln unserer Dorfhäuser. — Ornamentenschmuck aus alter Zeit auf gestickten Objecten der mährischen Nationaltracht. — Ornamente auf gestickten Tauftüchern und Tüchern beim Wochenbette. — Analogie dieser mährischen Ornamente mit kleinrussischen.

Ueber die Tracht der mährischen Wallachen. Von Mat. Vaclavek in Vsetín. Pag. 110—115.

Die mährische Nationaltracht schwindet allmälig. — Reste findet man noch bei den Hanáken und Valachen. In der Gegend von Wall.-Meseritsch ist sie jedoch schon ganz verschwunden. Erhalten blieb sie in der Rožnauer Gegend. Beschreibung der Tracht der Valachen.

Sloup. Von J. Havelka. (Sammt Abbildung.) Pag. 116 bis 117.

Skizze von Sloup und den Slouper Höhlen nebst Angabe der Forschungen Dr. H. Wankel's und der ausgegrabenen diluvialen Ueberreste.

Künstliche Höhlen bei Klobouk nächst Brünn. Von Karl J. Bukovansky, Oberlehrer in Poln.-Ostrau. Pag. 117—120.

Im diluvialen Lehm von Klobouk finden sich zahlreiche gothisch gewölbte, unterirdische Gänge, „lochy" genannt. Prähistorische Funde gar keine. In einem dieser Gänge wurden Menschenknochen ausgegraben. — An einer Stelle der Anhöhe, „pod povětrňákem", wo sich ebenfalls Erdstollen befinden, wurden 10 Tumuli durchgegraben, in welchen menschliche Skelette mit kleinen Thongefässen beim Haupte lagen. — Am Berge „Hradisko" grub Autor eine grosse Menge von Urnenscherben aus, nebst Steinwerkzeugen. — In der Umgebung von Klobouk wurden verschiedene Alterthümer, wie Stein-, Bronze- und Eisengeräthe entdeckt.

Zuschriften. Pag. 122—126.

Aus Oslavan: Lehrer V. Čapek berichtet über prähistorische Funde aus der Umgebung von Eibenschitz, und zwar über drei Burgberge und fünferlei heidnische Begräbnissstätten. Alle drei Burgberge liegen am Flusse Oslava. Oberflächlich wurden Gefässscherben, geschliffene Steinwerkzeuge, Feuersteinmesser etc. gefunden. Zwei Begräbnissstätten befinden sich bei Zbeschau. Hier fanden sich verzierte Gefässscherben. Der Boden dieser Gefässe zeigt eine charakteristische Marke. Ein Handmühlstein. Ein ganzer und Stücke eines grossen Steinhammers, beide durchbohrt, eine Steinaxt, Stücke von Feuerstein; Eisenmesser und Eisennägel, Eisenerzstücke mit Brandspuren, eine Messingspange. Knochen vom Pferd, Rind, Ziege und Schwein. Ein Vogelskelett, ein Hundeskelett, eine Hühnereischale etc. Die anderen Begräbnissstätten befinden sich bei Ober-Řeznovic, Neudorf, Oslavan und bei Budkovic. Aus Všemín: Bericht über einen Fund von Regenbogenschüsselchen am Burgberge „Hrádek".

Kleine Mittheilungen. Pag. 126—129.

Tumuli bei Kremsier. — Grübchen und Riefen auf Kirchensteinen in Olmütz von Dr. H. Wankel. — Alte Gräber bei Cholina von Dr. H. Wankel.

Die Ochozer Höhle. Von Prof. J. Havelka. (Mit 2 Abbildungen.) Pag. 163—165.

Topographische Schilderung und Beschreibung der Tropfsteingebilde.

Zuschriften. Pag. 165—168.

Von Brünn: Der Burgberg von Barfuss. Fl. Koudelka berichtet über den Burgberg „hradisko" von Barfuss und über die daselbst von ihm gemachten prähistorischen Funde, bestehend in Scherben von Thongefässen, Feuersteinsplittern und einem Mahlsteine. — Aus Prossnitz: Ueber die heimatliche Archäologie von Prof. Fr. Koželuha. — Kremsier: Bericht über Ustrinen zwischen Hradisko und Kojetain.

Kleine Mittheilungen. Pag. 168—172.

Mährische Volksstickerei. — Das Abend-Vaterunser in der Gegend von Ung.-Brod. — Erdstollen in Loštic. — Ausgrabungen in Blatec. — Prähistorische Brandstätten am Wege nach Tovačov. — Reste einer Ansiedlungsstätte, Scherben, Wandbewurf, Spinnwirtel, ein Thonseiher, Hausthierknochen, Schlittknochen aus einem Pferdeschienbein. — Reste einer Bäckerei aus grob gemahlenem Weizen, angebrannt mit anhaftenden Topfscherben.

Bd. II.

Unser Vaterland zur slavischen Vorzeit. Von J. Havelka, Professor in Olmütz. Pag. 1—14, 57—62, 105 bis 111, 172—173.

Nachdem der paläolithische Mensch durch die diluvialen Fluthen aus Mähren verdrängt worden war, kamen nach langen Jahrhunderten in die menschenleeren Gegenden Mährens Slaven, die auch das Land bis zum heutigen Tage beherrschen. Diese Einwanderung der Slaven zur neolithischen Periode geschah von Osten, aus der transkarpathischen Urheimat der Slaven. Die allmälige Einwanderung der Slaven nach Mitteleuropa geschah vielleicht zu Ende des zweiten Jahrtausendes vor Christo. Erst später wurden die Slaven von den aus dem Norden eindringenden Germanen aus manchen mitteleuropäischen Gegenden verdrängt. Die Slaven Mährens zur neolithischen Periode waren keine Nomaden, sie hatten feste Wohnplätze auf von der Natur aus geschützten Bergen (Burgbergen) oder sie errichteten Pfahlbauten. — Beschreibung der mährischen Pfahlbauten. — Pfahlbauten zu Olmütz, entdeckt von Prof. L. H. Jeitteles. Die Bewohner derselben waren ohne Zweifel Slaven. — Weitere Pfahlbaufunde wurden 1883 bei Náklo, in der Nähe von Olmütz gemacht. Nach den Funden dauerte diese Station durch die neolithische Periode bis zur Bronzezeit. — Auch in Loštic machte der Autor Funde, welche mit Pfahlbaufunden correspondiren. — Ebenso wurde bei Jedovnic nächst Blansko durch Dr. Wankel eine Pfahlbaustation constatirt. — Ausserdem hat Prof. Koželuha bei Polešovic Pfahlbaufunde erschlossen. — Beschreibung der Schweizer Pfahlbauten und jener der österreichischen Alpenseen. Die Schweizer Pfahlbauten sind wahrscheinlich ebenfalls slavischen Ursprunges, wofür zahlreiche slavische Ortsnamen in der Schweiz sprechen. — Das Leben des Pfahlbauers. Die Frau nahm eine massgebende Stellung ein. — Fauna der Pfahlbauten. — Hausthiere. — Getreide. — Werkzeuge und Waffen aus Stein und Knochen. — Sonstiges Geräthe aus Holz. — Das Fehlen von Menschenresten. — Burgberge (hradiska). Die Wälle der Burgberge sind theils aus Ackererde mit Schotter, theils aus trockenen Steinmauern gebildet, theils sind es Schlackenwälle. Die Alterthümer der Burgberge erinnern an die Pfahlbauten. — Die urgeschichtliche Ansiedlung am Leskoun bei Mähr.-Kromau. — Funde auf den Polauer Bergen. — Burgberge bei Olmütz, beschrieben von Houdek, Burgberge der Brünner Umgebung, beschrieben von Čapek und Koudelka. — Beschreibung einiger weiterer Burgberge Mährens. — Das Stradonitzer Hradisko in Böhmen.

Ueber die Bedeutung der altslavischen Hauscommunionen. Von V. Houdek in Wien. Pag. 21—27.

Der Unterkiefer des vorweltlichen Menschen der Šipka-Höhle bei Stramberg. Von Prof. K. J. Maška. Pag. 27—35.

Dieser Unterkiefer lag in einem Nebengange der Šipka-Höhle, in der Tiefe von 1·4 m, fast auf der Sohle der Höhle, in einer unberührten Aschenschichte, unter Steinartefacten und Knochen vom Höhlenbären, Höhlenlöwen, der Höhlenhyäne, des Wolfes, Rhinoceros, Mammuth etc. Der Unterkiefer aus der Šipka ist der mittlere Theil der Mandibula mit drei Schneidezähnen, einem Eckzahn und den beiden

Prämolaren der rechten Seite. Dem äusseren Ansehen nach stimmt der Unterkiefer mit allen anderen daselbst aufgefundenen diluvialen Knochen überein. Nach der Entwicklung der Zähne war das Individuum im Alter von 8—10 Jahren. Diesem Alter widerspricht die auffallende Grösse des Knochens. Zuerst beurtheilte den Kiefer Dr. H. Wankel, später Schaaffhausen, der ihn dem Kiefer von La Naulette verglich; er erklärte ihn für pithekoid. Virchow verwarf den Ausdruck pithekoid und stimmte auch nicht mit der Meinung überein, dass er einem 8—9jährigen Kinde angehörte. Er glaubte es mit einem vollständig entwickelten, aber pathologischen Kiefer zu thun zu haben. Schaaffhausen, Wankel und Woldřich vertheidigten den jugendlichen Charakter, ebenso erklärten Quatrefages und Magilot, auch Nehring den Kiefer als jugendlich.

Der Autor gelangt schliesslich zu nachstehendem Resultate: 1. der menschliche Unterkiefer aus der Šipka gehört einem Kinde an, bei dem der Zahnwechsel stattfand. 2. Der Kiefer zeigt nichts Pathologisches, ist vollständig gesund. 3. Dieser Kiefer besitzt deutliche Merkmale, durch welche er sich von den jetzigen Menschenkiefern unterscheidet, entbehrt aber des Affentypus. 4. Die auffällige Unbeholfenheit dieses Kiefers hängt mit der Lebensweise des diluvialen Menschen zusammen, da seine Kauwerkzeuge besonders entwickelt waren. 5. Diese riesigen Kauwerkzeuge bedingen keineswegs eine riesenhafte Gestalt. 6. Der Mensch, dem dieser Kiefer angehörte, lebte in der Interglacialzeit, vor der Mammuthzeit, und es ist dies der älteste Menschenknochenfund aus dem Löss. — Dieser Abhandlung sind auch Abbildungen des Kiefers beigeschlossen.

Mährische Einsegnungstücher (úvodnice) der Wöchnerinnen. Von Vlasta Havelkova in Olmütz. Pag. 35—40.

Zuschriften. Pag. 41—43.

Aus Wien: Woher stammt der Name „Heidenthürme" am St. Stefansdome in Wien? — Aus Klobouk: Erdstollen und Garažia.

Kleine Mittheilungen. Pag. 43—47.

Eine byzanthinische Münze aus dem VI. Jahrhundert. — Erdstollen in Galizien. — Das Mammuthskelett. — Ueber die Verwendbarkeit der Steinwerkzeuge. — Mährische Alterthümer in China.

Altslavische Cultur in Mitteleuropa. Von Prof. Dr. J. N. Woldřich. Pag. 71—73.

Autor spricht die Ueberzeugung aus, dass die Slaven keineswegs erst im V. oder VI. Jahrhunderte nach Mitteleuropa eingewandert seien, sondern dass sie hier schon seit uralten Zeiten wohnten, und glaubt, durch prähistorische Funde diese Meinung begründen zu können.

Künstliche Höhlen (lochy und pečery). Von Lucie Bakešova. Pag. 73—81.

Künstliche Höhlen in Niederösterreich nach Karner. — Beschreibung einiger neu entdeckten Erdstollen in Mähren. — Russische künstliche Höhlen.

Ueber die Alterthümlichkeit der nationalen mährischen Stickerei. Von Vlasta Havelkova. Pag. 81 bis 83.

Die Verfasserin vergleicht Ornamente der prähistorischen Bronzen, auch jener von Hallstatt, mit nationalen mährischen Stickereien und glaubt hieraus auf slavischen Ursprung der Bronzen und die Alterthümlichkeit der Stickereien schliessen zu können.

Beiträge zur Kenntniss der slavischen Ornamentik. Pag. 83—85.

Bemalte Ostereierschalen der slavischen Völker sammt Abbildung.

Zuschriften. Pag. 85—92.

Von Brünn: Fl. Koudelka berichtet über des Bilovicer Hradisko und prähistorische Funde daselbst, über einen geschliffenen Behaustein sammt Bild, ferner über die Erdstollen von Klobouk. — Aus Oslavan: Beitrag zur Kenntniss mährischer künstlicher Höhlen.

Kleine Mittheilungen. Pag. 92—96.

Ausgrabungen bei Slatěnic von Dr. H. Wankel. — Ueber lateinische Denkmäler in Mähren.

Das Bild Mährens zu prähistorischen Zeiten. Von Rud. Kašpar. Pag. 112—123.

Geologische Veränderungen auf der Erdoberfläche und in Europa. — Eiszeit. — Das Bild Mährens zur Diluvialzeit. — Eintheilung des Diluviums und Alluviums. 1. Die erste Glacialepoche. 2. Braunkohlenschieferformation. 3. Interglacialzeit. 4. Zweite Glacialepoche. — Die ersten menschlichen Spuren. — Aeltere Steinzeit. 5. Formation postglacialer Geschiebe. — Renthierzeit. 6. Jüngere Steinzeit und Pfahlbauzeit. 7. Bronzezeit. 8. Eisenzeit. — Historische Epoche. 9.—10. Flugsand und die letzten Ablagerungen von Schotter, Sand und Lehm. — Lössbildung.

Zuschriften. Pag. 131—146.

Aus Náměšť bei Olmütz: Uebersicht der bis jetzt daselbst gemachten prähistorischen Funde. — Erdstollen. — Aus Oslavan: Beitrag zur Kenntniss mährischer künstlicher Höhlen (Schluss) vom Lehrer V. Čapek.

Kleine Mittheilungen.

Urgeschichtliche Klapperzeuge aus Grabstätten von Tršic, Olmütz, Polešovic und Slatěnic sammt Abbildung. — Eine Jadeitaxt aus Mähren von J. K. Maška.

Der menschliche Schädel zur Urzeit. Von Dr. H. Wankel. Pag. 153—161.

Cranien als Trinkgefässe. — Renthierschädel aus der Höhle vom Hohlefels in Württemberg als Trinkgefäss. — Menschliches Cranium als Trinkbecher aus dem Bieler See in der Schweiz. — Trinkbecher aus einem menschlichen Cranium der Byčí skála-Höhle. — Prähistorischer Schädel von Přikaz bei Olmütz mit ausgeschnittenem Hinterhaupte. — Abbildungen.

Mährische Tücher (boudnice) beim Wochenbette. Von Vlasta Havelkova. Pag. 166—172.

Zuschriften. Pag. 173—181.

Aus Trebitsch: Grübchen, Riefen, Buchstaben und Steinmetzzeichen auf der Kirche der Jungfrau Maria.

Kleine Mittheilungen. Pag. 181—186.

Erratische Blöcke in der Prossnitzer Gegend. — Der Königstisch bei Velehrad. — Die Gefässe von Loštic.

Florian Koudelka.

Urgeschichtliche Forschungen

in der

Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark.

II.

Bericht über die in den Jahren 1881, 1882 und 1883 durchgeführten Grabungen.

Von

V. Radimský und **J. Szombathy.**

Im ersten Theile dieses Berichtes [1]) wurde dasjenige, was an der Erdoberfläche zu sehen oder durch frühere Grabungen zu Tage gefördert worden ist, namhaft gemacht. Im Laufe des Jahres 1883 hat sich nun bezüglich der in jenem ersten Theile angeführten Zahl der Tumulusgruppen und der in den einzelnen Gruppen enthaltenen Tumuli [2]) die Nothwendigkeit mehrfacher Correcturen ergeben. Es möge gestattet sein, an dieser Stelle vor dem Eintritt in den eigentlichen Ausgrabungsbericht die betreffenden Correcturen, welche durchgehends eine Vergrösserung der Ziffern bezwecken, anzubringen.

Diese Vermehrung wurde veranlasst einerseits durch die Entdeckung von drei neuen Tumulusgruppen, andererseits aber durch den Umstand, dass bei der ursprünglichen Zählung viele der kleinen und niederen Tumuli als solche nicht erkannt und in dem Bestreben, nicht über die wahre Anzahl zu greifen, mancher grössere Hügel übersehen wurde. Es ist überhaupt eine fast unmögliche Sache, bei dicht gedrängten, grösseren Gruppen, wenn sie in einem Jungwalde mit starkem Unterwuchse vorkommen, wie dies z. B. im Leitengritschwalde zu Mantrach oder dem Kaiserschneiderwalde zu Purgstall der Fall ist, eine richtige Zählung durchzuführen, so lange nicht jeder einzelne Tumulus mit einem numerirten Pflocke besteckt wird, wie dies gelegentlich der späteren Vermessungen geschah.

Neu entdeckt wurden folgende Gruppen:

a) In der Gemeinde Mantrach, und zwar in dem Walde des vgo. Haibl eine Gruppe von . . 14 vorrömischen Hügeln, welche von der Leitengritsch- und Schützwaldgruppe (Gruppe *b* in Mantrach) 240 m nach 255 Compassgraden, somit nahezu gegen Westen absteht. Davon sind 13 intact und einer geöffnet.

b) In der Gemeinde Purgstall, gleich östlich neben der Kaiserschneiderwaldgruppe (Gruppe *b* in Purgstall) und von dieser nur durch einen Fahrweg getrennt, wurden in dem dichten Gestrüppe des vgo. Andraebaeckwaldes . . 13 intacte vorrömische Tumuli und endlich

c) in der Gemeinde Otternitz im Walde des vgo. Rothschädl, und zwar in 280 m genau südwestlich von den 3 Hügeln des vgo. Puff (Gruppe *a* in Otternitz) . . . . . 7 intacte Tumuli unbestimmten Alters vorgefunden.

Summe . 34

Eine Vermehrung der Tumuluszahl resultirte in Folge der vorgenommenen Aufnahme bei folgenden Gruppen:

a) In Mantrach bei der Leitengritsch- und Schützwaldgruppe (Gruppe *b*) von 122 auf 160, somit . . . . . + 38

b) In Purgstall bei der Kaiserschneiderwaldgruppe (Gruppe *b*) von 94 bis 145, somit + 51

c) In Purgstall bei der Hojsl- und Höchschustergruppe (Gruppe *d*) von 81 bis 83, somit + 2

d) In Goldes bei der Tschoneggerfranzlwaldgruppe (Gruppe *g*) von 2 bis zu 3, somit + 1

e) In Goldes bei der Tschoneggerweingartgruppe (Gruppe *h*) von 2 bis zu 3, somit . . . + 1

f) In Goldes bei der Ofenmacher- und Grellwaldgruppe (Gruppe *k* und *l*) von 49 bis 55, somit . . . . . + 6

g) In Gleinstätten bei der Forstwaldgruppe (Gruppe *a* und *b*) von 26 bis zu 36, somit + 10

Summe . 109

[1]) Mittheilungen der Anthrop. Ges. in Wien, Band XIII, 1883, p. 41 u. f.

[2]) l. c. p. 56—59, dann p. 61 und Taf. IX.

Im Ganzen erscheint darnach die Anzahl der Tumuli in dem fraglichen Gebiete um 143 Stücke grösser, und stellt sich mit Schluss 1883 auf 1124 Stücke, von welchen 692 dem Ansehen nach intact und 432 bereits geöffnet waren.

Ueber die Grabungen selbst mögen folgende Bemerkungen vorausgesendet werden:

Nachdem Bergdirector Radimský im Jahre 1881 zur Probe 7 Tumuli geöffnet hatte, unternahm er im folgenden Jahre umfangreichere Ausgrabungen, für welche Professor Fritz Pichler in Graz Subventionen von Seite des steiermärkischen Landesausschusses, der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften und der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale erwirkte. Diese Mittel genügten zur Bestreitung der aufgelaufenen Arbeitslöhne, während die übrigen Spesen Radimský aus Eigenem bestritt. Er untersuchte auf diese Art weitere 54 Tumuli und übergab die Funde aus diesen 61 Tumulis dem Joanneum in Graz.

Im Sommer 1882 (23.—26. Juli) besuchte eine von der Anthropologischen Gesellschaft in Wien und dem Anthropologischen Verein in Graz entsendete Commission die Wieser Gegend. Die Wiener Gesellschaft war durch ihren Präsidenten Ferdinand Freiherrn von Andrian-Werburg, Hofrath Dr. Ferdinand von Hochstetter und Secretär Szombathy, der Grazer Verein durch die Professoren Dr. W. Gurlitt und Dr. R. Hoernes vertreten. Es wurden die Resultate der bis dahin gemachten Ausgrabungen Radimský's studirt, unter dessen Führung die wichtigsten Tumulusgruppen und Wallbauten begangen und einige Probegrabungen gemacht. In der Folge wurden noch während des Spätsommers 1882 für den Grazer Anthropologischen Verein von Professor Gurlitt 6 und von J. Szombathy 2 Tumuli und für die Wiener Anthropologische Gesellschaft von J. Szombathy 79 Tumuli und endlich im Jahre 1883 für letztere Gesellschaft von V. Radimský noch 29 Tumuli durchgegraben. Die von Professor Gurlitt gemachten Funde kamen an den Grazer Museumsverein, während die im Auftrage der Wiener Anthropologischen Gesellschaft gesammelte Ausbeute der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien übergeben wurde.

Der folgende Fundbericht umfasst sämmtliche von Radimský und Szombathy untersuchte Tumuli. In den beigegebenen, nach genauen Vermessungen angefertigten Situationsplänen wurden die noch intacten Tumuli weiss belassen, die bereits geöffneten dagegen verschieden schraffirt, und zwar bedeutet:

von Fremden, meist in früherer Zeit geöffnete Tumuli,

„ J. Szombathy geöffnete Tumuli,

„ V. Radimský „ „

„ W. Gurlitt „ „

Alle Situationspläne und Grundrisse, bei welchen die Nord-Süd-Linie nicht besonders eingezeichnet erscheint, sind nach Norden orientirt.

Bei der Angabe der Dimensionen kommen folgende Abkürzungen vor:

für die Tumuli: D = Durchmesser, H = Höhe,
„ „ Gefässe: H = ganze Höhe, D = grösster Durchmesser, m = Mündungsdurchmesser, b = Bodendurchmesser, f = Fussdurchmesser, hf = Fusshöhe, Br = grösste Breite.
„ „ diversen Objecte: L = ganze Länge, Br = grösste Breite, H = grösste Höhe.

Zahlen, welchen keine besondere Massbezeichnung beigefügt ist, bedeuten Centimeter.

Bezüglich des Alters der von uns untersuchten Tumuli ist bereits in früheren Mittheilungen [1]) das Wichtigste auseinandergesetzt worden. Darnach unterscheiden wir vorrömische und römische Tumuli und eine kleine Gruppe, welche den Uebergang zwischen den beiden grossen Perioden zu bilden scheint.

Im Folgenden ist innerhalb der einzelnen Altersgruppen die im ersten Theile gewählte Anordnung der Tumuli im Principe beibehalten worden. Diese Anordnung lässt deutlich erkennen, dass jede einzelne Tumulusgruppe gewisse Eigenthümlichkeiten für sich hat, welche sie vor ihren Nachbarinnen auszeichnen und zu weitgehenden Vergleichungen mit anderwärtigen Funden anregen. Leider gebot die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes, dermalen von allen vergleichenden Excursen abzustehen, uns bezüglich der Würdigung des vorliegenden Materials auf das Allerwichtigste zu beschränken und selbst die Fundnotizen, welchen wir vorläufig die relativ grösste Wichtigkeit beizulegen geneigt sind, möglichst knapp zu halten.

[1]) Radimský, 1. Theil dieses Berichtes, l. c. p. 53—55 und Szombathy, Vorläufiger Bericht über die Ergebnisse der von der Anthropologischen Gesellschaft veranlassten Untersuchung der Tumuli in der Umgegend von Wies, Mittheil. d. Anthrop. Ges., Bd. XII, p. 176—178.

A. Tumuli der vorrömischen Periode.

Die Grabhügel dieser älteren Periode bilden in der Regel grössere Gruppen und finden sich zum allergrössten Theile in den Gemeinden Gleinstätten, Goldes, Purgstall, Gross-Glein und Mantrach rings um den Purgstaller Kogel gelagert vor. Wir wollen diesen Complex von Tumulusgruppen und einzelnen hervorragenden Grabkegeln die Purgstaller Nekropolen nennen. Nach dem Stande unserer Kenntnisse mit Schluss 1883 umfassen sie 639 Hügel, von welchen 477 Stücke noch intact, 162 Stücke dagegen bereits geöffnet sind.

Ausser diesen Tumulis ist im Bereiche unserer prähistorischen Karte [1]) nur eine Gruppe von 13 Tumulis im Grossen Hartwalde zu Graschach und eine zweite von 2 Tumulis in Hörmsdorf bei Eibiswald bekannt, welche dieser Periode angehören.

Die grosse Mehrzahl dieser Tumuli gehört, wie die folgenden Fundberichte zeigen werden, unzweifelhaft der Hallstätter Periode an. Wir haben es aber vorgezogen, diesem Capitel den obigen allgemeineren Titel zu geben, weil wir in dasselbe einige Tumuli einreihen müssen, deren Inhalt eine auffallende Annäherung an die La-Tène-Periode zeigt, ohne dass das vorliegende Material hinreichend wäre, um diese Periode neben der Hallstätter als gleich sicher constatirt anführen zu können.

Gemeinde Gleinstätten, Forstwald.

Diese Hügel bilden mit jenen des Tschoneggerwaldes in Goldes eine einzige Gruppe, deren Situation die Fig. 40 zeigt. Sie bedecken theils den Kamm, theils die obere Partie des nordwärts gerichteten Abhanges jener Hügelkette, welche die südliche Begrenzung des Sulmthales südöstlich von Gleinstätten bildet und sind auf der obcitirten Karte mit den Ziffern 5, 21, 8, 1, 14 und 1 angemerkt. Leider sind die grösseren derselben fast ausnahmslos schon in früheren Zeiten geöffnet worden.

Von den 36 Tumulis der Forstwaldgruppe, welche einen Durchmesser von 4 bis 25 m besitzen, hat Radimský 9 Stücke geöffnet, in keinem derselben jedoch einen Steinbau angetroffen. Dagegen fanden sich in der Anschüttung stets verstreute Thonscherben häufig vor, und war meist innerhalb und ober der Brandschichte ein solches Gewirre von Thongefässbruchstücken vorhanden, dass eine Bestimmung der ursprünglichen, gegenseitigen Lage der Gefässe rein unmöglich erschien. Das massenhafte Vorkommen von Thongefässscherben, welches bei sehr vielen Grabhügeln der vorrömischen Periode in unserer Gegend beobachtet werden kann, erschwerte auch ungemein die Restaurirung der Gefässe.

Erwähnenswerth dürfte es noch sein, dass in der Brandschichte jedes Hügels zwischen den Scherben mehr minder zahlreiche Haselnüsse gefunden wurden, welche als Liebesgaben in die Gräber gelegt worden sein dürften.

Tumulus Nr. 6. D = 6·9 m, H = 1 m.

Am Südostrande einer rundlichen, etwa 2 m im Durchmesser haltenden, 85 cm tief im nordwestlichen Hügelquadranten liegenden und 15 bis 20 cm starken Leichenbrandschichte stand die sub *a* angeführte, grosse, zerdrückte Urne, welche mit Asche und Knochenfragmenten angefüllt war. Die Brandschichte enthielt nur zahlreiche Thonscherben, aus welchen sich die folgenden Gefässe erkennen liessen:

a) 1 grosse, bauchige, ganz glatte, aussen rothe und innen schwarzbraune Urne [1]) aus ordinärem, quarzhältigem Materiale mit hohem, conischem Halse und umgebogenem Rande.

b) 1 grosse, bauchige, aussen rothe, innen braungraue Urne mit conischem Halstheil und breit umgebogenem Rande, am oberen Bauchtheile mit Quer- und Längsstrichen und Punkten verziert.

c) 1 etwas kleinere, aussen graue, innen gelblich weisse Urne mit umgebogenem Rande, dessen Kante mit Strichen geziert ist. Zwischen dem Halse und Bauchwulste laufen drei Querstriche herum und darüber ein Band von kleinen Dreiecken, deren Flächen mit schiefen Strichen schraffirt sind. Am Bauchwulste sind unterhalb der Querstriche 4 kleine, runde, nach aufwärts gekrümmte Ansätze angebracht, jeder derselben an seiner Basis mit

[1]) Mitth. der Anthrop. Gesellschaft in Wien. Band XIII, Tafel IX.

[1]) Der Kürze halber werden hier alle grösseren breitbauchigen Gefässe mit schmalem Boden und mehr oder weniger hohem, kegelförmigem Halstheil, wie sie z. B. auf Taf. X, Fig. 3, 6, 7 und 10 abgebildet sind, einfach mit „Urne" bezeichnet, weil die meisten Gefässe, deren Verwendung als Urne constatirt werden konnte, diese charakteristische Form zeigen. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass einerseits einige Urnen andere Formen haben, und dass andererseits (wie aus den Fundnotizen hervorgeht) bei weitem nicht allen derartigen Gefässen die Function einer Graburne zugeschrieben werden kann.

einem abwärts gerichteten Halbkreise von Punkten eingefasst. Um diese Punktenhalbkreise sind je 8 concentrische Linienhalbkreise gezogen und läuft um den äussersten derselben wieder ein Punktenhalbkreis herum. Die Zwischenräume dieser Buckelverzierungen sind wie oben durch ein an die drei Querstriche anschliessendes Band von schraffirten Dreiecken ausgefüllt. (Siehe Taf. VIII, Fig. 5.)

d) 2 henkellose Schalen mit eingebogenem Rande, aussen gelblichroth, innen braungrau, die grössere mit einem flachen, die kleinere mit einem Nabelboden versehen und beide an der Bauchweitung mit einem Winkelornamente, welches aus je drei, mit einem Punktirradel erzeugten Zickzacklinien besteht, verziert.

d) 1 bauchiger, beiderseits schwärzlicher Topf mit auswärts geschweiftem Rande und kleinem, breitem Henkel, ganz glatt. H = 8·5, D = 10·5, m = 10·5, b = 4.

e) Einzelne Scherben eines ähnlichen, braungrauen Topfes mit scharf umgelegtem Rande und mehrere Schalen.

Tumulus Nr. 17. D = 11·8 m, H = 1·5 m.

In 2·6 m NNW. von der Hügelmitte wurde bei 50 cm Tiefe ein 40 cm breites und 50 cm langes Häufchen von Knochenfragmenten und Asche und darin ein Bruchstück eines im Feuer total verbogenen Bronzeschwertes nebst anderen Bronzefragmenten vorgefunden. Das Schwertfragment

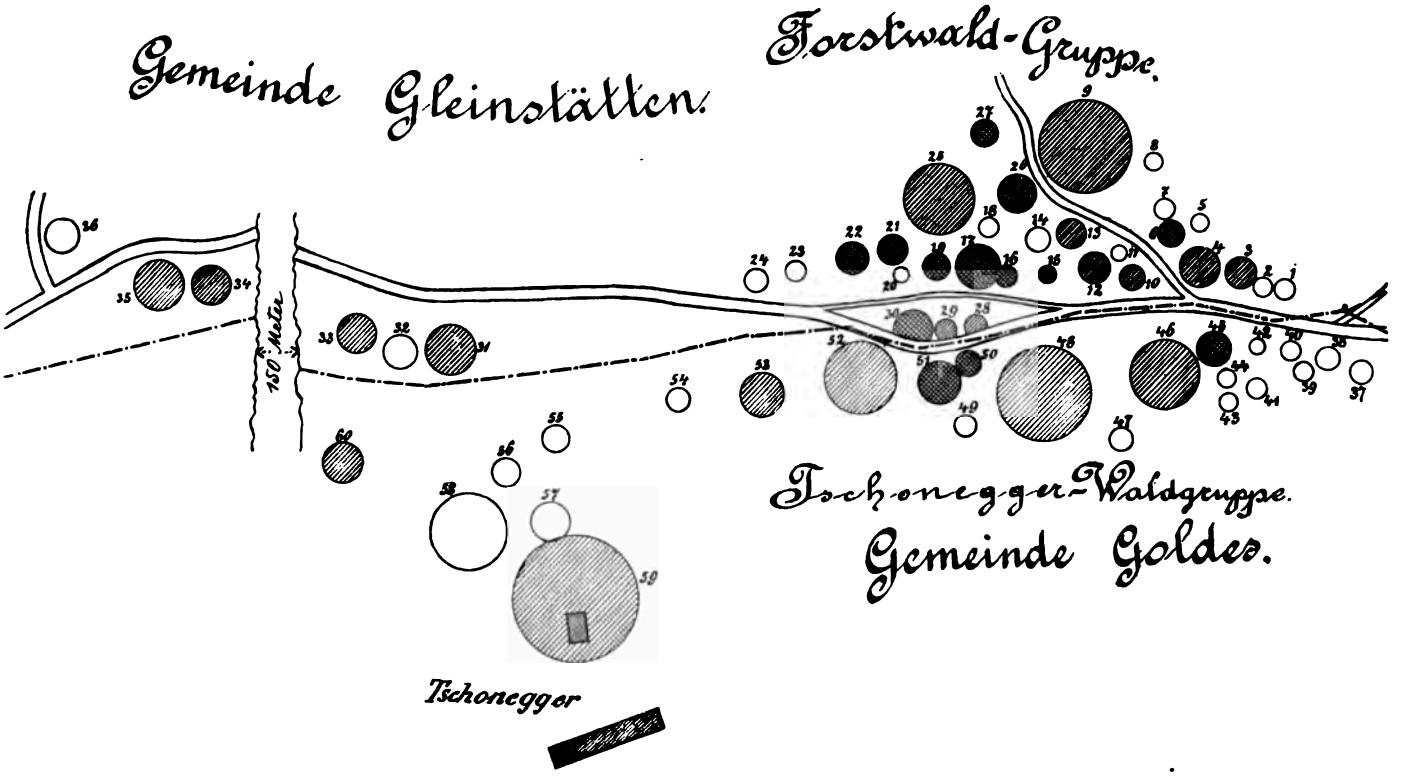


Fig. 40. Maassstab 1 : 2000.

Tumulus Nr. 16. D = 5·4 m, H = 0·6 m.

Dieser Hügel ergab nur einen gebrochenen Spinnwirtel und zerstreute Scherben, aber keine Brandschichte oder sonstige Beigaben. Er dürfte somit schon früher durchsucht worden sein.

Aus den Scherben liessen sich folgende Gefässe restauriren oder erkennen:

a) Einzelne Scherben einer grossen, aussen schwarzen, innen rothbraunen Urne, welche durch, mit einem Punktirradel erzeugte Querstriche und Winkel geziert war.

b) 1 grosse, ordinäre, bauchige, aussen röthliche, innen schwarze Urne mit hohem Halse und umgebogenem Rande.

c) 1 ähnliche, ordinäre, aussen röthliche, innen braungraue Urne mit hohem Halse und umgebogenem Rande, welche einen gekerbten Querwulst besitzt.

ist ca. 11 cm lang. Es umfasst die Heftplatte mit den daranstossenden Theilen der Klinge und der Griffzunge (Taf. VII, Fig. 6). Man erkennt, dass die Heftplatte dreiseitig war, eine Randleiste trug, welche sich über die Ränder der Griffzunge fortsetzte, und neben dieser Randleiste jederseits drei Nietlöcher hatte. Auch in der Griffzunge ist eine starke Niete noch erhalten.

Etwa 70 cm westlich davon kam in gleicher Tiefe ein kleineres Häufchen von Knochenstückchen und Asche vor, auf welcher ein ganzer, schön erhaltener Bronzepaalstab mit beiderseits geschlossenen Schaftlappen lag, in seiner Form vollständig mit einem anderen, im Tumulus Nr. 5

des Hartlwaldes zu Mantrach gefundenen Paalstabe übereinstimmend. (Siehe Tafel VII, Fig. 1.) Seine Länge betrug 165 mm, die Schaftlänge 53 mm, der Schaftdurchmesser 32 mm, die Breite der fast geraden Schneide nahezu 50 mm. Neben dem Paalstabe fanden sich einige vom Feuer angegriffene Bronzestücke, ein Thonwirtel und ein Wetzstein aus bräunlichem Sandsteine, rechteckig, 85 mm lang, 30 mm breit und 8 mm dick, vor.

Zwischen den beiden Leichenbrandhäufchen wurden etwas Thonscherben gesammelt und unter diesen 50 cm tiefer, frei im Lehme liegend, eine ganze Thonschale gefunden. Diese Schale war grau, ohne Henkel, besass einen eingezogenen Rand, am Boden einen Nabel von 17 mm D und an den Seitenwandungen vier nabelförmige Eindrücke von je 10 mm D.

H = 4·5, D = 11, m = 10, b = 1 7.

Bei 30 cm Tiefe unter dieser Schale wurde eine schwache Lage von Leichenbrandresten, mit vielen Thonscherben gemischt, angetroffen. In 150 cm Tiefe unter dem Gipfel endlich wurde im nordwestlichen Quadranten des Tumulus eine nahezu 5 m lange, 2·1 m breite und 10 cm starke Leichenbrandschichte entblösst, welche mit einer grossen Menge von Thongefässscherben angefüllt und bedeckt war und an ihrem Südwestrande einen gebrochenen Bronzering von 35 mm D und 5 mm Stärke enthielt.

Aus den vorgefundenen Scherben liessen sich ganz oder zum Theile restauriren, oder doch erkennen:

a) 2 grosse, bauchige und ganz glatte Urnen mit weitem, hohem Halse und breit umgebogenem Rande, eine beiderseits schwarz, die andere aussen gelblich und innen gelbgrau.

b) 1 etwas kleinere, bauchige, aussen schwarze und innen gelbbraune Urne mit schmal umgebogenem Rande. Unterhalb des hohen Halses läuft eine glatte Querrippe herum, von welcher aus gleichen Rippen bestehende Bögen nach unten hängen. Zwischen je zwei dieser Bögen befinden sich zwei Längsrippen.

c) 2 grössere bauchige Urnen mit breit umgebogenem Rande, an der Bauchweitung mit Ansätzen und Strichen verziert, wovon eine röthlich, die andere rothbraun ist.

d) 2 ähnliche Urnen, die eine röthlich und am Bauche mit Querwülsten und Strichen, die andere schwarz und nur mit Strichen reich versehen.

e) 1 auswendig gelbbraune, innen braungraue ähnliche Urne, reich mit Strichen und Punkten ornamentirt, welche ausserdem an ihrem hohen Halstheile aus je drei Pflanzenwedeln bestehende Verzierungen besitzt. Es ist bisher das einzige naturalistisch gehaltene Pflanzenornament, welches auf einem Thongefässe der Purgstaller Nekropole vorgefunden wurde. (Tafel VIII, Fig. 14.)

f) 1 ähnliche, aussen schwarze, innen braungraue Urne, deren Bauchverzierung aber mit einem Punktirradel ausgeführt ist.

g) 3 Töpfe aus rohem, mit Quarzkörnern gemischtem Materiale und sanft umgelegtem, schmalem Rande. Der eine ist röthlich und ganz glatt, der zweite ebenfalls röthlich und am Randende sowie an einer am Halse befindlichen Querrippe mit rundlichen Einkerbungen verziert. Der dritte, graugelbe Topf endlich besitzt am Randende gleiche Einkerbungen und knapp ober dem Boden eine Querreihe von Fingernägeleindrücken. Seine Rundung ist 22 cm, sein Boden 13 cm breit.

h) 5 Töpfe aus gleichem, ordinärem Materiale mit breit ausgebogenem Rande von röthlicher, braungelber, braunschwarzer und grauer Farbe, wovon zwei ganz glatt, die anderen drei aber mit je 3 bis 4 Ansätzen am Bauche versehen sind.

i) 3 röthliche Töpfe aus dem gleichen, ordinären Materiale, mit breit umgebogenem Rande, dessen Ende rundliche Einkerbungen wahrnehmen lässt. Einer dieser Töpfe besitzt am Bauche Ansätze von 10 cm Breite und nahezu 3 cm Höhe.

k) 1 Schüssel aus ähnlichem, rohem Materiale, aussen braungelb, innen schwarzbraun, mit gerade aufstehendem Rande, welcher mit rundlichen Kerbeindrücken verziert ist.

l) 1 flache und ganz glatte, beiderseits gelbliche Schale ohne Henkel mit eingezogenem Rande aus gleich rohem Materiale.

m) 2 graue Schalen ohne Henkel mit Nabelboden und je vier nabelförmigen Eindrücken am Bauche, ganz ähnlich der oberhalb der Brandschichte vorgefundenen, ganzen Schale.

n) 3 grössere glatte, theils graue, theils schwarze Schalen ohne Henkel, mit gerade aufstehendem Rande und nabelförmigem Boden.

o) 1 etwas kleinere, glatte, aussen gelblichgraue, innen braungraue Schale ohne Henkel mit gerade aufstehendem Rande und flachem Boden.

p) 6 Schalen ohne Henkel, von 9 bis 25 cm D mit flachem Boden und eingezogenem Rande, ganz glatt und von gelblichgrauer, bräunlichgelber, braungrauer, lichtgelber und röthlichgelber Farbe.

q) 1 gelblichgraue Schale ohne Henkel mit eingezogenem Rande und ebenem Boden, an der Aussenseite durch schräggestellte, flache, aber breite Furchen, ähnlich der Taf. VIII, Fig. 8 gezeichneten Schale, geziert.

r) 2 braungraue Schalen ohne Henkel, mit eingezogenem Rande und Nabelboden, deren Aussenseite eine schräggestellte Streifung zeigt.

s) 2 gelblichgraue Schalen ohne Henkel mit eingezogenem Rande und Nabelboden. Am Aussenrande besitzen beide ein, mit einem Punktirradel hergestelltes Winkelornament, welches bei der einen aus je drei, bei der zweiten aus je zwei parallel laufenden Strichen besteht. (Taf. VIII, Fig. 7.)

Ohne den weiters vorgefundenen einzelnen Scherben von mindestens 9 Gefässen, enthielt daher dieser Tumulus 40 Thongefässe.

Tumulus Nr. 19. D = 7 m, H = 0·6 m.

Dieser Hügel enthielt in 50 cm Tiefe eine ganz kleine Leichenbrandschichte zwischen den Scherben einer schwarzen Urne und um dieselbe herumliegend eine grössere Anzahl von Thongefässscherben, dann einen gebrochenen Spinnwirtel und ein gebrochenes Webstuhlgewicht von Thon (cf. Taf. VI, Fig. 29), ohne irgend welche Metallbeigaben.

Aus den Thonscherben liessen sich erkennen:

a) 1 bauchige, aussen schwarze, innen röthlichbraune Urne mit umgebogenem Rande, unter dem Rande durch breite Querfurchen, am Bauche durch runde Ansätze, Längsrippen, Striche und Punkte verziert.

b) 1 auswendig carmoisinroth gefärbte, innen graubraune, bauchige Urne mit aufwärts stehendem Rande, scharf abgesetztem und glattem Halse und Strichverzierungen am Bauche.

c) 2 Töpfe aus ordinärem, quarzkörnerhaltigem Materiale und schwach eingezogenem Rande. Der eine aussen röthlichbraun, innen schwarzbraun, ist ganz glatt; H = 10, D = 10·5, M = 9·5, b = 6·5.

Der zweite, aussen röthlichgrau, innen gelbbraun, besitzt eine Querreihe von Wülsten an der Bauchweitung.

d) 1 kleine, beiderseits graue und glatte Schale mit aufrechtem Rande und hohem Bandhenkel.

e) 1 grössere, aussen röthliche, innen braune Schale mit aufrechtem Rande und hohem Bandhenkel, welche an der Bauchweitung mit breiten, flachen, schief gestellten Furchen und kleinen runden Warzen verziert ist.

f) 3 flache Schalen mit eingezogenem Rande ohne Henkel, röthlichgelb, gelblichweiss und gelblichgrau, davon zwei ganz glatt, die dritte aber mit kleinen runden Ansätzen versehen.

Tumulus Nr. 21. D = 7·5 m, H = 0·85 m.

In 20 cm Tiefe unter der Kogelmitte kamen zwischen den Scherben einer Urne viele, mit Asche gemischte Knochenfragmente vor. Es waren die aus dem Leichenbrande aufgesammelten und in einer Urne besonders verwahrten Brandknochen. Die eigentliche Brandschichte lag 80 cm tief, war 3 m lang, 2·5 m breit, bei 15 cm Stärke und enthielt eine Masse von zerdrückten Thongefässen. Zwischen den Scherben einer Schale befanden sich sehr viele Bronzeblechstücke, zum Theile genietet, 2 kleine, glatte Bronzeringe und verschiedene Eisenfragmente. Nordwestlich von diesen Metallfunden lagen in einem Knäuel beisammen zum Theile genietete Bronzebleche mit Eisendrahteinlagen, welche einem Gefässe angehört haben dürften, ferner von Eisen verschiedene Ringe, Bügel und Stäbchen, wahrscheinlich Theile einer Pferdetrense, und eine gekrümmte Messerklinge. Unmittelbar darunter standen, mit der Spitze nach unten ganz in den gewachsenen Boden eingetrieben, knapp neben einander zwei schmale Eisenlanzen mit starken Mittelrippen von 24 und 25 cm Länge und schmalem, 3 cm breitem Blatt (Taf. VII, Fig. 7). Etwas nordöstlich von den Lanzen wurden noch mehrere Bronzeblechstücke mit Eisennieten und einige Eisenfragmente, ferner an der Nordgrenze der Brandschichte ein gebrochener, durchbohrter Schleifstein aus gelblichem Sandsteine 56 mm lang, 25 mm breit und 15 mm dick gefunden.

Ausserhalb der Brandschichte und nahe am nördlichen Hügelrande kamen zwischen Thonscherben 2 ganze Eisenringe von 43 und 42 mm Durchmesser vor.

Aus den zahlreichen Thonscherben liessen sich entweder zum Theile restauriren oder doch erkennen:

a) 3 fast gleich grosse, schwarze, bauchige Urnen mit hohem Halse und umgebogenem Rande und mit je 4 Ansätzen verziert, eine davon in Form und Grösse ganz ähnlich der in Taf. IX, Fig. 4 gezeichneten, die zweite mit zwei breiten Querfurchen unter dem Rande, sonst aber, wie die dritte überhaupt, ganz glatt.

b) 7 ziegelrothe und gelbliche Töpfe aus sandigem und mit Quarzkörnern gemischtem Materiale, in Form und Grösse dem auf Taf. VIII, Fig. 10 gezeichneten gleich. Dabei ist für alle sieben Gefässe, ausser den vorhandenen Böden, zu wenig Scherbenmaterial gefunden worden, und es dürften daher einige davon nur unganz oder als einzelne Scherben in den Tumulus gelangt sein.

c) 1 schwarzbrauner, kleinerer, glatter Topf.

d) 2 innen und aussen röthliche Schalen mit rundem, hohem Fusse und ganz glatter Aussenfläche. Nur bei einer derselben ist der Boden innen mit vier concentrischen Ringen nebst einem herumlaufenden Kreise von Punkten verziert, und besitzt der Fuss oben drei Querfurchen.

e) 1 beiderseits röthliche Schale mit rundem Fusse und Ansätzen, ähnlich der in Taf. VIII, Fig. 9 gezeichneten, deren Bodenmitte innen mit 4 concentrischen Strichen, welche ein Kreis von Punkten einfasst, und deren Fuss mit Querstreifen geziert ist. Sonst ist diese Schale ganz glatt.

f) 1 beiderseits graphitirte, der in Taf. VIII, Fig. 11 gezeichneten ähnliche Schale mit rundem Fusse und Ansätzen, an der Innenfläche mit 1 cm breiten, glänzenden Graphitstrichen versehen, aber sonst ganz glatt.

g) 1 kleinere, becherförmige, aussen dunkelbraune, innen braune und mit centimeterbreiten, glänzenden Graphitstrichen gezierte, sonst ganz glatte Schale ohne Fuss, welche am Boden einen Nabel besitzt.

h) 6 flache, feinere Schalen mit hohem, bandförmigem Henkel und schwach nach auswärts gebogenem Rande und zwar:

2 Stücke, ähnlich der in Taf. VIII, Fig. 3 abgebildeten, beiderseits graphitirt, der scharfe Bauchwulst breit gerippt, der flache Boden innen von einem Punktenkreise umgeben und die Innenfläche mit breiten, glänzenden Graphit-

strichen versehen. Der Henkel bei der einen glatt, bei der anderen mit Längsstrichen und Punktreihen eingefasst, sowie mit kuhhornähnlichen Ansätzen geziert.

1 Stück, dem früheren gleich, graphitirt, jede Rippe des Bauchwulstes aber mit 2 Punkten, der Rand oben mit 2 Querstrichen, darunter mit einer Punktenquerreihe und zwischen diesen und dem Bauchwulste mit Gruppen von je 7 Punkten, wovon immer 3 Punkte die obere und 4 Punkte die untere Reihe bilden, versehen.

1 Stück graue, ursprünglich graphitirte, ähnliche Schale mit flachem Boden, deren Bauchwulst schief gestellte Rippen zeigt, und 2 Stücke von ähnlicher Form mit glattem Bauchwulste und auch sonst unverziert; eine beiderseits roth mit Nabelboden, die zweite graphitirt und mit flachem Boden versehen.

i) 5 feinere, flache Schalen ohne Henkel mit ebenem oder schwach gewölbtem Boden und eingezogenem Rande, davon eine beiderseits graphitirt, 2 röthlich und 2 röthlichgelb, ferner 4 ganz glatt und eine am Halse mit einem aus Strichen bestehenden Winkelornamente verziert.

Ausser diversen einzelnen Scherben enthielt somit dieser Tumulus 27 Thongefässe.

Tumulus Nr. 22. D = 8·7 m, H 1·2 m.

Mit 65 cm Tiefe wurde in der Nordhälfte des Hügels eine 3·5 m lange, 1·5 m breite und bis zu 30 cm starke Leichenbrandschichte mit vielen Thongefässscherben aufgeschlossen. Sie enthielt eine gebrochene, concave Messerklinge von Eisen und verschiedene zerstreute Bronzefragmente. Von letzteren ist ein schraubenförmig gedrehtes Tragreifstück von 80 mm Länge und 8 mm Dicke (Taf. VI, Fig. 22), zwei dreieckige Stäbchen, 2 Blechbügel nebst zahlreichen feinen Blechstücken, dann 5 ganze und mehrere gebrochene Perlen aus grauem, zersetztem Email zu erwähnen.

Die gesammelten Scherben ergaben an restaurirbaren oder wenigstens erkennbaren Thongefässen:

a) 1 feinere, bauchige Urne mit conischem Halse, schwach auswärts gebogenem Rande und kleinen Ansätzen am Bauche. Auswendig ist dieselbe am Hals- und Bodentheile glänzend graphitirt, an der Bauchweitung mit wechselnden, 1 cm breiten Längsstreifen von schönem Karmoisinroth und glänzendem Graphit bedeckt, wogegen die Innenseite eine Drapfarbe besitzt. Ihre beiläufigen Dimensionen sind folgende:
H = 21, D = 28, b = 9.

b) 1 etwas grössere, beiderseits schwarze, bauchige Urne mit breit umgebogenem Rande und ganz glatt.

c) 2 grössere glatte Töpfe aus ordinärem, Quarzkörner enthaltendem Materiale mit schwach eingezogenem Rande, davon einer roth und der andere grau.

d) 2 gleiche, becherförmige Schalen mit niederem, rundem Henkel und Nabelboden, aussen karmoisinroth, innen gelbbraun, unter dem aufrecht stehendem Rande mit zwei Querstreifen verziert.
H = 4·5, D = 10, m = 10, b = 3.

e) 1 flache, beiderseits graphitirte Schale mit schwach auswärts gebogenem Rande, rundem Henkel, flachem Boden und ohne Bauchwulst. Unterhalb des Randes läuft ein Querstrich, unter welchem einige aus Punkten bestehende, mit der Spitze nach abwärts gerichtete Dreiecke angebracht sind.

f) 1 feinere, beiderseits graphitirte Schale ohne Bauchwulst, aber mit hohem Bandhenkel und flachem Boden. Unterhalb des aufrechten Randes befinden sich vier Querstreifen, darunter zwei Querreihen von Punkten und unter diesen am Bauche der Schale zehn aus Punkten gebildete, mit der Spitze nach abwärts gekehrte Dreiecke. Am Henkel laufen beiderseits je drei Längsstriche und zwei Längspunktreihen herab. Der Boden ist innen durch einen Strichkreis und einen grösseren Punktenkreis geziert.

g) 3 feinere Schalen mit schwach auswärts gebogenem Rande, hohem Bandhenkel, scharfem Bauchwulste und flachem Boden.

Die erste ist röthlichgelb mit glattem Bauchwulste, am Henkel mit einer Längsrippe und zwei kuhhornähnlichen Ansätzen geziert.

Die zweite, röthlichgraue Schale ist am Bauchwulste mit schief gestellten Rippen versehen, sonst ganz glatt.

Die dritte, beiderseits graphitirte Schale besitzt Längsrippen am Bauchwulste, innen am Boden einen Punktenkreis und an der Innenfläche glänzende Graphitstriche, ist aber sonst glatt.

h) 3 glatte, flache Schalen, ohne Henkel, mit eingebogenem Rande und flachem Boden, wovon eine gelblichgrau mit einem Punktenkreise am Innenboden, die zweite ziegelroth, an der Innenfläche mit glänzenden Graphitstreifen versehen und die dritte gelblichroth gefärbt ist.

Tumulus Nr. 26. D = 10 m, H = 1·1 m.

Dieser Hügel zeigte sich bis auf wenige Scherben ganz leer und muss daher, trotzdem ihn seine Form intact erscheinen liess, bereits früher geöffnet worden sein.

Tumulus Nr. 27 (P). D = 7 m, H = 1 m.

Auch dieser schön geformte Hügel brachte bei der Eröffnung eine Enttäuschung, indem er zwar etwas Thonscherben ergab, aber in seinem Querschnitte ganze Lagen von Ziegelfragmenten und halbgebrannten Kalkstücken zeigte. Derselbe ist somit kein Grabhügel gewesen, sondern dürfte zur Zeit, als der nahe Tumulus Nr. 25 zu einem provisorischen Kalkofen umgestaltet wurde, aus dem ausgehobenen Materiale errichtet worden sein. Unter den Scherben liessen sich Bruchstücke einer schwarzen Urne, mehrerer ordinärer Gefässe aus quarzhältigem Materiale und mehrerer feiner Schalen unterscheiden.

Tumulus Nr. 30. D = 10·3 m, H = 1·1 m.

Die in einer Tiefe von 93 cm angetroffene, bei 200 cm im Durchmesser haltende und 7 cm starke

Leichenbrandschichte, so wie deren nächste Umgebung war mit einer grossen Menge von Thongefässscherben angefüllt und damit auch bedeckt. In der Mitte derselben fanden sich zerstreut unbedeutende Bronzefragmente und eine sichelförmig gekrümmte Eisenmesserklinge vor.

Aus den Thongefässscherben wurden restaurirt:

a) 1 bauchige, schwarz graphitirte Urne mit umgebogenem Rande (Taf. VIII, Fig. 1) mit einem Winkelornamente an der Bauchweitung und drei aufwärts stehenden Ansätzen verziert. Unter jedem dieser Buckel kamen je 4 bogenförmige Striche vor. H = 49, D = 45, m = 24, b = 15·5.

b) 1 ganz ähnliche, schwarze Urne, an welcher nur die Bogenstriche unter den Ansätzen fehlen. H = 47, D = 46, m = 24, b = 14·5.

Ferner konnten unterschieden werden die Scherben von:

c) 8 ordinären, rothen, grauen oder schwärzlichen Töpfen.

d) 3 Schalen mit rundem Fusse von dem Typus der auf Taf. b, Fig. 10 und 11 abgebildeten und

e) mindestens 7 theils glatten, theils ornamentirten Schalen mit und ohne Henkel, roth, gelblich, grau und schwarz, von denen ein flacher Boden auf seiner Innenseite mit dem aus Punkten construirten vierspeichigen Sonnenrade geziert ist.

Gemeinde Goldes, Tschoneggerwald.

Die 34 Grabhügel dieser Gruppe, deren Situation, wie schon erwähnt, aus der Fig. 40, Seite 120, ersichtlich ist, besitzen einen Durchmesser von 3·5 m bis zu 33·5 m, und sind bisher 5 derselben untersucht, wobei nur in einem ein kleiner Steinsatz und in einem zweiten eine Steinplatte vorkam.

Tumulus Nr. 45. D = 9·2 m, H = 0·85 m.

Dieser Hügel erwies sich als früher schon eröffnet und dessen Brandschichte bis auf eine kleine Partie zerstört. Es wurden darin auch nur wenige unbedeutende Bronzefragmente und einzelne Scherben von drei ordinären Thongefässen vorgefunden.

Tumulus Nr. 50. D = 7·6 m, H = 0·95 m.

Wie der Grundriss Fig. 41 zeigt, enthielt dieser, relativ kleine Hügel zwei Brandschichten und einen kleinen Steinsatz. Die obere, kleine Brandschichte *a* von 60 bis 70 cm Durchmesser lag nur 18 cm tief in der östlichen Hügelhälfte und enthielt zwischen den Scherben einer Urne und einer Schale eine auffallende Menge von Knochenfragmenten, aber nur ein unbedeutendes Bronzestückchen.

Um 20 cm tiefer kamen darunter mehrere roth gebrannte Kalksteinstücke vor, welche zwischen roth gebrannter Erde lagen und viele Thongefässscherben bedeckten. Im Punkte *g* wurden zwischen diesen Steinen vier Bruchstücke eines grösseren und ein ganzer kleiner Eisennagel angetroffen.

Bei 80 cm Tiefe endlich trat die zweite, durchschnittlich 15 cm starke Brandschichte *h* auf, welche über die obere östlich etwas vorragte und westlich bis über die Hügelmitte reichte. Sie enthielt viele Thonscherben, am Südrande in *b* das kurze Bruchstück einer gekrümmten eisernen Messerklinge und im Punkte *d* das Bruchstück eines glatten Bronzeringes.

Ausserhalb der Brandschichte und 10 cm tiefer kamen in *e* die Bruchstücke einer stehend eingetriebenen Eisenlanze, ferner in *f* ebenso tief, unter einigen gebrannten Kalksteinen und auf roth gebrannter Erde liegend, ein ganzer Spinnwirtel, ein Knebel, 6 ganze, grössere und kleinere, glatte Ringe, eine Perle, mehrere Blechstücke, sowie Fragmente von Bügeln, Nadeln u. s. w.,

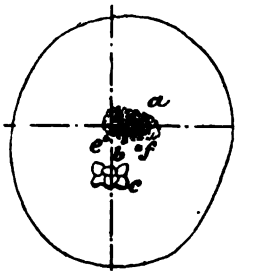


Fig. 41. Maassstab 1 : 250.

sämmtlich von Bronze, dann von Eisen etwa 30 Stückchen, darunter mehrere Bruchstücke einer gekrümmten Messerklinge, Ringe, Bügel, Haken und sonstige Theile eines Pferdegebisses, und zwar Alles zu einem Klumpen vereinigt, vor.

Der kleine Steinbau *c* bestand aus einem im Horizonte der unteren Brandschichte fundirten, 90 cm langen, 30 cm dicken und 50 cm hohen, in Erde gelegten Steinsatze, vor welchem an der Nordseite viele flache Steine pflasterartig über Thonscherben gelegt waren.

Aus den Thonscherben liessen sich nachstehende Gefässe zum Theile oder ganz restauriren:

a) 2 grosse, bauchige, schwarz graphitirte Urnen mit breit umgebogenem Rande, am Bauchtheile mit Ansätzen und Winkelornamenten und unter dem Rande mit Querfurchen verziert.

b) 1 sehr feine, aussen braune, innen drapfärbige und ballonartig ausgebauchte Urne, Taf. VIII, Fig. 2), mit aufwärts stehendem Rande und mit feinen Längsstrichgruppen verziert. H = 20, D = 30, m = 15, b = 9·5.

c) 1 gänzlich verdrückte, beiderseits braune Urne, mit aufrechtem Rande und am Bauche mit runden, nabelförmigen Eindrücken versehen, zwischen denen sich je zwei Längsrippen befinden.
H = 14, D = 24, m = 14, b = 6·5.

d) 2 ziegelrothe Töpfe aus sandigem Materiale mit je drei Buckeln und ähnlich dem auf Taf. VIII, Fig. 10 gezeichneten.

e) 2 flache Schalen mit hohem Bandhenkel, scharfem, geripptem Bauchwulste, ähnlich der auf Taf. VIII, Fig. 3 gezeichneten, und am Halse sowie an den Henkeln mit Strichen und Punkten verziert, die eine von schwarzer, die andere von rother Farbe.

f) 1 flache, graue Schale mit eingezogenem Rande und ohne Henkel.

Ausserdem liessen sich die Scherben von 7 Schalen unterscheiden, darunter eine mit hohem rundem Fusse, eine mit bandförmigem Henkel und 5 ohne Henkel.

Tumulus Nr. 51. D = 13·3 m, H = 2·17 m.

Die ganze Anschüttung war mit einzelnen, kleinen Nestern verstreuter Holzkohle schon in der Höhe angefüllt, aber die geschlossene Brandschichte kam erst in einer Tiefe von 160 cm unter der Kogelkuppe in der Westhälfte des Tumulus vor. Sie war bis zu 25 cm mächtig, gegen Südwest gestreckt und 2 m lang, in der Kreuzrichtung 1·5 m breit, stieg gegen Südwest zu mässig an und enthielt viele Knochenfragmente. Mit gebrochenen Thongefässscherben war sie ganz angefüllt und hoch hinauf damit bedeckt.

In 10 cm Tiefe unter der Brandschichte und 123 cm von der Kuppenmitte gegen Südwest entfernt, kam, in dem gewachsenen Boden mit der Spitze nach unten eingetrieben, eine schmale, 28 cm lange Eisenlanze mit starken Mittelrippen vor, welche in der Form mit den zwei im Tumulus Nr. 21 des Forstwaldes gefundenen Lanzen (Taf. VII, Fig. 7) vollkommen übereinstimmt.

In gleicher Tiefe unter der Brandschichte wurde ein 20 cm langer, oben rundlicher und gegen unten spitz zulaufender Lehmklumpen angetroffen, dessen Obertheil mit dünnen Bronzeblechen überdeckt und dessen ganze Masse mit ähnlichen Bronzefragmenten angefüllt war, daneben lag ferner ein ganzer, kleiner Bronzering, dann zwei Ringe, ein Bügel und einige andere Fragmente von Eisen, wahrscheinlich die Bestandtheile eines Pferdegebisses.

Von den Thongefässen wurden ganz restaurirt:

a) 2 grosse, aussen schwarz graphitirte, innen rothbraune Urnen mit breit umgebogenem Rande, unter welchem Querfurchen herumlaufen, und einem mit Längsrippen besetzten Bauchwulste.

Die erste derselben (Taf. VIII, Fig. 17) ist oben am Halse mit aneinanderschliessenden Punktdreiecken verziert, und stehen deren stärkere Bauchwulstrippen weiter auseinander.
H = 41, D = 44, m = 21, b = 14.

Die zweite, auf Taf. VIII, Fig. 16 abgebildete, besitzt unter den Halsfurchen eine Punktenquerreihe, an welche sich vier Punktendreiecke anschliessen. — Zwischen je zweien dieser Dreiecke befindet sich etwas tiefer im Halstheile ein elliptischer Eindruck von einem Punktkreise eingefasst. Die schwächeren Rippen des Bauchwulstes stehen näher beisammen.
H = 46, D = 43, m = 22, b = 11.

b) 3 lebhaft ziegelrothe Töpfe aus sandigem Materiale mit eingezogenem Rande, an der sonst glatten Aussenfläche mit je 3 Ansätzen geziert.
Der erste (Taf. VIII, Fig. 10) ist H = 22, D = 26, m = 21, b = 12
Die beiden andern H = 20, D = 24, m = 20, b = 10·5

c) 1 rothe, ursprünglich karmoisinroth gefärbte Schale mit rundem Fusse (Taf. VIII, Fig. 9) mit 13 nasenförmigen Ansätzen am Bauchwulste und Querrippen am Fusse. Der innere Boden ist mit einem Punktenkreise verziert.
H = 19, D = 30, m = 22·5, f = 11, hf = 5·5.

d) 2 gelbliche, ursprünglich schwarz graphitirte Schalen mit rundem Fusse, je 9 spitzigen Ansätzen an dem gerippten Bauchwulste, am Halse mit einer Punktenquerreihe und Punktendreiecken und am Innenboden mit einem Punktenkreise ornamentirt. (Taf. VIII, Fig. 11.) Deren Dimensionen:
H = 12, D = 26, m = 20·5, f = 9·5, hf = 3 und
H = 13, D = 23·5, m = 19, f = 8, hf = 3·5.

e) 1 braune, becherförmige Schale (Taf. VIII, Fig. 15), am Halse mit Strichen und Punktquerreihen verziert. Der runde, niedere Henkel fehlt.
H = 7·5, D = 18, m = 17, b = 5.

f) 2 napfförmige, aussen rothgefärbte, innen glänzend schwarz graphitirte, glatte Schalen (Taf. VIII, Fig. 6) mit hohem, innen flachem, aussen mit einer stärkeren Rippe versehenem, graphitirtem Henkel, welcher oben mit zwei hornähnlichen Ansätzen versehen ist.
H = 13, ohne Henkel 10, D = 20, m = 17·5, b = 5·5.

g) 1 glatte rothe Schale (Taf. VIII, Fig. 13 und 13 a) mit hohem, oben kuhhornartig getheiltem Bandhenkel.
H = 11, ohne Henkel 6·5, D = 14, m = 12·5, b = 4.

h) 1 rothe Schale (Taf. VIII, Fig. 12 und 12 a) mit fein geripptem Rande, einem Ranftel am Boden

und hohem Bandhenkel, welcher oben zwei hornförmige, in je 3 Ausläufer endigende Ansätze besitzt.
H = 10·5, ohne Henkel 5, D = 14, m = 11·5, b = 4·5.

i) 2 graue, ganz glatte Schalen mit hohem, kuhhornartig getheiltem Bandhenkel.
H = 8, ohne Henkel 5, D = 11, m = 9·5, b = 3.

k) 2 bräunlichschwarze Schalen (Taf. VIII, Fig. 3) mit hohem, glattem Bandhenkel und geripptem Bauchwulste. Die Innenfläche ist mit glänzend schwarzen Graphitstrichen und der Boden innen mit einem Punktenkreise verziert.
H = 12, ohne Henkel 7·5, D = 21·5, m = 19, b = 5·5.

l) 3 flache Schalen ohne Henkel, am Halse mit kleinen runden Ansätzen und dazwischen befindlichen Längsstrichen geziert und mit eingezogenem Rande versehen.
Die erste (Taf. VIII, Fig. 4) gelblichroth mit 10 Warzen.
H = 7, D = 21, m = 19, b = 6.
Die zweite braungrau und graphitirt mit 4 Warzen.
H = 7, D = 18, m = 16, b = 5.
Die dritte gelb mit 6 Warzen.
H = 8, D = 22, m = 20, b = 6.

m) 1 ähnliche flache Schale ohne Henkel mit 4 kleinen runden Ansätzen, jedoch ohne einer Streifung dazwischen, geziert.
H = 8, D = 23, m = 20·5, b = 7.

n) 1 flache, gelbliche, ursprünglich graphitirte Schale mit schraubenförmig gestellten, breiten Furchen am Aussenrande. (Taf. VIII, Fig. 8.)
H = 5, D = 18·5, m = 17, b = 5.

Zum Theile konnten restaurirt werden:

o) 1 dritte, grosse, bauchige und schwarze Urne, ähnlich der unter *a* beschriebenen.

p) 1 rother Topf, gleich den sub *b* beschriebenen.

q) 1 rothe Schale mit hohem Fuss, ähnlich der sub *c* beschriebenen.

r) 1 rothe Schale mit hohem Bandhenkel und kuhhornähnlichen Ansätzen, gleich der sub *g* beschriebenen.

Schliesslich waren noch die Scherben einer rothbraunen, bauchigen Urne, einiger ordinärer, rother und grauer Töpfe und mehrerer Schalen zu unterscheiden.

Gemeinde Goldes, Tschonegger-Wiese.

Die Situation dieser, an die vorigen Tumuli sich unmittelbar gegen SO. anschliessenden Gruppe zeigt der Plan Fig. 42 auf Seite 127.

Tumulus Nr. 64. D = 9·4 m, H = 1·2 m.

Dieser Hügel enthielt keine Steine, sondern nur eine 110 cm tief liegende, starke Leichenbrandschichte, welche gegen Südost etwas anstieg, im Südwesten dagegen einen kleinen Kessel bildete. Ausser Thongefässscherben fand sich darin ein glattes Ringbruchstück, eine Perle von 13 mm D und ein Nadelkopf aus Bronze, aber kein Eisen vor.

Aus den Thonscherben liess sich kein Gefäss zusammensetzen, und wären nur einzelne Stücke zu erwähnen, welche wechselnde karmoisinrothe und glänzend graphitirte Felder zeigen.

Tumulus Nr. 67. D = 8·5 m, H = 0·8 m.

Es kamen darin zwei Brandschichten in verschiedenen Horizonten vor, wovon die obere in der Mitte des Hügels befindliche, nur 16 cm hoch mit Erde bedeckt war und bei 4 bis 5 cm Dicke einen Durchmesser von 110 cm besass. Ausser Knochenfragmenten enthielt sie nur zahlreiche Thonscherben.

Die untere Brandschichte fing südlich von der Hügelmitte in 50 cm Tiefe schmal an, verbreiterte sich gegen Norden bis zu 120 cm und stieg nach dieser Richtung mässig an, bis zu einer Stärke von 20 cm anschwellend.

Nebst Knochenfragmenten, welche besonders zusammengehäuft zwischen den Scherben einer grossen, schwarzen Urne vorkamen, enthielt sie ausser vielen Thongefässscherben einige runde, spiralförmig gedrehte Tragreifstücke (ähnlich mit Taf. VI, Fig 22) und ein Blechstück von Bronze.

Im Nordwesten stand etwas schief geneigt eine rohe Kalksteinfindlingsplatte von 40 cm Länge, 40 cm Breite und 8 cm Dicke, unterhalb welcher sich ebenfalls Brandreste und Scherben, aber ohne Knochensplitterbeimischung vorfanden.

Die Thonscherben der oberen und der unteren Brandschichte wurden ursprüglich separat gesammelt, mussten jedoch später wieder vereinigt werden, weil es sich zeigte, dass einzelne Scherben der oberen zu anderen Scherben der unteren Brandschichte passten. Es mussten somit diese Gefässe zum Theile schon in zerbrochenem Zustande in den Hügel eingetragen worden sein.

Zum Theile restaurirt wurden daraus folgende Gefässe:

a) 1 grosse, schwarze, bauchige Urne mit aufwärts stehendem Rande und mit Ansätzen verziert.

b) 1 becherförmige, glatte, dunkelbraunroth gefärbte Schale mit Nabelboden.

c) 1 grössere, schön braungelb gefärbte Schale mit zwei doppelt durchlöcherten Ansätzen.

Ausserdem konnten unterschieden werden die Scherben von:

d) mindestens 2 grösseren schwarzen Urnen,

e) mehreren Töpfen aus rohem, quarzhältigem Materiale,

f) 4 Schalen mit hohem, rundem Fusse und

g) mehreren kleineren und grösseren Schalen, worunter besonders eine kleine Schale ohne Henkel zu erwähnen wäre, deren Aussenfläche mit schraubenförmig angeordneten, abwechselnd karmoisinroth gefärbten und glänzend graphitirten Streifen von etwa 1 cm Breite bedeckt ist.

In den vier von Radimský geöffneten Hügeln fanden sich stets einzelne Thonscherben in der Anschüttung zerstreut, jedoch in keinem einen Steinbau oder irgend welche Metallbeigaben. Doch waren es nur

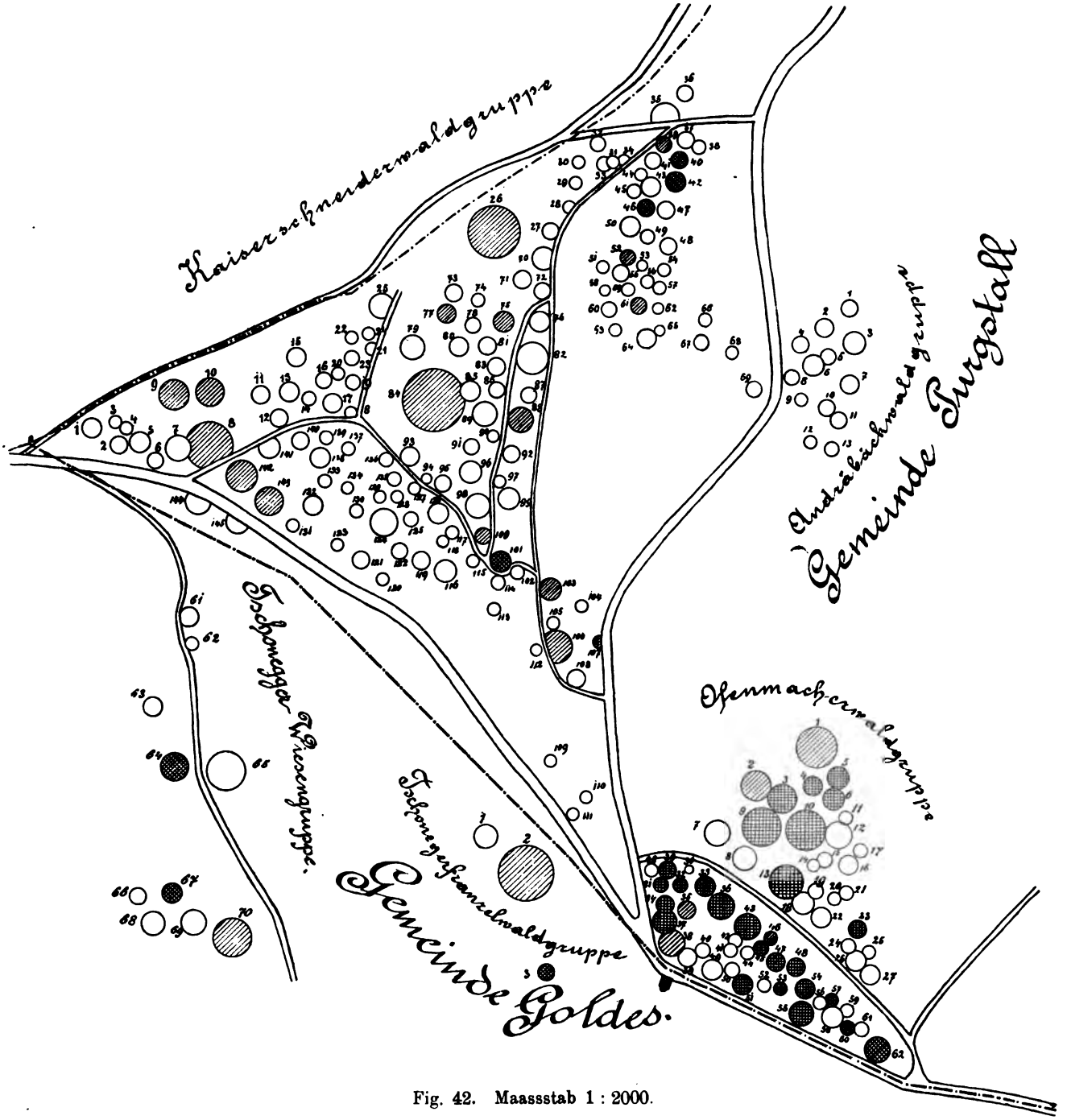


Fig. 42. Maassstab 1 : 2000.

Gemeinde Purgstall, Kaiserschneiderwald.

Sanft gegen Nordost abfallend, enthält dieser Wald eine dicht gedrängte Gruppe von 145 Tumulis, deren Durchmesser zwischen 3 m und 20·4 m variirt.

kleinere Hügel, welche diesmal der Besitzer zu öffnen gestattete, und lässt sich daher vorläufig noch kein allgemeiner Schluss über das Vorkommen oder Fehlen von Metallbeigaben in den Tumulis dieser Gruppe, deren Situation aus der Fig. 42 ersichtlich ist, ziehen.

Im Gegentheile soll in einem der altgeöffneten zwei grossen Hügel eine eiserne Pferdetrense vorgefunden worden sein.

Tumulus Nr. 40. D = 6 m, H = 0·7 m.

Dieser Hügel enthielt gar keine Spur von Brandresten, sondern nur auf dem gewachsenen Boden eine dichte Lage von Thongefässscherben, aus welchen sich unterscheiden liessen:

a) 1 grosse, bauchige, aussen schwarz graphitirte, innen braungraue Urne mit umgebogenem Rande, deren ganzer Hals mit breiten Querfurchen bedeckt ist, wie bei der auf Taf. XII, Fig. 2 gezeichneten Urne des Grellwaldes. Der Bauchwulst ist mit kleinen runden Ansätzen und einem aus je drei schmalen Furchen bestehenden Winkelornamente geziert.

b) 1 grosse, bauchige, glatte Urne, aussen röthlichgelb, innen braungrau und mit einem breit umgebogenen Rande versehen. Der Hals ist mit einem grossen Winkelornamente von glänzendem Graphit bemalt und der Bauchwulst ganz graphitirt.

c) 1 kleinere, bauchige, innen drapfärbige Urne mit sehr kurzem, durch zwei Querstriche geziertem Halse, nach auswärts geschweiftem Rande und einem Ranftel am Boden. Unter dem oberen Querstriche des Halses läuft ein Band von kleinen Punkten herum, während der Bauchwulst kleine runde Ansätze, wahrscheinlich 4 Stücke, trägt. Aussen ist der Rand und Hals glänzend graphitirt, der Bauch dagegen in Längsfelder von 4 cm Breite abgetheilt, welche abwechselnd glänzend graphitirt und karmoisinroth bemalt sind.

d) 1 ähnliche, innen drapfarbige Urne mit kurzem, nach auswärts geschweiftem, aber glattem Rande und flachem Boden. Der Bauchwulst zeigt ein eingeritztes Winkelornament aus etwa 1 cm breiten Streifen, welche abwechselnd glänzend graphitirt und karmoisinroth bemalt sind.

e) 1 etwas kleinere, beiderseits schwarze Urne mit umgebogenem Rande.

f) 1 noch kleinere, beiderseits röthlichgelbe, becherförmige und ganz glatte Urne mit aufwärts stehendem Rande.

g) 3 ziegelrothe, glatte Töpfe aus sandigem und quarzhältigem Materiale mit eingezogenem Rande.

h) 1 gleich ordinärer braungrauer Topf mit eingezogenem Rande und breiten Ansätzen am Bauchtheile.

i) 1 grössere, beiderseits röthlichbraune Schale mit hohem, nach auswärts geschweiftem Rande und hohem Bandhenkel, am Bauchwulste mit breiten, schief gestellten Furchen verziert.

k) 1 in Form und Verzierung ganz ähnliche, aussen graphitirte, innen röthlichbraune Henkelschale.

l) 1 in der Form ähnliche, wahrscheinlich mit einem Henkel versehene, beiderseits graphitirte Schale. Unter dem Rande laufen zwei Querstriche herum, während der Bauchwulst mit Längsrippen geziert ist.

m) 4 henkellose Schalen mit eingebogenem Rande und ohne Verzierungen. Die erste ist beiderseits schwärzlich und besitzt einen vertical durchbohrten Ansatz, die übrigen sind ganz glatt, eine beiderseits bräunlichgelb, die zweite beiderseits röthlichgelb und die dritte aussen graphitirt, innen gelbbraun.

Tumulus Nr. 42. D = 7·5 m, H = 1·25 m.

Auch hier fehlten die Brandreste vollständig und wurde nur in 65 cm Tiefe eine rundliche Scherbenschichte angetroffen. Es scheint daher, dass die beiden Tumuli Nr. 40 und 42, an welchen sich gar keine Spur einer früheren Oeffnung bemerken liess, keine eigentlichen Grabhügel, sondern vielleicht Gedächtnisshügel sind, welche in der Ferne Verstorbenen errichtet wurden.

Unter den zahlreichen Scherben dieses Tumulus liessen sich unterscheiden:

a) 1 grosse, bauchige, aussen graphitirte, innen gelbbraune Urne mit umgebogenem Rande und zwei breiten Querfurchen am oberen Halstheile. Zwischen dem Halse und Bauche laufen zwei Querrippen herum, unterhalb deren drei kleine runde Ansätze angebracht sind. Der Bauch trägt Rippenverzierungen, welche je aus zwei durch einen scharfen Bogen verbundenen Spiralen bestehen.

b) 1 etwas kleinere, bauchige, innen drapfärbige Urne mit umgebogenem Rande, zwei breiten Querfurchen am oberen Halstheile und Längsrippen am Bauchwulste. Aussen ist sie abwechselnd roth gefärbt und glänzend graphitirt, welche Färbung am Halse Querstreifen, am Bauche aber Mäanderlinien bildet.

c) 1 ähnlich grosse, bauchige, aussen schwarz graphitirte, innen dunkelgraue Urne mit umgebogenem Rande, drei breiten Querfurchen am oberen Halstheile und Längsrippen am Bauchwulste.

d) 2 ziegelrothe Töpfe aus sandigem, quarzhältigem Materiale mit eingezogenem Rande und kleinen runden Ansätzen am Bauche.

e) 1 rothbrauner, etwas kleinerer, glatter, aber sonst in der Form ähnlicher Topf aus gleichem Materiale.

f) 1 beiderseits gelbe Schale mit rundem Fusse und umgebogenem Rande, ganz glatt, aber am Innenboden mit Graphitstreifen bemalt.

g) 3 Schalen mit sanft nach auswärts geschweiftem Rande, zwei röthlichgelb und glatt, die dritte grau und mit Längsfurchen am Bauchtheile geziert. Sie besassen wahrscheinlich hohe Bandhenkel, wovon aber nur einer vorgefunden wurde.

h) 1 henkellose, glatte, röthlichgelbe Schale mit eingebogenem Rande.

i) 1 kleine, glatte, röthliche Schale mit einwärts gebogenem und am Ende ganz schmal nach auswärts geschweiftem Rande.

Tumulus Nr. 46. D = 6·7 m, H = 1·2 m.

In 120 cm Tiefe lagen 40 cm südlich von der Hügelmitte die Scherben einer zerdrückten Urne, welche von einer kleinen Leichenbrandschichte bedeckt und umgeben waren. Es ist dies eine grosse, bauchige, aussen schwarze, innen gelbbraune Urne mit umgebogenem Rande, zwischen dem Halse und Bauche mit einer breiten Querfurche geziert, von

welcher an 4 Stellen je sechs ähnliche Furchen zu dreien nach entgegengesetzter Richtung schief nach abwärts laufen. In dem von den letzteren eingefassten dreieckigen Felde befindet sich je ein runder Eindruck und eine herumlaufende, kreisförmige Furche von 3·5 cm D.

Ausserdem fanden sich nur einzelne Scherben einer dünnen grauen Schale vor.

Tumulus Nr. 101. D = 8·8 m, H = 1·1 m.

Genau in der Hügelmitte wurde 115 cm tief eine grössere, zerdrückte, aussen schwarze, innen rothbraune Urne, welche mit Leichenbrandresten gefüllt und von anderen Scherben umgeben war, ohne irgend welche weitere Beigaben vorgefunden. Nach der Restaurirung zeigte sich diese bauchige und mit einem breit nach auswärts geschweiften Rande versehene Urne am Bauchwulste mit 6 starken Längsrippen geziert, sonst aber glatt. (Taf. X, Fig. 6.)

H = 39·5, D = 41, m = 30, b = 18.

Unter den Scherben liessen sich 2 grössere röthliche Thongefässe, 2 röthliche Schalen und einzelne Scherben eines feineren Gefässes mit breiten, glänzenden Graphitstreifen auf karmoisinrothem Grunde erkennen.

Gemeinde Goldes, Tschoneggerfranzlwald.

In südöstlicher Fortsetzung der vorangeführten Gruppe stehen in dem genannten Walde zwei schon früher geöffnete Tumuli, und wurde im Jahre 1883 gelegentlich der Planirung eines niederen Rückens unter einer fast unkenntlichen Bodenerhebung daselbst von dem Besitzer eine mit Thonscherben gemischte Leichenbrandschichte angetroffen, was mich veranlasste, den noch stehenden Rest dieses Grabes durchzusuchen. Dadurch ist die Zahl der Tumuli dieser Gruppe auf 3 gestiegen, wie die Situation Fig. 42, S. 127 zeigt.

Tumulus Nr. 3. D = 5 m, H = 0·2 m.

Mit 20 bis 30 cm Tiefe wurde darin eine bis zu 10 cm starke Brandschichte entblösst, welche ausser Thongefässscherben gar keine sonstigen Beigaben enthielt.

Gemeinde Purgstall, Ofenmacherwald.

Südöstlich von der vorigen findet sich in dem ziemlich eben liegenden Ofenmacherwalde eine Gruppe von 62 Tumulis vor, deren Durchmesser von 3 bis zu 14·4 m variirt, und deren Situation aus dem Plane Fig. 42 ersichtlich ist. Sie wird durch einen alten Weg, welcher jetzt nicht mehr benützt wird, aber im Terrain durch eine 1 bis 2 m tiefe Furche markirt ist, in 2 Theile getrennt.

Tumulus Nr. 3. D = 9·6 m, H = 1·2 m.

Unter der Mitte des Tumulus findet sich auf der ursprünglichen Bodenoberfläche (1·2 m unter dem Gipfel) eine 1·50 m breite und 0·10 m dicke Brandschichte, in welcher Holzkohle und der sandige Lehm des Hügels etwa zu gleichen Theilen gemengt sind. Von der Mitte gegen W. liegt über der Brandschichte eine 70 cm lange und 60 cm breite Kalkplatte, welche ca. 45° gegen N. geneigt ist. In der Brandschichte finden sich in dem Raume unterhalb der Kalkplatte 1 thönerner Spinnwirtel mit gekerbtem Rande und concaver Basis, 30 mm breit, 17 mm hoch (Taf. VII, Fig. 12), 1 dünnes Bronzeringelchen von 21 mm D und Fragmente eines eigenthümlichen Bronzereifes. Derselbe hatte (so weit sich nach den Resten beurtheilen lässt) einen Durchm. von etwa 80 mm und bestand aus einem 3 mm dicken, runden Bronzedraht, auf welchen in gewissen Intervallen durchbohrte Bronzekugeln von 13 mm D aufgeschoben waren. Die Drahtintervalle mögen etwa 15 mm betragen haben und waren mit einem halbrunden Bronzedraht in fortlaufender enger Spiralwindung umwickelt. (Taf. VI, Fig. 19.) Im übrigen Theile der Brandschichte finden sich zerstreut die Scherben von 2 verschiedenen Thongefässen, einige unbedeutende Spuren von Bronze und Eisen und sehr wenige Stückchen calcinirter Knochen.

Nach den Thonscherben liessen sich 2 Gefässe constatiren:

a) 1 bombenförmiges Gefäss aus feinsandigem Thon, roth gebrannt, aussen schön roth gefärbt und mit Graphitlinien, welche rechtwinkelige, geometrische Ornamente bilden, verziert. Unter dem stark verengten Rande ist eine kleine Einschnürung erkennbar.

b) 1 flache Schale aus sandigem Thon, braun, mit einem 1·3 cm hohen und 4·5 cm breiten Fuss.

Tumulus Nr. 4. D = 7 m, H = 0·6 m.

Die Mitte des Tumulus nimmt eine 50 cm unter dem Gipfel gelegene Brandschichte von 2·0 m Länge, 1·5 m Breite und 7—10 cm Mächtigkeit ein. Im Centrum erscheint eine 1 m breite, 0·3 m tiefe Mulde, eine Art Brandgrube, in welche die oberwähnte Brandschichte ohne Unterbrechung hinabreicht. Hier finden sich auch, mit den Kohlen vermengt, calci-

nirte Knochenreste. Von Beigaben, selbst von Thonscherben wird keine Spur gefunden.

Tumulus Nr. 5. D = 7 m, H = 0·8 m.

Aehnlich wie bei dem vorigen findet sich in einer Tiefe von 50 cm eine sehr schwache Brandschichte (1—2 cm stark), deren Rand nicht genau festgestellt werden kann und unter dem Gipfel eine Brandgrube von 50 cm Breite und 60 cm Tiefe, welche also bis zu 1·10 m unter den Gipfel hinabreicht. Am Grunde dieser Grube ist eine 6 cm starke Schichte von Kohle mit etwas Leichenbrand und einigen Scherben eines grossen Topfes zu finden.

Tumulus Nr. 6. D = 7·4 m, H = 0·7 m.

Unter dem Gipfel findet sich in einer Tiefe von 40 cm eine ca. 60 cm breite, seicht muldenförmige Kohlenschichte mit etwas Leichenbrand und einer Anzahl grober Gefässscherben.

Tumulus Nr. 9. D = 12 m, H = 1·20 m.

In einer Tiefe von 80 cm unter dem Gipfel liegt, etwas gegen Norden hinausgeschoben, eine Brandschichte von 1·8 m Breite, 2—5 cm Mächtigkeit. In der Mitte des Tumulus wird sie von einer Grube unterbrochen, welche 45 cm tief und 50 cm lang

Fig. 43.

und breit und an ihrem Grunde ebenfalls mit der Brandschichte bedeckt ist. (Siehe den Querschnitt Fig. 43.) Weiter gegen Norden erscheint unter der hier nicht unterbrochenen Brandschichte eine zweite Grube, welche muldenförmig, 40 cm breit und 20 cm tief und auch mit einer dünnen Brandschichte ausgekleidet ist. In der aufgeschütteten Erde und in der Brandschichte finden sich einige Scherben eines grossen schwarzen Gefässes zerstreut, und unmittelbar über der Brandschichte liegen neben einander ein halbes und ein ganzes halbkugeliges Schälchen mit Nabel und hohem Henkel (Taf. IX, Fig. 12 und 13).

D = 10·7, H = 5·2, H sammt Henkel = 7·6.

Tumulus Nr. 10. D = 13·4 m, H = 1·6 m.

In einer Tiefe von ca. 1 m unter dem Gipfel ist eine mehr als 2 m breite und 30 cm dicke, aber nicht genau begrenzte Erdschichte erkennbar, in welcher Kohlen und Topfscherben ungleichmässig verstreut vorkommen. Auch in der übrigen Erdmasse des Tumulus sind verstreute kleinere Topfscherben nicht selten.

Die Gefässe, von welchen diese Scherben herrühren, waren folgende:

a) 1 grosse, bauchige Urne mit hohem, conischem Halse aus feinem Thon, gut geglättet, schön roth gebrannt, aussen mit einer besonderen dunkelrothen Farbschichte überzogen und auf ihrer unteren Hälfte mit einem schwarzen Anstrich versehen. Die Ansatzstelle des Halses ist durch einen kleinen Absatz charakterisirt und mit mehreren kleinen Warzen verziert. Der Mundsaum ist nur wenig nach aussen umgebogen.

b) 2 bauchige Urnen mit hohem Hals aus grobem Thon, gut geglättet, schwarz. An den Scherben der grösseren sind keine Verzierungen zu erkennen. Die kleinere zeigt an der Ansatzstelle des Halses kleine Warzen, welche mit 2 concentrischen Halbkreisen umsäumt sind, während die dazwischen liegenden Felder mit eigenthümlichen, aus einem Dreieck und einer an dessen Spitze sich anschliessenden Spirale gebildeten Ornamenten besetzt sind. (Siehe Taf. IX, Fig. 9.) Die dieses Ornament bildenden Striche sind 2 bis 3 mm breit und sehr seicht und erst nach dem vollständigen Glätten in den trockenen Thon eingegraben worden.

c) 1 flache Schale mit hohlem Fuss, sehr dickwandig, gut geglättet, braun.

d) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande, schwarz.

e) 1 tiefe Schale mit eingebogenem Rande, braun, unterhalb des Randes mit eingedrückten Würfelaugen (Kreisen mit Mittelpunkt) verziert.

f) 2 kleine halbkugelige Schälchen mit kleinem, nur wenig über den Rand hervorragendem Henkel.

g) 2 tonnenförmige Töpfe, braun aus sehr grobsandigem Thon.

Tumulus Nr. 13. D = 11·4 m, H = 2·2 m.

Die Mitte des Tumulus nimmt eine Brandschichte von durchschnittlich 2 m Breite ein, welche 1·55 m unter dem Gipfel liegt und in der Mitte 8—12 cm mächtig ist. Sie ist ungewöhnlich reich an Asche und, besonders in ihrer südlichen Hälfte, an Scherben zerschlagener Thongefässe. Auch das ganze Aufschüttungsmateriale des Tumulus enthält hin und wieder kleine Scherben.

Aus den Scherben liessen sich folgende Gefässe constatiren:

a) 1 bauchige Urne aus ziemlich grobem, mit kleinen Steinchen gemengtem Thon, gut geglättet, die äussere Hälfte des Scherbens schwarz, die innere Schichte roth. Der Boden war flach, 16 cm breit, der Bauch sehr stark ausladend, an seinem unteren Theile mit (wahrscheinlich 4) 4 cm breiten, 2·5 cm hoch abstehenden Ansätzen und am Halsansatze mit kleineren Warzen verziert. Der hohe, sich conisch verengende Hals ging in einen breit ausladenden Mundrand über.

b) 1 bauchige Urne aus feinsandigem Thon, roth, in der allgemeinen Form der obigen ähnlich. Der 13·7 cm breite Boden ist von unten her nach einwärts gewölbt, so dass er einen etwa 2 cm hohen Bodenranft bildet. Hals- und Untertheil der Urne waren graphitirt.

c) 1 Topf aus grobsandigem Thon, mässig geglättet, etwas stärker gebrannt als die übrigen Scherben.

d) 1 Schüssel, gut geglättet, braun, mit niederem gewölbtem Bauch, etwas verengtem Obertheil und einem ein wenig nach aussen umgelegten Rande.

e) 1 weite, grosse Schüssel aus feinsandigem Thon, mit einem 1·8 cm hohen, 7·5 cm breiten, hohlen, conischen Fusse.

f) 2 kleinere Schüsseln mit niederem, conischem Fusse, aus grobsandigem Thon, eine davon roth gebrannt.

g) 1 Schüsselchen aus feinerem Thon, schön geglättet, dunkelbraun. Der Boden wird durch einen tief eingedrückten Nabel von ca. 3 cm Durchmesser ersetzt, der Körper bildet eine niedere, mit flachen, schiefstehenden, ca. 6 mm von einander abstehenden Rippen verzierte Ausbauchung, von welcher nach oben hin der verticale Mundsaum scharf abgesetzt ist.

h) 1 Schüsselchen aus feinsandigem Thon, dem vorigen ähnlich, aber mit ganz glatter Oberfläche.

i) 2 tiefe Schalen mit geradem Rand und bandförmigem, hohem Henkel, dunkelbraun. Die eine aus glimmerreichem Thon, mässig geglättet, die andere aus feinerem Thon und sehr gut geglättet.

k) 1 flache, breite Schale mit ebenem Boden und eingebogenem Rande, braun.

l) 1 flache, breite Schale mit eingebogenem Rande, braun, in der Form der vorigen ähnlich, aber am Umfange mit sehr flachen, schief gestellten, ca. 1 cm von einander entfernten Rippen verziert.

m) 1 kleines Schälchen mit eingebogenem Rande, aussen schön geglättet, mit einer intensiv rothen Schichte überzogen und mit Graphitstrichen von ca. $^1/_2$ cm Breite verziert, innen graphitirt.

Alle diese Gefässe waren, wie dies für die Funde aus der Hallstädter Periode Regel ist, ohne Anwendung einer Töpferdrehscheibe geformt. Zwischen ihnen kommen aber auch die Scherben eines mit Hilfe der schnellrotirenden Drehscheibe geformten Gefässes vor, von welchen leider nicht constatirt ist, ob sie aus der Brandschichte oder — was wahrscheinlicher ist — blos aus dem aufgeschütteten Erdreich stammen.

n) Dieses Gefäss war aus feinsandigem Thon erzeugt, oberflächlich roth, im Kerne des Scherbens schwarz. Wahrscheinlich hatte es die Form eines schlanken Topfes. Zu erkennen ist an den gesammelten Scherben, dass es einen flachen Boden, einen etwas ausgeschweiften Halstheil und einen schmalen, horizontal ausladenden Rand hatte, welcher an seiner Aussenseite mit schwarzer Farbe belegt war.

Tumulus Nr. 23. D = 7·6 m, H = 0·75 m.

Die aus ungewöhnlich festem Lehm bestehende Anschüttung enthält viele zerstreute Scherben von schwarzen Urnen und anderen Gefässen. Unter der Mitte erscheint eine gegen Süden geneigte Kalkplatte von 65 cm Höhe und 35 cm Breite, deren oberer Rand 30 cm unter dem Gipfel liegt. Von ihr aus erstreckt sich in einer Tiefe von 60 cm eine rundliche, ca. 70 cm breite und 8—10 cm starke Brandschichte gegen Süden. Diese Brandschichte ist reichlich mit Scherben durchsetzt, welche zum Theil denselben Gefässen, wie die in der Erde zerstreuten, entstammen.

Es lassen sich folgende Gefässe unterscheiden:

a) 5 grosse, bauchige Urnen mit schmalem, flachem Boden, hohem, conischem Hals und breitem, auswärtsgebogenem Rand, aus ziemlich grobem Thon, mässig geglättet, schwarz. An der Halsansatzstelle waren zwei mit einfachen, spitzen Warzen, die dritte mit niedrigen, von zwei oder drei concentrischen Furchen umgebenen Warzen, die vierte mit flachen, von fünf concentrischen Furchen umzogenen Warzen und in den dazwischen liegenden Feldern mit weiteren Folgen von ähnlichen, nach abwärts gekrümmten Furchen, die fünfte endlich mit kleinen Warzen, an welche sich nach abwärts eine lange Folge von parallelen V-förmigen Winkelstrichen anschloss, verziert. Eine der Urnen hatte auch an der Unterseite derbe prismatische Ansätze.

b) 1 flaches Schüsselchen aus feinsandigem Thon, mit verticalem, etwas ausgeschweiftem Halstheil.

c) 2 tiefe, weite Schalen mit flachem Boden und eingebogenem Rande, aus grobem Thon, schwarz, mit kleinen Warzen im grössten Umfange. Das Profil erscheint in Folge von mehreren, unterhalb des Randes rundherumlaufenden Facetten geknickt.

d) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande, braun, ganz glatt.

e) 1 halbkugelige Schale aus feinsandigem Thon, sehr dünnwandig, der Boden durch einen flachen Nabel gebildet.

f) 1 halbkugelige Schale aus glimmerigem Thon, schwarz, mit einem 1·3 cm tiefen, 3·5 cm breiten Nabel, welcher sich an der Innenseite des Bodens kegelförmig erhebt.

g) 2 Fragmente von bauchigen Gefässen, eines mit einem spitzen, querdurchbohrten Ansatze, das andere mit einem dreiseitigen Ansatze, welcher mit neun kleinen, kreisrunden Vertiefungen umgeben ist.

h) Hohle conische Füsse von 2 Schalen, ganz mit flachen, 0·5 cm breiten, reifenähnlich rundherumlaufenden Furchen bedeckt.

Tumulus Nr. 29. D = 6 m, H = 0·4 m.

Die Brandschichte liegt ca. 45 cm unter dem Gipfel auf dem gewachsenen Boden und schmiegt sich dessen nach Norden gerichteter Abdachung an. Ihr Centrum liegt 60 cm nordwestlich von dem des Tumulus, ihre Breite beträgt in der Richtung von Nordwest nach Südost 1·8 m, in der Richtung von Nordost nach Südwest 2·25 m. Ihr peripherischer Theil ist in einer Breite von ca. 50 cm gleichmässig 0·5—1 cm dick, die mittlere Partie ist

bis zu 8 cm dick und führt reichlich Scherben und Brandknochen. Auch in dem unmittelbar über der Brandschichte sich hinziehenden Erdstreifen sind Scherben zerstreut.

Im nördlichen Theile der Brandschichte liegt nahe an der Peripherie ein kleiner Steinmeissel aus einem feinkörnigen, schiefrigen Hornblendegestein (Taf. VI, Fig. 27).

L = 52 mm, Br = 27 mm, Dicke = 10 mm.

Die Scherben weisen auf folgende Gefässe:

a) 1 grosse bauchige Urne mit hohem Hals und flach ausgebreitetem Rand, schwarz.

b) 5 grosse, topfförmige Gefässe aus einem mit grobem Sande vermengten Thon, schlecht geglättet, mit mehr oder weniger stark ausgebreitetem Rande, welcher bei einem der Töpfe an der Kante roh gekerbt war.

c) 2 flache Schalen mit eingebogenem Rande.

d) 1 halbkugeliges Trinkschälchen mit hohem, bandförmigem Henkel, an der Innenseite graphitirt.

Tumulus Nr. 31. D = 5 m, H = 0·3 m.

Unter der Mitte in einer Tiefe von 60 cm findet sich eine kleine Brandschichte von ca. 50 cm Länge und Breite, mit etlichen Scherben. Dieselben vertreten:

a) 1 grosse, bauchige Urne mit hohem Hals und einem nur wenig nach aussen erweiterten Mundrand, aus grobsandigem Thon.

b) 1 flache Schüssel mit einem wenig hervortretenden, gekerbten Bauch- und einem 1·2 cm hohen, etwas nach aussen gebogenen Randtheil.

Tumulus Nr. 32. D = 5·5 m, H = 0·4 m.

Unter der Mitte ist im gewachsenen Boden eine Grube ausgehoben, welche ca. 50 cm breit ist und 85 cm unter den Gipfel des Tumulus reicht. In derselben steht eine grosse, schwarze Urne, welche gänzlich eingedrückt ist. Sie hatte einen schmalen Boden, breit ausladenden Bauch und hohen conischen Hals, an dessen Basis 5 Ansätze angebracht waren (Taf. IX, Fig. 7).

H = 50 ?, D = 55, b = 19.

Der Tumulus enthält keine Brandschichte. Auch im Innern der Urne findet sich keine Kohle, sondern nur eine Schichte calcinirter Knochen mit etwas Asche und auf derselben 1 geschlossener Bronzering von 5 mm Dicke und 37 mm Durchmesser und das obere mit kleinen Knoten und Reifchen verzierte Stück einer langen Bronzenadel (Taf. VI, Fig. 14).

Tumulus Nr. 33. D = 7·2 m, H = 0·7 m.

Die aus Asche, Holzkohle und Erde ziemlich gleichmässig gemengte Brandschichte hat ca. 2·5 m Durchmesser und durchschnittlich 6 cm Dicke. Sie liegt 60 cm unter dem Gipfel des Tumulus, ist etwas gegen NW. aus der Mitte gerückt und enthält nur stellenweise Thonscherben. Der lehmige Boden unter ihr ist auf mehrere Centimeter roth gebrannt und viel fester als das übrige Erdreich, ein Beweis, dass an Ort und Stelle ein sehr starkes Feuer unterhalten worden war.

1 m nordwestlich vom Centrum finden sich in der Brandschichte 4 Webstuhlgewichte aus schlechtem, rothgebranntem Thon. Sie haben die Form einer vierseitigen, steilen, abgestumpften Pyramide (Taf. VI, Fig. 29) und sind im oberen Drittheil quer durchlocht. Ihre Masse sind:

H = 79—98 mm; untere Br. = 52—62 mm; obere Br. = ca. 25 mm.

40 cm westlich vom Centrum finden sich über der Brandschichte in einem engen Umkreise beisammen die Scherben zweier gänzlich zerdrückter Urnen.

Einige Centimeter östlich vom Mittelpunkte beginnt eine nahezu cylindrische Brandgrube, welche 40 cm unter die Brandschichte hinabreicht. Ihr ebener Boden ist 10 cm hoch mit Kohlenklein bedeckt und auf demselben steht (ebenfalls ganz eingedrückt) eine schwarze Urne, welche die 60 cm breite Grube fast vollständig ausgefüllt und mit dem Hals über dieselbe hervorgeragt zu haben scheint. Die Urne war mit einer dreieckigen Kalkplatte von 60 cm Länge und 50 cm Breite bedeckt gewesen, welche jetzt, gegen NW. geneigt, halb in der Grube steckt. Der Innenraum der Urne ist ganz erfüllt mit Kohle, in deren untersten Schichten sich eine geringe Menge calcinirter Knochen findet. Im oberen Theile der Urne finden sich folgende Gegenstände: Rothe Thonscherben, 3 Spinnwirtel, [*a*) klein, biconisch, D = 22 m, Taf. VII, Fig. 17, *b*) birnförmig, D = 41 mm, Taf. VII, Fig. 15, *c*) birnförmig, mit 3 seichten Bändern verziert, D = 28 mm, Taf. VII, Fig. 16], 5 Webstuhlgewichte von der Form der oben angeführten 4 Stücke, einige durch das Feuer deformirte Restchen einer schlanken geknoteten Bogenfibel, 1 kugelige Thonperle von 19 mm D und 8 blaue, mit je 3 (aus 2 gelben Kreisen gebildeten) Augenflecken geschmückte Emailperlen, von 12—17 mm D, welche ebenfalls durch das Leichenfeuer halb geschmolzen sind.

a) Die Urne (Taf. IX, Fig 15) ist aus feinem Thon gefertigt, dünnwandig (6 mm dick), gut geglättet, schwarz; der Boden ist besonders schmal. An der Unterseite des breitgewölbten Bauches sind vier derbe Ansätze von 5 cm Breite und 3 cm Länge angesetzt. Der Bauch ist von dem relativ kurzen Halse nur durch einen wenig bemerkbaren Absatz getrennt und ist an dieser Stelle mit 4 kleinen Ansätzen geschmückt, von welchen einer nach abwärts mit 6 seichten, halbkreisförmigen Furchen und die übrigen drei mit 4—6 parallelen, Vförmigen Furchen umgeben sind. H = 48, D = 58, m = 40 ?, b = 15·2.

Ausserdem sind die Reste folgender Gefässe zu verzeichnen:

b) 2 Urnen, deren Scherben westlich vom Centrum gefunden wurden. Die eine derselben bestand aus ziemlich feinem Thon, war gut geglättet, aussen roth, innen schwarz. Sie hatte einen breiten Bauch, hohen conischen Hals mit breit abstehendem Rand und an der durch einen starken Absatz markirten Ansatzstelle des Halses vier ca. 15 mm hohe und 30 mm breite, dreiseitige Ansätze. Die andere Urne war aus grobsandigem Thon, ziemlich gut geglättet, durch und durch schwarz, nur an einzelnen Stellen bis über die Bruchflächen der Scherben hin (also nach dem Zerbrechen) roth gebrannt. Sie war in der Form der vorigen ähnlich. Die Ansatzstelle des Halses ist mit 4 kleinen, von je 4, ca. 10 mm breiten, concentrischen, seichten Furchen im Halbkreise umgebenen Warzen geziert.

c) 2 flache Schalen (aus der Urne *a*) mit eingebogenem Rand, aus grobsandigem Thon, geglättet, zum Theil intensiv roth gebrannt. Der Boden wird durch einen Nabel gebildet; der grösste Umfang ist mit je 4 kleinen Warzen geziert.

Ferner aus den in der Brandschichte zerstreuten Scherben:

d) 3 topfförmige Gefässe aus sehr grobsandigem Thon, nur durch einige Boden- und Randstücke vertreten.

e) 1 breite Schale mit hohlem, conischem Fuss, aus glimmerigem Thon, sehr gut geglättet, aussen schön dunkelroth, innen graphitirt. Die niedrige Ausbauchung war mit vielen verticalen Furchen verziert.

f) 1 flache Schüssel aus grobkörnigem Thon, mit einem etwas verengten Halstheil, ausgebogenem Rande und kleinen Warzen auf dem grössten Umfange der Bauchwölbung.

g) 1 sehr grosse, flache Schale mit eingebogenem Rande aus grobem Thon.

Tumulus Nr. 34. D = 6·5 m, H = 0·5 m.

In einer Tiefe von 1 m unter dem Gipfel liegt eine dünne Brandschichte von 1·6 m Durchmesser. Unter der Mitte des Tumulus steht in einer, 25 cm unter die Brandschichte reichenden Grube eine schwarze, bauchige Urne mit hohem Halse, welche nichts als Leichenbrand enthielt und nunmehr gänzlich eingedrückt ist. Der schmale Boden scheint absichtlich zerbrochen worden zu sein. An der Ansatzstelle des Halses waren 15 mm hohe und circa 35 mm breite dreiseitige Ansätze angebracht, welche mit je 4 concentrischen, seichten, 6 mm breiten Halbkreisen umgeben waren.

50 cm südöstlich vom Centrum findet sich in der Brandschichte eine niedere, breite Schale mit geradem Rande, deren Wölbung mit 4 Doppelansätzen und schmalen, flachen, schiefgestellten Rippen verziert ist (Taf. IX, Fig. 11).

H = 6·7, D = 16·8, m = 14·7, b = 5·2.

Tumulus Nr. 36. D = 8·2 m, H = 1 m.

Mehr als 2 m von der Mitte entfernt erscheint in einer Tiefe von 75—80 cm unter dem Gipfel die frühere Oberfläche des lehmigen Bodens auf 2—3 cm Dicke roth gebrannt. Die darauf liegende, geringe Schichte mit Kohle und einigen Topfscherben nimmt einen viel geringeren Umfang ein und hat kaum mehr als 2 m D. In der Mitte selbst ist eine 50 cm breite und bis zu einer Tiefe von 1·2 m unter den Tumulusgipfel reichende Brandgrube gemacht, auf deren Boden sich eine Leichenbrandschichte von 3 cm Mächtigkeit mit einer geringen Menge von Thonscherben und einigen Bronzefragmenten findet. Letztere rühren theils von einer langen, knopfigen Nadel, theils von einem kleinen Bronzeblech-Gefässe mit Henkel her.

Die Thonscherben weisen auf:

a) 2 bauchige, topfähnliche Gefässe aus sandigem Thon, graubraun, mit einem 12 mm hohen Bodenranft. Der Bauch geht ohne Absatz in den geraden, nur wenig erweiterten Mundrand über.

b) 1 bauchiges Gefäss mit flachem Boden und niederem (19 mm hohem), etwas ausgeschweiftem Hals; aussen gut geglättet, schwarz.

c) 1 weite, flache Schale aus glimmerigem Thon, roth gebrannt, aussen gut geglättet und graphitirt. Der Bauch ist nicht gleichmässig rund gewölbt, sondern in horizontal herumlaufenden, 10 mm breiten Façetten abgesetzt. Der Halstheil ist 18 mm hoch, mit etwas ausgeschweiftem Profil.

Tumulus Nr. 37. D = 7·5 m, H = 0·6 m.

In einer Tiefe von 60 cm unter dem Gipfel findet sich eine schwache Brandschichte von ca. 2 m D mit spärlichen Kohlen und einigen Scherben, in der Mitte derselben eine 40 cm breite, 20 cm tiefe Mulde, in welcher eine Brandschichte von 8 cm Mächtigkeit mit einigen calcinirten Knochen und diversen Thonscherben lagert.

Die Thonscherben deuten auf:

a) 3 grosse bauchige Urnen; davon war eine aus grobsandigem Thon, sehr dickwandig, gut geglättet, braun, theilweise roth gebrannt, die andere aus ungewöhnlich grobem Thon, braun, die dritte schwarz, gut geglättet.

b) 1 kleines schwarzes Töpfchen mit kleinem Henkel.

Tumulus Nr. 43. D = 8 m, H = 1 m.

Unter der vom Centrum gegen SW. gelegenen Partie des Tumulus ist die Oberfläche des ursprünglichen Bodens in einer Länge von 3 m und einer Breite von 2·5 m mit einer ca. 2 cm starken Lehmschichte belegt, welche roth gebrannt ist, über welcher aber weder Kohlen noch Topfscherben gefunden werden. 1 m nördlich vom Centrum findet sich eine Brandgrube, welche etwa 60 cm breit ist und in eine Tiefe von 1·25 m unter den Gipfel hinabreicht. Sie war mit etwas Kohle und einer grossen, schwarzen Urne ausgefüllt. Diese war wieder mit einer dünnen, 50 cm langen, 45 cm breiten Kalkplatte bedeckt, welche sich jetzt 45 cm über dem Boden der Grube (in einer Tiefe von 80 cm) vorfindet. Leider ist die Urne stark zersetzt und gänzlich zerdrückt. Ihr Inhalt besteht aus einer grossen Menge von Kohlen mit einigen Brandknochen und folgenden Beigaben: Mehrere in Trümmer gegangene Gefässe (siehe unten), 4 thönerne Spinnwirtel (einer ellipsoidisch, 37 mm br., Taf. VII, Fig. 13, zwei biconisch, 27 mm br., cf. Taf. VII, Fig. 14, einer birnförmig, 32 mm br., cf. Taf. VII, Fig. 16), Fragmente einer grossen, geknoteten Bogenfibel und andere vom Feuer arg deformirte Bronze- und Eisenrestchen. Von der Brandgrube gegen S. bis über das Centrum des Tumulus hinaus findet sich auf dem gewachsenen Boden (95 cm unter dem Gipfel) eine dünne Brandschichte, über welcher zerstreute Thonscherben gefunden werden.

a) Die Urne konnte nicht restaurirt werden. Sie war sehr gut geglättet, schwarz und stimmte in der Form mit den bisher beschriebenen überein. Der flache Boden ist schmal (16·6 cm br.), der Bauch breit gewölbt (D = ca. 60 cm), auf seiner oberen Hälfte mit breiten Graphit-Zickzacklinien bemalt, der Hals hoch, conisch, an seiner Ansatzstelle mit 4 dreiseitigen, nach aufwärts gerichteten Warzen verziert, welche von je 4 Vförmigen, parallelen, seichten Furchen umgeben sind.

Die in der Urne enthaltenen Gefässe waren:

b) 1 Schale mit niedrigem, hohlem Fuss und geradem Mundsaum (Taf. IX, Fig. 4), aus ziemlich grobsandigem Thon, sehr schön geglättet, schwarz glänzend. Der Bauch ist mit 4 nach aufwärts gerichteten, nasenförmigen Ansätzen verziert, von welchen einer etwas grösser und quer durchbohrt ist, und welche von je 4 Vförmig gestellten, 4 mm breiten, seichten Strichen umgeben sind.
H = 10·1, D = 17·6, hf = 3, f = 9, m = 15·5.

c) die Hälfte einer tiefen Schüssel mit eingebogenem Rand und flachem Boden, dickwandig, sehr schlecht gebrannt, schwarz.
H = 8·5, D = 19·3, b = 6·8.

Die in der Brandschichte zerstreuten Scherben rühren her von:

d) einer bauchigen Urne, welche roth gebrannt und auf der Oberseite des Bauches mit Graphitstrichen verziert war.

Tumulus Nr. 45. D = 4·8 m, H = 0·8 m.

Die Brandschichte liegt 70 cm unter dem Gipfel, ist ca. 3 cm mächtig und 1·5 m breit. In ihrer Mitte erscheint eine um 25 cm vertiefte, 60 cm breite, runde Brandgrube, deren Boden mit einer Kohlenschichte von ca. 4 cm Mächtigkeit bedeckt ist. In der Brandschichte sowie in der Grube sind einzelne calcinirte Knochenfragmente und Topfscherben zerstreut. Letztere rühren von einer grossen, bauchigen, schwarzen Urne her, welche an der Ansatzstelle des Halses mit kleinen Warzen verziert war.

Tumulus Nr. 47. D = 6·8 m, H = 0·8 m.

Unter der Mitte findet sich in einer Tiefe von 60 cm eine schwache, ca. 70 cm breite Brandschichte mit einigen kleinen Topfscherben.

Tumulus Nr. 48. D = 6·4 m, H = 0·6 m.

Grundriss Fig. 44.

Dieser Tumulus enthält an drei Stellen Brandschichten. Die unterste derselben (*u*, *u*) befindet sich unter dem südlichen Theile des Tumulus in einer Grube, 60 cm unter dem Niveau des gewachsenen Bodens (1·4 m unter dem Gipfel des Tumulus). Sie

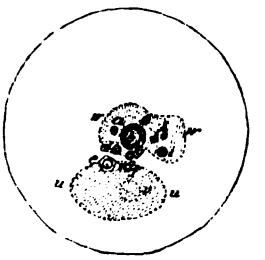


Fig. 44. Maassstab 1 : 200.

ist beiläufig 1·5 m breit und 2·5 m lang und enthält diverse Topfscherben, welche zum Theil denselben Gefässen, wie die Scherben der höheren Brandschichten angehören, und verhältnismässig wenig Kohlen. Die Erde unter ihr ist roth gebrannt. Die zweite Brandschichte (*w*, *w*) befindet sich im Niveau des gewachsenen Bodens, ist reich an Kohlen und Topfscherben, 3—6 cm mächtig, etwa 2·3 m lang und 1—1·5 m breit. Auf ihr stehen die besser erhaltenen Beigaben. Eine dritte, fast nur aus Kohlen bestehende Schichte findet sich 1·2 m südlich vom Centrum, etwa 20 cm über dem Niveau des ge-

wachsenen Bodens. Sie ist ca. 2 cm mächtig und 50 cm lang und breit.

Die oberhalb der Brandschichte *w*, *w* vorgefundenen Beigaben sind so angeordnet, dass die Mitte der Gruppe von einer grossen, leider total zerdrückten Urne (*b*) eingenommen wird, in deren Innerem viel Leichenbrand lagert. Um dieselbe sind 6 verschiedenartige Schalen (*a*, *c*, *d*, *g* und *h*) gruppirt.

Unmittelbar südlich neben diesen Gefässen, bei *f*, finden sich in der Brandschichte folgende Metallbeigaben:

1 eiserner Paalstab mit offenen Schaftlappen (Taf. VII, Fig. 4).

L = 14·7, Br. a. d. Schneide ca. 5·2.

1 Bruchstück einer runden Bronzescheibe von mehr als 6 cm D, welche im Centrum nach oben einen 2·5 cm breiten, profilirten Knopf mit einer Spitze bildete und nach abwärts in eine 1·5 cm lange Niete mit Widerlagsplättchen ausging (Taf. VI, Fig. 18). Wahrscheinlich der Rest eines halbkugeligen, geflochtenen Helmes von der in den Tumulis von St. Margarethen [1]) und Rovišče [2]) in Krain gefundenen Form.

3 concave eiserne Messerchen mit schmaler Angel und geschwungener Spitze. Das kleinste 10·1 cm lang, die beiden grösseren zerbrochen.

1 bronzene Schelle, deren oberer, halbkugeliger Theil eine centrale und neun radiale Durchbrechungen hat, während der flache Untertheil durch ein Kreuz gebildet und von einem Bügel zum Durchziehen eines Riemens überspannt wird. (Taf. VI, Fig. 21.) Br. = 3·5, H sammt Bügel = 2·4. Die Schelle ist von einem nicht abtrennbaren Eisenringe von 4·9 cm Durchmesser zufällig umschlossen.

1 dünnes gegossenes Bronzeringlein von 2·8 cm D und ein zweites Eisenringlein von 3·3 cm D.

Mehrere Fragmente von eisernen Nadeln und Stäbchen.

Westlich von dieser Gruppe findet sich in der Brandschichte ein kugeliger Spinnwirtel oder eine Perle aus dunklem Email mit 3 vierfachen gelben Augenringen. D = ca. 3 cm.

[1]) Siehe: v. Hochstetter, Vierter Bericht der prähistorischen Comm. d. mathem.-naturw. Cl. d. k. Akad. d. Wissensch. p. 8. Sep. aus dem Sitzber. Bd. LXXXII, I. Abth., Wien 1880.

Ferner: v. Hochstetter, Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain, etc. Denkschr. der mathem.-naturw. Cl. d. k. Akad. d. Wissensch. Bd. XLVII, Wien 1883, p. 186.

[2]) Siehe: Deschmann, Die Hügelgräber von Rovišče in Krain, Taf. I. Siebenter Bericht der prähistor. Comm. d. k. Akad. d. Wissensch. Sitzber. Bd. LXXXIX, I. Abth. Wien 1884.

Ausserhalb der obigen Gefässgruppe finden sich noch zwei urnenähnliche Gefässe und zwar südwestlich ein schwarzes Gefäss (*e*), welches mit einer flachen Kalkplatte bedeckt ist, aber keinen besonderen Inhalt zeigt, und östlich, bei *i*, ein anderes ebenfalls leeres Gefäss, beide zerdrückt.

Es sind somit folgende Thongefässe anzuführen:

a) 1 niederes Gefäss mit schmalem Boden, scharf ausladendem, schwach geripptem Bauch und steilem Hals mit etwas erweitertem Mundrand (Taf. IX, Fig. 8).
H = 9·5, D = 18·2, m = 15·7, b = 5·7.

b) 1 sehr grosse Urne aus einem besonders reich mit grobem Sand gemengten Thon, sehr dickwandig, nicht restaurirbar. Sie hatte einen 17·5 cm breiten, flachen Boden, breit ausladenden Bauch und hohen Hals mit allmälig sich erweiterndem Mundsaum. Unter der stark ausgeprägten Ansatzstelle des Halses waren 4 zweizitzige Ansätze angebracht, welche von je 2 halbkreisförmigen Wülsten umgeben waren (Taf. IX, Fig. 6).

c) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande und flachem Boden, am Umfange mit 4 kleinen Warzen verziert, braun (Taf. IX, Fig. 14).
H = 5, D = 14·2, m = 12·8, b = 6.

d) 1 flache Schale mit hohem, hohlem Fuss und eingebogenem Rande, innen sehr gut geglättet, grau. Der Obertheil der Schale ist mit 4 rundumlaufenden Façetten und 4 Warzen, der Fuss mit flachen, rundumlaufenden Furchen verziert (Taf. IX, Fig. 17).
H = 15·5, D = 19·7, m = 17, hf = 7·5, f = 11·8.

e) 1 bauchiges Gefäss aus feinglimmerigem Thon, gut geglättet, schwarz, mit schmalem Boden, mässig hohem, conischem Hals und geradem, wenig erweitertem Mundsaum. Der obere Theil des Bauches ist durch 3, aus 7 Strichen gebildete verticale Bänder in 3 Felder getheilt, welche mit je 4 Vförmigen und dazwischen gesetzten, hakenähnlichen Figuren ausgefüllt sind. Die Striche sind tief in die noch feuchte Oberfläche eingedrückt, durchschnittlich 1·5 mm breit (Taf. IX, Fig. 2).
H = 17, D = 23·4, m = 15·5, b = 6·5.

f) 1 Schale mit hohlem Fuss und eingebogenem Rand, aus glimmerigem Thon, schwarz, ganz glatt (Taf. IX, Fig. 10).
H = 12, D = 18·1, m = 16, hf = 5, f = 11·2.

g) 1½ niedere Henkelschälchen. Beide Schalen haben einen kleinen Nabel, eingebogenen Rand und ca. 4 cm hohen, 1·5 cm breiten Henkel. Die ganze Schale ist roth gebrannt, aussen und innen mit ca. 8 mm breiten Graphitstrichen verziert, welche ein Kreuz und in den vier Feldern desselben je ein V bilden (Taf. IX, Fig. 18 u. 19).
H = 3·5, D = 9·5.

h) 1 bauchige Urne mit hohem Hals, gut geglättet, schwarz. An der Ansatzstelle des Halses finden sich 4 aufwärts strebende, zum Theile längs durchbohrte Warzen, und an jede derselben schliesst sich folgende merkwürdige, in seichten, ca. 3 mm breiten Strichen ausgeführte Verzierung an: Nach oben 3 krummstabähnliche Striche, nach unten 2 ineinanderlaufende Spiralen. Die Felder zwischen diesen sind durch unregelmässige Strichornamente ausgefüllt. (Taf. IX, Fig. 1.)
H = 22·4, D = 29, m = 20, b = 9·5.

Durch die in den Brandschichten vorgefundenen Scherben sind noch folgende Gefässe vertreten:

i) 5 bauchige, schwarze Urnen, im Allgemeinen mit der in *e)* beschriebenen ähnlich. Die erste hat einen 11·3 cm breiten, flachen Boden, sehr stark gewölbten Bauch und am Halsansatze 4 kleine, breitgezogene Warzen. Die zweite Urne hat einen 14·8 cm breiten Boden und gleicht der vorigen. Die dritte, deren Thonmaterial mit viel grobem Sand gemengt ist, zeichnet sich durch 2 unterhalb des Halsansatzes rundherumlaufende, 8 mm breite, flache Furchen aus. Die vierte ist die grösste von allen. Sie hatte einen sehr breit ausladenden Bauch und war am Halsansatze mit 4 warzenförmigen Ansätzen von 14 mm Höhe und 18 mm Breite verziert. Diese waren von je 4 parallelen, Vförmig gestellten, flachen Furchen umgeben, welche sich in den Feldern zwischen den Warzen wiederholten. Die fünfte Urne war der ersten ähnlich, aber in jeder Beziehung roher gearbeitet, als die übrigen und an vielen Stellen roth gebrannt.

k) 1 grosse, bauchige Urne mit hohem Hals und horizontal umgelegtem, breitem Mundrand, aussen roth gefärbt und mit Graphit bemalt. Diese Bemalung bedeckt den Rand und den obersten, 2·5 cm breiten Theil des Halses, sowie den untersten Theil der Urne vollständig. Der übrige Theil des Halses ist mit mehreren Reihen von Zickzacklinien, der obere Theil des Bauches mit einem breiten, leider nicht mehr genau bestimmbaren Ornament aus schiefen Linién bedeckt.

l) 1 flache Schale aus grobem Thon mit niederem (2·5 cm hohem, 10 cm breitem) conischem Fuss, mässig gewölbtem, mit kleinen Warzen verziertem Bauche und 3 cm hohem, etwas geschweiftem Halstheil.

m) 1 flache Schale aus sandigem Thon, mit kleinem (7 mm hohem, 4·6 cm breitem) Bodenranft. Der Obertheil ist der vorigen Schale ähnlich, jedoch kleiner.

n) 1 flache Schale mit bandförmigem, 3 cm breitem, hohem Henkel. Der Untertheil ist flach, conisch, an ihn setzt sich mittelst einer scharfen Kante der etwas nach einwärts gebogene, 2 cm hohe Obertheil an.

o) 1 flache Schale mit eingebogenem Rand, quer durchbohrtem Ansatz und einigen roh eingekratzten Zickzackstrichen.

p) 1 halbkugeliges Schälchen mit hohem, bandförmigem, 16 mm breitem Henkel.

Tumulus Nr. 51. D = 7 m, H = 0·7 m.

Unter dem Gipfel findet sich in einer Tiefe von 70 cm eine dünne, 70/90 cm breite Brandschichte mit einigen von einer grossen, schwarzen, bauchigen Urne herrührenden Scherben und einem 4 cm hohen und 4·3 cm breiten, birnförmigen Spinnwirtel (Taf. VII, Fig. 18).

Tumulus Nr. 53. D = 4 m, H = 0·3 m.

Unter der Mitte findet sich in einer Tiefe von 50 cm eine wenig mächtige Brandschichte in Form eines 20 cm tiefen und 40 cm breiten Kessels und auf derselben die Scherben einer total zerdrückten Urne, in welcher Leichenbrand enthalten war; weiter nichts.

Die Urne war mittelgross, aus grobkörnigem Thon, mässig geglättet, aussen schwarz. Der breite Bauch war unverziert, der relativ niedere, conische Hals ging unvermittelt in den horizontal nach aussen umgelegten Rand über.

Tumulus Nr. 54. D = 6·8 m, H = 1 m.

Nordöstlich von der Mitte findet sich in einer Tiefe von 80 cm eine 1·5 m breite und 2 m lange Brandschichte, in welcher zahlreiche Scherben und einige Bronzefragmente vorkommen. Am Südwestrande dieser Schichte, 20 cm ausserhalb des Centrums lehnt, etwas in den gewachsenen Boden versenkt, eine 70 cm lange, 50 cm breite Kalkplatte.

Aus den Gefässscherben lassen sich ermitteln:

a) 2 bauchige Urnen mit hohem Hals, schwarz, mit flachen Bodentheilen von 8 cm. resp. 13·5 cm D. Die kleinere war am Halsansatze mit 4 kleinen, von je 3 concentrischen Halbkreisfurchen umgebenen Warzen verziert, die grössere war unverziert, mit einem sehr breiten (5 cm) Mundrande.

b) 1 tiefes, bauchiges Gefäss aus mässig feinem Thon, gut geglättet, schwarz. An der Ansatzstelle des 2·7 cm hohen Halses sind 4 Warzen angebracht, von welchen eine durchbohrt ist. Die Bauchwölbung ist mit einem aus 2 seichten Linien gebildeten Zickzackbande verziert (Taf. IX, Fig. 5).

c) 1 flache Schale mit niederem (2·6 cm hohem) Fuss. Der Bauch war stark gewölbt, nieder, der niedere (1·7 cm hohe) Mundrand nach oben etwas erweitert.

d) 1 halbkugelige Schale mit 3 cm breitem Nabel, wahrscheinlich mit Henkel. Die Innenseite ist mit einem Kreuz bemalt, dessen Arme aus je zwei 6—7 mm breiten Graphitstrichen bestehen.

e) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande.

Tumulus Nr. 55. D = 8·8 — 10·4 m, H = 1·7 m.

Grundriss Fig. 45.

Die Brandschichte ist 2 m breit und in der Richtung von NO. nach SW. 3 m lang. Sie liegt 1·5 m unter dem Gipfel, etwas gegen NO. aus der Mitte gerückt, und wird in der Mitte bis zu 8 cm stark. Unter dem Gipfel finden sich, auf der Brandschichte stehend, der Reihe nach folgende Gefässe:

a) 1 flache Schale mit eingebogenem Rand und ebenem Boden. D = 16, H = 6·6, b = 6·4.

b) 1 grosse, bauchige Urne mit ziemlich niederem Halse, dunkelbraun, gut geglättet. An der Unterseite des Bauches sind 4 Ansätze von 2·5 cm H. und 5 cm Br. angebracht, am Halsansatze finden sich 4 kleine Warzen, welche abwechselnd mit je 6 flachen, parallelen, halbkreis- oder V-förmig gestellten Vertiefungen umgeben sind (ähnlich mit Taf. IX, Fig. 15).
D = 57, H = 48, b = 16·5.

c) 1 bauchige Urne mit hohem Halse, gut geglättet, dunkelbraun. Am Halsansatze sind 5 Warzen angebracht, welche

unter einander mit eingeritzten Guirlanden verbunden sind. Der Hals ist mit ebenso eingeritzten, in Rautenfelder getheilten Bändern verziert (Taf. IX, Fig. 3).
D = 39, b = 12.

d) 1 flache Schale mit hohlem Fusse und eingebogenem Rande. Am Bauchumfange ist sie mit einer punktirten Linie, welche beiderseits mit liegenden, S-förmigen Eindrücken eingesäumt ist, verziert (Taf. IX, Fig. 16).
D = 21·6, H = 10·3, f = 12·1, hf = 3.

e) 1 grosser, sehr roh gearbeiteter Topf mit wenig gewölbtem Bauch und schwach nach aussen gebogenem Rande, ganz zerdrückt.

f) 1 bauchige Urne aus ungemein grobsandigem Thon, wenig geglättet, sehr schwach gebrannt, mit flachem, breitem Boden und Scherben einer bauchigen, schwarzen Urne aus feinkörnigem Thon, gut geglättet, ohne Verzierung, mit sehr breitem Rand.

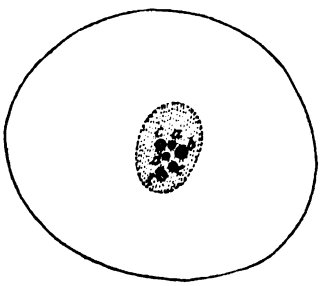


Fig. 45. Maassstab 1 : 250.

Tumulus Nr. 57. D = 4·6 m, H = 0·4 m.

Unter der Mitte liegt in einer Tiefe von 30 cm eine 30 cm breite Linse Leichenbrand mit den Scherben einer kleinen, bauchigen, schwarzen, unverzierten Urne und eines halbkugeligen Schälchens, sowie mit 2 niederen, birnförmigen Spinnwirteln von 3 cm und 4 cm Br.

Tumulus Nr. 60. D = 4 m, H = 0·5 m.

In einer Tiefe von 65 cm findet sich eine 1·5 m breite Brandschichte, in deren Mitte eine 50 cm breite, bis zu 110 cm hinabreichende Grube und in derselben eine grosse, bauchige Urne, welche gut geglättet, schwarz und am Halsansatze an vier Stellen mit einer Anzahl enger, concentrischer Kreise verziert ist. Sie war mit Leichenbrand gefüllt, aber ganz zerdrückt. In der Brandschichte finden sich Scherben dieser Urne, dann Scherben eines roth gebrannten, weiten Gefässes mit 3 cm breitem, bandförmigem, hohem Henkel und flachen, schieflaufenden Rippen auf der Bauchwölbung und drei Spinnwirtel, von welchen zwei biconisch, H = 3, Br. = 4 (Taf. VII, Fig. 20), der dritte birnähnlich mit scharfem Rande, H = 2·8, Br = 3·6 (Taf. VII, Fig. 19).

Tumulus Nr. 62. D = 8·4 m, H = 1·1 m.

Dieser Hügel enthielt in der Anschüttung verstreut einzelne Thonscherben. In 125 cm Tiefe fand sich, etwas südseitig aus der Mitte gerückt, eine rundliche Leichenbrandschichte von 100 cm Länge, 90 cm Breite und 5 cm Stärke vor. Darüber lag eine mit Erde gemischte Thonscherbenlage von nahezu gleichen Breite-Dimensionen und 20 cm Stärke, welche einen gebrochenen Eisennagel enthielt. Bronzen fehlten vollständig.

Von Thongefässen wurden theils restaurirt, theils waren erkennbar:

a) 5 grosse, bauchige, aussen schwarze, innen braune, schwärzliche und bräunlich weisse Urnen mit umgebogenem Rande, zum Theile glatt, zum Theile mit Querfurchen unter dem Rande und Ansätzen, Rippen und Furchen am Bauche verziert.

b) 1 etwas kleinere, bauchige, aussen roth gefärbte, innen drapfärbige Urne mit schmal umgebogenem Rande und kreisförmigen Verzierungen am Bauche.

c) 1 flache, beiderseits schwärzliche Schale mit eingezogenem Rande, kleinem Nabelboden und einem Henkelansatze.

d) 2 kleine, henkellose Schalen mit stehendem Rande, eine schwarz, die andere grau und jede mit einem breiten, horizontal durchbohrten Ansatze versehen.

e) 1 gleiche, aussen röthliche, innen schwarze, henkellose Schale, deren Ansatz vertical doppelt durchbohrt ist.

f) 5 Schalen mit eingezogenem Rande und zwar:

Die erste beiderseits röthlich und glatt, mit einem Bodenranftel.

Die zweite beiderseits schwarzgrau, glatt, mit einem ganz kleinen, runden Ansatze und concavem Boden.
H = 5, D = 17, m = 15, b = 5.

Die dritte ähnlich gefärbte, glatt, mit einem breiten, doppelt verticab durchlochtem Ansatze und flachem Boden.
H = 6·5, D = 17·5, m = 16, b = 5·5.

Die vierte braungrau, glatt, mit zwei kleinen, runden Ansätzen.

Die fünfte aussen karmoisinroth, innen drapfärbig und ganz glatt.

Gemeinde Purgstall. Höchschuster- und Hoisl-Wald.

Diese Tumulusgruppe liegt nordöstlich von der eben abgehandelten Gruppe des Ofenmacherwaldes und occupirt einen nach N. vorspringenden, zu beiden Seiten von kurzen, aber tiefen Thalfurchen begrenzten Bergrücken, welcher sich gegen das Nordende gleichmässig verschmälert und dort durch die hohe Wand des in starkem Betriebe stehenden Bezirkssteinbruches abgeschnitten ist. Dieser Endtheil des Rückens ist an beiden Seiten von besonders steilen Böschungen eingeschlossen und scheint auch vor der Anlage des Steinbruches ein domi-

nirender Punkt gewesen zu sein. Er trägt keine Tumuli und ist von dem mit Grabhügeln besetzten Haupttheile des Rückens, dem eigentlichen Begräbnissplatze, durch 3 annähernd concentrische Erdwälle (siehe Fig. 46) getrennt.

Der mittlere dieser Wälle ist der höchste und ragt etwa 1 m über das Terrain empor. Die beiden Nebenwälle (der innere und der äussere) sind nur 30—50 cm hoch und vom Terrain nicht durch Gräben getrennt, so dass also nur 2 Gräben (zwischen den Wällen) vorhanden sind, von welchen der äussere eine Tiefe von 1·2 m, der innere von 1·5 m hat. Das Ostende des inneren Walles ist von

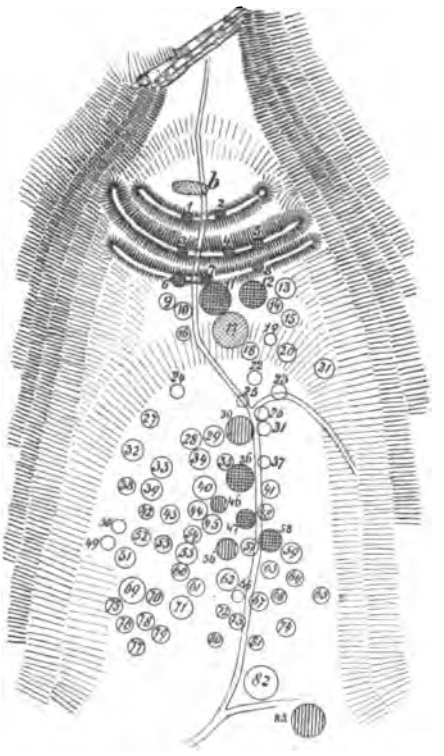


Fig. 46. Maassstab 1 : 2000.

demselben in Gestalt eines Kegels von 2 m D abgetrennt und rundum von einem Graben umgeben. Bei näherer Untersuchung erwies sich dieser Kegel als blosse Erdanschüttung.

In dem Raume innerhalb der Wälle ist sonst nichts zu finden, als eine Verbrennungsstelle (b, Fig. 46). Dieselbe erscheint als eine am Rande bis 50 cm, in der Mitte bis 90 cm tief reichende, 10—25 cm mächtige, muldenförmige Schichte von mehr weniger roth gebranntem Thon, in deren oberen Partien sich grosse Mengen von Holzkohle, sowie einzelne Scherben von verschiedenartigen Gefässen und 1 Spinnwirtel finden, und welche sich auf eine Länge von 9 m und eine Breite von 3·5 m verfolgen lässt. Hier war also eine grosse, von den Gräbern streng abgesonderte Verbrennungsgrube. Diese Grube ist nunmehr bis zum Rande mit humöser Erde erfüllt, an der Oberfläche aber noch immer als seichte Vertiefung zu erkennen.

Als eine besondere Eigenthümlichkeit verdient hervorgehoben zu werden, dass in den oberwähnten Wällen, also an einer bevorzugten Stelle, einzelne Gräber eingebettet waren, welche sich zum Theil auch ihrem Inhalte nach als etwas bevorzugt erwiesen. Von aussen waren sie durch eine leichte (10—30 cm betragende) Erhöhung des Kammes und eine geringe, tumulusähnliche Erweiterung der Böschung der Wälle zu erkennen. Der innere Wall enthielt 2, jeder der beiden anderen 3 solche Grabstellen, welche nach ihrem Aeusseren mit vollem Rechte als „Tumuli in den Wällen“ bezeichnet werden können.

Ausserhalb der Wälle stehen 75 ziemlich kleine Tumuli.

Tumulus Nr. 1. Im innersten Walle.

Dieser Tumulus bildet eine kaum merkbare Erhöhung des Walles. Er enthält eine muldenförmige Brandschichte von etwa 60 cm D und 15 cm Dicke, welche an ihren Rändern 25 cm, in der Mitte 40 cm unter das Niveau des Walles reicht, und spärliche Restchen von Brandknochen, dafür aber viele Thonscherben enthält. Nebst diesen finden sich noch die Bruchstücke einer schlanken, grossen, geknoteten Bogenfibel aus Bronze (Taf. VI, Fig. 3). Im W. der Brandschichte ist eine 50 cm lange, 25 cm breite und dicke, unbehauene Steinplatte senkrecht aufgestellt.

Unter den Thonscherben liessen sich die Reste folgender Gefässe aussondern:

a) 5 schlanke Töpfe aus sehr grobem Thon, 2 davon roth gebrannt, 3 graubraun.

b) 1 bauchiger Topf mit geschweiftem Hals, schön geglättet, innen schwarz, aussen roth.

c) 1 bauchiges Gefäss aus glimmerigem Thon, roth gebrannt, mit weitem, hohem Hals und breitem, horizontal umgebogenem Rand.

d) 1 bauchiges Gefäss aus sandig-glimmerigem Thon, innen schwarz, aussen roth gebrannt, schön roth gefärbt und mit Graphitzickzacklinien bemalt.

e) 2 oder 3 weite Schalen aus grobem Thon mit stark gewölbtem, niederem Bauch und geradem, vertical stehendem, 2—3 cm hohem Randtheil.

f) 4 flache Schalen mit eingebogenem Rand, aus grobem Thon, eine davon mit durchbohrtem Ansatz.

g) 1 tiefe Schale mit stark ausgeprägtem Nabel.

Tumulus Nr. 2. Im innersten Walle.

Die Mitte des Hügelchens erhebt sich 65 cm über den gewachsenen Boden. Unter derselben ist in letzterem eine 60 cm tiefe und 70 cm breite, runde Grube ausgehoben, welche mit einer grossen, schönen Urne ausgefüllt und mit 3 unbehauenen Steinplatten bedeckt ist. Diese drei Platten liegen in der Richtung des Walles nebeneinander; sie sind jede 80 cm lang, die mittlere 60 cm, die beiden

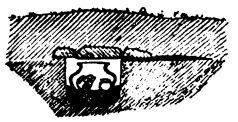


Fig. 47. Maassstab 1 : 100.

seitlichen ca. 30 cm breit (Durchschnitt nach der Länge des Walles Fig. 47).

Von der Grube an zieht sich im Niveau des ursprünglichen Bodens eine Kohlenschichte 1·2 m weit in der Richtung des Walles nach W. Sie erreicht eine Breite von nahezu 2 m und eine Mächtigkeit von 5 cm. In ihr finden sich 2 biconische Spinnwirtel von ca. 3 cm D und ein flacher, unregelmässig rhomboidischer Glättstein zum Glätten von Thongefässen, aus feinem, mergeligem Sandstein (Taf. VI, Fig. 33), 6 cm l., 4·1 cm br., welcher an 2 Schmalseiten abgenützt ist.

Der von der Urne frei gelassene Theil der Grube ist zur Hälfte mit Kohlenmulm angefüllt.

Das Innere der Urne ist bis zu einem Drittheil mit Brandknochen erfüllt. Auf denselben liegen folgende Beigaben:

1 Kahnfibel mit eigenthümlich geknicktem Bügel, dessen ganze Oberfläche mit verschiedenen gestrichelten, geometrischen Ornamenten bedeckt ist. L sammt Fuss = 10·5 (Taf. VI, Fig. 2).

1 kleine Kahnfibel, deren Bügel an jedem Seitenrande mit einer Warze besetzt ist. L = 4·6 (Taf. VI, Fig. 15).

1 kleine Bogenfibel mit roh gegossenem Bügel, welcher einen rhombischen Querschnitt hat und auf einer Seite mit geometrischen Linienornamenten und kleinen Warzen verziert ist. (Taf. VI, Fig. 17).

Bruchstück einer Bogenfibel mit rundem, in der Mitte etwas verdicktem Bügel (Taf. VI, Fig. 16).

Bruchstücke von 1 oder 2 grossen geknoteten Bogenfibeln.

2 Reifen, aus 5 parallel nebeneinander gelegten Umgängen eines 1·5 mm dicken Bronzedrahtes bestehend, D = 5·5.

1 Glättstein aus feinkörnigem Quarz in Form eines kurzen Prismas mit trapezförmigem Querschnitt, auf allen Seiten stark abgenützt. L = 3·1, B = 3·9 (Taf. VI, Fig. 32).

1 Glättstein von der Form eines durchbohrten Steinhammers, aus sehr feinem mergeligem Sandstein. Er war in zwei Stücke zerbrochen, welche an verschiedenen Stellen der Urne lagen (Taf. VI, Fig. 34). L = 8·9, Br = 4, D = 1·7. Die 1·6 cm breite Bohrung findet sich gerade in der Mitte. Das Stück ist fast auf allen Seiten in ähnlicher Weise abgenützt, wie die beiden vorerwähnten Gefässglättsteine.

1 Bronzekessel mit zwei torquesähnlichen Traghenkeln, unverdicktem, geradem Rande und einem flachen, 5 cm breiten Nabel in der Mitte des Bodens. (Taf. XII, Fig. 12.) Auf der Aussenseite ist ein neben dem Rande rundherum laufender 3 cm breiter Streifen mit einem in feinen Stricheln ausgeführten Mäanderornament (Fig 48) bedeckt, D = 22, H = 10·4.

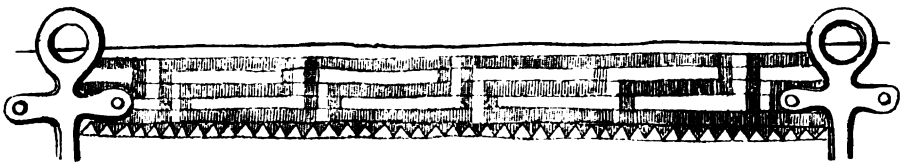


Fig. 48. $^1/_3$ nat. Gr.

1 bauchiges Thongefäss.

Ausser der Urne und dem in ihr enthaltenen Töpfchen sind keine Thongefässe und auch keine Scherben vorhanden.

Die grosse bauchige Urne mit conischem Hals ist aus grobglimmerigem Thon erzeugt, schwarz. Ihr Untertheil steigt steil an, so dass der grösste Durchmesser des Bauches oberhalb der Mitte zu liegen kommt. An der Ansatzstelle des Halses sind 4 breite Warzen angebracht, welche von 3 flachen, concentrischen Furchen umgeben werden (Taf. X, Fig. 3).

D = 59, H = 54, b = 19, m = 34.

Das bauchige Gefäss ist aus grobem Thon gemacht, grau. Der Bauch ist mässig gewölbt, der weite Hals nimmt ein Viertel der ganzen Höhe ein und endet oben in einen etwa 2 mm breiten, umgelegten Rand. An der Ansatzstelle des Halses, sowie am oberen Rande sind einander gegenüber je 2 übereinanderstehende, vertical durchbohrte Ansätze angebracht, welche offenbar zum Befestigen einer Tragschnur dienten. (Taf. X, Fig. 5.)

D = 13·1, H = 9·3, b = 5·5, m = 10.

Tumulus Nr. 3. Im mittleren Walle.

Sein kaum erkennbarer Gipfel erhebt sich 1·10 über den ursprünglichen Boden. Im Niveau des letzteren erscheint im Centrum eine ebene, 80 cm breite und 18 cm mächtige Holzkohlenschichte, welche reichlich mit Topfscherben erfüllt ist. An diese schliesst sich nach O. eine muldenförmige Brandschichte von 1·1 m Br. und 20 cm Mächtigkeit an, welche viele Brandknochen enthält und neben diesen:

1 Bronzepaalstab mit ziemlich grossen, nicht zusammenschliessenden Schaftlappen (Taf. VII, Fig 10), L = 17·6; 1 grosse Bronzenadel mit dreiknopfigem Kopftheil, in mehrere Stücke zerbrochen; (das obere Stück siehe Taf. VI, Fig. 11); endlich Stücke eines kleinen, concaven Eisenmesserchens. Sowohl die Nadelstücke, als auch der Paalstab waren durch das Leichenfeuer verbogen.

Aus den Scherben liess sich reconstruiren:

a) 1 breite Schale aus grobsandigem Thon, gut geglättet, theilweise roth gebrannt. Der Boden hat einen 8 mm hohen Ranft, der stark ausladende Bauch ist mit schief gestellten Kerben verziert und trägt einen quer durchbohrten Ansatz, der niedere Randtheil ist gerade (Taf. X, Fig. 4).
D = 18, H = 8, b = 6·5, m = 16.

Ferner finden sich die Scherben von:

b) 1 grossen, bauchigen Urne mit schmalem Fuss, hohem, conischem Hals, umgeschlagenem, breitem Mundrand, aus ziemlich feinem Thon, schön geglättet, schön roth gebrannt, Untertheil und Hals mit Graphit gefärbt.

c) 1 kleineren, bauchigen Urne, schwarz, mit hohem Halstheil und vertical stehendem Rand. Der obere Theil des Bauches ist rundum mit 3 parallelen, sehr seichten Strichen in Form eines 25 mm breiten Zickzackbandes verziert. Unter den nach aufwärts gekehrten Spitzen dieses Zickzackstreifens sind ebenso seichte Ringe von ca. 30 mm D. eingedrückt. Beide Ornamente sind mit Graphit übermalt.

d) 1 Topf aus sehr grobem Thon, röthlich gebrannt, mit schwach ausgeschweiftem Rande und 2 grossen Ansätzen unterhalb desselben.

e) 1 flachen Schale mit hohlem (2·2 cm h., 6·8 cm br.) Fuss, und einfach eingebogenem Rand, aus grobsandigem Thon, gut geglättet, roth gebrannt.

f) 2 weiten, halbtiefen Schalen mit ebenem Boden, eingebogenem Rand, dickwandig, roth.

g) 2 weiten, ausgebauchten Schalen mit niederem, ausgeschweiftem Randtheil, die eine roth, die andere grau.

Tumulus Nr. 4 im mittleren Walle.

Dieses Grab ist durch eine deutliche, ca. 30 cm betragende Erhöhung des Wallkammes gekennzeichnet. Im Niveau des ursprünglichen Bodens, 1·2 m unter dem Gipfel findet sich eine dünne, nahezu quadratische Kalkplatte von 60 cm Länge und Breite, welche eine Grube von ca. 50 cm D. und 40 cm Tiefe überdeckt. In dieser steht eine schwarze Urne. Der Raum um dieselbe ist ganz mit schwarzem Mulm erfüllt.

Die Urne ist bis zu einem Drittheil mit gebrannten Knochenfragmenten vom Menschen und von einer Ziege (oder einem Schafe) erfüllt, zwischen welchen sich eine geringe Menge von Asche findet. Darauf liegt eine durch das Leichenfeuer gekrümmte Bronzenadel mit zweiknopfigem Kopf (Taf. VI, Fig. 12) und Bruchstücke eines geraden Eisenmesserchens.

Um den Rand der Grube breitet sich gegen O. und S. eine ca. 50 cm breite Kohlenschichte aus, in welcher sich 8 thönerne Spinnwirtel (2 flach, biconisch, 4·3 cm breit, 2·2 cm hoch, 2 weniger flache, biconische, 3·6 cm und 4·5 cm breit, und 4 birnförmige von 3·5 cm bis 5 cm Breite), verschiedene Thonscherben zerstreut und ausserdem im südlichen Theile ein conischer Topf, umgestürzt und zerdrückt und im östlichen Theile eine breite Henkelschale vorfinden.

Dieser Tumulus enthält also folgende Gefässe:

a) 1 bauchige Urne mit hohem Hals, aus ziemlich grobem, mit vielen Quarzkörnern vermengtem Thon, sehr schön geglättet, schwarz. Der stark ausladende Bauch verengt sich ober seinem grössten Durchmesser rasch bis zur Ansatzstelle des Halses, welche durch einen kleinen Absatz markirt ist. Dieser breiteste Theil des Bauches ist mit 15 Rippen von 8 mm Br. und ca. 13 cm L. verziert, welche von dem Halsansatze über die Wölbung herabziehen und in ihrer Längenmitte einen ca. 3 cm breiten, 1 cm hohen Knoten tragen. Diese Knoten sind theils durch das Aufsetzen von Thonklümpchen, theils durch Heraustreiben der Gefässwand gemacht. (Taf. X, Fig. 7.)
H = 37, D = 47, M = 22·5, b = 14.

Diese Urne ist durch ihre stark ausgeprägten und doch hübschen Formen, sowie durch die Nettigkeit ihrer Mache ausgezeichnet.

b) 1 conischer Topf aus ziemlich grobsandigem Thon, gut geglättet, theils roth, theils schwarz. Der Boden ist von unten her etwas eingedrückt. Die Seitenwand steigt kegelförmig an und verengt sich dann schnell zum kurzen, weiten Hals, an welchen sich ein einfacher, sehr wenig nach aussen gebogener Rand anschliesst. Die schmale Fläche unter dem Halsansatze ist verziert mit 4 radial gestellten Wülsten, an welche sich fiederähnlich je 4 oder 5 Paar 6 mm breite, seicht vertiefte Linien anschliessen. Die Zwischenfelder sind mit je 3 ähnlichen, schief gestellten Linien verziert. (Taf. X. Fig. 11.)
H = 25, D = 27, M = 21, b = 12.

c) 1 weite Schale mit hohem, bandförmigem Henkel, mässig geglättet, schwarz, mit gewölbtem Bauche, deutlich ab-

gesetztem, verticalem Halstheil und geradem Rande. Der Henkel ist abgebrochen. (Taf. X, Fig. 1.)
H = 9·8, D = 16·1, M = 14·1, b = 7·5.

d) 1 halbkugeliges Schälchen (Napf), dessen Basis durch einen 2 cm breiten Nabel gebildet wird. An der Innenfläche sind Spuren von 5 mm breiten, radialen Graphitstrichen erkennbar. (Taf. X, Fig. 2)
H = 4·3, D = 10·1.

e) Hälfte einer flach-schüsselförmigen Schale mit ebenem Boden, eingebogenem Rande und einem kleinen Ansatze. D = 22·3.

f) 1 hohler, conischer Fuss, zu einer flachen Schale gehörig, 2 cm hoch, 7·8 cm breit.

Tumulus Nr. 5 im mittleren Walle.

In der Mitte des Walles findet sich unter dem Gipfel eine in den gewachsenen Boden gegrabene Grube von ca. 50 cm Breite und 40 cm Tiefe, in welcher eine gänzlich eingedrückte, schwarze, bauchige Urne steht. Die zur Bedeckung derselben bestimmte, 34 cm lange und 28 cm breite Kalkplatte war in den Innenraum hineingedrückt. Ueber der Platte finden sich: 1 Spinnwirtel und die Scherben einer flachen Schale. In der Urne selbst liegt eine grosse Menge Leichenbrand und auf diesem: 1 concaves eisernes Messerchen, 1 eisernes Pferdegebiss mit 9 Eisenringen, Bronzeblechfragmente und eine gerade Knochennadel von 12·7 cm Länge.

Tumulus Nr. 6 im äusseren Walle.

Derselbe ist 60 cm hoch und ein wenig aus der Axe des Walles nach aussen gerückt. Von der Mitte nach SW. hin findet sich eine dünne, 40 cm lange und breite Brandschichte mit wenig Kohle und calcinirten Knochen. In derselben und in der darüberliegenden Erde finden sich die Scherben einer grossen bauchigen Urne, welche gut geglättet, schwarz gebrannt und am Halsansatze mit wahrscheinlich 4 kleinen Ansätzen verziert war. Der horizontal ausgebreitete Rand hatte die ansehnliche Breite von 6 cm.

Tumulus Nr. 7 im äusseren Walle.

Derselbe ist 50 cm hoch. Nördlich von seiner Mitte findet sich, in den gewachsenen Boden eingesenkt, ein Brandkessel von 90 cm Breite und 30 cm Tiefe, in welchem die Brandschichte eine Mächtigkeit von 12 cm erreicht. In derselben finden sich neben sehr wenig calcinirten Knochen: 1 flache Schale mit Henkel und spärliche Scherben von einigen anderen Thongefässen.

Tumulus Nr. 8 im äusseren Walle.

Unter einer kaum merklichen Erhöhung des Walles lag 45 cm tief eine unbearbeitete Kalksteinplatte von 60 cm Länge und 50 cm Breite, unter welcher, bis zur grössten Bauchweitung zusammengedrückt, eine grosse schwarze Urne in das mit Erde gemischte Schottermateriale des Walles eingebettet stand. Dieses Gefäss war oben mit Schottererde angefüllt, worin die abgedrückten Scherben des Halses und Randes vorgefunden wurden. Weiter unten lag darin ein ganzer, an einem Ende durchlochter Wetzstein aus gelblichem Sandsteine, 11 cm lang und 3 cm breit, ähnlich einem in Hallstatt gefundenen [1]), eine ganze, concave Messerklinge von Eisen, am Heftstücke mit Holzsplittern als Resten des Griffes belegt, ein rundlicher Eisenklumpen, ein Eisennagelfragment, ein kleiner Bronzebügel mit Lederspuren und zwei gebogene Bronzedrahtstücke, während der untere Theil der Urne mit Leichenbrandresten angefüllt war.

Die später vollständig restaurirte Urne (Taf. X, Fig. 10) besitzt am Halsansatze vier kleinere, aufwärts, und am Bauche vier grössere, abwärts gerichtete Ansätze.
H = 44, D = 49, M = 31, b = 17.

Tumulus Nr. 11. D = 8·2 m, H = 0·9 m.

Die Brandschichte ist um einige Decimeter gegen SO. aus der Mitte gerückt. Sie ist 1 m lang, 80 cm breit, umfasst eine in ihrer Mitte gelegene, kesselförmige Vertiefung von 20 cm Tiefe und 50 cm Breite und enthält nebst einigen calcinirten Knochen eine ziemliche Menge von Thonscherben. NW. von ihr liegen auf dem gewachsenen Boden 3 unbehauene Kalkplatten von 30 bis 60 cm Breite, zwischen welche die Brandschichte zum Theil hinabreicht.

Aus den Scherben lassen sich constatiren:

a) 1 bauchige schwarze Urne, welche am Halsansatze mit 4 kleinen Warzen und mit 2 seichten, rundherum laufenden Furchen verziert war.

b) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande.

Restauriren liess sich:

c) 1 flache Schale mit eingebogenem Rand und flachem Boden. H = 6·5, D = 16·2, b = 4·5.

Tumulus Nr. 12. D = 7·6 m, H = 0·7 m.

In einer Tiefe von 1·1 m unter dem Gipfel und 40 cm SW. von der Mitte findet sich, in einer kleinen Vertiefung des gewachsenen Bodens stehend, eine grosse, bauchige, schwarze Urne, mit hohem Hals, vollständig eingedrückt, an deren Unterseite 4 grosse

[1]) Das Grabfeld von Hallstatt von Baron Sacken. Taf. XIX, Fig. 23.

Ansätze (von 5 cm Breite und 2·5 cm Höhe) angebracht sind. In ihr finden sich die Bruchstücke einer grossen geknoteten, bronzenen Bogenfibel (Taf. VI, Fig. 1), deren Bügel zwischen den sparsam vertheilten Knoten fein gekerbt war, einzelne kleinere Bronzeblechfragmente und ein grosser birnförmiger Spinnwirtel von 5·2 cm Breite.

Um den 17·5 cm breiten Boden der Urne herum zieht sich in einem Umkreise von etwa 45 cm Halbmesser eine 10 cm mächtige Kohlenschichte, in welcher vereinzelte Scherben kleinerer Gefässe vorkommen.

Tumulus Nr. 36. D = 7·5 m, H = 0·8 m.

In der Mitte findet sich in einer Tiefe von 80 cm eine 90 cm lange, 60 cm breite Kalkplatte, unter welcher eine 60 cm breite, 10 cm mächtige, muldenförmige Brandschichte mit Thonscherben lagert.

Unter den letzteren finden sich:

a) Einige Scherben einer grossen schwarzen Urne.

b) 1 grosse Schüssel aus grobsandigem Thon, auch aus freier Hand gearbeitet, aber doch in einer etwas vollkommeneren Ausführung und schärfer gebrannt, als die übrigen Gefässe dieser Gruppe. Der Untertheil mit dem Bauche bildete eine flache Wölbung, an welche sich der 4 cm breit nach aussen ausladende Randtheil mit einem kleinen Absatze anschloss.

c) 2 flache Schalen mit eingebogenem Rande, von welchen eine mit einem quer durchbohrten Ansatze versehen ist.

Tumulus Nr. 47. D = 5·5 m, H = 0·6 m.

Unter dem Gipfel findet sich in einer Tiefe von 56 cm eine 75 cm lange, 40 cm breite, 10 cm dicke Kalkplatte und unter derselben eine 50 cm breite, 15 cm mächtige Brandschichte, in welcher eine kleine knopfige, verkrümmte Bronzenadel (Taf. VI, Fig. 13) und Thonscherben vorkommen.

Unter letzteren finden sich:

a) der Untertheil einer breitbauchigen Urne, roth gebrannt, mit 18 cm breitem, flachem Boden.

b) 2 flache Schalen mit eingebogenem Rande und doppelt durchbohrtem Ansatze. (Taf. X, Fig. 12.)
b_1) H = 5·3, D = 16; b_2) H = 5·8, D = 15·5.

Tumulus Nr. 58. D = 6·6 m, H = 0·6 m.

Auf dem gewachsenen Boden findet sich eine 50 cm breite, 1 bis 3 cm mächtige Brandschichte mit einer kleinen Anzahl von Scherben.

Diese repräsentiren:

a) 1 grosse bauchige Urne mit hohem Halse, schwarz. Der flache Boden war 17·4 cm breit, der Halsansatz ist mit kleinen Warzen verziert, der Rand wenig nach aussen umgebogen.

b) 1 Topf aus sehr grobem Thon, mit schlankem Bauche.

Goldes, Tschoneggerfranzl-Weingarten.

Knapp südlich vom Wohnhause des vgo. Tschoneggerfranzl erhebt sich mitten in dessen Weingarten ein rebenbepflanzter Hügel (Nr. 2), der grösste Tumulus der Purgstaller Nekropole und der Sulmthäler überhaupt, welchen Radimský im Herbste 1882, durch das herrschende Regenwetter vielfach aufgehalten, eröffnete.

Oestlich davon stand nach Angabe des Besitzers ein zweiter kleinerer Tumulus (Nr. 1) von 19 m D., welchen sein Vater schon vor langen Jahren abplanirte, und an dessen Stelle der jetzige Besitzer bei den Weingartenarbeiten wiederholt viele Steine, Brandreste und einmal zwei grössere Bronzefibeln fand, welche jedoch leider verlegt wurden.

Ganz nahe südwestlich von dem grossen Hügel wurde vor dem Giebel des vgo. Ofenmacherhauses eine kleine Erderhöhung im Winter 1882 auf 1883 planirt, wobei sich viele Steine, Brandreste, ein Spinnwirtel, Scherben einer grauen Urne mit Buckeln und Längsfurchen am Bauche, einer feineren, flachen Schale und eines ordinären Gefässes, sowie 19 Bruchstücke kleinerer, glatter Ringe und grösserer, quer gerippter Armringe von Bronze vorfanden. Aeltere Umwohner wussten sich auch zu erinnern, dass daselbst ein Tumulus von beiläufig 13 m D. stand, in welchen der gegenwärtig abgetragene Schweinstall des vgo. Ofenmacher hineingebaut war und wodurch die Tumulizahl dieser Gruppe von 2 auf 3 steigt.

Tumulus Nr. 2. D = 40 m, H = 3·70 m.

Grundriss Fig. 49, Durchschnitte Fig. 50 und 51.

Zur möglichsten Schonung des Weingartens wurde der Hügel von dem südöstlich vorbeiführenden Wege aus mittelst eines 3·8 m breiten Einschnittes in Angriff genommen und als Deponirungsplatz für das Grabungsmateriale ein Theil des angrenzenden Ackers gepachtet.

Mit 7 m des Einschnittes stiess man auf eine Brandschichte, welche eine mit der Peripherie des Tumulus ziemlich concentrisch verlaufende Begrenzung beobachten liess und in einer wechselnden Mächtigkeit zuerst ansteigend, dann aber fallend über die ganze Fläche des Einschnittes bis zu dem mittleren Mauerwerke anhielt. Sie war im Anfange 8 cm, beim Punkte *a* nur 3 cm, südlich vom Punkte *b* wieder 25 cm stark und nahm von da an stetig ab, so dass sie in der Nähe des mittleren Mauerwerkes nur mehr 2 cm Stärke besass.

Ihr Materiale bestand aus schwarzen Holzkohlenresten, welche mit Asche und roth gebrannter Erde gemischt waren, ohne dass darin Knochenfragmente beobachtet worden wären. Dagegen fanden sich in dieser Brandschichte sehr viele zerstreute Scherben von Thongefässen vor, welche in den ersten zwei Metern derselben am häufigsten auftraten, bei weiterem Vordringen aber etwas seltener wurden und in den zwei letzten Metern vor dem mittleren Mauerwerke fast ganz fehlten. Es waren dies Scherben vieler ordinärer Gefässe und nur im Anfange der Brandschichte kamen darunter Bruchstücke einer grossen, feineren, bauchigen und aussen schwarzen Urne, dann im fünften Meter derselben ein kleines, bauchiges, glattes und graues Töpfchen vor, welches restaurirt wurde und folgende Dimensionen besass:

H = 4·5, D = 5, M = 3, b = 1·5.

Im Ganzen dürfte die besprochene Brandschichte bei 3000 Stücke Thonscherben enthalten haben.

Ausserdem wurde darin im Punkte α ein kleiner Steinmeissel oder Schabstein von grünlich grauem Phyllit und im Punkte β ein glattes Webstuhlgewicht von Thon (cf. Taf. VI, Fig. 29), vorgefunden, wogegen Bronzen und Eisen vollständig fehlten.

Unterhalb der Brandschichte wurden mehrere regellos verstreute Brandkessel angetroffen, welche aus rundlichen, im Lehme ausgehobenen Vertiefungen bestanden, einen linsenförmigen Querschnitt zeigten und mit schwarzen Brandresten gefüllt waren.

Der erste Kessel im Punkte *a* lag unmittelbar unter der Brandschichte, war bei 50 cm D. rund und in der Mitte 10 cm stark. Er enthielt ausser Brand und Asche einige kleine Bronzefragmente, eine grössere, blaue Glasperle und viele Knochensplitter.

Der zweite Kessel im Punkte *b* lag 20 cm tief unter der Brandschichte und besass eine elliptische Gestalt, indem er von SW. gegen NO. 60 cm, in der Kreuzrichtung aber nur 50 cm weit war. Seine Stärke betrug in der Mitte 15 cm und fanden sich darin ausser Kohlen und häufigen Knochensplittern nur einige Thonscherben vor. Unmittelbar darüber lag ein grosses, rundliches Stück ziegelroth gebrannten Thones.

Der dritte Kessel im Punkte *c* und der vierte im Punkte *d* lagen unmittelbar unter der Brandschichte, waren bei 30 cm D rund und je 8 cm in der Mitte stark. Beide enthielten Brandreste mit Knochenfragmenten, und der erstere ausserdem

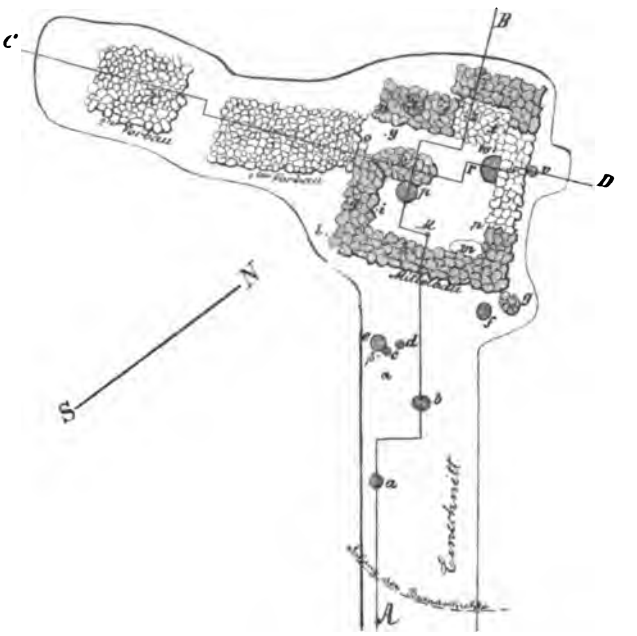


Fig. 49. Maassstab 1 : 250.

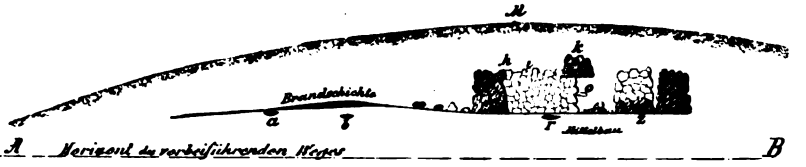


Fig. 50. Maassstab 1 : 250.

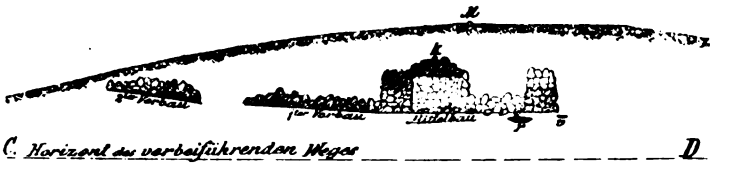


Fig. 51. Maassstab 1 : 250.

einige Thonscherben, der letztere unbedeutende Bronzefragmente.

Der fünfte Kessel in *e*, auch unmittelbar unter der Brandschichte gelegen, besass einen Durchmesser von 55 cm, eine Stärke von 16 cm, und wurden darin nebst Brand- und Knochenfragmenten einige Thonscherben angetroffen.

Der sechste Kessel endlich im Punkte *f* fand

sich in einem Versuchsschlage ausserhalb des Einschnittes vor, war von SO. gegen NW. 63 cm lang, in der Kreuzrichtung 53 cm breit und in der Mitte 10 cm stark. Sein Inhalt bestand nur aus Brand- und Knochensplittern.

In den letzten zwei Metern des Einschnittes vor dem Mauerwerke war die Brandschichte mit einzelnen grösseren Bachgeschieben überlegt, wahrscheinlich den Ueberresten des Materiales bei seinerzeitiger Aufführung der inneren Mauer.

Oberhalb der Brandschichte, sowie überhaupt in der ganzen Masse der Tumulus-Anschüttung, fanden sich häufig zerstreute Holzkohlenstückchen und einzelne, meist rothe Thonscherben vor. Ferner liessen die Seitenwände des Einschnittes eine mantelförmige Anordnung des Anschüttungsmateriales beobachten, als wenn der Tumulus erst nach und nach die schliessliche Grösse erreicht hätte.

In 17·8 m Länge des Einschnittes, unter der Mitte des Tumulus, wurde eine etwas schief über die ganze Breite desselben verlaufende Mauer angetroffen, welche auf der Brandschichte in 304 cm Tiefe unter dem Scheitel des Hügels angelegt war und eine Höhe von 140 cm besass.

Um die ganze Form dieses Mittelbaues zu erhalten, wurde nun der Horizont der Brandschichte verlassen und die ganze Tumulusmitte bis auf die Mauern abgedeckt.

Neben der Ostseite des Mauerwerkes kam bei dieser Arbeit ein rundlich kuppenförmiger Steinsatz *g* vor, welcher aus Bachgeschieben und Kalksteinfindlingen bestand, in 160 cm Tiefe auf einem schwärzlichen Anschüttungmateriale fundirt und 90 cm hoch war. Sein Durchmesser an der Basis betrug von der Mauerecke gegen Ost 80 cm, in der Kreuzrichtung nur 60 cm. Er enthielt weder Brandreste oder Knochenfragmente, noch sonstige Beigaben.

Ueber dem Horizonte des Mauerwerkes fanden sich überall verstreute Scherben und einzelne grössere Bachgeschiebe vor. Auf der Höhe der Mauer wurden in *h* einige unbedeutende Bronzefragmente, ferner im Punkte *i* bei 160 cm Tiefe unter der Oberfläche einige grössere Thongefässscherben mit sehr vielen Knochenresten und etwas Kohlenbrand angetroffen.

Bei der weiteren Arbeit stiess man auf den grösseren, ebenfalls rundlich kuppenförmigen Steinsatz *k*, welcher an seiner Basis von SW. gegen NO. an 2 m Länge, von NW. gegen SO. aber nur 1·2 m Breite besass. Derselbe reichte bis auf 175 cm Tiefe unter die Oberfläche, war 75 cm hoch und bestand aus Bachgeschieben, Kalksteinfindlingen und einzelnen Stücken des Sausaler Thonschiefers. Zwischen den einzelnen Steinen dieses ganzen Baues fanden sich Brand, roth gebrannte Erde, Knochenstückchen, Thonscherben und ziemlich viele, jedoch meist undeutliche Bronzefragmente vor.

Im Punkte *l* lag frei im Lehme, von der Südecke des Mauerwerkes 20 cm entfernt und 210 cm tief, ein mit Strichen und Einkerbungen verziertes Webstuhlgewicht (Taf. VI, Fig. 30), an der Basis 5 und 6 cm, oben 2·5 und 3 cm breit und 7 cm hoch.

Der mittlere Steinbau stellte ein unregelmässiges Viereck vor, dessen sämmtliche Umfassungsmauern eine ziemlich gleiche Stärke von 110 cm besassen. An der Aussenseite bestanden sie aus grösseren Bachgeschieben und einzelnen Kalksteinplatten oder Stücken, während der innere Theil derselben nur ein Steinwurf von kleineren Bachgeschieben unter Kopfgrösse war, welcher sogar noch viele hohle Räume zwischen den einzelnen Steinen zeigte, so dass sich die Mauern gegen innen zu freistehend gar nicht hätten halten können. Es musste somit seinerzeit wenigstens die innere Anschüttung einen gleichen Schritt mit dem Baue der Mauern halten.

Die Brandschichte lief unter den Mauern durch und fanden sich zwischen den Steinen des Mauerwerkes häufig einzelne Thonscherben zerstreut vor.

Die zuerst angefahrene, südöstliche Mauer war durchgehends gleich 140 cm hoch und besass eine Aussenlänge von 5·9 m. Die Nordostmauer von 7 m Länge war in ihrer Mitte auf 3·5 m Länge um 60 cm niedriger, während die Nordwestmauer wieder die Normalhöhe von 140 cm zeigte, aber nur auf 3 m Länge von der Nordecke aus aufgeführt war. Ebenso reichte die Südwestmauer bei einer Höhe von 140 cm nur bis zu 3·5 m von der Südecke, so dass dem Mauerwerke eine Westecke vollständig fehlte.

Nach der Abtragung der Mauern und dem Abhube des zwischenliegenden Erdmateriales zeigte es sich, dass die Brandschichte des Mittelraumes überall mit Bachgeschieben belegt war, welche stellenweise bis zu 50 cm Höhe übereinander gehäuft lagen, stellenweise aber nur schütter vorkamen.

An die Nordwestmauer nahezu anschliessend und mit derselben parallel verlaufend, kam ein grösserer Steinsatz von 4·5 m Länge und 1·3 m Breite vor, welcher in seiner nordöstlichen Hälfte nur 40 bis

50 cm hoch war, in seiner südwestlichen Hälfte jedoch die Höhe der Umfassungsmauern erreichte. Er bestand aus einem Steinpflaster in der Höhe der Brandschichte und darüber aus in Erde gebetteten Steinen, welche jedoch ursprünglich gewölbartig zusammengestellt zu sein schienen, weshalb wir im Verlaufe der Arbeit diesen Steinsatz der Kürze wegen den „Canal" nannten. Ueber dem Canale war dann der Steinsatz mauerartig aufgeführt.

Zwischen und unter den Steinen des ganzen Mittelraumes fanden sich überall Kohlenbrand, roth gebrannte Erde, Knochenfragmente, hie und da Bronzen und Eisen, Perlen und zahlreiche Thongefässscherben vor. Besonders zu erwähnen wären jedoch folgende Punkte:

An der inneren, östlichen Mauerecke kam bei *m* in einer Länge von 110 cm und in einer Breite von 50 cm gleich oberhalb der Brandschichte eine stellenweise mehrere Centimenter starke Schichte von Knochenfragmenten und Asche ohne Holzkohlenbeimischung mit vielen zwischenliegenden Thonscherben vor, aus welchen letzteren sich später zwei schöne Urnen zusammensetzen liessen, in denen ohne Zweifel ursprünglich die Leichenreste und sonstigen vorgefundenen Beigaben dieser Stelle enthalten waren.

Diese zwei, nahezu ganz gleichen Urnen, deren eine auf Taf. XI, Fig. 1 abgebildet erscheint, sind beiderseits schwarz, an dem grossen Bauchwulste mit schiefen Furchen und je 4 kleinen Buckeln verziert, und besitzen einen breit umgelegten Rand.

H = 32, D = 34, m = 20, b = 12.

An Beigaben wurden in dieser Knochenschichte angetroffen: An Beingeräthen ein kleiner Beinknopf und etwas Perlen, an Bernstein einige grössere Perlen, an Glas mehrere Perlen, an Bronzen ein ganzer Spinnwirtel, ein kleiner, ganzer Ring, ein spiralförmig gewundener Draht, wahrscheinlich ein Ringgeldstück, mehrere Glieder eines feinen Kettchens, 31 Bruchstücke von schwächeren und stärkeren, meist quer gerippten, aber auch verschieden gemusterten Armringen, (Taf. VI, Fig. 25 und 26) 47 Bruchstücke von schwächeren, zum grösseren Theile glatten Ringen, viele Bruchstücke von grossgeknoteten Fibelbögen, welche mehreren Bogenfibeln angehört haben müssen und eine Menge von undeutlichen, zum Theile auch im Feuer zusammengeschmolzenen Bronzestücken, an Eisen 13 Stücke, darunter ein gekrümmtes Messerklingenfragment, Bleche mit Bronze genietet und dgl., an Thongeräthen ausser den schon beschriebenen 2 Urnen, 5 Spinnwirtel nebst einer gebrochenen Thonperle von 15 mm D und endlich an Steingeräthen ein gebrochener, doppelt im Kreuz durchbohrter Schleifstein (?) aus grauem Thonschiefer. Erwähnenswerth dürfte es sein, dass unter der Masse von Knochenfragmenten auch einige sonst seltene Zähne vorkamen.

Im Punkte *n* lag in 10 cm über der Brandschichte zwischen Steinen die Hälfte eines polirten Wetzsteines aus Hornblendeschiefer, welcher deutliche Spuren seiner Benützung aufwies.

Am äusseren Ende der südwestlichen Umfassungsmauer fanden sich unter einer grösseren Steinplatte *o* nur 240 cm unter der Oberfläche einige Bronzefragmente und ein ganzer Bronzering, ferner ein Eisenblechstück mit Bronzenieten und zwei Eisenstückchen vor.

Bei *p* traf man unmittelbar unter der Brandschichte einen 70 cm im Durchmesser haltenden und 8 cm tiefen Brandkessel an, in dessen Mitte sich eine zerdrückte Urne mit vielen Knochenfragmenten ohne weitere Beigaben vorfand. Dieselbe (Taf. XI, Fig. 14) ist braun, topfförmig und glatt mit eingezogenem Rande.

H = 18, D = 27, m = 22, b = 11·5.

Um diesen Brandkessel herum lagen in der Brandschichte besonders viele Scherben, aus welchen bisher drei grosse, graue und ursprünglich schwarz graphitirte Schalen mit Längsrippen am Halstheile und breitem, jedoch bei allen fehlendem Bandhenkel restaurirt wurden, deren eine (Taf. XI, Fig. 2) abgebildet erscheint. Der innere Boden ist in je vier ins Kreuz gerippte Felder, ähnlich wie bei der Taf. XI, Fig. 11 a gezeichneten Schale getheilt, und sind ihre Dimensionen die folgenden:

H = 11, D = 30, m = 26·5, b = 9.
H = 11, D = 29, m = 28, b = 10.
H = 12, D = 28·5, m = 26·5, b = 9.

Bei *q* wurden unterhalb der Mauer die Scherben eines grauen, glatten Schälchens gehoben, welches bis auf den fehlenden Henkel restaurirt werden konnte und in Form und Grösse dem Schälchen Taf. XI, Fig. 6 gleichkam.

Bei *r* wurde wieder ein Brandkessel angefahren, welcher 10 cm unter der Brandschichte lag und bei 16 cm Stärke einen Durchmesser von 90 cm besass. Ausser Brand fanden sich darin eine noch zusammenhängende grössere und eine ganz zerdrückte kleinere Urne vor, welche beide mit vielen

Knochenfragmenten ohne sonstige Beigaben gefüllt waren und später restaurirt wurden.

Die grössere derselben (Taf. XI, Fig. 5) ist braun, ganz glatt, mit scharf abgesetztem, schwach nach Aussen gebogenem Rande.

H = 23, D = 32, m = 26·5, b = 12.

Die kleinere, graue und ebenfalls ganz glatte Urne (Taf. XI, Fig. 9) besitzt einen hohen Hals und einen schmal umgebogenen Rand.

H = 20, D = 20, m = 15, b = 8·5.

Ein kleinerer Brandkessel wurde durch einen Seitenschlag ausserhalb des mittleren Mauerwerkes in *v* blossgelegt. Derselbe war 35 cm weit, 10 cm tief und mit Kohlenbrand angefüllt, zwischen welchem sich ausser Knochenfragmenten nichts Weiteres vorfand.

Im Punkte *w* wurden einige Bronzeblechfragmente und um den Punkt *y* herum verstreut an Bronzen 3 kleinere, ganze Ringe, darunter einer sehr schön gegliedert und gerippt, ferner Bruchstücke von 2 Armringen, geknotete Bogenstücke von kleineren Bogenfibeln und verschiedene Blechfragmente und endlich über 100 Eisenstücke vorgefunden. Unter den letzteren kamen Ringe, Bleche, gedrehte Stäbe, das Fragment einer gekrümmten Messerklinge, 2 Wirtel u. dgl. vor.

Besonders reich an Funden zeigte sich aber der lange, Canal genannte Steinsatz an der nordwestlichen Hauptmauer. Sein Boden war durchaus mit Brand und eingemischten Knochenresten bedeckt, welche letzteren um den Punkt *z* herum eine förmliche Knochenschichte, wie bei *m*, bildeten. Dazwischen lagen die Scherben von 2 grossen, feinen, schwarzen Urnen mit umgebogenem Rande, deren Oberfläche mit weissen Mäanderlinien und verschieden gestellten Strichen bemalt war, welche sich aber leider nur zum Theile zusammensetzen liessen. Ferner fanden sich dabei vor an Bronzen 45 Stück grösserer Fragmente von verschieden starken und verschieden gerippten Armringen, viele Blechstücke, mehrere Glieder eines feinen Kettchens und eine Menge von zusammengeschmolzenen Stücken, meist Armringen, ferner eine kleine, eiserne, sichelförmig gekrümmte Messerklinge. Weiter wurden aus den Brandresten an Bernstein einige grosse und bei 400 Stück kleinere Perlen, von denen ein Theil rundlich und einfach durchbohrt, der andere Theil walzig und doppelt ins Kreuz durchbohrt war, dann von Glas etwa 10 Stück grösserer Perlen, bei 1500 Stück schön kobaltblauer Perlen und bei 500 Stück ebensolcher hellgelber Perlen von 3 mm D ausgewaschen.

Bei dem Punkte *z* wurden 10 Stück Eisenfragmente, wahrscheinlich die Theile einer Lanzenspitze angetroffen.

In dieser nordöstlichen Hälfte des „Canales" war ferner der ganze Boden und zum Theile auch die darüber befindliche Mauerung mit zahlreichen Thonscherben bedeckt und angefüllt, aus welchen vorläufig eine kleine Urne ganz und ein Töpfchen zum Theile restaurirt wurde.

Die bauchige, dunkelgraue Miniatur-Urne (Taf. XI, Fig. 10) mit aufrechtem Rande ist an der Bauchweitung durch Längsrippen verziert.

H = 6, D = 8·5, m = 4·5, b = 2·5.

Das ordinäre, röthliche Töpfchen besitzt ebenfalls einen aufrecht stehenden Rand und eine breite Rippung am Bauche.

H = 9, D = 10, m = 7·5, b = 4.

In dem südwestlichen, höher aufgebauten Theile des „Canales" wurden in *s* viele Stücke eines aus Bronzeblech getriebenen Rüstungsstückes, wahrscheinlich eines Panzers, dessen Ränder durch starke Eisendrahteinlagen verstärkt und mit eingeritzten Dreiecken verziert waren, nebst vielen Bronzeblechfragmenten vorgefunden. Gleich daneben lagen 3 trophäenartig übereinander gelegte, sehr stark verrostete Eisenlanzen von der in Taf. VII, Fig. 3 gezeichneten Form.

Unterhalb der Brandschichte dieser Canalpartie wurde ferner der Brandkessel *x* blossgelegt, welcher einen D. von 70 cm und eine Stärke von 8 cm besass. Es befanden sich darin viele Knochenfragmente, einige kleinere Bronzen und ein Stück eines gebogenen Eisenbleches nebst den Scherben einer, jetzt restaurirten Urne.

Diese ganz glatte, braune, topfförmige Urne, Taf. XI, Fig. 16, besitzt folgende Dimensionen:

H = 20, D = 28·5, M = 24·5, b = 10.

In der Mitte des Canales, etwa vom Punkte *z* bis zum Brandkessel *x*, lag zwischen den Brandresten und sonstigen Beigaben auch häufig vermodertes Holz, vielleicht die Schaftreste der dort vorgefundenen 4 Lanzen.

Der Punkt *u* endlich lieferte einige Bronzeblechfragmente, ferner einen ganzen Eisenring und zwei ganze, aber zusammengeschlackte eiserne Wirtel. Ausserdem kamen darin grössere, rundliche und zum Theile viereckig durchbohrte, zusammengehörige, gelblich grüne Glasstücke mit gelben Emailtupfen an der grössten Peripherie, nebst einigen kleineren, grünlich blauen und ungemein spröden Glasstücken vor.

Erwähnenswerth dürfte es an dieser Stelle sein, dass von den 7 Brandkesseln ausserhalb des mitt-

leren Mauerwerkes *a—f* und *v* kein einziger eine Urne enthielt, wogegen von den 3 Brandkesseln des Mittelraumes *p* und *x* je eine, *r* sogar zwei einfache Urnen lieferte und ebenso in den Knochenschichten *m* und *t* je zwei, jedoch verzierte, feinere Urnen vorkamen.

An der südwestlichen Mittelmauer anfangend zog sich, wie die weitere Arbeit zeigte, gegen Südwest etwas ansteigend ein 470 cm langer und 200 bis 220 cm breiter Steinsatz ab, welcher der erste Vorbau genannt wurde.

Er bestand aus Bachgeschieben und Kalksteinfindlingen, welche 40 bis 50 cm hoch übereinandergeschichtet waren, und lag auf einer schwachen Brandschichte, deren dunkles Materiale zum Theile auch die Zwischenräume der einzelnen Steine ausfüllte. Ausser Kohlenbrand und roth gebrannter Erde enthielt dieselbe häufige Knochenfragmente und etwas Thonscherben. An Bronzen kamen darin über 200 Bruchstücke vor, leider jedoch zum Theile durch Rost zerfressen, zum Theile durch Feuer geschmolzen. Es liessen sich darunter nur einige Perlen, dann Fragmente von grösseren und kleineren Ringen, Nadelköpfe und dergleichen unterscheiden.

In 120 cm Entfernung von dem Ende dieses ersten Vorbaues wurde wieder ein Steinsatz erreicht, welcher eine Länge von 300 cm, eine Breite von 250 cm besass und der zweite Vorbau genannt wurde.

Er war aus gleichem Materiale, wie der vorbeschriebene erbaut, lag aber auf einer bis zu 40 cm starken, gegen Südwest ansteigenden und sich zuspitzenden Brandschichte, welche eine auffallende Menge von Knochenfragmenten und eine Unmasse von Thonscherben, meist feinerer Gefässe, enthielt. Nach einer Schätzung betrug die Anzahl der gehobenen Scherben bei 5000 Stücken. Es ist gar nicht denkbar, dass eine so grosse Menge von Thongefässen, und selbst wenn dieselben übereinandergeschichtet worden wären, auf einem so kleinen Raum hätten Platz finden können. Vielmehr ist anzunehmen, dass diese Thonscherben schon als solche auf den gegenwärtigen Fundplatz gebracht worden sind.

Bei der Restauration der Gefässe zeigte sich nämlich, dass einzelne Scherben eines und desselben Gefässes noch ihre lebhaften Farben und den ursprünglichen Glanz besassen, während sich andere offenbar durch die Einwirkung des Feuers entfärbt, an der Oberfläche rauh gebrannt und sogar verbogen oder zerrissen zeigten. Ferner passten einzelne Scherben aus dem ersten Vorbaue zu den Gefässen des zweiten Vorbaues, und konnte z. B. die grosse Urne, Taf. IX, Fig. 4, des letzteren erst dann vollständig restaurirt werden, als man die zugehörigen Scherben aus dem Materiale des ersten Vorbaues aussuchte und verwendete.

Ich glaube daher die Vermuthung aussprechen zu dürfen, es seien eine oder mehr Leichen, vielleicht zu verschiedener Zeit, an der Stelle des ersten Vorbaues auf einem grösseren Scheiterhaufen verbrannt worden, welcher mit Thongefässen belegt und umstellt war. Bei dem Niederbrennen des Scheiterhaufens mögen die Gefässe auseinandergesprungen sein, und da einzelne Scherben in die Gluth, andere aber ausserhalb derselben niederfielen, erscheint die grosse Verschiedenheit ihres jetzigen Aussehens erklärlich. Nach vollbrachter Verbrennung dürften die Brandreste gesammelt und an der Stelle des zweiten Vorbaues deponirt worden sein, wobei ein kleiner Theil der Brandreste, Thonscherben und Bronzen auf dem Brandplatze zurückblieb.

An Beigaben erwies sich der zweite Vorbau relativ am reichsten, denn es wurden aus den Branden desselben gesammelt, respective ausgewaschen an:

Bein:

574 kleinere und grössere Fragmente von schön gravirten Beingeräthen mit verschiedenen geometrischen Dessins. Es sind dies runde Griffe, Hefte, lange Stäbchen, Nadelhülsen u. s. w., deren nähere Beschreibung sich der Custos des Grazer Münzen- und Antikencabinetes, Herr Dr. Pichler, vorbehielt. [1])

Einige Beinperlen und

1 ganzer Pferdezahn.

Bernstein:

mehrere schwarzgebrannte kleine Perlen.

Glas:

eine Anzahl von Perlen verschiedener Grösse.

Gold:

4 Stücke Perlen von 2 mm Durchmesser,

4 Stücke ösenartige Reifchen von 4 bis 5 mm Durchmesser und ebensolcher Höhe, davon drei hochgelb und eines weisslich, somit aus Elektrum bestehend (Taf. VI, Fig. 9 und 10),

1 kleiner Knopfansatz und

1 ebensolcher Knopf mit 2 Seitenlappen, beide wahrscheinlich zu Nadeln gehörig.

Bronze:

einige kleine Ringe, ein Knebel (Taf. VI, Fig. 23), einige Perlen und Nägel ganz. Ausserdem über

[1]) S. Mitth. der Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1886, p. 34. Die Beinschnitzereien von Goldes. Von Dr. Fritz Pichler.

500 Stücke grösserer und kleinerer Fragmente in der Form erkennbar, darunter Stücke von Armringen, zum Theile hohl, kleineren Ringen, Knebeln, Nadeln, Nieten, Tragreifen, Blechen, 6 Stücke von feineren und gröberen Kettchen, ein Gefässhenkel in der Form eines Rindskopfes mit Hörnern, ein zweiter, glatter Henkel, spiralförmig zu Ringen gedrehter feiner Draht, Wulstbogenfibelfragmente, kurze Nägel und dergleichen. Endlich wurden mehrere Kilogramm von undeutlichen, theils zusammengeschmolzenen und theils durch Rost ganz zerstörten Bronzen gesammelt.

Eisen:

fehlte im zweiten Vorbaue vollständig.

Thon:

ausser den schon erwähnten Thonscherben kam nur im Punkte γ ein hohler, an den Seiten und am Bauche durchlöcherter, grauer Vogel, Taf. VI, Fig. 31, von Thon, bis auf den abgebrochenen Schnabel ganz vor, in dessen hohlem Bauche sich eine Klapper befindet und der offenbar eine Kinderspielsache vorstellt. Er war überhaupt das einzige ganze Thongeräthe, welches aus dem Tumulus gehoben wurde.

Aus den Scherben wurden bisher ganz oder nahezu ganz restaurirt:

a) 2 Kinderklappern von gleicher Grösse, urnenförmig und lichtgrau, die erste oben geschlossen und nur mit einem kleinen Loche versehen, an dem breiten, gewölbten Boden seiherartig durchbohrt. (Taf. VI, Fig. 28.)
H = 8, D = 7·5, oberer D = 3·5, b = 7.
Die zweite mehr conisch mit ganz flachem, vollem Boden, durchbrochenem Deckel und mit Querfurchen geziert.

b) 1 braune Thonschaufel mit Henkel (Taf. VI, Fig. 24) aus ordinärem Materiale und wahrscheinlich auch ein Kinderspielzeug.
L = 16·5, Br vorne = 8, rückwärts = 10, H = 5.

c) 1 grosse gelbe Urne (Taf. XI, Fig. 4) mit auffallend hohem Halse und breit umgebogenem Rande. Unter dem Rande laufen 4 Querfurchen herum, und unmittelbar darunter, sowie unmittelbar über dem scharfen, mit Längsrippen versehenen Bauchwulste je eine Querreihe von aneinander schliessenden Punktdreiecken. Die Halsfläche ist mit drei aus je 5 Punktdreiecken bestehenden Sternen verziert.
H = 46, D = 42, m = 23, b = 12·5.

d) 5 Stücke in Form, Grösse und Verzierung der vorbeschriebenen ganz ähnliche, gelbe und graue Urnen.

e) 2 kleine, graue und 1 graphitirte, in Form und Grösse nahezu gleiche Urnen (Taf. XI, Fig. 8) mit umgebogenem Rande und scharf abgesetztem Bauchwulste, sonst aber ganz glatt.
H = 10, D = 10, m = 5·5 b = 3·5.

f) 2 gleiche, röthlich braune Töpfe, deren Form Taf. XI, Fig. 12 in doppelter Ansicht gibt, mit hohem, bügelförmigem Bandhenkel, welcher letztere an seinem Scheitel einen spiralförmig gewundenen Ring trägt, ferner am Halse mit Längsstrichen, am Henkel mit zwei Randwülsten und Querstrichen geziert.
H = 20, ohne Henkel = 12·5, D = 14, m = 12, b = 8·5, Henkelbreite = 3.

g) 2 ordinäre, braune, ganz glatte Töpfe mit eingebogenem Rande.
H = 11, D = 12, m = 9·5, b = 6·5.

h) 2 braune Deckel aus ähnlichem Materiale und wahrscheinlich zu den Töpfen sub *g* gehörig, ganz glatt.
H = 5, ohne Knopf = 3·5, D = 11.

i) 1 graues, bauchiges und glattes Töpfchen.
H = 5, D = 5·5, m = 3, b = 3.

k) 1 feine, sehr flache, röthlich braune Schale mit rundem Fusse (Taf. XI, Fig. 3), am aufrechten Aussenrande mit schwarzen Strichen bemalt.
H = 6, D = 14, m = 12, hf = 3·5 f = 6.

l) 3 bräunlich graue, becherartige Schalen mit rundem Fusse (Taf. XI, Fig. 13) in Form und Grösse einander gleich und zum Theile an der Bauchweitung mit schwarzen Punktreihen bemalt.
H = 12, D = 15, m = 8, hf = 4·5, f = 6·5

m) 2 gelbbraune, grössere Schalen mit rundem, quer gestreiftem Fusse, an der Bauchweitung mit vier Gruppen von eiförmigen Wülsten, wovon je 3 Stücke nebeneinander stehen, verziert. Zwischen diesen Wulstgruppen läuft ein breites Strichband herum, welches bei der einen (Taf. XI, Fig. 7) aus schiefgestellten Strichen, bei der anderen aus Längsstrichen besteht. Die zugehörigen zwei Deckel wurden ebenfalls restaurirt.
Die Schalen H = 19, D = 28, m = 25, hf = 5·5, f = 11·5
Die Deckel H = 9, ohne Knopf = 6, D = 27.

n) 2 Schalen mit rundem Fusse von ganz ähnlicher Form und Verzierung, wie die zwei vorangeführten, eine grau, die andere gelblichgrau, deren Deckel jedoch nicht restaurirt wurden.

o) 2 gleiche, graue Schälchen (Taf. XI, Fig. 6) mit hohem, rundem Henkel, an der Bauchweitung mit einer Querreihe von Winkeln schwarz bemalt. Beide Henkel zum Theile fehlend.
H ohne Henkel = 3, D = 6·5.

p) 2 gleiche, sehr feine, glänzend schwarze, flache Schalen (Taf. XI, Fig. 11 und 11/a) mit aufrechtstehendem Rande und hohem Bandhenkel, welcher oben kuhhornartig getheilt und an jedem der zwei Hornenden mit je 3 kleinen Kugeln geziert ist. Am Aussenrande läuft ein Querstrich und darunter eine aus Punkten bestehende Querreihe von Winkeln herum, während die Innenfläche 8, ebenfalls aus Punkten bestehende und wahrscheinlich Vögel vorstellende Figuren zeigt. Der Innenboden ist in vier Felder getheilt und diese Felder abwechselnd in's Kreuz gestreift.
H = 11, ohne Henkel = 5·5, D = 17, m = 17, b = 5·5.

q) 7 Stücke flache Schalen ohne Henkel mit eingebogenem Rande, davon drei braune und schwarze Stücke ganz glatt, ein Stück schwarz und ebenfalls ganz glatt, aber an der Innenfläche mit breiten, glänzenden Graphitstrichen bemalt, ein Stück aussen röthlich, mit kleinen Buckeln und Querstrichen geziert und an der Innenfläche mit gleichen Graphitstrichen bemalt, ein Stück röthlich, an der Aussenseite gerippt und endlich ein Stück röthlich braun, aussen gerippt und innen mit Punkten verziert.

Nur zum Theile restaurirt wurden bisher folgende Gefässe:

r) 1 röthliche, ausgebauchte Urne mit scharfem Bauche und Henkelansätzen. Der Fuss des fehlenden Henkels ist doppelt durchbohrt und ebenso der umgebogene Rand mit einem Kreise von feinen Löchern geziert, die Urne aber sonst ganz glatt. Es ist dies die erste Henkelurne, welche in der Purgstaller Nekropole vorkam.
H = circa 20, D = 20.

s) 2 kleinere, ausgebauchte Urnen mit umgebogenem Rande, die eine röthlich und reich verziert, die andere schwärzlich und glatt.

t) 2 grössere, feine, braunröthliche Töpfe mit scharf abgesetztem Halse und aufrechtstehendem Rande, ganz glatt.

u) 1 röthlichgelbe, feine Schale mit rundem, reichverziertem Fusse von ca. 30 Cm D, wovon ein Bruchstück Taf. XI, Fig. 15 abgebildet ist. Der aufrechte Hals ist mit Querstrichen bedeckt, der Bauchwulst aber mit Längsrippen und 6 Vögeln ornamentirt.

v) 2 kleinere Schalen mit rundem Fusse, die eine braun und glatt, die andere röthlich und gerippt.

w) 1 flache, braune Schale, aus deren Bodenmitte ein runder, beiderseits offener Griff mit umgebogenem, gestreiftem Rande aufsteigt (vermuthlich ein Deckel).

Einer Restaurirung wurden endlich noch gar nicht unterzogen:

x) 1 feiner, grösserer, röthlich brauner Topf, ähnlich den sub *t* beschriebenen, und 7 kleinere, ordinäre, meist braune Töpfe.

y) 8 mittelgrosse, mehr weniger verzierte, graue, schwarze und röthliche Schalen mit Henkeln.

z) 12 mittelgrosse, theils glatte, theils verzierte, graue, schwarze und röthliche Schalen ohne Henkel.

Es sind sonach bisher aus der kleinen Fläche des zweiten Vorbaues an Thongeräthen restaurirt oder unterschieden worden:

4 Kinderspielsachen,
11 Urnen,
15 Töpfe,
2 Topfdeckel,
11 Schalen mit Fuss,
2 Schalendeckel,
12 Schalen mit Henkel und
20 Schalen ohne Henkel,

zusammen 77 Stücke,

und nachdem noch ein sehr bedeutender Theil der Scherben nicht aufgearbeitet wurde, dürfte es nicht übertrieben sein, wenn ich die Gesammtzahl der Thongefässe dieses zweiten Vorbaues auf mindestens 90 Stücke schätze.

Ein weiterer Vorgriff der Abgrabung gegen die südwestliche Peripherie des Hügels ergab keinen Steinsatz und somit auch keine Funde mehr, weswegen die weitere Arbeit eingestellt und der Hügel wieder zuplanirt wurde.

Wenn ich das Resultat der Eröffnung dieses Hügels überblicke, so muss ich gestehen, dass ich in meiner Hoffnung, grosse Bronzen zu erobern, wie solche der Grebinz-, Hartnermichel- und Stiegler-Kogel in Kleinglein lieferten, arg getäuscht wurde. Aber die gemachten Funde an Gold, Eisen, Bernstein, Glas, Thon und ganz besonders jene an gravirten Beingeräthen haben mich dafür hinreichend entschädigt.

Die Anzahl der sämmtlichen gehobenen Thonscherben schätze ich nach der Zahl der Packete auf rund 15.000 Stücke, wovon sich etwa ein Drittheil in der Brandschichte des Einschnittes, sowie in der Höhe über dieser und dem mittleren Mauerwerke, ein Drittheil innerhalb des mittleren Steinbaues und das letzte Drittheil in den zwei Vorbauen vorfand. Diese Masse von Thonscherben, so angenehm sie einerseits wäre, ist andererseits ein sehr grosses Hinderniss für die Restauration der Gefässe, weil es ungemein schwierig wird, eine so bedeutende Menge von Stücken zu übersehen und es erscheint diese Schwierigkeit um so empfindlicher, als zusammengehörige Scherben, wie schon erwähnt, sowohl verschiedenartige Färbungen, als auch ein verschiedenartiges Aussehen besitzen.

Aus der ganzen Anordnung des interessanten Baues und der grossen Menge von Knochenresten, welche in dem zweiten Vorbaue allein mehrere Schäffel voll betrugen, lässt sich wohl der Schluss ziehen, dass wir es hier nicht, wie bei den meisten kleineren Hügeln mit einem Einzelngrabe zu thun haben, sondern dass in dem Tschonegger Franzelkogel die Ueberreste von mehreren Personen ihre letzte Ruhestätte fanden.

Namentlich halte ich die drei Brandkessel *p*, *r* und *x*, dann die zwei Knochenschichten *m* und *t* des Mittelraumes für jene Stellen, an welchen die Reste je einer Person, nachdem sie am Brandplatze in Urnen gesammelt worden waren, beigesetzt wurden.

Die Urnen der drei Brandkessel *p*, *r* und *x* waren ordinäre Gefässe und die darin befindlichen Leichenreste mit Holzkohlenbrand untermischt. Ausser den unbedeutenden Bronzefragmenten in *x* enthielten sie ferner keine Beigaben und zeigte auch deren Umgebung nur Thongefässscherben mit Ausnahme des Kessels *x*, in dessen Nähe bei *s* die Bruchstücke eines bronzenen Rüstungsstückes und drei Eisenlanzen angetroffen wurden.

Die Knochenschichten *m* und *t* lieferten dagegen feinere Urnen und von Holzkohlenbrand sorgfältig gesonderte Knochenfragmente, eine bedeutende Menge

von bronzenen Armringen, kleineren Ringen, Bogenfibeln und Kettchen, ferner Bein-, Bernstein- und Glasperlen, Spinnwirtel und je eine eiserne Messerklinge.

Es scheint mir daher nicht unwahrscheinlich, dass in den Brandkesseln *p*, *r* und *x* die Reste von männlichen, in den Punkten *m* und *t* dagegen Reste von weiblichen Leichen bestattet waren.

Die Brandschichte des zweiten Vorbaues, welche ausser den zahlreichen, meist feineren Thongefässen auch Kinderspielsachen, gravirte Beingeräthe, darunter Nadelhülsen, Bein-, Bernstein- und Glasperlen, Gold, häufige Bronzen, aber gar kein Eisen lieferte, dürfte ferner die Reste von Kindern oder Frauen, vielleicht auch von beiden zugleich enthalten haben.

Ob schliesslich in den sieben Brandkesseln ausserhalb des Mittelraumes *a* bis *f* und *v* jene Brandreste gesammelt wurden, welche in den Urnen der inneren Brandkessel keinen Platz mehr fanden, oder ob dieselben als Orte zu deuten wären, an welchen die Leichenreste von Dienern oder Sclaven beigesetzt wurden, bleibt wohl für immer eine offene Frage.

Jedenfalls möchte ich aber meine Ansicht dahin aussprechen, dass der Tschonegger Franzl-Tumulus ein Familiengrab sei, in dessen ummauertem Mitteltheile und in dessen Vorbaue die verstorbenen Mitglieder einer vornehmen Familie durch längere Zeiten hindurch bestattet wurden und dass der grosse, darüber befindliche Hügel erst später zur Aufführung gelangte.

In Bezug auf den Bau dieses Hügels bemerke ich nur, dass derselbe, als Kugelabschnitt berechnet, in seiner gegenwärtigen, stark abgeflachten Gestalt immer noch einen Inhalt von 2370 m³ besitzt. Wenn nun auch anzunehmen ist, dass das nöthige Materiale der nächsten Umgebung entnommen wurde, so erscheint doch die Anschüttung dieses Tumulus in Anbetracht der damaligen primitiven Grabungs- und Transportgeräthe als eine bedeutende Arbeit und gibt ein schönes Zeugniss für die Pietät, mit welcher jenes Volk darauf bedacht war, den verstorbenen Angehörigen eine, seinen Begriffen nach, würdige Grabstätte zu errichten.

Eine nicht minder schwierige Arbeit, als die Anschüttung des Hügels selbst, dürfte das Herbeischleppen des Materiales für die Steinmauern und Steinsätze gewesen sein, nachdem hiezu rund 40 m³ Steine nothwendig waren. Der weitaus grösste Theil dieses Materiales waren bis zu 1 Kubikfuss grosse Bachgeschiebe, welche unbedingt aus der Sulm oder Saggau bei ziemlicher Distanz auf die steile Höhe heraufgebracht werden mussten. Ferner kamen darunter spärlich Sausaler Thonschieferstücke vor, welche wahrscheinlich von Mantrach stammen und etwas häufiger Kalksteinfindlinge aus der näheren Purgstaller Umgebung. Diesen festeren Kalkstein wussten die damaligen Bewohner der Gegend noch nicht zu brechen; denn während in den Hügelgräbern der Römerperiode gebrochener Devonkalk angetroffen wird, wie z. B. im Tumulus Nr. 10 des Goldesvastelwaldes in Goldes [1]), kommen in den Hügeln der älteren Purgstaller Nekropole immer nur verwitterte Kalksteinfindlinge vor, an deren Oberfläche die widerstandsfähigeren Kalkspathadern netzartige Erhöhungen bilden.

Gemeinde Goldes. Kürbischhansel - Weingarten.

Einzelner Tumulus. D = 36 m, H = 4 m.

Grundriss Fig. 52, Durchschnitte Fig. 53 und 54.

Dieser grosse Grabhügel liegt unmittelbar nördlich von dem Wohnhause des vgo. Kürbischhansel, ist durch die darauf seit langen Zeiten betriebene Weincultur abgeflacht und theils in Folge dieser Cultur, theils in Folge des Einbaues eines Kellerhauses stark deformirt.

Er wurde, ähnlich wie der nahe Tschoneggerfranzlkogel von Südosten her mit einem 2·8 m breiten Einschnitte in Angriff genommen, und in 3·6 m desselben bei einer Tiefe von 100 cm im Punkte *a* ein viereckiger, gebrochener Wetzstein aus braungelbem Sandsteine angetroffen, welcher 15 bis 20 mm Seitenbreite und 60 mm Länge besass.

Mit 4 m Länge des Einschnittes traten einzelne rohe Thonscherben und Holzkohlenstückchen auf, welche sich dann weiter in der ganzen Anschüttung mehr weniger häufig vorfanden. Vom 9. Meter an bis zu dem mittleren Mauerwerke enthielt die Anschüttung nahe der Einschnittssohle mehrere Nester von Asche und Holzkohlenbränden, jedoch ohne eine Spur von Knochenfragmenten.

In 11·3 m des Einschnittes stiess man auf die abgerundete Ecke eines Steinmauerwerkes, welches in einer Tiefe von 3·9 m unter der Hügelkuppe fundirt war und eine Höhe von 180 cm besass.

Um die Form des ganzen Mauerwerkes zu erhalten, wurde nun in die Höhe gegriffen und über der östlichen Mauer nur 140 cm tief im Punkte *b*

[1]) Siehe Röm. Tum. in der folgenden Fortsetzung.

frei im Lehme liegend ein Eisenkelt mit einseitiger Dülle angetroffen. Derselbe ist 18 cm lang, an der Dülle 45 mm stark, an der Schneide 80 mm breit und besitzt eine lichte Schaftlochweite von 23 mm. (Taf. VII, Fig. 9.)

Ueber dem Anfange des südlichen Vorbaues wurde ferner in einer Tiefe von 178 cm im Punkte *c* ein nur wenig zerdrückter und mit Lehm gefüllter, bauchiger Topf von braungrauer Farbe angetroffen, welcher einen aufrechten Rand besitzt und aus einem ordinären, porösen Materiale besteht. (Taf. X, Fig. 8.)

H = 9·5, D = 10·5, M = 7, b = 4.

Das angefahrene Mauerwerk bildete, ähnlich wie bei Tschoneggerfranzl, einen viereckigen Mittelbau, an welchen sich im Süden ein längerer Vorbau anschloss. Die Mauern des Mittelbaues waren nahezu genau von N. gegen S., respective von O. gegen W. gerichtet und besassen folgende Längen: die Ostmauer 640 cm, die Nordmauer 630 cm, die Westmauer 710 cm und die Südmauer 680 cm.

Sie bestanden aus roh zusammengelegten, verschieden grossen Kalksteinfindlingen, welchen nur selten einzelne Bachgeschiebekiesel beigemengt waren. An den Aussenseiten waren die einzelnen Steine sorgfältiger zusammengelegt, als in der Mitte und an den Innenseiten, wo sie nur zusammengeworfen zu sein schienen, so dass mit dem Aufbau derselben mindestens die innere Anschüttung gleichzeitig vorschreiten musste.

Das ganze Mauerwerk war auf dem zugeebneten Sandboden fundirt, und betrug die Stärke der Mauer durchschnittlich beim Boden 100 cm, oben aber nur 40 cm. Die Mauer besass, wie schon oben erwähnt, an der zuerst erreichten Südostecke eine Höhe von 180 cm, an der Nordostecke von 170 cm. Von dieser Ecke an gegen West behielt die Nordmauer auf 430 cm Länge die gleiche Höhe, wurde da aber in scharfem Absatze um 30 cm niedriger, so dass ihre weiteren 2 m Länge bis zur Nordwestecke nur 140 cm Höhe zeigten. Von der Nordwestecke fiel die Höhe der Westmauer gegen die Südwestecke allmälig bis auf 100 cm herab.

Von der Südmauer waren an den beiden Ecken nur kurze Stücke aufgeführt, zwischen welchen sich eine thorähnliche Oeffnung von 370 cm Breite vorfand. Das Mauerstück an der Südwestecke war nämlich nur 1 m lang und ebenso hoch, während jenes

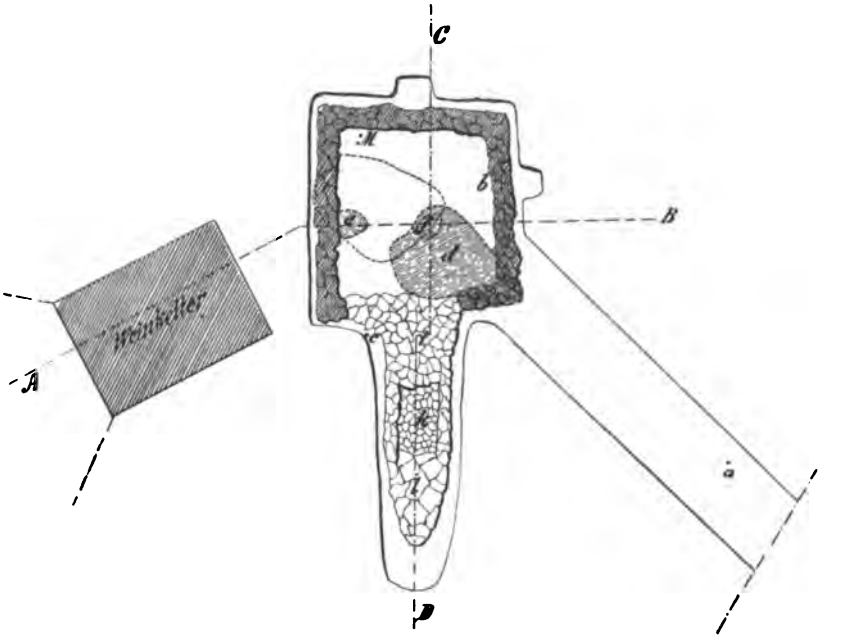


Fig. 52. Maassstab 1 : 250.

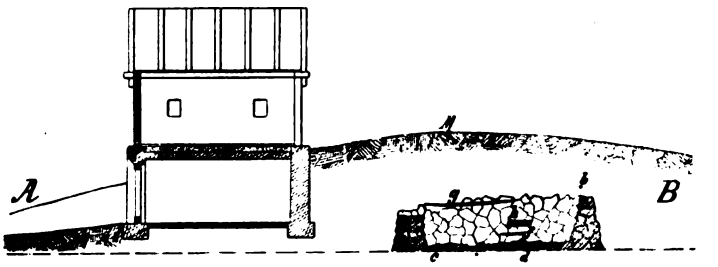


Fig. 53. 1 : 250.

Fig. 54 1 : 250.

an der Südostecke die Länge von 210 cm besass und von der 180 cm hohen Ecke, gegen die Mittelöffnung zu, bis auf 90 cm Höhe abnahm.

Der Raum zwischen diesen zwei Mauerstücken war mit einem 40 bis 60 cm hohen Steinwurfe ausgefüllt, welcher in den Steinwurf des südlichen Vor-

baues überging. Dieser Vorbau besass, von der äusseren Flucht der Südmauer gemessen, eine Länge von 770 cm, stieg gegen Süden unbedeutend an und bestand aus drei, deutlich unterscheidbaren Theilen.

Der erste Theil von 190 cm Länge und 240 cm durchschnittlicher Breite, war ein Steinwurf, dessen Höhe gegen Süden von 60 cm bis auf 100 cm anstieg. An diesen Steinsatz schloss sich ein 270 cm langes und 220 cm breites Mauerwerk an, welches aus zwei 100 cm hohen und 40 bis 50 cm starken Seitenmauern gebildet wurde, welche 130 cm von einander abstanden. Der Zwischenraum dieser Seitenmauern war auf eine Höhe von 16 cm ziemlich regelmässig ausgepflastert und nach oben zu offen. Der anstossende dritte Theil des Vorbaues von 310 cm Länge endlich bestand aus einem Steinsatze, dessen Breite von 220 cm gegen Süden bis zu 80 cm abnahm. Dieser Steinsatz besass eine Höhe von 60 bis 90 cm und war durchwegs aus grossen, sorgfältig zusammengelegten Steinen, wovon einzelne über einen Meter lang und über vier Metercentner schwer waren, aufgebaut.

Das Materiale des Vorbaues bestand ausschliesslich aus Purgstaller Kalksteinfindlingen, deren Zusammensuchen und Herbeischaffen jedenfalls eine grosse Mühe kosten musste.

Bei dem Abtragen der Mauern und dem weiteren Abhube des Materiales zeigte es sich, dass der Innenraum des mittleren Mauerwerkes vier Brandschichten enthielt, welche auf drei verschiedene Horizonte vertheilt waren und deren Grenzen in dem Grundrisse Fig. 52 durch punktirte Linien angedeutet erscheinen.

Die erste Brandschichte *d* lag auf dem gewachsenen Boden und bildete eine unregelmässig herzförmige Figur, von 460 cm grösster Länge und 300 cm grösster Breite. Mit ihrem schmalen Ende reichte sie bis unter die südöstliche Mauerecke, zwischen deren Steinen die schwarzen Brandreste mit Bronzespuren und Thonscherben alle Zwischenräume bis zu 50 cm Höhe über dem Boden ausfüllten, während sonst weder in den Mauern des Mittelraumes noch zwischen den Steinen des Vorbaues Brandreste zu bemerken waren. Die Stärke dieser Brandschichte wechselte von 10 bis zu 20 cm, und bestand sie aus einer fettigen, zähen, schwarzen Masse, in welche die darüber gelegten Steine hineingepresst waren. Ausser vielen Knochenfragmenten sah man darin einzelne Stücke rothgebrannter Erde und häufige grüne Partien, von zersetzten Bronzen herrührend.

Aus dieser Brandschichte wurden gehoben, respective ausgewaschen an:

Haselnüssen, eine grössere Anzahl.

Beingeräthen, zwei gravirte Fragmente, nebst einer durchbohrten Beinscheibe, von 13 mm D und 2 bis 3 mm Stärke.

Bein- und Bernsteinperlen, von 2 bis 4 mm D, circa 700 Stücke nebst einigen grösseren Bruchstücken von Bernstein (?) und mehreren schwarzen, durchbohrten Kügelchen, ohne Zweifel angebrannten Bernsteinperlen.

Glasperlen, von 3 mm D, und zwar kobaltblaue, circa 600 Stücke, hellgelbe aber 10 Stücke ganz und etwas Bruchstücke.

Thonwirtel, drei schwarze Stücke, davon eines von besonders zierlicher Form.

Thongefässscherben, in grösserer Anzahl, jedoch nirgends in ganzen Schichten zusammengehäuft.

Eisen, eine kleine, gekrümmte Messerklinge, 50 mm lang und 7 mm breit.

Bronzen, eine grössere Menge, jedoch meist nur durch Feuer und Rost zerfressene Fragmente. Erhalten oder erkennbar darunter sind nur ein Fibelbogen, kleine Ringe, Kettchenglieder, Nadelköpfe und Nadelfragmente, ein viereckiges Stängelchen, Nietnägel, Kügelchen, Blechstücke u. s. w.

Gold und Elektrum, Bruchstücke eines Filigranschmuckes aus sehr feinem Drahte (Taf VI, Fig. 4 und 5), Nadelköpfe (Taf. VI, Fig. 8), Nadelstücke, kleine Kügelchen, ösenartige Schmucktheile (Taf. VI, Fig. 6 und 7), kleine Bleche und mehrere zusammengeschmolzene Fragmente, zusammen bei 30 Stückchen.

Die zweite Brandschichte *e* befand sich ebenfalls auf dem gewachsenen Boden des Mittelbaues, an dessen Westmauer und besass bei einer rundlichen Form 1 m D. Sie war 10 bis 15 cm stark und enthielt sehr viele, darunter auffallend grosse Knochenfragmente, aber nur wenige Thonscherben und Spuren von Bronzen.

Die beiden besprochenen Brandschichten, sowie der ganze innere Boden des Mittelbaues waren mit Kalksteinen in einfacher bis dreifacher Lage auf 20 bis 40 cm Höhe überlegt, zwischen und unter welchen sich einzelne zerstreute Thonscherben ohne irgend welche sonstigen Beigaben vorfanden.

Die dritte Brandschichte *f* wurde in 30 cm Höhe über der ersten angetroffen und stellte eine elliptische Figur von 110 und 60 cm D dar. Sie war nur 3 bis 4 cm stark und enthielt ausser Leichen-

brandresten etwas Thonscherben, Bronze- und Goldfragmente. In 35 cm über *f* lag in der Lehmanschüttung eine Kalksteinplatte *h* von 60 und 80 cm unregelmässiger Seitenlänge.

Die vierte und letzte Brandschichte *g* nahm, wie die erste, eine grössere Fläche ein und lag, gegen West und Süd schwach abfallend, in einer Höhe von 160 cm über dem gewachsenen Boden des Mittelbaues. Bei unregelmässig rundlicher Form besass sie eine grösste Länge von 430 cm, eine grösste Breite von 310 cm und in der Mitte 8 cm, an den Rändern aber nur 2 bis 3 cm Stärke. Es wurden darin ausser den gewöhnlichen Leichenbrandresten ein Bruchstück eines gravirten Beingeräthes, etwas Thonscherben, wenige und unkenntliche Bronzen, sowie ein grösseres und ein kleineres Stückchen Gold, beide durch Feuer geschmolzen, vorgefunden.

Zwei schmale Versuchsschläge, welche von der Ost- und Nordmauer aus gegen die Hügelperipherie vorgetrieben wurden, ergaben gar kein Resultat.

Ebenso enthielt der grosse südliche Vorbau ausser wenigen Scherben und einem Ziegenzahne, welche in dessen mittlerem Theile auf dem Pflaster liegend angetroffen wurden, nicht die geringsten Beigaben und auch keine Spur von Knochenfragmenten oder Kohlenbrand. In Bezug auf den Zahnfund ist es jedenfalls auffallend, dass auch in dem Vorbaue des Tschoneggerfranzlkogels in Goldes und in dem Tumulus Nr. 3 des grossen Hartwaldes in Graschach je ein Pferdezahn angetroffen wurde.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass der Kürbischhanselkogel als Kugelabschnitt berechnet, einen Inhalt von 2070 m³ Anschüttungsmasse repräsentirt und dessen Steinsätze und Mauern über 41 m³ Steine erforderten.

Aus den gesammelten Scherben liessen sich folgende Thongefässe theils restauriren, theils erkennen:

a) 1 grosse, aussen schwarze, innen gelbbraune, glatte Urne mit umgebogenem Rande.

b) 1 grosse bauchige Urne mit umgebogenem Rande, drei breiten Querfurchen am Halse und Ansätzen an dem Bauchwulste. Sie ist innen gelbbraun, aussen jedoch hochgelb und mit ca. 1 cm breiten, rothen Streifen bemalt, welche am Halse Mäanderlinien, am Bauchwulste aber Mäanderlinien und Winkel bilden, und zwischen sich ebenso breite Streifen der gelben Grundfarbe belassen.

c) 1 ganz ähnliche Urne, innen gelbbraun, aussen mit Streifen von 1—2 cm Breite, welche abwechselnd roth bemalt und schwarz graphitirt sind. Am oberen Halstheile bilden sie Längsstreifen, am unteren Halstheile Mäanderlinien und am Bauchwulste ein Winkelornament.

d) 1 weisslicher Topf aus porösem Materiale mit stark eingeschnürtem Halse, etwas nach auswärts gebogenem Rande und einem breiten Henkel, welcher am oberen Bauchtheile mit Buckeln verziert ist. M = 13, b = 9.

e) 5 Töpfe aus ordinärem, mit eingemengten Quarzkörnern gemischtem Materiale, und zwar:

Der erste rothbraun mit eingezogenem Rande und 4 Ansätzen, sonst glatt und ähnlich dem auf Taf. VIII, Fig. 10 gezeichneten.

H = 16, D = 20, m = 18, b = 10·5.

Der zweite rothbraun, beiläufig gleich gross und von gleicher Form, aber ohne Ansätze.

Der dritte rothbraun, nahezu gleich gross, mit eingeschnürtem Halse und schmal umgebogenem Rande.

Der vierte von gleicher Farbe und Grössse, mit eingeschnürtem Halse, aufrechtem Rande und runden Warzen am oberen Bauchtheile.

Der fünfte grau, etwas kleiner, ganz glatt, mit eingeschnürtem Halse und schmal umgebogenem Rande.

f) 1 sehr feine, aussen lebhaft karmoisinrothe, innen graphitirte Schale von der Form der auf Taf. VIII, Fig. 9 gezeichneten, am Halse durch Punktendreiecke, am Bauchwulste durch graphitirte Buckel, am Fusse durch Querstriche und am Innenboden durch einen Punkt, um welchen ein Kreis von Punkten herumläuft, geziert.

g) 1 kleinere, der auf Taf. VIII, Fig. 11 gezeichneten ähnliche, aussen lebhaft karmoisinrothe, innen und am Fusse graphitirte Schale mit nasenförmigen Ansätzen am Bauchwulste, am Fusse und Innenboden ähnlich verziert, wie *f*, am Halse und der Bauchweitung aber mit weissen Längs- und Querstrichen von 2—3 mm Breite bemalt.

h) 1 kleine graue, becherförmige Schale mit rundlichem Henkel.

i) 3 Schalen mit hohem Bandhenkel, aufrechtem Rande und flachem Boden, mit Querrippen am Bauchwulste versehen, eine grau, eine gelbgrau und eine röthlich.

k) 1 dunkelgraue, ganz glatte und flache Schale aus rohem Materiale mit eingezogenem Rande ohne Henkel.

l) 7 feinere Schalen mit eingezogenem Rande und flachem Boden ohne Henkel:

Die erste braun und ganz glatt, von beiläufig folgenden Dimensionen.

H = 11, D = 25, m = 22.

Die zweite beiderseits graphitirt, innen mit zwei breiten glänzenden Graphitstrichen bemalt, welche über die ganze Innenfläche ein Kreuz bilden. Innerhalb jedes Quadranten ist ein aus gleichen Graphitstrichen gebildeter Winkel angebracht, dessen Schenkel den Hauptstrichen parallel laufen.

H = 5·5, D = 19, m = 17·5, b = 6.

Die dritte und vierte sind beiderseits graphitirt und innen mit gleichen Graphitstrichen ornamentirt, wie die zweite.

Die fünfte ist beiderseits gleichförmig schwarz.

Die sechste gelblichgrau, von ca. folgenden Dimensionen: H = 5, D = 18, m = 16, b = 5.

Die siebente endlich ist gelblichgrau, am Halse mit zwei scharfen Querrippen versehen, sonst jedoch ebenfalls glatt.

Unter den unbestimmbaren Thonscherben ist nur ein vierkantiger, kuhhornartig gewundener und in eine rundliche Spitze zulaufender Ansatz eines Gefässes von 2 cm Breite an der Basis und 7 cm Länge erwähnenswerth.

Nach der vorbeschriebenen Anordnung halte ich auch den Kürbischhanselkogel für eine Familiengrabstätte, über welcher jedoch aus irgend einer Ursache der grosse Hügel aufgethürmt wurde, bevor sie zu einer völligen Ausnützung gelangte, und worin besonders der Vorbau ganz unbelegt geblieben ist.

Nachdem die Brandschichte *f* nur schwach und klein ist, einzelne Scherben aus derselben ferner zu den Scherben der Brandschichte *d* passten, glaube ich dieselbe für zugehörig zu der Brandschichte *d* erklären zu können, und wären demnach in dem ganzen Hügel nur 3 Personen beigesetzt worden. Auch dürfte ich kaum irren, wenn ich mit Bezug auf die vorgefundenen Beigaben in den Brandschichten *d* und *g* die Reste von Frauen-, in der Brandschichte *e* jedoch die Reste einer männlichen Leiche vermuthe.

Das vorzeitige Auflassen dieser Grabstätte ist auch die Ursache gewesen, dass die Ausbeute des Hügels relativ so mager ausgefallen ist.

Gemeinde Goldes, Kürbischbauer-Acker und Kürbischbauer-Wiese.

Etwa 13 m nordöstlich von dem Nordgiebel des vulgo Kürbischbauerhauses stand auf der Hauswiese ein Tumulus von 17·2 m D, welchen der Vater des jetzigen Besitzers fast vollständig abtrug, wobei er einige Thongefässe gefunden haben soll. Ein zweiter grösserer Hügel befindet sich 60 m südlich von diesem Wohngebäude in einem ehemaligen Weingarten, welchen jedoch der jetzige Kürbischbauer in Folge der vielen, nach einander folgenden Missjahre im Herbste 1881 in einen Acker umwandelte, dabei die Hügelkuppe abtrug und auf einzelne Steine stiess. Dies veranlasste mich, den Hügel zu untersuchen, bevor derselbe ganz zerstört wurde.

Tumulus Nr. 1. D = 28 m, H = 1·6 m.

Grundriss Fig. 55, Durchschnitte Fig. 56 und 57.

Bei kaum 50 cm Tiefe traf man unter der Hügelkuppe ein rechteckiges, roh aus grossen Bachgeschieben und Kalksteinen aufgeführtes und nur in Erde gelegtes Mauerwerk, *c*, *d*, *e*, *f*, an, dessen äussere Seiten von N. gegen S. 480 cm, von O. gegen W. 470 cm Länge besassen. Die Höhe der Mauern betrug durchschnittlich 120 cm, deren Stärke 40 bis 50 cm und waren alle Ecken an der Aussenseite durch schief angelegte, grössere Steine gestützt. Die Nord- und Ostmauer waren ganz geschlossen, während sich in der Westmauer eine thürähnliche Oeffnung von 150 cm Breite und in der Südmauer eine solche von 200 cm Breite ausgespart zeigte.

In dem auf solche Art abgeschlossenen Mittelraume war an die Ostmauer ein Steinsatz *g* aus Bachgeschieben angebaut, welche eine Länge von 170 cm, eine Breite von 130 cm und eine Höhe von 70 cm besass. Ein zweiter, kleinerer Steinsatz *h* von gleicher Höhe, 100 cm breit, 80 cm lang und gegen die Mitte zu abgerundet abfallend, wurde an der Nordmauer angetroffen.

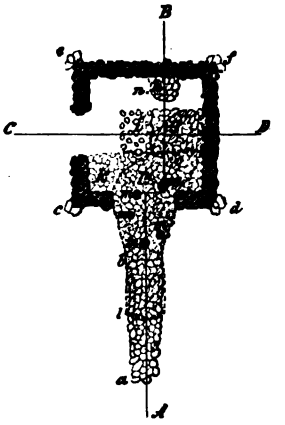


Fig. 55. Maassstab 1 : 250.

Fig. 56. 1 : 250.

Fig. 57. 1 : 250.

An den Steinsatz *g* anschliessend kamen in gleicher Breite von 130 cm, auf 100 cm gegen Westen anhaltend, am Boden viele flache Stücke von Sausaler Thonschiefer *i* vor, unter deren jedem sich Scherben von Thonschalen fanden, welche keine Spur eines erlittenen Brandes wahrnehmen liessen, wie dies bei vielen Gefässscherben der Brandschichte der Fall war.

Ein Steinwurf *k* von 40 bis 50 cm Höhe, aus 2 bis 3 Lagen grosser Bachgeschiebe bestehend, nahm ferner den ganzen südlichen Theil des Mittelraumes, sowie die thürähnliche Oeffnung in der Südmauer ein und zog sich von da in einer Breite von 110 cm und auf eine Länge von 180 cm bis zu dem südlichen Vorbaue *a b* hin.

Dieser genau nach Süden gestreckte Vorbau von 110 cm Breite und 400 cm Länge war bei *a* nur 50 cm, bei *b* jedoch 120 cm hoch und an seiner Längsachse etwas erhöht, so dass dessen obere Fläche gewölbartig aussah. Das Materiale des Vorbaues war ausschliesslich devonischer Schiefer, sorgfältig in Erde gelegt und mit kleineren Stückchen verzwickt, und zeigte sich jede Steinlage mit kleinen Holzkohlenstückchen überstreut, was auf irgend einen rituellen Gebrauch zurückzuführen wäre. Zu unterst lagen an der Nordseite drei plattenförmige Schiefersteine unmittelbar auf der zu beschreibenden Brandschichte, von denen der nördlichste über 100 cm lang, 70 cm breit, 30 cm hoch und mindestens 5 Metercentner schwer war, so dass dessen Zubringung von Meierhof oder Mantrach auf dem, stellenweise sehr steilen Wege mit einer bedeutenden Mühe verbunden sein musste.

Unmittelbar auf dem gewachsenen Lehmboden befand sich unter diesen Steinbauten eine durchschnittlich 5 cm hohe Leichenbrandschichte, welche im Grundrisse Fig. 55 als eine punktirt schraffirte Fläche eingezeichnet erscheint. Sie fing im Süden unter der letzten Schieferplatte bei *l* mit einer Breite von 120 cm an, ging unter dem Steinwurfe *k* durch die südliche Maueröffnung, deren ganze Breite von 200 cm sie ausfüllte, in den mittleren Raum über, wo sie wieder schmäler werdend in dem Steinsatze *g* endete. Innerhalb dieses Steinsatzes lag sie aber nicht mehr eben, sondern nahm zwischen dessen Bachsteinen eine steil gegen Nordost anfsteigende Lage an.

Unterhalb des Steinwurfes *k* griff die Brandschichte stellenweise, aber regellos, bis zu einer Tiefe von 10 cm, rundliche Nester *m* von 20 bis 30 cm bildend, in den Lehmboden ein, und stets zeigte sich eine solche Vertiefung mit Thongefässscherben angefüllt.

Die ganze Fläche der 8 m langen Brandschichte war mit zahlreichen Thonscherben angefüllt, welche übrigens, wenn auch spärlicher, an der ganzen Bodenfläche des Mittelraumes zu finden waren. Dieselben kamen aber auch einzeln zwischen den Steinlagen des Steinwurfes *k* und der Steinsätze *g* und *h* vor, wohin sie unbedingt nicht als ganze Gefässe, sondern schon als Scherben gelangt sein mussten.

Ganz wurde in dem Hügel kein einziges Thongefäss vorgefunden, und auch das zahlreich vorhandene Scherbenmateriale ist zwar gewaschen, aber einer Restauration noch nicht unterzogen worden.

Unterscheiden lassen sich darunter schwarze, bauchige Urnen, rothe Töpfe aus feinerem und ordinärem Materiale, Schalen mit rundem Fusse und nasenförmigen Ansätzen, wovon ein Bruchstück auf Taf. X, Fig. 9 abgebildet erscheint, becherförmige Schalen mit rundem Henkel, sehr feine, schwarze Schalen mit hohem Bandhenkel und besonders viele flache Schalen ohne Henkel, somit durchaus ähnliche Formen, wie wir sie aus den bereits beschriebenen Tumulis kennen. Besonders erwähnenswerth sind nur die Scherben einer grösseren, schwarzen Urne, deren Oberfläche mit weissen Linien bemalt ist, und welche ähnliche, armartig gestaltete Henkel besitzt, wie die von Professor R. Hoernes in Marz an der Neustadt-Oedenburger Bahn ausgegrabene schön verzierte Urne.[1])

An anderen Beigaben wurden nur spärliche Bronzen gefunden, welche sich, insoweit sie aus der Brandschichte gehoben wurden, vom Feuer stark angegriffen zeigten. Es waren dies bei dem Punkte *o* ein kleiner, ganzer Bronzering und ein Nadelkopf, bei *p* das Bruchstück eines grösseren Ringes und bei *q* das Bruchstück einer Nadel nebst vielen zersetzten und in der Brandschichte verstreuten Bronzepartikeln. Ausserdem lag neben dem Steinsatze *h* auf dem Lehmboden in *n* an Bronzen ein ganzer, grösserer, aber glatter Ring, und ein ganzer, kleiner Knopf, ganz gleich einem in Hallstatt gefundenen[2]), dann ein bügelförmiges Bruchstück und zwei feine Blechstückchen.

In der Anlage seiner Steinbauten zeigt der Kürbischbauerkogel eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Tschoneggerfranzl- und Kürbischhanselkogel, in welchen ebenfalls je ein viereckiger Mittelbau und ein gegen Süd oder Südwest abziehender Vorbau vorkommt; aber während ich die letztgenannten zwei grösseren Hügel für Familiengrabstätten erklärt habe, halte ich den Kürbischbauerkogel in Folge seiner ganzen Anordnung für ein Einzelgrab.

Gemeinde Goldes, Grell- und Ofenmacher-Wald.

Nordwestlich von dem letztbeschriebenen Hügel kommt in dem theils ebenen, theils sanft westlich abfallenden Walde der genannten Besitzer eine Gruppe von 55 Tumulis mit Durchmessern von 5 bis 20 m vor, deren Situation die Fig. 58, S. 156 gibt.

Tumulus Nr. 5. D = 17·3 m, H = 2·1 m.

In der Mitte dieses Hügels fanden sich vier umgestürzte und zwei schiefstehende Kalksteinplatten

[1]) Mittheilungen des Anthrop. Vereines in Graz für 1879. Taf. I, Fig. 1.

[2]) Das Grabfeld von Hallstatt. Von Baron Sacken. Taf. XVIII. Fig. 8.

vor, welche wahrscheinlich eine Kammer gebildet hatten, aus deren Lage sich jedoch die ursprüngliche Form der Kammer nicht mehr erkennen liess. Sie waren alle mit Steinen umstellt. In 115 cm Tiefe unmittelbar unter den vier umgestürzten Platten kam eine rundliche Leichenbrandschichte von 140 cm D. vor, welche ringsum, besonders aber im Südwesten von vielen Thongefässscherben umgeben war, während sonstige Beigaben fehlten.

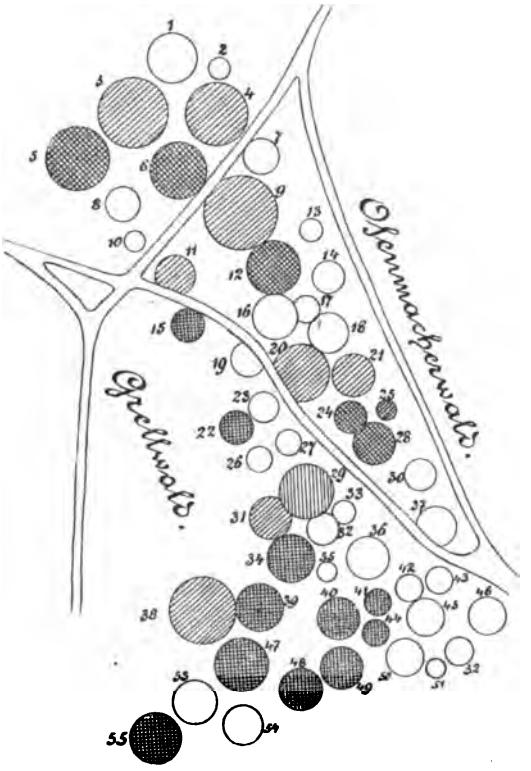


Fig. 58. Maassstab 1 : 2000.

Diese Thonscherben gehörten mehreren rothen und röthlichgrauen Töpfen aus rohem Materiale, dann einigen schwarzen, grösseren und kleineren Gefässen, einer rothen Schale mit rundem Fusse, einigen schwarzen Schalen und einer durch Dreiecklinien in Felder abgetheilten Schale an, deren Felder abwechselnd karmoisinroth bemalt und glänzend graphitirt waren.

Tumulus Nr. 6. D = 16·7 m, H = 2 m.

Nach dem Grundrisse, Fig. 59, bestand der vorgefundene Steinbau aus zwei rechtwinklig gegeneinander gestellten Wänden von Kalksteinplatten, welche Längen von 270 cm und 210 cm besassen und an den Aussenseiten mit kleineren Steinen gestützt waren.

In ihrem Innenraume war der feste Boden bei 130 cm Tiefe mit kleinen Kalkplatten überlegt, auf welchen eine 10 cm starke, 180 cm lange und 120 cm breite Leichenbrandschichte lagerte.

Sie enthielt ausser zwei kleinen, flachen, zugearbeiteten Schieferthonstücken, deren eines durchbohrt war, einige unbedeutende Bronzefragmente und eine grössere Anzahl von Thongefässscherben, welche letzteren sie auch bedeckten.

Es liessen sich darunter unterscheiden:

a) 3 grosse, schwarze, bauchige Urnen mit umgebogenem Rande, eine derselben mit runden Schildern am Halstheile verziert.

b) 1 mittelgrosse ziegelrothe, zum Theile graphitirte Urne mit umgebogenem Rande.

c) 1 grauer Topf aus ordinärem Materiale.

d) 1 schwarze Schale mit vier hohen, breiten Füssen.

e) 1 kleine, flache karmoisinrothe Schale, an der äusseren Weitung mit 1 cm breiten, glänzend graphitirten und schraubenförmig herumlaufenden Strichen verziert.

f) 3 grössere schwarze und 1 graue, flache Schale.

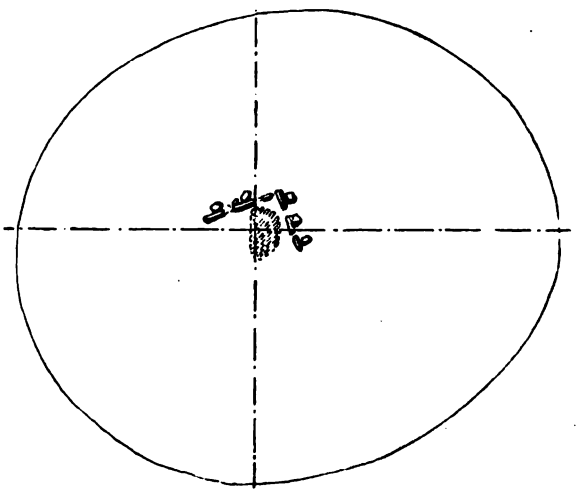


Fig. 59. Maassstab 1 : 250.

Tumulus Nr. 12. D = 15·1 m, H = 2·2 m.

Schon in 10 bis 15 cm Tiefe stiess man auf mehrere aufrecht stehende Kalksteinplatten von 90 bis 95 cm Höhe, zwischen welchen eine ähnliche Platte umgestürzt lag. Die ursprüngliche, wahrscheinliche Stellung dieser Platte erscheint in dem Grundrisse Fig. 60 punktirt eingetragen, wonach der Plattenbau des Hügels aus einer grösseren Kammer *a* und einer nordwestlich anschliessenden Vorkammer *b*, deren jede nur auf drei Seiten geschlossen war, bestand. Sämmtliche Platten waren am Boden mit Schiefersteinen, Kalksteinstücken und Bachgeschieben umstellt.

Eine Brandschichte wurde nicht angetroffen, aber die Umgebung der Platten bestand aus einer dunkleren Erde mit Knochensplittern, welche aus einer Mischung der Brandschichte mit dem Anschüttungsmateriale gelegentlich einer früheren Oeffnung des

Hügels entstanden sein mochte. Auch das Vorkommen von nur spärlich zerstreuten Thonscherben und unbedeutenden Bronzefragmenten deutete darauf hin, dass der Tumulus schon einmal geöffnet worden sei; doch muss dies, nach einem alten Baumstocke zu urtheilen, welcher gerade über der Kammer stand, schon vor mehr als 50 Jahren geschehen sein.

Unter den wenigen Thonscherben wären nur einzelne Stücke einer carmoisinrothen Schale zu erwähnen, welche glänzende Graphitzeichnungen, bestehend aus 3 mm breiten geraden Strichen, Bögen und Winkeln, zeigte.

Tumulus Nr. 15. D = 9 m, H = 1·3 m.

Im Niveau des gewachsenen Bodens findet sich, 1·5 m östlich vom Centrum, ein 50 cm langer, 40 cm breiter, 25 cm dicker Kalkblock aufgestellt und unter diesem ein 15 cm breites Häufchen verbrannter Knochen mit einigen Scherben und einem Fragmente

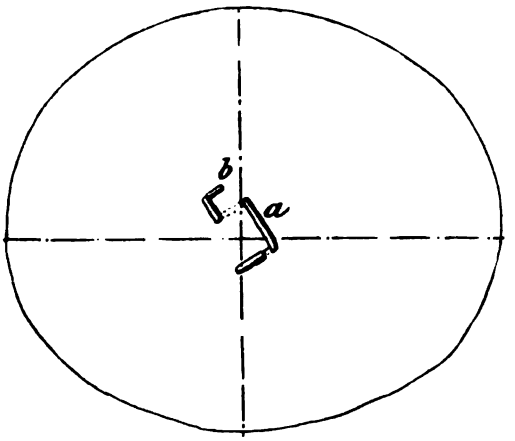


Fig. 60. 1 : 250.

einer Bronzenadel. Südwestlich von diesem Kalkblock liegen in einiger Entfernung von einander 2 dünne, 35 cm lange, 20 cm breite Kalkplatten. Die Erde ober ihnen ist in einem Umkreise von etwa 1 m mit Scherben gemengt. Auch in den oberen Partien des Tumulus finden sich einige kleine Nester mit Thonscherben, aber nirgends Kohlen.

Die gefundenen Scherben deuten auf folgende Gefässe:

a) 1 grosse, bauchige, schwarze Urne mit breitem Mundrand. An der Ansatzstelle des hohen Halses finden sich 6 oder mehr dreiseitige, mit je 3 concentrischen halbkreisförmigen Furchen umgebene Warzen.
b) 1 kleinere, bauchige Urne, schwarz.
c) 1 Schüssel aus feinsandigem Thon, mit sehr flach gewölbtem Untertheil, einem niederen, etwas verengten Halstheil und 42 mm breitem, horizontal ausgebreitetem Rande.
d) 1 sehr grosse Schüssel mit 46 mm hohem, verticalem Rande, aussen sehr gut geglättet, röthlichbraun, mit Spuren von Graphitstrichen.
e) 2 flache Schalen mit eingebogenem Rande.
f) 2 bandförmige Henkel, 20 mm und 27 mm breit.

Tumulus Nr. 22. D = 8·8 m, H = 0·75 m.

Enthält zwei im Niveau des gewachsenen Bodens liegende, durch einen 30 cm breiten Zwischenraum von einander getrennte Brandschichten. Die eine liegt im südwestlichen Quadranten des Tumulus, ist in der Richtung von SW. nach NO. 1·2 m und senkrecht darauf 2 m breit, 10 cm mächtig, enthält eine grosse Menge von schmierender Kohle, viele calcinirte Knochen und darüber Scherben. Die zweite, im nordöstlichen Quadranten liegende Brandschichte ist in der Richtung nach NO. 0·9 m und senkrecht darauf 1·1 m breit und enthält neben zahlreichen Scherben 1 grossen eisernen Paalstab mit nahezu aneinander schliessenden Schaftlappen (Taf. VII, Fig. 2), 20·9 cm lang, und 1 eisernen Flachkelt mit kleinen Querzapfen (Taf. VII, Fig. 11), 17·9 cm lang.

Die Scherben repräsentiren folgende Gefässe:

a) 2 schwarze Urnen von der auf Taf. XII, Fig. 2 abgebildeten Form, mit sehr breitem, niederem Bauchtheil und besonders hohem Halse, welcher bei der einen in seiner oberen Hälfte, bei der andern gänzlich mit horizontal umlaufenden, ca. 12 mm breiten, flachen Furchen bedeckt ist.
b) 1 bauchige Urne mit mässig hohem Halse, an dessen Ansatzstelle (4) kleine, mit drei parallelen, V-förmig gestellten Linien umgebene Warzen sitzen.
c) 1 kleine bauchige Urne, schwarz. Der Bauch ist mit ca. 3 cm breiten, aus mehreren parallelen Linien gebildeten verticalen Bändern, der Halsansatz mit derben, 3 cm breiten Warzen verziert.
d) 3 Töpfe aus grobem Thon, mit geradem Rand; einer porös, die andere dicht, mit niederen, länglichen Ansätzen.
e) 1 weite Schale aus brodähnlich porösem Thon, mit 5·2 cm breitem, schwach convexem Boden. Zu derselben gehört wahrscheinlich ein gerades, etwa 3 cm hohes, mit einem 3 cm breiten Henkelansatz versehenes Randstück aus gleichem Material.
f) 2 weite Schalen mit flachem Boden, stark vortretendem Bauch und verticalem, 3 cm hohem Randtheil.
g) 1 flache Schale mit hohem, bandförmigem, 2·5 cm breitem Henkel.
h) 9 flache Schalen mit eingebogenem Rande.
i) 1 halbkugeliges Schälchen mit kleinem, den Rand überragendem Henkel, aus porösem Thon.
k) 2 halbkugelige Schälchen mit hohem, bandförmigem Henkel.
l) 1 dünnwandiges, sehr poröses Gefäss.

Tumulus Nr. 24. D = 8·7 m, H = 0·75 m.

Die Leichenbrandschichte trat darin schon in 40 cm Tiefe auf, war 8 cm stark und, in der Westhälfte des Hügels situirt, bei 220 cm nord-südlicher Länge nur 110 cm breit. Dieselbe zeigte sich mit Thonscherben angefüllt und überlegt, worunter eine

schwarze, bauchige, verzierte Urne, mehrere Schalen mit und ohne Henkel, grössere schwarze Gefässe und ordinäre rothe und weissliche Gefässe erkennbar waren. Steine oder Platten und sonstige Beigaben fehlten vollständig.

Tumulus Nr. 25. D = 5·1 m, H = 0·3 m.

Dieser kleine Hügel enthielt nur in 30 cm Tiefe eine 15 cm starke Leichenbrandschichte, in welcher etwas Thongefässscherben, ohne irgend welche sonstigen Beigaben oder Steine vorkamen.

Tumulus Nr. 28. D = 10·2 m, H = 1·5 m.

Der Hügel enthielt gar keine Steine, sondern nur eine in 70 cm Tiefe angetroffene, 8 bis 12 cm starke Leichenbrandschichte, welche im südwestlichen Quadranten lag und eine ovale Figur von 220 und 180 cm D. bildete. Sie war mit vielen Scherben verschiedener Gefässe bedeckt und angefüllt, welche übrigens an der Westseite noch über einen Meter weit ausser der Brandschichte vorkamen. Genau südöstlich 60 cm von der Kuppenmitte und 90 cm tief darunter, somit ausserhalb der Brandschichte und relativ 20 cm tiefer, lag das abgebrochene Spitzenstück einer eisernen Lanze und darunter ein hohler runder Bronzeknopf. Der letztere besitzt einen D. von 2·5 cm, ist oben und unten auf 9 mm weit durchbohrt, zeigt an der grössten Peripherie ein von zwei Strichen eingefasstes und mit schiefen Strichen bedecktes Querband und darüber eine Querreihe von Kreisen mit Mittelpunkt (Taf. VI, Fig. 20). Ich möchte denselben für den Griffkopf irgend eines Geräthes oder einer Waffe halten. Unmittelbar unter dem Knopfe lagen wirr durcheinander und durch Eisenrost verbunden zwei grössere, glatte Bronzeringe, einige kleinere Bronzefragmente und von Eisen die Bruchstücke eines Pferdegebisses, ein grösseres Lanzenstück nebst anderen kleinen Eisenbruchstücken.

Unter den Thonscherben liessen sich die Bruchstücke mehrerer schwarzer Gefässe, darunter einer grossen, bauchigen Urne, einer rothen, mit Graphitstrichen gezierten Schale, einer kleinen grauen Schale und mehrerer ordinärer Gefässe unterscheiden.

Tumulus Nr. 34. D = 12·5 m, H = 1·2 m.

Die Mitte des Tumulus wird von einer im Niveau des gewachsenen Bodens liegenden, über 3 m breiten, 1 cm bis 15 cm mächtigen Brandschichte eingenommen, welche in ihrer östlichen Hälfte reichlich mit Thonscherben untermischt ist, aber keine calcinirten Knochen führt. In ihrem nordöstlichen Theile, bei *s* (Fig. 61) liegen 2 eiserne Lanzenspitzen, ähnlich mit der in Fig. 3, Taf. VII abgebildeten, 38·5 cm lang, etwas verbogen, in *v* finden sich 3 Webstuhlgewichte von der in Fig. 29, Taf. VI gezeichneten Form, 7·5 cm bis 8 cm hoch und in *w* wieder 2 Webstuhlgewichte, dann 1 kleiner radial gekerbter Spinnwirtel, 1 concaves eisernes Messerchen und die Reste einer eisernen Kahnfibel, deren Bügel ähnlich mit der in Fig. 2, Taf. VI gezeichneten, aber kleiner (3·3 cm lang) war.

SW. vom Centrum findet sich auf der Brandschichte eine Gruppe von Gefässen, welche unzerbrochen in den Tumulus beigesetzt, aber durch den Erddruck vollkommen zertrümmert worden waren. Dieselben sind: *a*) eine schwarze Urne, ganz angefüllt mit calcinirten Knochen, ohne Asche und Kohle, *b*) eine rothe, dickbauchige Urne, *c*) zwei

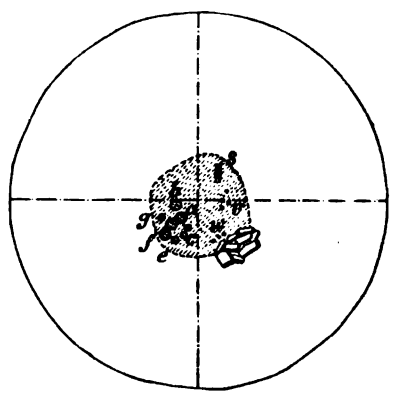


Fig. 61. 1 : 250.

Töpfe, *d*) eine Urne, in welcher ein Schälchen liegt, *e*) eine flache Schale und in derselben ein kleines Schälchen, *f*) eine mit einer flachen, aufrechtstehenden Schale bedeckte Urne und *g*) eine kleine flache Schale.

Am Südostrande der Brandschichte ist auf dem gewachsenen Boden aus 1 Kalkblocke von 40 cm im Gevierte und 8 Sandsteinplatten, deren grösste 70 cm lang und breit und 20 cm dick ist, ein 1·7 m langer, 0·9 m breiter haufenförmiger Steinsatz errichtet.

Von den Gefässen konnte keines ganz hergestellt werden. Im Folgenden sind sie mit den Buchstaben der Planskizze angeführt.

a) 1 grosse bauchige Urne mit besonders hohem Hals und breit umgelegtem Rand, schwarz. Der scharf ausladende Bauch ist mit verticalen, 2·5 cm von einander entfernten Rippen verziert, der Hals in seiner unteren Hälfte glatt, in seiner oberen mit horizontalen, 12 mm breiten Furchen bedeckt.

b) 1 dickbauchige Urne aus sehr feinsandigem Thon, gut geglättet, roth gebrannt. Der Halsansatz ist mit kleinen Warzen, der Bauch mit 2 Zickzackbändern verziert, welche 3 cm von einander entfernt horizontal herumlaufen, und von welchen das obere aus 3, das untere aus 2 parallelen vertieften Linien gebildet wird.

c) 2 Töpfe aus sehr grobem, mit Quarzkörnern gemengtem Thone, ziemlich stark gebrannt, mit flachem, 9 cm breitem Boden, mässig gewölbtem Bauch und geradem Rande.

d) 1 grosse, bauchige Urne, mässig geglättet, aussen schwarz, innen roth. Der hochgewölbte Bauch und der mässig hohe Hals sind unverziert, nur am Halsansatze finden sich kleine Warzen.

d_1) 1 halbkugeliges Schälchen mit hohem, bandförmigem, 1·5 cm breitem Henkel.

e) 1 flache Schale mit eingebogenem Rand und genabeltem Boden, innen mit radial verlaufenden, 1 cm breiten Graphitstrichen. Auch aussen sind Spuren ähnlicher Striche erhalten.

e_1) 1 halbkugeliges Schälchen mit kleinem Henkel.

f) 1 bauchige Urne, schwarz, gut geglättet, mit niederem Bauch- und hohem Halstheil. Sowohl Bauch als Hals sind mit vertieften Kreisen von 3 cm D, welche mit einem Kranze kleiner Punkte umgeben sind, verziert.

f_1) 1 breite, flache Schale mit eingebogenem Rande.

g) 1 kleinere, flache Schale mit eingebogenem Rande.

Unter den in der Brandschichte zerstreuten Scherben fanden sich:

h) 1 bauchige Urne mit niederem breitem Bauche und sehr hohem Halse, schwarz. Der Halsansatz war mit dreiseitigen, von seichten, V-förmigen Furchen umgebenen Warzen, der Obertheil des Halses mit horizontal umlaufenden Furchen von ca. 1 cm Breite verziert.

i) 1 urnenähnliches, kleineres Gefäss mit sehr breitem Boden.

k) 1 tonnenförmiges Gefäss aus sehr grobem Thon.

l) 1 grosse Schüssel aus feinsandigem Thon, schön roth gebrannt, die untere Fläche graphitirt. Der niedere, scharf gewölbte Bauch ist in Entfernungen von 3 zu 3 cm mit verticalen Rippen verziert. Der vertical stehende Halstheil ist 3·9 cm hoch und am Rande ein wenig erweitert.

m) 1 kleinere, flache Schüssel aus sehr feinsandigem Thon, roth gebrannt, aussen graphitirt. Der niedere, scharf gewölbte Bauch mit 5 mm breiten verticalen Furchen und in grösseren Zwischenräumen mit nasenförmigen, nach aufwärts gerichteten Ansätzen verziert. Der vertical stehende Randtheil ist 3 cm hoch.

n) 3 oder 4 flache Schalen mit breitem, hohem Henkel.

o) 1 Henkelansatz einer grossen, innen und aussen graphitirten Schale. Der Henkel war bandförmig, 3·5 cm breit.

p) 6 flache Schalen mit eingebogenem Rande.

Tumulus Nr. 39. D = 12 m, H = 2 m (?).

2 m südlich von Centrum beginnt ein Steinsatz, welcher sich in einer Br. von etwa 1·2 m und einer L. von 2·5 m gegen SO. erstreckt. Er besteht aus 6 grossen Kalkbruchsteinen [1]), von welchen 5 in der Reihe aneinander gelehnt sind, während der 6. quer oben drüber liegt — das Bild eines „Hünengrabes". Der ganze Bau umschliesst aber keinen Hohlraum. Nach dem Wegwälzen der Steine findet sich unter ihnen, auf dem gewachsenen Boden (1·75 m unter dem Gipfel), eine 5 bis 8 cm dicke, 2 m breite Kohlenbrandschichte mit einer sehr grossen Zahl klein zerbrochener Scherben. (Siehe die Planskizze Fig. 62, *r*, *r*.)

Bei *s* findet sich eine 20 cm starke, 60 cm breite Brandschichte, welche viele calcinirte Knochen, aber keine Scherben enthält. Sie ist mit vielen kleinen Kalk- und Thonschiefer-Bruchstücken bedeckt.

An sie schliesst sich gegen NW. unmittelbar eine reichlich 2 m breite Schichte von Scherben, welche blos in Thon gebettet sind, an, ebenfalls von der Lage kleiner Steine überschichtet (*t*). Dort, wo sie an die Leichenbrandschichte *s* grenzt, finden sich in

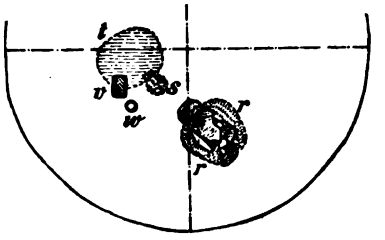


Fig. 62. 1 : 250.

ihr einige Fragmentchen von Eisen und Bronze (1 lange Nadel mit kugeligem Kopf, 1 Fragment eines kleinen Bronzeschälchens etc.) und ein rothes Thonschälchen. In ihrem südlichen Theile (bei *v*) ist eine 50 cm breite, 70 cm lange Lage gänzlich zersetzten Holzes zu erkennen, welches am Rande mit spärlichen, nicht zu conservirenden Bronzeblechrestchen besetzt ist (ein Schild?).

Weiter südlich, bei *w*, liegt im gleichen Niveau eine conische, glatte Bronzesitula mit einem Traghenkel, ca. 20 cm hoch, gänzlich zu mürbem Malachit zersetzt.

Die aus den zwei getrennten Schichten *a* und *c* gesammelten Scherben scheinen durchwegs verschiedenen Gefässen anzugehören.

[1]) Stein 1 ist lang 0·8, breit 0·65, dick 0·35.
„ 2 „ „ 0·9, „ 0·7, „ 0·45.
„ 3 „ „ 1·25, „ 0·6, „ 0·4.
„ 4 „ „ 1·0, „ 0·55, „ 0·45.
„ 5 „ „ 0·8, „ 0·7, „ 0·18.
„ 6 „ „ 0·8, „ 0·9, „ 0·25.

Aus der Schichte *r* sind folgende Gefässreste:

a) 6 bauchige schwarze Urnen. Die erste hat einen 13·5 cm breiten Boden und ist am Halsansatze mit 4 kleinen Warzen und an der Oberfläche des hohen, conischen Halses mit fingerbreiten Graphit-Zickzacklinien verziert. Die zweite hat ebenfalls an der Ansatzstelle des Halses Warzen, auf dem Halstheile selbst aber breite, flach eingedrückte Kreise, welche mit einem Kranz von Punkten umgeben und mit Graphit bemalt sind. Die dritte zeigt ihren ganzen Obertheil schwach graphitirt und den Bauchwulst mit einzelnen flachen, schief gestellten Gräten verziert. Die vierte zeigt die kleinen Warzen am Halzansatze mit je 6 Punkten und einem aus 3 parallelen Linien gebildeten V umgeben. Die fünfte, mit sehr schmalem Mundrande, hat einfache kleine Warzen am Halsansatze. Die sechste endlich ist die grösste von allen. Sie hat an der Unterseite des Bauches grosse, 5 cm lange, 3 cm breite Ansätze, am Halsansatze einfache, kleine Warzen und einen besonders breiten Mundrand.

b) 2 tonnenförmige Töpfchen aus sehr grobsandigem Thon, mit geradem Rand und kleinen Ansätzen unterhalb desselben.

c) 1 breite Schale mit hohlem, conischem Fuss. Der niedere, scharf gewölbte Bauchtheil ist mit zahlreichen, nasenförmigen, nach aufwärts gerichteten Ansätzen verziert, über welche sich ein 4·1 cm hoher verticaler Randtheil erhebt.

d) 1 flache, breite Schale mit niederem, scharf vortretendem Bauch, 2·5 cm hohem, verticalem Randtheil und hohem bandförmigem Henkel.

e) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande und schmalem Bodentheile.

Aus der Schichte *t* stammen:

f) 1 grosse bauchige Urne, schwarz, am Halsansatze mit Warzen und unterhalb dieser mit dreifachen V-förmigen Strichen verziert.

g) 1 bauchige Urne mit hohem Halse, innen schwarz, aussen schön roth, am Halse mit Rhomben- und Dreiecksornamenten, welche durch eingedrückte Punkte und Linien gebildet und zum Theil mit Graphit bemalt sind, ähnlich wie die in Fig. 4, Taf. XII gezeichneten Scherben vom Tumulus Nr. 47, ferner mit schmalen Rippen und kantigen Ansätzen am Obertheile des Bauches.

h) 2 cylindrische Töpfe aus sehr grobem Thon, mit geradem Rand und 4 warzenförmigen Ansätzen 2·5 cm unterhalb desselben.

i) 1 breite, flache Schale mit hohlem Fuss, schön roth gefärbt, mit Graphitstrichen bemalt.

k) 6 flache Schalen mit eingebogenem Rande, braun, drei davon im Innern und an der Aussenseite des Randes mit Graphit bemalt.

l) 2 tiefe Schälchen mit kleinem Henkel, eines davon graphitirt.

m) 2 halbkugelige Schälchen mit kleinem, über den einfachen Rand hinausragendem Henkel, graphitirt.

n) 4 tiefe, bombenähnliche Schälchen mit schmalem Boden- und Mundranft und unter letzterem mit Reihen von Punkten oder Stricheln verziert; eine von ihnen graphitirt.

o) 1 grössere bombenähnliche Schale, roth gebrannt, graphitirt, unter dem schmalen Randsaume mit 2 Linien und einer Reihe von Punkten verziert.

p) 1 grosse halbkugelige Schale aus grobem Thon, unverziert.

Tumulus Nr. 40. D = 11·5 m, H = 1·1 m.

Unter der Mitte des Tumulus ist auf dem gewachsenen Boden ein rechteckiger Steinbau errichtet, dessen Seiten 40 cm hohe und breite Mauern bilden, von welchen die in der Richtung von SW. nach NO. gelegenen 2·6 m und die beiden anderen 2·2 m lang sind. Sie sind aus durchschnittlich etwas mehr als kopfgrossen Flussgeschieben von Quarz, Orthoklas, grobkörnigem Gneiss, Hornblendegneiss und Glimmerschiefer mit kleinen Granaten errichtet, welche in doppelter Reihe neben- und übereinander geschlichtet wurden, und von welchen ich 106 Stücke zähle.

Der Raum innerhalb der Steinsetzung ist in einer Tiefe von 1 m unter dem Gipfel mit einer 1 bis 5 cm mächtigen Brandschichte erfüllt, über welcher sich eine Lage zerstreuter Scherben findet. Auch ausserhalb der Mitte der nordwestlichen Langseite finden sich im Niveau des oberen Randes des Steinsatzes auf einer Fläche von etwa 1 m² zerstreute Scherben in grosser Menge.

Die innerhalb des Steinsatzes gesammelten Scherben lassen folgende Gefässe erkennen:

a) 4 grosse, bauchige Urnen mit hohem Hals, schwarz, dickwandig, drei davon mit breitem Mundrand, alle mit länglichen Ansätzen an der Ansatzstelle des Halses, sonst unverziert.

b) 1 kleine bauchige Urne mit kurzem Hals und schmalem Randtheil, braun.

c) 1 bauchiges Gefäss mit kurzem, weitem, cylindrischem Halse, aus grobem Thon, braun, mit vier kleinen Warzen am Halsansatze.

d) 3 flache Schalen mit hohem, hohlem Fuss, roth gebrannt, ohne besondere Verzierung.

e) 1 flache, breite Schale mit horizontal umgelegtem, 3·5 cm breitem Rand, welcher sich an 4 oder 5 Stellen zu einer 1 cm langen, 2 cm breiten Zunge ausreckt.

f) 1 halbkugeliges Schälchen.

g) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande.

Die ausserhalb des Steinsatzes gefundenen zahlreichen kleinen Scherben rühren von verschiedenen schwarzen und rothen Gefässen, deren nähere Bestimmung nicht möglich ist, her.

Tumulus Nr. 41. D = 6·8 m, H = 0·3 m.

Unter der Mitte eine kleine Schichte mit einigen calcinirten Knochen und einigen wenigen Scherben.

Tumulus Nr. 44. D = 7·6 m, H = 0·4 m.

In einer Tiefe von 65 cm findet sich 60 cm SO. vom Centrum des Tumulus eine kleine, ca. 30 cm lange, 20 cm breite Brandschichte und nördlich davon eine Anzahl von Scherben.

Die Scherben deuten auf:

a) 1 niedere, braune Urne mit flachem, breitem Boden und mässig hohem, gegen den Rand zu erweitertem Hals.

b) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande.

c) 1 kleines bauchiges Töpfchen.

Tumulus Nr. 47. D = 15·2 m, H = 2 m.

In einer Tiefe von 75 cm, also mitten in der Anschüttung, tritt 1·5 m WSW. vom Centrum eine 1 bis 2 cm dicke Brandschichte von 40 cm Breite und 50 cm Länge auf, ohne Scherben, aber mit calcinirten Knochenrestchen. 2·7 m NNO. vom Centrum findet sich eine zweite, ovale Brandschichte im Niveau des ursprünglichen Bodens, welche von O. nach W. 2 m lang und 1·2 m breit ist. Im Centrum finden sich frei in der Erde einige grosse schwarze Scherben.

Es ergaben sich aus den Scherben folgende Gefässe:

a) 1 bauchige Urne mit hohem Halse und breitem Rande. Der Hals ist mit 2 in Dreiecke eingetheilten und von 3 Linien eingesäumten Bändern bedeckt, in welchen die Dreiecke abwechselnd mit Strichen und Punkten ausgefüllt sind. Der Halsansatz ist mit 4 besonders langen, längs durchbohrten Ansätzen verziert, zwischen welchen ein aus 4 Strichen gebildetes Zickzackband verläuft, dessen dreieckige Zwischenfelder zum Theil mit Punkten ausgefüllt sind. Fig. 4, Taf. XII zeigt beiläufig die aus mehreren Bruchstücken reconstruirten Ornamente.

b) 2 bauchige Urnen mit niederem Untertheil, sehr hohem Hals und breitem, horizontalem Rande, zum Theil graphitirt. Bei einer derselben war der ganze Hals (ähnlich wie bei der in Fig. 2, Taf. XII gezeichneten) mit horizontalen Furchen bedeckt.

c) 1 rothgefärbte bauchige Urne, theilweise graphitirt, am Halsansatze mit 4 kleinen Warzen, am Bauche mit reichlichen, mit feinen Linien gezogenen Dreiecks- und Zickzackornamenten.

d) 4 Töpfe aus grobsandigem Thon, röthlich gebrannt, mit kleinen Ansätzen unter dem Rande.

e) 2 flache Schalen mit hohlem Fuss und einfachem, eingebogenem Rande.

f) 4 flache Schalen mit ebenem Boden und eingebogenem Rande. Zwei von ihnen mit durchbohrten Ansätzen.

g) 1 tiefe Schale mit schmalem Bodenranft und einfachem eingebogenem Rande, unter dèmselben mit einer Reihe von Punkten verziert.

h) 3 oder mehr kleine tiefe Schalen.

i) Theils zu obigen Schalen gehörig: 3 hohe bandförmige Henkel und 2 dreiseitige Henkel, deren einer mit 2 Hörnchen geziert ist.

Tumulus Nr. 48. D = 11·4 m, H = 1·2 m.

0·9 m SO. von der Mitte liegt in einer Tiefe von 55 cm ein 60 cm langes und breites Lager von Scherben, sonst nichts.

Die Scherben repräsentiren:

a) 1 bauchige Urne mit niederem Untertheil und sehr hohem, mit Querfurchen bedecktem Hals, graphitirt, ähnlich mit Fig. 2, Taf. XII.

b) 1 eine niedere, bauchige Urne mit breitem Boden, braun, am Halsansatze mit grossen, ca. 3 cm breiten und hohen Ansätzen verziert.

c) 1 flache Schale mit hohlem Fuss, schön roth gefärbt, aussen und innen mit Graphit bemalt. Der niedere Bauchtheil ist mit zahlreichen nasenförmigen Rippen verziert. Der Randtheil stand vertical.

d) 1 flache Schüssel, hellbraun, mit flachgewölbtem Bauch, welcher unmittelbar in einen etwas ausgeschweiften, 26 mm hohen Hals mit geradem Randsaum übergeht.

Tumulus Nr. 49. D = 10·8 m, H = 1 m.

Unmittelbar westlich vom Centrum breitet sich auf dem gewachsenen Boden (in 1·2 m Tiefe) eine 2 cm dicke, 2 m lange und 1·8 m breite Brandschichte aus, unter welcher der lehmige Boden 3 bis 5 cm tief roth gebrannt ist, und in welcher sich an mehreren Stellen nebst Scherben calcinirte Knochen finden. Im Anschüttungsmateriale findet man ziemlich häufig einzelne zerstreute Scherben. Sonst keine Funde.

Aus den Scherben ergeben sich folgende Gefässe:

a) 3 bauchige Urnen mit conischem Hals und breitem Rand. Eine derselben war braun, am Halsansatz mit kleinen Warzen und am Bauche mit Zickzackbändern aus dreifachen Linien verziert. Die andere war tief schwarz, am Bauche mit seichten, 9 mm breiten, eng aneinanderliegenden, schief von links nach rechts gezogenen Eindrücken, die dritte am Bauche mit dreifachen Zickzacklinien mit dazwischenliegenden, seichten Doppelringeindrücken von 4 cm D. und am hohen Halse mit einigen flachen Ringeindrücken von ca. 2·4 cm D. verziert.

b) 1 bauchige Urne mit niederem, in einen geraden Rand ausgehendem Hals. Der Halsansatz ist mit niederen Warzen, der Bauch mit einer breiten, zickzackförmigen Graphitbemalung verziert.

c) 1 conische Vase, aussen schwarz, innen roth, in der allgemeinen Form mit der Fig. 11, Taf. X übereinstimmend.

d) 1 grosses bauchiges Gefäss, dessen Bauch mit einem doppelten, aus je 2 parallelen, 5 mm breiten Furchen bestehenden und mit Graphit bemalten Zickzackbande verziert ist.

e) 1 kleines bauchiges Gefäss mit einem conischen, in das Innere mündenden Röhrenansatz, welcher in einer Länge von 18 mm erhalten ist und an der Basis 21 mm Br. hat.

f) 2 Schalen mit breitem, bandförmigem Henkel, die eine schwarz, die andere rothbraun.

g) 2 Schalen mit ausgeschweiftem Halstheil und nach aussen umgelegtem Rand.

h) 4 flache Schalen mit eingebogenem Rande, eine davon ganz restaurirt.
H = 6·6, D = 18·7, b = 7·4.

Tumulus Nr. 55. D = 14·6 m, H = 2 m.

Westlich vom Centrum findet sich im Niveau des gewachsenen Bodens eine unregelmässig dreieckige Brandschichte von 1 cm bis 15 cm Dicke, welche in der Richtung von N. nach S. 4·5 m lang und 2·3 m breit ist. In ihr finden sich allenthalben Scherben und einzelne calcinirte Knochen, doch liegen erstere an 6 oder 7 getrennten Stellen derart beisammen, dass man erkennt, es seien einzelne Gefässe im unzerbrochenen Zustande beigesetzt worden, während von anderen die Scherben durch die ganze Brandschichte zerstreut wurden.

Diese ganz beigesetzten und erst im Tumulus zerdrückten Gefässe sind:

a) 3 bauchige, schwarze Urnen mit niederem Untertheil und sehr hohem, mit horizontalen, seichten Furchen bedecktem Halse.

Die erste, welche restaurirt werden konnte, hat am Halse 15, ca. fingerbreite Furchen, ist vollständig graphitirt, am Bauche mit schmalen, ca. 2·5 cm voneinander entfernten Rippen und am Halsansatze mit 4 aufrechten, ca. 1·5 cm hohen, pyramidenförmigen, durchbohrten Ansätzen verziert. (Taf. XII, Fig. 2.)

H = 34·8, D = 44, M = 14·1, b = 10·8.

Die zweite ist ebenfalls graphitirt, am Bauche mit 24 mm breiten Rippen und am Halsansatze mit 4 viereckigen Ansätzen verziert.

Die dritte ist nicht graphitirt und mit kleineren Warzen am Halsansatze versehen.

b) 1 bauchige Urne mit mässig hohem Halse und breitem Rand, gut geglättet, schwarz. Der Bauch ist an der Ansatzstelle des Halses mit 4, von 2 halbkreisförmigen Wülsten umgebenen Warzen verziert. (Taf. XII, Fig. 13.)

c) 2 grosse, breite Schalen mit hohlem, conischem Fuss, graphitirt. Der breit ausladende Bauch ist mit nasenförmigen, nach aufwärts gerichteten Ansätzen verziert. Der conische, 3 cm hohe Halstheil geht in einen geraden Rand über. (Taf. XII, Fig. 1.)

H = 14·2, D = 26·6, M = 19·2, f = 9·5, hf. = 3·5.

d) 2 kleine Schälchen, aussen schön roth, innen graphitirt, ohne Henkel. (Taf. XII, Fig. 10.)

H = 4·8, D = 8·9.

e) 1 grosse tiefe Schale mit schmalem, ebenem Boden, mässig gewölbtem Bauch, geradem Rand und hohem, breit bandförmigem Henkel, grau.

f) 2 flache Schalen mit eingebogenem Rande und genabeltem Boden.

H = 5·3, D = 16·3.

Aus den übrigen Scherben ergeben sich:

g) 4 mittelgrosse, schwarze, bauchige Urnen mit breitem Rand. Zwei von ihnen mit je 4 Warzen am Halsansatze und mit linearen Dreiecksornamenten am Bauche; die dritte graphitirt, mit 4, von halbkreisförmigen Furchen und einem aus Punkten gebildeten Kranze umgebenen Warzen am Halsansatze; die vierte dünnwandig, roth, mit kleinen Warzen und linearen Dreiecksornamenten am Bauche.

h) 1 kleines urnenförmiges Gefäss mit hohem, conischem Hals, roth gebrannt, graphitirt, mit eingezapften, ca. 3 cm langen, stierkopfähnlichen Ansätzen am Obertheile des Bauches. (Taf. XII, Fig. 7.)

i) 1 Topf aus grobem Thon, roth gebrannt, mit gekerbten, wulstförmigen Reifen verziert.

k) 1 grosse, breite Schale mit hohlem Fuss, roth, ähnlich mit der Taf. XII, Fig. 1 gezeichneten Schale, aber ohne Ansätze.

l) 1 grosse Schale mit Bodenranft, im Innern mit Graphitstrichen verziert.

m) 4 breite Schalen mit flachgewölbtem Boden, sehr wenig ausgeprägtem Bauchtheil, geradem, ca. 2 cm hohem Rande und hohem, bandförmigem Henkel.

n) 11 flache Schalen mit eingebogenem Rande und genabeltem Boden.

o) 3 kleine Schälchen mit kleinem, über den Rand erhabenem Henkel, aussen schön roth und mit einem Gitter aus dünnen Graphitstrichen verziert, innen vollständig graphitirt.

Ausserdem fanden sich in der Brandschichte noch: Bruchstücke einer geknoteten Bogenfibel aus Bronze, eines eisernen Pferdegebisses und eines eisernen geraden Messerchens, ferner einige kleine lichtgrüne Emailperlen und in drei Gruppen vertheilt 19 pyramidenförmige Webstuhlgewichte von der in Fig. 29, Taf. VI abgebildeten Form und 3 Spinnwirtel, von welchen einer besonders flach, H = 2, D = 4·5 (Taf. VII, Fig. 21), die beiden andern klein, D = 2·5 und mit Fig. 17, Taf. VII ähnlich sind.

Gemeinde Purgstall, Muskervastlwald[1]).

In diesem theils ebenen, theils gegen Osten abfallenden Walde kommen 14 Tumuli von 2·5 bis

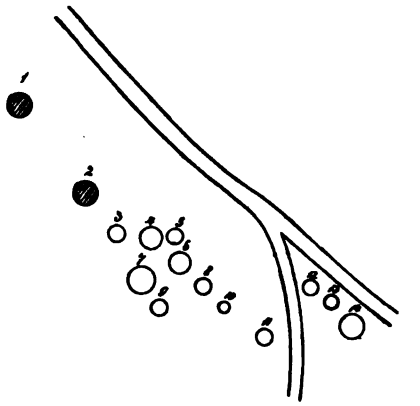


Fig. 63. Maassstab 1 : 2000.

7 m Durchmesser vor, deren Situation aus der Fig. 63 ersichtlich ist. Der Tumulus Nr. 1 dieser Gruppe

[1]) In Folge eines Druckfehlers ist diese Gruppe im I. Berichte, l. c. p. 57, unter dem unrichtigen Namen „Muskerfall" angeführt.

wurde im Jahre 1882 abplanirt und dabei ein mit Querbändern verzierter, bronzener Kahnfibelbogen, L = 60 mm, br = 18 mm und H = 32 mm gefunden, welchen Radymsky für das Wiener Hofmuseum erwarb, worauf er einen der Hügel selbst öffnete.

Tumulus Nr. 2.

In der Anschüttung kamen einzelne, zerstreute Thonscherben und in 105 cm Tiefe, nordöstlich von der Kogelmitte eine ganz schwache, rundliche Leichenbrandschichte von 40 cm Durchmesser vor, welche etwas Thonscherben enthielt.

Es waren dies nur wenige Scherben von zwei grösseren Urnen mit umgebogenem Rande, deren eine aussen schwarz, innen dunkelbraun, die andere aussen rothbraun, innen braungrau gefärbt war, zum Theile mit Querstrichen, dann Quer- und Bogenfurchen verziert, ferner einzelne Scherben einer grauen Schale mit eingebogenem Rande, einer zweiten röthlichgelben Schale mit stehendem Rande und glattem Bauchwulste und schliesslich das Bodenstück eines ordinären rothen Gefässes. Sonstige Beigaben fehlten vollständig.

Gemeinde Mantrach, Leitengritsch-, Gritschhansel- und Schütz-Wald.

Am nördlichen, mehr minder steilen Gehänge des Purgstaller Kogels finden sich in den Waldungen der genannten Besitzer 160 Grabhügel von 3 bis 10·5 m Durchmesser vor, welche die zahlreichste Tumulusgruppe der Sulmthäler bilden und deren Situation die Fig. 64 zeigt. Radimsky hat darin 8 und Szombathy 4 Hügel untersucht.

Tumulus Nr. 2. D = 6·8 m, H = 0·6 m.

Im nordwestlichen Hügelquadranten wurde 60 cm tief eine kleine Leichenbrandschichte zwischen den Scherben einer grossen, schwarzen Urne angefahren, welche drei ganze, lose Eisenringe von 4·5 bis 5 cm Durchmesser enthielt und von vielen Scherben anderer Thongefässe umgeben war. Sonst wurden nur noch einzelne Scherben, die in der Anschüttung herumlagen, gesammelt.

Aus dem Thonscherbenmateriale wurden theils restaurirt, theils konnten unterschieden werden:

a) 1 schwarze bauchige Urne mit umgebogenem Rande und 4 Ansätzen am Halsansatze, sonst glatt. (Taf. XII, Fig. 12.) H = 31, D = 37, m = 25, b = 10·5.

b) 1 rothe, ursprünglich graphitirte Urne mit umgebogenem Rande, am Halse mit breiten Querfurchen und an der Bauchung mit einem aus drei Strichen bestehenden Winkelornamente versehen.

c) 1 rothe, ursprünglich graphitirte Urne mit umgebogenem Rande und am unteren Theile durch zwei beiderseits von Punkten eingefasste Querstriche verziert.

d) 1 kleiner, röthlichgelber Top mit gerade aufstehendem Rande, aus rohem Materiale.

e) 1 aussen röthlichgelbe, innen graphitirte, ganz glatte Schale mit rundem Fusse und umgebogenem Rande, welch' letzterer zwei gegenüberstehende, abgerundet dreieckige Ausladungen besitzt.

H = circa 13, D = 21, m = 21, f = 11, hf = 5.

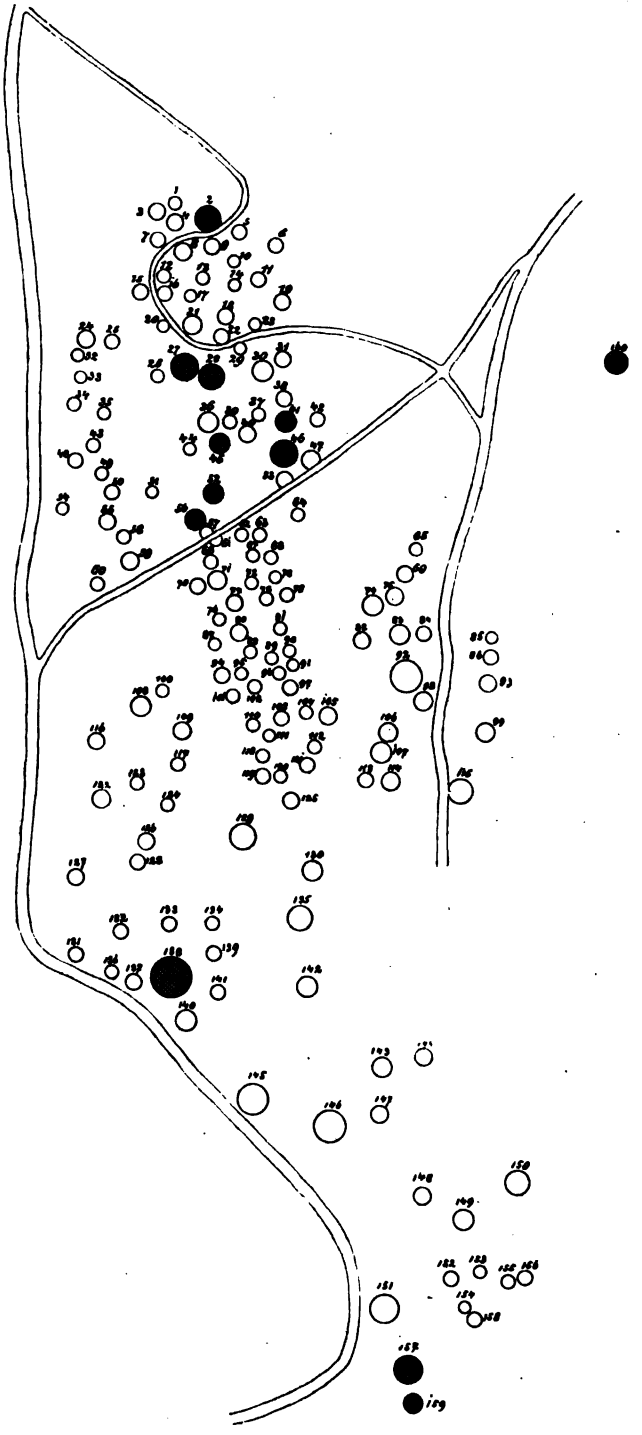


Fig. 64. Maassstab 1 : 2000.

f) 2 kleine, flache Schalen, ohne Henkel, mit eingebogenem Rande.

g) 2 ähnliche, graphitirte Schalen, deren eine mit einem Winkelornamente, die andere mit einer schwachen Längsrippung verziert ist.

Tumulus Nr. 27. D = 8 m, H = 1 m.

60 cm unter dem Gipfel findet sich ein Steinsatz aus kleinen unbehauenen Kalkplatten und grossen Gneiss- und Quarzgeschieben. Er bildet zwei 50 cm breite und hohe Mauern, welche einen gegen SO. offenen rechten Winkel einschliessen. Im Innern dieses Winkels findet sich, 110 cm unter dem Gipfel, eine 20 cm mächtige, ca. 1 m breite Brandschichte mit einigen calcinirten Knochen und zahlreichen Thonscherben. Knapp ober ihr und neben der von N. nach S. laufenden Wand des Steinsatzes liegen, zu einem Bündel vereinigt, folgende Eisengegenstände: 2 Lanzenspitzen mit ziemlich schmalem Blatte und starker Mittelrippe (siehe Fig. 3, Taf. VII), 27·5 und 24 cm lang und 3·8 cm breit, 1 concaves Messerchen, welches in der Dülle der einen Lanzenspitze steckt, 1 Paalstab mit breiten, offenen Schaftlappen (ähnlich mit Fig. 4, Taf. VII), 15·2 cm l. und 1 Flachkelt mit Querzapfen (ähnlich mit Fig. 11, Taf. VII) 18·3 cm l. und 5 cm br. Neben diesen findet sich noch ein mit einigen Strichen verziertes, birnförmiges Spinnwirtelchen von 2 cm Br.

Aus den Scherben ergaben sich:

a) 3 bauchige Töpfe aus grobsandigem Thon, mit 20 bis 35 mm hohem, verticalem Rande und mit Warzen unter der Ansatzstelle des Randes.

b) 1 ähnlicher Topf, roth gebrannt, aussen roth gefärbt, der 24 mm breite Rand graphitirt.

c) 1 grosse rothe Schale mit Fuss. Der 13·7 breite, 3·0 hohe Fuss, sowie der 2·0 hohe verticale Halstheil sind graphitirt. Die gedrückte Bauchung ist mit 5·0 breiten, abwechselnd graphitirten und roth gefärbten verticalen Streifen verziert, von welchen die ersteren mit je 6 flachen, parallelen Furchen ausgefüllt sind.

d) 4 ähnliche Schalen mit Fuss, von welchen zwei an der Bauchwölbung mit verticalen, 1 cm resp. 1·5 cm von einander abstehenden Rippen, eine andere mit nasenförmigen Ansätzen verziert ist.

e) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande.

f) 1 halbkugeliges, rothes Schälchen.

Tumulus Nr. 28. D = 7·5 m, H = 1 m.

In einer Tiefe von 90 cm unter dem Gipfel findet sich eine 1·4 m breite, ca. 1 cm mächtige Brandschichte. In der Mitte derselben steht eine mit Leichenbrand gefüllte, leider gänzlich eingedrückte Urne und auf dem Rande derselben eine flache Schale und eine flache Schüssel. Neben der Urne finden sich noch ein bauchiger Topf und die Scherben mehrerer anderer Gefässe.

a) Die Urne ist gut geglättet, schwarz. Der stark gewölbte Bauch ist mit 8, der hohe Hals mit 4 sehr niederen, von einem ca. 3 cm breiten kreisförmigen, vertieften Hofe umgebenen Warzen verziert. (Taf. XII, Fig. 6.)
H = 37·3, D = 46·5, m = 27, b = 14.

b) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande, unverziert. (Taf. XII, Fig. 8.)
H = 5·5, D = 16·7.

c) 1 flache Schüssel mit seichtem Untertheil und 2·7 breitem, flach ausgebreitetem Rande, innen und aussen gleichmässig graphitirt. Der Untertheil trägt einen quer durchbohrten Ansatz, der Saum des Randtheiles ist in 2 einfache und 2 Paar paarweise einander gegenüberstehende dreieckige Zungen ausgezogen. (Taf XII, Fig. 5.)
H = 7·4, D = 21·7, b = 19.

d) 1 bauchiges Gefäss mit geschweiftem Halse und wenig verbreitertem Rande. (Taf. XII, Fig. 3)
H = 19·2, D = 23, m = 17, b = 11·5.

Die Scherben weisen auf folgende Gefässe:

e) 1 bauchige, theilweise roth gebrannte Urne.

f) 1 grosser, bauchiger Topf mit schmalem Boden, weiter Mündung und breit angelegtem Randtheil.

g) 2 Töpfe, von welchen einer einen schmalen, mit einem kleinen Henkel verbundenen Rand und der andere einen geraden Rand und unter demselben horizontal gestellte, längliche Ansätze hatte.

h) 1 tiefe, runde Schale, mit 4·5 cm hohem, 1·5 cm breitem Henkel, welcher zur Hälfte über den Rand emporragte.

i) 1 flache Schale mit eingebogenem Rande.

Tumulus Nr. 41. D = 6 m, H = 0·7 m.

In dem gesammten Anschüttungsmateriale finden sich Scherben zerstreut. 70 cm unter dem Gipfel (mit dem ursprünglichen Boden gegen S. ansteigend) liegt eine 7 cm mächtige Brandschichte, welche in nordwestlicher Richtung 1·4 m l. und 1·2 m br. ist, mit einer geringen Menge calcinirter Knochen und einigen Scherben.

Aus den Scherben ergaben sich 2 flache Schalen und mehrere topfförmige Gefässe, von welchen eines aussen graphitirt war.

Tumulus Nr. 45. D = 5·5 m, H = 0·7 m.

In einer Tiefe von 50 cm lagert unter dem Centrum eine in NS.-Richtung 1·1 m lange und 0·7 m breite, 18 cm mächtige Brandschichte mit zahlreichen calcinirten Knochen, 4 birnförmigen Spinnwirteln von 2·3—4·4 cm Br. und einer geringen Zahl von Scherben.

Diese stammen von 1 kleinen Urne mit weitem Halse, schwach ausgebogenem Rande und kleinen Warzen am Halsansatze, dann von 3 oder 4 grossen Töpfen aus sehr grobem Thon, mit 1—3 cm breitem Rande und von 2 oder 3 flachen Schalen mit eingebogenem Rande.

Tumulus Nr. 46. D = 7·1 m, H = 1 m.

In der Anschüttung kamen einzelne zerstreute Scherben vor, deren in der 80 cm tief liegenden, kleinen Leichenbrandschichte mehr angetroffen wurden. Dieselben gehörten mindestens 13 Thongefässen an, worunter eine grosse schwarze Urne, drei ordinäre, röthliche Töpfe und einige Schalen unterscheidbar waren. Sonstige Beigaben fehlten vollständig.

Tumulus Nr. 52. D = 5·2 m, H = 0·4 m.

Bei 50 cm Tiefe wurde in der Hügelmitte eine 80 cm im Durchmesser haltende Leichenbrandschichte angefahren, welche nur etwas Thonscherben enthielt. Es liessen sich darunter erkennen:

a) 1 grössere bräunliche Urne aus rohem Materiale mit scharf abgesetztem Halse und kleinen Buckeln am oberen Theile der Bauchweitung, sonst glatt.

b) 1 kleine, flache Schale mit schwach auswärts gebogenem Rande und breitem Boden, ohne Henkel, glatt.

Tumulus Nr. 56. D = 4·5 m, H = 0·6 m.

In der Osthälfte des Hügels kam in 60 cm Tiefe ein kleines, kaum 50 cm im Durchmesser haltendes Häufchen von Leichenbrandresten zwischen vielen Thonscherben vor, welches ausserdem nur 6 Spinnwirtel von Thon (5 birnförmige, mit 2·8—4·6 cm Br. und 1 mit Zickzackstrichen verzierten, kugeligen, mit 3·6 cm Br.) enthielt.

Aus den Scherben wurden theils restaurirt, theils unterschieden:

a) 1 schwarze, bauchige Urne mit sehr breitem, umgebogenem Rande und 4 Ansätzen an der Halseinschnürung, sonst glatt. (Taf. XII, Fig. 9.)
H = 37, D = 41, m = 36, b = 15.

b) 1 ähnliche, röthliche, ebenfalls mit Ansätzen verzierte Urne.

c) 2 kleinere, gelbliche, gebauchte Urnen mit umgebogenem Rande, die eine glatt, die andere an der Bauchweitung durch schräg gestellte, nach unten verlaufende Rippen verziert.

d) 1 rother Topf mit eingezogenem Rande und Warzenverzierung, ähnlich dem auf Taf. VIII, Fig. 10 gezeichneten.

e) 1 beiderseits geglätteter, rother Topf mit umgebogenem Rande, ganz glatt.

f) 1 kleines bei 7 cm hohes braunes, bauchiges Töpfchen mit schmal umgebogenem Rande.

g) 2 mittelgrosse Töpfe aus rohem Materiale.

h) 2 flache, glatte Schalen mit eingebogenem Rande.

i) 1 ähnliche, gelbliche Schale mit aufrechtstehendem Rande.

Tumulus Nr. 138. D = 10·5 m, H = 1·2 m.

Nachdem die Hügelanschüttung schon in der Höhe häufig zerstreute Thonscherben ergeben hatte, traf man in der Hügelmitte bei einer Tiefe von 115 cm auf mehrere plattenförmige, neben einander gelegte Steine, welche mit zahlreichen Scherben verschiedener Thongefässe bedeckt waren. Zwischen den Scherben kamen viele Knochensplitter und Asche, aber kein Kohlenbrand vor. Im gleichen Horizonte stiess man nordöstlich von den Platten auf 2 grosse eiserne Lanzenspitzen und einen eisernen Hohlkelt, welche frei in dem Anschüttungsmateriale, mit den Spitzen gegen Norden gerichtet, neben einander, und zwar das Streitbeil in der Mitte, lagen. Die Lanzen besitzen ein herzförmig verbreitertes, flaches Blatt (Taf. VII, Fig. 5), die eine ist l. = 38, br. = 6·5 cm, die andere l. = 30, br. = 6 cm, während der Hohlkelt (Taf. VII, Fig. 8) bei 27 cm L. eine Schneide von 6 cm Br. hat.

Neben diesen ganzen Waffen wurden 11 Eisenfragmente, als Bleche, Bügelstücke u. s. w. gesammelt, ohne dass noch sonst welche Beigaben angetroffen worden wären.

Unter den zahlreichen Scherben waren erkennbar:

a) 3 grosse, bauchige, aussen schwarze und innen braune Urnen mit umgebogenem Rande, darunter eine mit Ansätzen verziert, die anderen zwei ganz glatt.

b) 1 ähnliche, röthliche Urne aus stark sandigem Materiale ohne Ansätzen.

c) 4 Töpfe von der Form des Taf. VIII, Fig. 10 gezeichneten mit eingebogenem Rande und Warzenverzierung, davon zweie röthlichgelb, einer grau und einer schwärzlich.

d) 4 ähnliche Töpfe ohne Warzen und zwar einer aussen gelb, innen schwärzlich, einer roth, einer grau und der letzte graubraun, mit einer Querreihe von Fingernägeleindrücken unterhalb des Randes.

e) 3 Deckel mit einfachem Knopfe, röthlich, grau und schwarz.

f) 3 becherförmige, graphitirte Schalen mit niederem, halbrundem Henkel, kleinem, flachem Boden und stehendem Rande, am Halsstücke mit einer Querstrichverzierung, welche aus je vier, drei und zwei Strichen besteht.

g) 3 flache, graphitirte Scherben mit hohem Bandhenkel und scharfem Bauchwulste, welcher bei zweien glatt, bei der dritten aber mit schief gestellten, breiten Furchen verziert ist.

h) 2 flache, glatte Schalen mit hohem Bandhenkel und eingebogenem Rande, eine röthlichgrau, die andere roth.

i) 7 grössere und kleinere, ganz glatte, flache Schalen mit eingebogenem Rande ohne Henkel und zwar drei schwarz, zwei röthlichgelb, eine gelblichgrau und eine grau.

k) 1 ähnliche Schale ohne Henkel mit starken, zu je zweien angeordneten Längsrippen an der grössten Weitung.

l) Einzelne Scherben von mindestens 8 Thongefässen, darunter breit umgebogene Randstücke am Aussenrande mit Fingernägeleindrücken, mehrere Scherben eines Gefässes mit schmal umgebogenem Rande, fast an der ganzen

Aussenfläche mit Fingernägeleindrücken und einem Querwulste verziert, ein Stück mit drei aneinander gereihten Buckeln und ein einzelner, beiderseits roth gefärbter Scherben, an dessen Innenseite ein breiter, glänzender Graphitstrich bemerklich ist.

Tumulus Nr. 157. D = 7·5 m, H = 0·5 m.

In der Hügelmitte und 20 bis 30 cm tief unter dessen Kuppe kamen innerhalb einer elliptischen Fläche, unregelmässig vertheilt, bis zu 40 cm lange Kalksteinstücke vor, während die Anschüttung aus Erde und Thonschieferschotter bestand. Zwischen den Steinen lagen einzelne Scherben von etwa 6 Thongefässen aus ordinärem Materiale zerstreut. Eine Brandschichte, Leichenreste oder sonstige Beigaben fehlten vollständig.

Tumulus Nr. 159. D = 5 m, H = 0·3 m.

Bei diesem Hügel wurden nur in einer Tiefe von 20—25 cm einzelne Holzkohlenstückchen beobachtet und in gleicher Tiefe verstreut einzelne Scherben von etwa 5 Thongefässen gesammelt. Eine Brandschichte, Leichenreste oder sonstige Beigaben kamen nicht vor, und selbst die Kalksteine fehlten.

Nachdem bei keinem dieser zwei Hügel irgend welche Spuren einer früheren Eröffnung beobachtet werden konnten, dürften dieselben keine eigentlichen Grabhügel sein, sondern wären, wie die Tumuli Nr. 40 und 42 der Kaiserschneiderwaldgruppe zu Purgstall (pag. 128), als Gedächtnisshügel für in der Ferne Verstorbene zu deuten.

Tumulus Nr. 160. D = 6·3 m, H = 0·5 m.

Auf dem gewachsenen Boden wurde in der Hügelmitte eine bis zu 3 cm starke und 2 m im Durchmesser haltende Leichenbrandschichte entblösst, welche nur die Scherben einer grösseren, beiderseits schwarzen Urne mit breiter Furchenverzierung am Bauchtheile enthielt.

Gemeinde Graschach, Grosser Hartwald.

Schon ausserhalb der Purgstaller Nekropole liegen in der ausgedehnten Ebene dieses Waldes in einer ostwestlich gestreckten Reihe 13 Tumuli von 11 bis 21 m Durchmesser, welche sich durch ihre relativ geringe Höhe von nur 20 bis 115 cm von allen anderen Tumulis der Gegend unterscheiden und von welchen Radimsky zwei öffnete, Szombathy aber einen dritten vollständig abgrub.

Bei allen dreien zeigte sich die ganze Anschüttungsmasse von vereinzelten Holzkohlenstückchen durchsetzt und kamen darin sporadisch verstreut grössere Quarzgeschiebestücke vor, welche offenbar einer Brandhitze ausgesetzt gewesen waren. Dagegen fand sich in keinem der Hügel ein Steinbau oder eine Leichenbrandschichte vor.

In dem zuerst geöffneten Tumulus von 20 m Durchmesser und 115 cm Höhe wurden an zwei Stellen geschlossene Nester von Kohle und Asche angetroffen, welche etwa 50 cm Durchmesser und 1 bis 2 cm Stärke besassen. Ausserdem kamen darin 140 cm nordwestlich von der Mitte 30 cm tief mehrere Scherben eines sehr grossen, dickwandigen, schwarzen und mit breiten Strichen gezierten Thongefässes, sowie der Zahn eines Pferdes, dann im Nordosten des Hügels, 60 cm tief, der Henkel und drei Wandstücke eines röthlichen Gefässes aus quarzhältigem Thone und im Süden ein intensiv ziegelroth gefärbter Scherben vor.

Der zweite Tumulus von 17 m Durchmesser und 80 cm Höhe enthielt nur einen kleinen, schwärzlichen Thonscherben.

Der dritte, durch J. Szombathy umgegrabene Hügel enthielt 2 kleine Nester von Asche, welcher einige calcinirte Knochen und einige Scherben von meist sehr derben, aus freier Hand gefertigten Gefässen beigemengt waren; sonst nichts.

Der Habitus der vorgefundenen Scherben stimmt mit jenem der Gefässe aus den Gräbern der Purgstaller Nekropole vollständig überein und ebenso deutet das Vorkommen des Pferdezahnes auf ein prähistorisches Alter unserer Tumuli hin.

Schon geöffnete Gräber dürften jedoch diese, meist mit hohen Bäumen bestockte Hügel kaum sein, weil sie, auch abgesehen von ihrer schönen, runden Form, so wenige oder gar keine Scherben enthalten, um welche sich bei einer Oeffnung in alter Zeit gewiss Niemand gekümmert hätte, und weil ihre Anschüttung nirgends dunklere Partien zeigt, welche eine zerstörte Brandschichte ohne Zweifel zurückgelassen hätte. Der Zweck, zu welchem diese Hügel errichtet wurden, bleibt sonach fraglich.

Gemeinde Hörmsdorf, Fuxwald.

Auf dem ebenen Rücken eines langgestreckten Hügels stehen in diesem Walde zwei Tumuli von 9·5 und 10 m Durchmesser, deren einer die Spuren früherer Oeffnung beobachten lässt, während Radimský den anderen angestochen hat.

Tumulus Nr. 1. D = 10 m, H = 0·9 m.

In einer Tiefe von 10 bis 20 cm stiess man auf einen runden Steinsatz aus Quarzgeschieben, welcher oben keine Platten- oder Steinbedeckung besass. Sein äusserer Durchmesser betrug von N. nach S. 330 cm, von O. nach W. 320 cm und die Höhe 90 cm bei einer Mauerstärke von 60 bis 70 cm.

In der äusseren Anschüttung fanden sich nur spärlich ordinäre Thonscherben zerstreut vor, innerhalb des Steinsatzes lag jedoch über der 10 bis 30 cm starken Leichenbrandschichte, welche den ganzen Boden des eingefriedeten Raumes bedeckte, eine zerdrückte, flache, graue Schale mit eingebogenem Rande (D = 12 cm, H = 5·5 cm).

Die Brandschichte enthielt ausser vielen, aber unbedeutenden Bronzefragmenten eine concave eiserne Messerklinge mit abgebrochener Spitze von 85 mm L. und 10 mm Br. und relativ zahlreiche Thonscherben, aus welchen folgende Gefässe zum Theile restaurirt und zum Theile blos erkannt werden konnten:

a) Einzelne Scherben einer grossen, schwarzen Urne.

b) 1 rothbrauner, ganz glatter Topf von 16 cm Grösse, mit eingebogenem Rande, in der Form ähnlich dem auf Taf. VIII, Fig. 10 gezeichneten.

c) 1 beiderseits lebhaft rother, glatter Topf mit schwach eingebogenem Rande, aus ordinärem, quarzführendem Materiale.
H = 11·5, D = 11, m = 10, b = 8·5.

d) 2 ähnliche Töpfe aus gleich rohem Materiale, einer ziegelroth, der andere braun.

e) Einzelne Scherben einer gelblichgrauen Schale mit aufwärtsstehendem Rande und am Bauchwulste mit Längsfurchen verziert.

f) 2 flache, ganz glatte Schalen mit eingebogenem Rande und Nabelboden, 14—17 cm im Durchmesser haltend.

Diese Thongefässe waren sämmtlich aus der Hand gearbeitet und schwach gebrannt.

Sowohl die Form der Thongefässe, als auch das Vorkommen des Messers zeigen, dass die Tumuli im Fuxwalde der vorrömischen Periode angehören, während sie im ersten Theile des Berichtes [1]) irrthümlich als der römischen Periode angehörig angeführt sind. Obwohl sich also der Tumulus nach dem Vorgesagten als sehr arm erwies, so ergab dessen Oeffnung doch die interessante Thatsache, dass das obere Saggauthal schon in der vorrömischen Zeit bis an den Nordfuss des Radelberges besiedelt war, während in dem oberen weissen und schwarzen Sulmthale nirgends Spuren dieser älteren Culturperiode nachgewiesen werden konnten.

[1]) l. c. pag. 56.

Sollte es später gelingen, auch am Südfusse des Radels, in der Gegend von Mahrenberg ähnliche Tumuli aufzufinden, dann wäre der Beweis erbracht, dass der wichtige Radelpass schon vor unserer christlichen Zeitrechnung bekannt und benützt war. Es ist hiezu umsomehr Hoffnung vorhanden, als in Hohenmauthen bei Mahrenberg keltische Münzen gefunden worden sind. [1])

Ein Ueberblick über die bisher beschriebenen Gräber-Gruppen ergibt eine grosse Gleichmässigkeit in der Bestattungsart. Bei Arm und Reich war ausnahmslos die Leichenverbrennung und die Errichtung eines runden Tumulus über den verbrannten Resten in Uebung. Nur bezüglich der Details finden sich in den einzelnen Tumulis Unterschiede.

Bei der Höchschusterwald-Gruppe wurden die Leichen in einem besonderen, nach der Art anderer Cultusstätten durch einen dreifachen Wall abgeschlossenen Raume (siehe p. 138) verbrannt und die Reste theils in diesen Wällen, theils ausserhalb derselben beigesetzt. In den meisten übrigen Fällen scheint man, wie die in den Tumulis aufgefundenen ausgedehnten Brandschichten zeigen, den geeigneten Platz für das Leichenfeuer in unmittelbarer Nähe früher errichteter Tumuli ausgewählt und nach vollzogener Verbrennung über derselben Stelle sogleich den Tumulus errichtet zu haben. Es enthält daher jeder Tumulus (mit Ausnahme der beiden grössten) nur ein Grab.

Von den Beigaben erweisen sich die Metallsachen mit wenigen Ausnahmen als durch das Leichenfeuer gänzlich oder doch theilweise zerstört. Diese Erscheinung, sowie der Umstand, dass die Mehrzahl der Beigefässe sich in zertrümmertem Zustande in der Brandschichte finden, lässt auf den nicht selten constatirten Gebrauch schliessen, die sämmtlichen Grabbeigaben dem Verstorbenen auf den Scheiterhaufen mitzugeben. Nur selten scheint man von diesem Gebrauch abgegangen zu sein und Beigefässe, sowie Schmucksachen und Waffen in unversehrtem Zustande der Asche des Verstorbenen beigesetzt zu haben. Dies war z. B. bei mehreren Gräbern in den Wällen des Höchschusterwaldes (p. 138 u. f.) und bei einigen Tumulis des Ofenmacherwaldes in der Gemeinde Purgstall (p. 134 und 137) und des Ofenmacher- und Grellwaldes in Goldes (p. 158 und 159) der Fall.

[1]) Leitfaden zur Kunde des heidn. Alterthums. Von Baron Sacken. Seite 115.

Die calcinirten Knotenreste wurden aus den Kohlen des Brandes nicht sorgfältig ausgelesen. In einigen Fällen wurden sie mit einem Theile der Brandkohlen in Urnen oder in kleinen Gruben oder zu einem Häufchen auf dem ebenen Boden gesammelt, in anderen Fällen aber an der Brandstelle unter den Fragmenten der Beigaben zerstreut liegen gelassen. Die Urnen selbst wurden theils auf ebenem Boden neben oder inmitten der Brandstelle hingestellt, theils in passende Gruben versenkt, oft mit kleinen Steinplatten bedeckt. In den grösseren Tumulis finden sich hin und wieder Einbauten aus unbehauenen Steinen, unter welchen besonders die mit einem langen Vorbaue versehenen Steinsätze in den drei grössten Tumulis (p. 143, 151 und 154) merkwürdig sind. Nur zwei Steinsätze (p. 156 und 157) können als Anfänge oder Reste von Grabkammern gedeutet werden.

Eine eingehende Statistik der einzelnen Funde könnte keinen Anspruch auf besondere Beachtung erheben, weil die einzelnen Tumulus-Gruppen nicht vollständig ausgebeutet werden konnten und weil die meisten der gefundenen Bronze-Beigaben durch das Leichenfeuer unkenntlich gemacht worden sind.

Eine Zusammenstellung der Funde nach einzelnen Gruppen zeigt, dass in keiner derselben (so weit die mittleren und kleineren Tumuli in Betracht kommen) gewisse wichtige Formen ausschliesslich auftreten. Es scheint demnach der Culturbesitz sowie die Kunstfertigkeit in der Erzeugung der keramischen Beigaben in den einzelnen kleinen Gemeinden oder Sippen, welchen wir die einzelnen Tumulusgruppen zuschreiben dürfen, ganz gleichmässig vertheilt gewesen zu sein. Es kommt wohl vor, dass einzelne Formen in gewissen Gruppen häufiger erscheinen, aber sie beschränken sich nicht auf dieselben, wie dies z. B. mit der auf Tafel XII, Fig. 2, abgebildeten charakteristischen Urnenform in der Grellwaldgruppe in Goldes der Fall ist. Solche Erscheinungen harmoniren vollkommen mit den Erwartungen, welche wir bezüglich des Auftretens solcher Haus-Industrie-Erzeugnisse erwarten dürfen.

Nur die Tumuli im Leitengritschwalde in Mantrach zeigen manche Eigenthümlichkeit. Von Hiebwaffen wurden nur die vorgeschrittensten Formen der für knieförmige Stiele geeigneten Beile, der eiserne Flach- und Hohlcelt, gefunden. Neben diesen, der Hallstätter Periode eigenthümlichen Hiebwaffen aber wurden Lanzenspitzen gefunden, welche ein von den übrigen abweichendes, an die La Tène-Formen erinnerndes, breiteres Blatt zeigen, während Bronzebeigaben in den untersuchten 12 Tumulis vollständig fehlten.

Der nächste Fund gleichalteriger Gräber wurde in dem etwa 25 Kilometer südlich gelegenen Maria-Rast[1]) gemacht. In den dortigen Flachgräbern herrscht ebenso wie hier die Verbrennung der Leichen und auch die Grabausstattung ist mit Ausnahme des Gebrauches, Grabkegel zu errichten, ziemlich ähnlich. Wenn wir von den Maria-Raster Funden die in einigen Gräbern gelegenen römischen Formen vorläufig ausscheiden, so erübrigt ein Inventar, welches bis auf die pannonischen Drahtfibelformen[2]) mit dem hier beschriebenen sehr gut übereinstimmt. Von den Hallstätter Spiralfibeln ist in unseren Grabhügeln wohl kein Stück erhalten geblieben; sie dürften alle dem Leichenfeuer zum Opfer gefallen sein. Die von uns Taf. VI, Fig. 17, abgebildete, gegossene Fibula findet ihr Analogon vielleicht in dem vom Grafen Wurmbrand, l. c. Taf. XII, Fig. 12, als Messerklinge abgebildeten Stücke, welches an die bekannten „sichelförmigen" Fibula-Bügel erinnert. Die übrigen Fundstücke sind an der Hand der Abbildungen leicht zu identificiren.

Mit diesem Vergleiche soll aber kein Anschluss an Graf Wurmbrand's Ansichten über die Zeitstellung und Nationalität der Funde von Maria-Rast versucht werden. Wir werden im Gegentheile nach Vorführung der jüngeren Tumuli von Wies die Meinung zu begründen suchen, dass auch bei den Funden von Maria-Rast die römischen Stücke für die Zeitstellung des übrigen, unzweifelhaft der Hallstatt-Periode angehörigen Inventars nicht massgebend sind.

(Die Fortsetzung folgt im Bande Nr. XVIII.)

[1]) Prof. Alphons Müllner. Der Urnenfund bei Maria-Rast in Steiermark. Mitth. d. k. k. Central-Comm. f. Erf. u. Erh. d. hist. u. Baudenkm. 1875.

Graf Gundaker Wurmbrand. Das Urnenfeld von Maria-Rast. Archiv f. Anthrop. Bd. XI.

[2]) Graf Wurmbrand, l. c. Taf. XII, Fig. 18 und 19.

Verhandlungen.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft

nach dem Stande der Jahresversammlung am 13. Jänner 1885.

A. Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr von **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Carl **Langer R. v. Edenberg.**
Dr. Friedrich **Müller.**

Secretäre:

Josef **Szombathy.**
Felix **Karrer.**

Cassier:

Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**

Rechnungsführer:

Dr. J. E. **Polak.**

Ausschussräthe:

Dr. Carl **Aberle.**
Dr. Hektor Ritter von **Arneth.**
Dr. Franz Ritter von **Hauer.**
Franz **Heger.**
Dr. Carl Theodor von **Inama-Sternegg.**
F. **Kanitz.**
Dr. Josef **Karabaček.**
Dr. Felix Ritter von **Luschan.**
Dr. Theodor **Meynert.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Se. Excellenz Graf Hans **Wilczek.**
Graf Gundaker **Wurmbrand.**

Rechnungs-Revisoren:

Dr. Sigmund Ritter von **Bernstein.**
Dr. Josef Ritter von **Schneller.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

Adolf **Bastian** in Berlin.
Anatol **Bogdanow** in Moskau.
Ernst **Haeckel** in Jena.
A. de **Quatrefages** in Paris.
J. W. **Powell** in Washington.
J. J. S. **Stenstrup** in Kopenhagen.
Rudolf **Virchow** in Berlin.
J. J. **Worsaae** in Kopenhagen.

II. Correspondirende Mitglieder.

Richard **Andree** in Leipzig.
Friedrich **Bayern** in Tiflis.
A. **Bertillon** in Paris.
Emil **Cartailhac** in Toulouse.
Ernest **Chantre** in Lyon.
Alexander **Ecker** in Freiburg i. B.
Ernst **Eitel** in Honkong.
Otto **Finsch** in Bremen.
Oscar **Fraas** in Stuttgart.
Alb. S. **Gatschet** in Washington.
Girard de Rialle in Paris.
Victor **Gross** in Neuveville.
Graf **Gozzadini** in Bologna.
Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
Theophil **Hahn** in Stellenbosch.
Ernest **Hamy** in Paris.
Wolfgang **Helbig** in Rom.
Theodor von **Heldreich** in Athen.
C. **Herbst** in Kopenhagen.
Hans **Hildebrand** in Stockholm.
W. J. **Hoffman** in Washington.
Abel **Hovelacque** in Paris.
Paul **Hunfalvy** in Budapest.
Urban **Jarnik** in Prag.
Julius **Kollmann** in Basel.
Isidor **Kopernicki** in Krakau.
J. G. **Leitner** in Lahore.
Ludwig **Lindenschmit** in Mainz.
Paolo **Mantegazza** in Florenz.
Carl **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
Julie **Mestorf** in Kiel.
A. B. **Meyer** in Dresden.
Oscar **Montelius** in Stockholm.
Gabriel de **Mortillet** in St. Germain a. L.
Obst in Leipzig.
Antonio **Pascoli** in Mexico.
Luigi **Pigorini** in Rom.
Gustav **Radde** in Tiflis.

Johannes **Ranke** in München.
Charles **Rau** in Washington.
K. von **Renard** in Moskau.
Gustav **Retzius** in Stockholm.
J. G. **Riedel** in Gorontalo (Celebes).
L. **Rütimeyer** in Basel.
E. **Schmeltz** in Leyden.
W. **Schwartz** in Berlin.
Georg **Schweinfurt** in Kairo.
C. **Schwicker** in Budapest.
A. **Steinhauer** in Kopenhagen.
L. **Stieda** in Dorpat.
Otto **Tischler** in Königsberg.
Paul **Topinard** in Paris.
E. **Trumpp** in München.
E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
Ingvald **Undset** in Christiana.
Julien **Vinson** in Paris.

III. Wirkliche Mitglieder.

Aberle, Dr. Carl, k. k. Regierungsrath und emer. Professor. Wien, I., Bäckerstrasse 8.
Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr von, k. k. Ministerialrath etc. etc. Wien, I., Lothringerstrasse 15.
Arneth, Dr. Alfred Ritter von, k. k. wirkl. geh. Rath, Director des geh. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I., Giselastrasse 7.
Arneth, Dr. Hektor Ritter von. Wien, I., Kolowratring 14.
Bach, Dr. Alfred. Wien, IX., Servitengasse 13.
Bachofen von Echt, Brauereibesitzer, Bürgermeister von Nussdorf etc. Färbergasse 11.
Batz, Friedrich Freiherr von, k. k. Rittmeister a. D. in Teesdorf-Tattendorf, Niederösterreich.
Beckmann, Josef. Kairo, Egypten.
Beer, Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III., Lagergasse 1.
Benedikt, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Franziskanerplatz 5.
Benndorf, Dr. Otto, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, IX., Pelikangasse 18.
Benoni, Dr. Eduard, Landesadvocat in Ischl.
Berchthold, Sigmund Graf, Reichsraths-Abgeordneter und Gutsbesitzer. Wien, Kärntnerring 10.
Bernstein, Dr. Sigmund Ritter von, Generalstabsarzt. Wien, VII., Kollergerngasse 1.
Bettelheim, Dr. Carl, Priv.-Docent an der Universität in Wien. I., Nibelungengasse 4.
Biesiadecki, Dr. Alfred, k. k. Landes-Sanitätsreferent in Lemberg.
Blumentritt, Dr. Ferdinand, Professor an der Lehrerbildungs-Anstalt in Leitmeritz, Böhmen.
Boglišić, Dr. Valtazar, Conseiller d'Etat actuel, professeur de droit, à l'université d'Odessa. Paris (d. Z.), Rue des Saints-Pères 71.
Bogosavljević, Alexander, Volkslehrer in Prnjavor, Bosnien.
Bosiljević, Josip, k. Bürgerschullehrer in Brod a. d. Save, Slavonien.
Božić, Josef Dobroslav, Caplan in Dervent, Bosnien.
Braun, Ritter von Fernwald, Dr. Carl, k. k. Hofrath. Wien, VIII., Landongasse 12.
Brief, Sigmund, Philologe. Wien, II., Ob. Donaustrasse 63.
Brücke, Dr. Ernst, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX., Währingerstrasse 11.
Brun, Ferdinand, Leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Kottes, Niederösterreich.
Brunner von Wattenwyl, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Vice-Präsident des Wissenschaftlichen Club. Wien, IV., Theresianumgasse 25.
Bühler, Dr. Georg, k. k. Univ.-Professor. Ober-Döbling, Hermannsgasse 14.
Byland-Rheidt, Arthur Graf, k. k. Bezirkshauptmann in Gaya, Mähren.
Christomano, Theodor. Wien, I., Sonnenfelsgasse 19.
Chroback, Dr. Rudolf, Priv.-Docent an der Universität in Wien. I., Bräunerstrasse 9.
Clary und Aldringen, Edmund Fürst, k. k. wirkl. geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I., Herrengasse 9.
Conrad von Eybesfeld, Sigmund Freiherr, k. k. wirkl. geh. Rath, kais. öst. Minister für Cultus u. Unterricht etc. etc. Wien, I., Minoritenplatz 3.
Costa, Giovanni, k. k. Postofficial und Landwehrhauptmann. Wien, II., Nordpolstrasse 1.
Czoernig, K. Freiherr von, k. k. wirkl. geh. Rath, Sectionschef etc. Wien, I., Mölkerbastei 5.
Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein, Maximilian Freiherr von, k. k. Vice-Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section etc. Wien, I., Doblhoffgasse 7.
Daublebsky von Sterneck, Richard Freiherr von, k. k. Reserve-Lieutenant. Wien, IV., Wienstrasse 21.
Delhaes, Stefan, Historienmaler. Wien, VIII., Schlösselgasse 2.
Deutsch, J., kais. Rath, Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III., Rudolfgasse 22.
Dillinger, Andreas, Disponent. Wien, V., Wehrgasse 6.
Dittel, Dr. Leopold, k. k. Univ.-Professor, Primararzt im allgem. Krankenhause. Wien, IX., Alserstrasse 4.
Dlauhy, Dr. Johann, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX., Spitalgasse 5.
Doblhoff, Josef Freiherr von. Salzburg, Auerspergstrasse 18.
Döll, Eduard, Oberrealschul-Director. Wien, I., Ballgasse (Blumenstock).
Dreikurs, Dr. Hermann, Philologe. Wien, II., Nestroygasse 9.
Dumba, Nikolaus, Fabriksbesitzer, Reichsraths-Abgeordneter etc. etc. Wien, I., Parkring 4.
Dumičić, Peter, k. k. Oberlieutenant i. d. R. Wien, I., Naglergasse 18.
Dungl, P. Adalbert, Stiftsarchivar in Göttweig, Niederösterreich.
Duška, Josef. Josefstadt, Böhmen.
Dworschak, Dr. Johann, Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
Dzieduszycki, Adalbert Graf, Reichsraths-Abgeordneter, Gutsbesitzer. Jezupol, Galizien.
Dzieduszycki, Thaddäus Graf, Gutsbesitzer, Niesluchow, Post Milatyn, Galizien.
Egger, Ritter von Möllwald, Dr. Alois, Director des Theresian. Gymnasiums. Wien, IV., Favoritenstrasse 15.
Ehrenfeld, Dr. Adolf. Wien, I., Schellinggasse 7.
Faber, Dr. Carl. Wien, I., Tuchlauben 8.

Familienfonds- und Privat-Bibliothek Sr. Maj. des Kaisers. Wien, k. k. Hofburg.
Fellner, Dr. Leopold, Badearzt in Franzensbad.
Fidler, Carl von, k. k. Sectionschef im Ministerium für Cultus und Unterricht. Wien, I., Singerstrasse 18.
Figdor, Dr. Albert, Grosshändler. Wien, I., Schottenbastei 1.
Figdor, Gustav. Wien, II., Praterstrasse 8.
Fischnaler, Conrad, k. k. Lehrer am Pädagogium in Innsbruck.
Fleischmann, Dr. H., Philologe. Wien, II., Czerningasse 4.
Fröschels, Dr. Paul. Wien, VII., Burggasse 7.
Frueth, Dr. Wilhelm, k. k. Oberstabsarzt in Mauer bei Wien.
Gauster, Dr. Moriz, Primararzt der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX., Lazarethgasse 14.
Geyer, Drd. Rudolf. Wien, I., Franz Josefs-Quai 39.
Gigl, Johann, Verkehrschef der Südbahn. Wien, X., Bahnhofplatz 5.
Glogau, Dr. Alfred. Wien, I., Zelinkagasse 3.
Gomperz, Dr. Theodor, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Johannesgasse 16.
Gröber, Carl, k. k. Hauptmann. Wien, III. Reisnerstrasse 9a.
Grohmann, Anna Frl., Präsidentin d. Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben.
Grotrian, Hermann, Geheimer Kammerrath in Braunschweig.
Gruber, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Neuer Markt 2.
Grün, Dion. R. von. Prag, Gürtlergasse.
Gussenbauer, Dr. Carl, k. k. Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
Haardt von Hartenthurn, Vincenz, Leiter des geograph. Institutes Ed. Hölzel. Wien, IV., Weyringergasse 19.
Haberlandt, Dr. Michael. Wien, VIII., Stolzenthalergasse 28.
Hauer, Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath, Director der geologischen Reichsanstalt. Wien, I., Canovagasse 7.
Hausner, Otto, Reichsraths-Abgeordneter und Gutsbesitzer in Lemberg.
Heger, Franz, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, II., Taborstrasse 75.
Heintz, Gustav Adolf, fürstl. Liechtenstein'scher Oberförster in Babitz bei Adamsthal, Mähren.
Herrnfeld, Heinrich, Redacteur der „Presse". Wien, I., Sterngasse 9.
Herzog, Jakob, Schriftsteller. Wien, I., Lothringerstrasse 15.
Hinterstoisser, Dr. Josef, k. k. Landesgerichtsarzt. Wien, IX., Währingerstrasse 18.
Hirsch, Alexander, Banquier. Wien, Schillergasse 3.
Hochstetter, Arthur Ritter von, Stud. med. Ober-Döbling, Hauptstrasse 60.
Hoelder, Dr. von, k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
Hoernes, Dr. Moriz, Archäologe. Wien, II., Aloisgasse 3.
Hoernes, Dr. Rudolf, k. k. Univ.-Professor, Graz.
Hoffmann, Dr. Josef, k. k. Ober-Sanitätsrath, Director des allgem. Krankenhauses. Wien, IX., Alserstrasse 4.
Holl, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Innsbruck.
Hölzel, Hugo, Gesellsch. d. geograph.-artistischen Anstalt Ed. Hölzel. Wien, IV., Louisengasse 5.
Hörmann, Kosta, k. k. Regierungs-Commissär in Serajevo.
Houdek, Victor, k. k. Statthalterei-Concipist. Wien, I., Schillerplatz 4.
Jireček, Dr. Hermenegild Ritter v. Samokov, k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht. Wien, IV., Schlüsselgasse 2.
Inama-Sternegg, Dr. Carl Theo. von, k. k. Hofrath. Wien, I., Freiung 6.
Jellinek, Břetislav, Custos des städt. Museums. Smichow bei Prag, Hieronymusgasse 13.
Jettel, Dr. Emil, k. k. Hof- und Ministerial-Secretär. Wien, I., Landhausgasse 4.
Jocić, Luka, Verlagsbuchhändler in Neusatz.
Jokl, Bernhard, Privatier. Wien, IX., Berggasse 11.
Jurie, Dr. Gustav Ritter von, Privat-Docent an der Universität in Wien. I., Tuchlauben 8.
Jungić, Vaso, Religionsverweser in Dervent, Bosnien.
Kaiser, Franz, k. k. Kanzlei-Official im Finanzministerium. Wien, IV., Favoritenstrasse 17.
Kaltenegger, Dr. Ferdinand, kaiserl. Rath. Brixen, Südtirol.
Kanitz, F. Wien, I., Eschenbachgasse 9.
Kaposi, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX., Alserstrasse 28.
Karabaček, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, III., Seidelgasse 17.
Karner, P. Lambert, Pfarrer in Gösing (Post Fels am Wagram), Niederösterreich.
Karrer, Felix, Secretär des Wissenschaftlichen Club und der Anthropologischen Gesellschaft etc. Wien, Döblinger Hauptstrasse 80.
Keglevich, Stefan Graf von, k. k. Kämmerer. Kis-Tapolcsán.
Kinsky, Eugen Graf, Güterbesitzer. Wien, I., Kolowratring 12.
Klinkowström, Alfons von, k. k. Hofrath i. P. in Bozen.
Komers, August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.
Königswarter, Moriz Freiherr von, Mitglied des Herrenhauses, Grosshändler etc. Wien, I., Kärntnerring 4.
Kosanović, Sava, Erzbischof von Serajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Serajevo.
Koščal, Franjo, Gymnasialprofessor in Pošega, Slavonien.
Kosmač, Johann, Bergverwalter in Berszaska, per Bazias, Banat.
Kraus, Franz. Wien, I., Strobelgasse 2.
Krauss, Dr. Friedrich. Wien, VII., Hofstallstrasse 5.
Krek, Dr. Gregor, k. k. Professor an der Universität in Graz, Villefortgasse 11.
Kříž, Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.
Krumhaar, Jos. Ritter von, k. k. Hofrath. Wien, IX., Hörlgasse 3.
Kübeck, Max Freiherr von, k. k. Legationsrath a. D. Wien, IV., Wienstrasse 27.
Kubenik, Dr. Carl. Wien, IX., Währingerstrasse 16.
Kubinyi, Nicolaus von, Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.
Kučera, Frl. Clothilde Konstanze, Volkslehrerin in Vinkovce, Slavonien.
Kundrat, Dr. H., k. k. Univ.-Professor. Wien, IX., Alserstrasse 30.
Kutschera, Hugo, Vice-Civil-Adlatus bei d. bosnischen Landesregierung in Serajevo.
Lanckoroński, Carl Graf, k. k. Kämmerer, Grossgrundbesitzer etc. Wien, IX., Wasagasse 6.
Landwehr, Georg, k. k. Major im 12. Feld-Art.-Bat. in Essegg
Langer, Ritter von Edenberg, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX., Währingerstrasse 11.

Leidesdorf, Dr. **Max,** k. k. Univ.-Professor. Wien, Ober-Döbling, Hirschengasse 71.

Lepkowsky, Dr. J., k. k. Univ.-Professor in Krakau.

Lorinser, Dr. Friedrich Wilhelm, k. k. Sanitätsrath, Director des Wiedener Krankenhauses. Wien, IV., Favoritenstrasse 30.

Lorschy, Wilhelm, Buchhändler in Brod a. S., Slavonien.

Löw, Philipp, Advocaturs-Concipient in Kreuz, Kroatien.

Lukas, Dr. Fr., Professor am k. k. Gymnasium in Krumau, Böhmen.

Luschan, Dr. Felix von, Privat-Docent an der Universität. Wien, IX., Nussdorferstrasse 21.

Luschka, Ludwig, Kaufmann. Wien, VIII., Auerspergstrasse 17.

Makanec, Dr. Julius, k. k. Kreisarzt, Redacteur der „Bosnischen Post" in Serajevo.

Marenzeller, Dr. Adolf Edler von, prakt. Arzt. Wien, I., Donnergasse 1.

Maška, Carl, Oberrealschul-Professor in Neutitschein, Mähren.

Meyer, Dr. A. B., k. Hofrath, Director des k. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums in Dresden.

Meyer, Dr. Gustav, k. k. Professor an der Universität in Graz.

Meynert, Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX., Pelikangasse 12.

Michel, Anton, fürstl. Kinsky'scher Zuckerfabriks-Verwalter in Zlonic bei Neustadt a. d. Mettau.

Miklosich, Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 11.

Miličević, Franjo, in Mostar.

Mittler, Dr. Paul. Wien, I., Elisabethstrasse 16.

Montecuccoli-Laderchi, Maximilian Graf, Mitglied d. Herrenhauses, Gutsbesitzer. Schloss Mitterau, Niederösterreich.

Montecuccoli, Rudolf Graf, k. k. Corvetten-Capitän in Pola.

Morawitz, Dr. Alois, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, I., Elisabethstrasse 8.

Moser, Dr. L. Carl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest via Cecilia 10.

Moskovics, Dr. Leo, prakt. Arzt in Kaschau, Ungarn.

Much, Dr. Ferdinand, k. k. Hoftheaterarzt. Wien, IV., Favoritenstrasse, Hôtel Victoria.

Much, Dr. Matthäus. Wien, VIII. Josefsgasse 6.

Much, Rudolf, stud. arch. Wien, VIII., Josefsgasse 6.

Müller, Dr. Friedrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, III., Marxergasse 24 a.

Müller, Dr. David Heinrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, III., Beatrixgasse 16.

Müller, Hugo, Privatier. Wien, I., Grünangergasse 1.

Müllner, Alphons, k. k. Professor in Linz.

Neudörfer, Dr. Ignaz, k. k. Stabsarzt in Josefstadt, Böhmen.

Neumann, Dr. Wilhelm O. S. B., k. k. Univ.-Professor. Wien, IX., Garnisonsgasse 4.

Niedermaier, Dr., praktischer Arzt in Hallein.

Nitzelberger, Alfred O. S. B., k. k. Professor. Wien, I., Freiung 6.

Obersteiner, Dr. Heinrich jun., k. k. Univ.-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Döbling, Hirschengasse 71.

Oikonomides, Philippos, Dr., Professor aus Athen. Wien, I. Schulerstrasse 22.

Osborne, Wilhelm, Gutsbesitzer. Dresden, Pillnitzerstr. 32.

Oser, Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Leiter des Rothschild-Spitales. Wien, I., Neuthorgasse 20.

Ossowski, Gottfried. Krakau, Slawkowskastrasse 16.

Papi-Balogh, Peter von, Mezöhegyes, Ungarn.

Pavić, Mato, Professor am Lyceum in Djakovar, Slavonien.

Pavlović, Dr. Stevan, Advocat in Neusatz.

Peez, Dr. Alexander, Reichsraths-Abgeordneter. Wien, I., Opernring 3.

Penka, Carl, Gymnasial-Professor. Wien, Währing, Gürtelstrasse 103.

Pfeiffer, Dr. Alfred von. Wien, I., Kärntnerring 8.

Pfeiffer, Max von. Wien, I. Kärntnerring 8.

Pfeiffer, Rudolf, k. k. Bergcommissär in Brünn.

Pfungen, Dr. R. Freiherr von. Wien, I. Schottengasse 5.

Pick, Gustav, Privatier. Wien, I. Krugerstrasse 13.

Pietrowsky, Dr., k. k. Professor in Krakau, Weichselgasse 175.

Pissling, Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Statthaltereirath und Professor in Prag.

Plohl-Herdvigov, Rikardo Ferdinando. Warasdin, Kroatien.

Polak, Dr. J. E., em. k. pers. Leibarzt. Wien, I. Bibergasse 11.

Politzer, Dr. Adam, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Gonzagagasse 19.

Politzer, Dr. Leopold Max, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Tuchlauben 7.

Popović, Jvan V., Redacteur des „Serajewski List", Leiter der Landesdruckerei in Serajevo.

Pošepný, Franz, k. k. Professor an der Bergakademie in Přibram.

Preen, Hugo von, Akademischer Maler und Gutsbesitzer in Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.

Prochaska, Carl, k. k. Hof- und Verlags-Buchhändler in Teschen, Oesterr. Schlesien.

Püchler, Wenzel, k. k. Bergrath in St. Pölten.

Pudil, Jan, fürstl. Lobkowitzischer Bauverwalter in Bilin, Böhmen.

Rabl, Dr., Prosector der anatomischen Lehrkanzel an der Universität. Wien, IX., Währingerstrasse 11.

Radić, Fran, in Korčula, Dalmatien.

Radimsky, Wenzel, k. k. Berghauptmann in Serajevo.

Ransonnet, Eugen Freiherr von, k. k. Legations-Secretär. Wien, I., Singerstrasse 30.

Reich, Dr. Carl. Brod a. d. Save, Slavonien.

Reinisch, Dr. Leo, k. k. Univ.-Professor. Wien, III. Strohgasse 2.

Riedel, Josef, Ingenieur. Wien, IV., Mostgasse 7.

Riese-Stallburg, Werner Freiherr von, k. k. Kämmerer, Gutsbesitzer etc. Vojkau, Böhmen.

Rigler, Dr. Fr. Edler von, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, III., Seidelgasse 4.

Rokitansky, Dr. Hans Freiherr von. Wien, IV., Hauptstrasse 51.

Rollet, Dr. Emil, Privat-Docent an der Universität. Wien, I., Giselastrasse 2.

Romer, Dr. Florian Fr., Domherr in Grosswardein.

Rosenberg, Leopold. Wien, I., Kärntnerring 12.

Rücker, Anton, Centraldirector der Kohlen-Industrie-Gesellschaft. Wien, I., Canovagasse 7.

Salzer, Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III., Marxergasse 4.

Sarg, Carl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Wien, IV., Schwindgasse 7.

Schadenberg, Dr. A., k. Hof-Apotheker in Gross-Glogau, Schlesien.

Scheiner, Dr. Josef, Beamter. Wien, IX., Türkenstrasse 25.

Scheinpflug, Dr. Carl. Prag, Altstadt, Husgasse 3.

Schieder, Dr. Eduard, Badearzt in Bad Gastein und Arco.
Schmarda, Dr. Ludwig, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, II., Grosse Pfarrgasse 25.
Schmidel, Edmund, Staatsanwalt-Substitut. Wien, VIII., Schmidgasse 8.
Schmidl, K. Hietzing, Alleegasse 25.
Schmidt, Josef, Pfarrer in Winklarn bei Amstetten.
Schneller, Dr. Josef Ritter von, k. k. Ober-Sanitätsrath. Wien, IX., Liechtensteinstrasse 4.
Schott, Dr., k. k. Professor in Innsbruck.
Schram, k. k. Rittmeister und Conservator d. k. k. Central-Comm. f. Erhaltung d. Kunst- u. histor. Denkmale. Pola.
Schröer, Dr. Carl Jul., k. k. Professor an der technischen Hochschule. Wien, III., Salesianergasse 5.
Schroff, Dr. Carl Ritter von, k. k. Hofrath, Univ.-Professor in Graz, Burggasse 17.
Schuchardt, Dr. Hugo, Professor an der Universität in Graz. Elisabethstrasse 6.
Schuller, Gustav, Professor in Hermannstadt, Wiesengasse 66.
Schwab, Dr. Erasmus, Director des Mariahilfer Gymnasiums, Bezirks-Schulrath. Wien, VI., Mariahilferstrasse 73.
Schwarzenberg, Adolf Josef Fürst zu, k. k. Geheimer Rath, Major a. D., Reichsraths-Abgeordneter etc. etc. etc. Wien, Palais Schwarzenberg, III., Rennweg 3.
Schwegel, Josef Freiherr von, k. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, IX., Thurmgasse 3.
Sederl, J. Wien, III., Reisnerstrasse 51.
Sennik, Ivan, Professor am k. k. Gymnasium in Serajevo.
Silberstein, Dr. Friedrich. Wien, III., Reisnerstrasse 11.
Simony, Dr. Friedrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, III., Salesianergasse 19.
Späth, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor, Sanitätsrath. Wien, I., Schottenbastei 3.
Specht, Jos. Ant., Kaufmann. Wien, I., Franz Josefs-Quai 37.
Spitzer, Gustav, k. k. Hoflieferant für Modewaaren. Wien, I., Kärntnerring 12.
Spöttl, Ignaz, Historienmaler. Wien, VII., Westbahnstrasse 6.
Srpska-Zora, Akademischer Studenten-Verein. Wien, VIII., Schlösselgasse 15.
Stache, Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Chefgeologe der geologischen Reichsanstalt. Wien, III., Strohgasse 21.
Standhardtner, Dr. Josef, Primararzt im allgem. Krankenhause. Wien, IX., Alserstrasse 4.
Strassern, Hugo von, Fabriksbesitzer in Rusin bei Prag.
Stricker, Dr. Salomon, k. k. Univ.-Professor. Wien, I., Höfergasse 1.
Strobel, Dr. Pelegrino, Professor in Parma.
Strohmayer, Dr. August. Wien, VII., Burggasse 2.
Suchomel, Dr. Theodor, Landesadvocat in Matzen.
Suess, Dr. Eduard, k. k. Univ.-Professor. Wien, II., Novarag. 49.
Svetlin, Dr. Wilhelm, Director der Irren-Heilanstalt. Wien, III., Erdbergerstrasse 7.
Széchenyi, Graf Béla, Herrschaftsbesitzer in Zinkendorf.
Szombathy, Josef, Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII., Bernardgasse 3.
Tandler, Ritter von Tanningen, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, III., Ungargasse 27.
Tappeiner, Dr., praktischer Arzt in Meran.
Teglás, Gabriel, Oberrealschul-Director in Déva, Siebenbürgen.
Teplonchoff, A. E., Forstmeister in Ilynsk, Russland.
Theer, Peter von, k. k. Generalmajor, Haus-Commandant S. M. Arcieren-Leibgarde. Wien, III., Rennweg 6.
Tilgner, Robert, k. k. Professor und Bildhauer. Wien, IV., Wohllebengasse 3.
Tomaschek, Dr. Wilhelm, k. k. Professor an der Universität in Graz, Annenstrasse 19.
Toldt, Dr. Carl, k k. Univ.-Professor. Wien, IX., Petrarcagasse.
Tomovitz, Dr. Johann, k. k. Oberstabsarzt. Wien, III., Schulgasse 12.
Tordinac, Nikola, dottorando nel collegio di S. Girolamo degli Slavi. Roma, vicolo degli Schiavoni 11.
Toula, Dr. Franz, o. ö. Professor an der k. k. technischen Hochschule. Wien, VII., Kirchengasse 19.
Undset, Dr. Ingvald, Conservator am archäologischen Museum in Christiana.
Universitäts-Bibliothek, königl. in Göttingen.
Valjavec, Matthia, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie in Agram.
Voss, Richard, Schriftsteller. Berlin, Französische Strasse 8.
Vukasović, Vid Vuletić, Professor in Curzola, Dalmatien.
Wahrmann, Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I., Wollzeile 29.
Wahrmund, Dr. Adolf, Privat-Docent an der Universität und Orientalischen Akademie in Wien, I., Himmelpfortgasse 20.
Wang, Nikolaus, k. k. Oberlieutenant i. d. Reserve. Wien, I., Maximilianstrasse 8.
Wankel, Dr. Heinrich, praktischer Arzt in Olmütz.
Wattmann, Baronin Henriette. Wien, I., Wollzeile 6.
Wedl, Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX., Wasagasse 27.
Weinberger, Isidor, Ober-Inspector der k. k. Staatsbahn. Wien, III., Oetzeltgasse 4.
Weiser, Dr. M. E., k. k. Regiments- und Bezirksarzt in Lesina.
Weiss, Dr. J. B., k. k. Univ.-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
Wieser, Dr. Franz, k. k. Professor. Innsbruck, Sillgasse 19.
Wieselthier, Dr. Bernhard. Wien, I., Graben 27/28.
Wilckens, Dr. Martin, k. k. Professor an der Hochschule für Bodencultur. Wien, Währing, Sternwartestrasse 57.
Wilczek, Hans Graf, k. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, I., Herrengasse 5.
Windischgrätz, Ernst Fürst zu, k. k. Oberst a. D., Gutsbesitzer etc. etc. Wien, III., Strohgasse 11.
Winternitz, Dr. Wilhelm, Privat-Docent an der Universität. Wien, I., Helferstorferstrasse 9.
Witlacil, Dr. Andreas, k. k. Bezirksarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII., Piaristengasse 17.
Wittmann, Dr. Emil Hugo, Schriftsteller, Redacteur der N. F. Presse. Wien, I., Weihburggasse 32.
Woldřich, Dr. Joh. Nep., k. k. Professor am akadem. Gymnasium in Wien. III., Barichgasse 32.
Wrann, C. A., Bergingenieur in Ujbanya bei Plavisevica, Banat.
Wurmbrand, Gräfin Gabriele, Graz, Elisabethstrasse 31.
Wurmbrand, Graf Gundaker, k. k. Landeshauptmann für Steiermark etc. etc. Graz, Elisabethstrasse 31.
Wurmbrand, Graf Heinrich, Graz, Schumanngasse 14.
Žichy von Vasonykeö, Edmund Graf, k. k. wirkl. geh. Rath, Kämmerer etc. etc. Wien, I., Weihburggasse 32.
Zitný, Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister in Adamsthal, Mähren.
Zuckerkandl, Dr. Emil, k. k. Univ.-Professor in Graz.
Zwiklitz, Felix, öffentlicher Gesellschafter der Firma Lindheim & Co., Wien, I., Lothringerstrasse 1.

Verzeichniss

der **Institute und Vereine**, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in **Schriftenaustausch** steht.

Agram: Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— : Kroatische archäologische Gesellschaft.
Amsterdam: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Aardrijkskundig Genootschap.
Basel: Evangelische Missionsgesellschaft.
Batavia: Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
Berlin: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Anthropologische Gesellschaft.
— : Gesellschaft für Erdkunde.
Bern: Naturforschende Gesellschaft.
— : Schweizerische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
Boston: American Academy of Arts and Sciences.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
Brünn: Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— : Naturforschender Verein.
Brüssel: Académie Royale des Sciences.
— : Société d'Anthropologie.
Bukarest: Revista pentru Istorie, Archeologie si Filologie.
Calcutta: Asiatic Society of Bengal.
Chicago: American Antiquarian Oriental Journal.
Christiania: Archiv for Mathematik og Naturvidenskab.
— : Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers Bevaring.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Dorpat: Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
Dublin: Royal Society.
Dürkheim a. d. H.: Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
Florenz: Società italiana di Antropologia etc.
Genf: Société de Géographie.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Haag: Koninklijk Instituut vor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
Halle a. d. S.: Kaiserl. Leopold. Carol. Akademie.
— : Verein für Erdkunde.
Helsingfors: Finnische Akademie der Wissenschaften.
Innsbruck: „Ferdinandeum".
Jena: Geographische Gesellschaft.
Kiel: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum.
— : Kärntnerischer Geschichtsverein.
Königsberg: Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— : Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Kopenhagen: Kongl. Danske Videnskabernes Selskab.
— : Kongl. Nordiske Oldskrift Selskab.
Krakau: Akademie der Wissenschaften.
Leyden: Maatschappij der nederlandsche Letterkunde.
Liège: Institut archéologique Liègeois.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
Lissabon: Société de Geographie.
London: Royal Society.
— : Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
Lyon: Société d'Anthropologie.
Mailand: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
Mailand: Società italiana di scienze naturali.
Mexico: Museu nacional.
Modena: Società dei Naturalisti.
Montreal: Geological and Natural history-Survey of Canada.
Moskau: Kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher.
— : „ „ der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie etc.
— : Archäologische Gesellschaft.
München: Königl. Akademie der Wissenschaften.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
Paris: Société d'Anthropologie.
— : Revue d'Anthropologie.
— : Revue d'Ethnographie.
— : Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme.
— : Revue internationale des sciences biologiques.
— : Société de Géographie.
Philadelphia: American philosophical Society.
— : Academy of natural sciences.
Prag: Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— : Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
— : Památky archaeologické a místopisné.
— : Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Reggio: Bulletino di Paletnologia italiana.
Rio de Janeiro: Archivos do Museu nacional.
Rom: R. Accademia dei Lincei.
— : Società geografica italiana.
Salzburg: Gesellschaft für Landeskunde.
St. Louis: Academy of science.
St. Petersburg: Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
— : Geographische Gesellschaft.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte.
Shanghai: North China branch of the Asiatic Society.
Singapore: Straits branch of the Royal Asiatic Society.
Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— : Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
Stuttgart: Württembergischer Alterthumsverein.
Sydney: Royal Society of New-South-Wales.
Tiflis: Kaukasische Abtheilung der russischen geographischen Gesellschaft.
Toronto: Canadian Institute.
Trier: Gesellschaft für nützliche Forschungen.
— : Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.
Turin: „Cosmos".
Washington: Smithsonian Institution.
— : United States Geological Survey.
— : Anthropological Society.
Wien: K. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— : K. k. geographische Gesellschaft.
— : K. k. geologische Reichsanstalt.
— : Naturwissenschaftlicher Verein an der technischen Hochschule.
— : Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— : Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— : Wissenschaftlicher Club.
Yokohama: Asiatic Society of Japan.
Zürich: Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Ausschusssitzung am 7. Jänner 1885.

(Auszug aus dem Protokoll.)

Vorsitzender: Vicepräsident Hofrath Prof. Dr. Karl Langer R. v. Edenberg.

Die Herren Cassier Prof. Dr. Woldřich und Secretär J. Szombathy legen die Rechnungsabschlüsse der Casse und des Fonds für praktische Arbeiten vor. Dieselben werden nach genauer Besprechung den Rechnungs-Revisoren zugewiesen.

Der Secretär legt Namens des Präsidiums und des Redactions-Comités die Voranschläge für das Jahr 1885 vor. Da die präliminirten ordentlichen Einnahmen kaum hinreichen, um die verschiedenen Erfordernisse und speciell jenes für die Druckkosten der Mittheilungen zu decken, wird über Antrag des Herrn Prof. Wilckens beschlossen, für die Publicirung der Ausgrabungsberichte nöthigenfalls einen Theil des Ausgrabungsfonds heranzuziehen.

Hierauf werden die Vorschläge für die bevorstehenden Neuwahlen in den Ausschuss besprochen.

Ausschusssitzung am 13. Jänner 1885.

(Auszug aus dem Protokoll.)

Vorsitzender: Vicepräsident k. k. Hofrath Prof. Dr. Karl Langer R. v. Edenberg.

Als wirkliche Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Adolf Bachofen von Echt, Brauereibesitzer und Bürgermeister von Nussdorf;

Friedrich Freiherr von Batz, k. k. Rittmeister a. D., Teesdorf-Tattendorf, N.-Oe.;

Hugo von Preen, akademischer Maler und Gutsbesitzer in Osternberg bei Braunau a. Inn, O.-Oe.;

Josef Riedel, Ingenieur, Wien;

Dr. Hugo Schuchardt, Prof. d. roman. Philologie a. d. k. k. Universität Graz;

Dr. Karl Toldt, k. k. Universitätsprofessor, Wien.

Secretär Szombathy beantragt pro 1885 für den Beamten der Gesellschaft eine Remuneration von 150 fl. und für den Diener eine solche von 60 fl. Dieselben werden mit Majorität bewilligt.

In Folge einer Anregung des Secretärs Szombathy wird bezüglich des für eine Publication des Herrn Dr. Much zurückgelegten Betrages von 600 fl. eine eingehende Debatte eröffnet und — da Dr. Much eine baldige Verwendung des Betrages nicht in Aussicht stellt — nach dem Antrage des Herrn Hofrathes von Hauer beschlossen, diesen Betrag wieder in die laufende Rechnung des Jahres 1885 einzustellen, aber seine ursprüngliche Bestimmung aufrecht zu erhalten.

Secretär Szombathy beantragt, im kommenden Sommer eine Wanderversammlung der Gesellschaft abzuhalten, und bringt die Städte Klagenfurt und Graz in Vorschlag. Dr. Much empfiehlt, auch Innsbruck in Betracht zu ziehen. Nach kurzer Debatte wird der Antrag im Principe genehmigt und der Secretär beauftragt, bis zur nächsten Sitzung die für einen definitiven Beschluss nöthigen Erkundigungen einzuholen.

Secretär Szombathy beantragt endlich mehrere Statutenänderungen. Dieselben werden einem, aus den Herren Hofrath von Hauer, Karrer, Szombathy und Prof. Woldřich gebildeten Comité zur Vorberathung zugewiesen. **Karrer.**

Jahresversammlung am 13. Jänner 1885.

Vorsitzender: Der Vicepräsident k. k. Hofrath Prof. Dr. Karl Langer R. von Edenberg.

Schriftführer: Secretär J. Szombathy.

1. Der Vorsitzende eröffnet die Jahresversammlung und constatirt die Beschlussfähigkeit derselben.

2. Der Schriftführer erhält das Wort zur Vorlage des Jahresberichtes.

Hochansehnliche Versammlung! Im vorjährigen Berichte konnten wir uns erlauben, Ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Erfolge der von unserem hochgeehrten Herrn Präsidenten angeregten praktisch-wissenschaftlichen Arbeiten hinzulenken. Der Thätigkeitsbericht, welchen ich heute die Ehre habe Ihnen vorzulegen, wird sich hauptsächlich darauf beschränken, zu zeigen, welche weiteren Fortschritte wir auf diesem Gebiete gemacht haben.

Von den praktischen Arbeiten der Gesellschaft möchte ich mir erlauben, zuerst die Arbeiten unserer Sub-Commission für österreichische Ethnologie zu erwähnen. Die von unserem Mitgliede Herrn Dr. Fr. S. Krauss verfassten Fragen über die Ethnographie der südslavischen Länder sind in Druck gelegt und versendet worden. Der gute Erfolg derselben, obwohl er im Augenblick noch nicht ganz abzumessen ist, kündigt sich bereits in der starken Nachfrage und in einer Anzahl eingelaufener Antworten an. Der Vorsitzende dieser Sub-Commission, Herr Hofrath von Inama-Sternegg, hat eine für die Vertiefung unserer Studien sehr wichtige Bibliographie der ethnographischen Arbeiten über Oesterreich in Angriff genommen und diese Arbeit für Tirol bereits vollendet. Die gleichen, von Herrn Ministerialrath Jiriček für Böhmen und Mähren, von Herrn Reichsraths-Abgeordneten Otto Hausner für Galizien und vom Herrn Grafen Gundaker Wurmbrand für Steiermark und Kärnten übernommenen Arbeiten sind in der Ausführung begriffen.

Ferner ist hier das im Verlage von Alfred Hölder's k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung erschienene Werk „Sitte und Brauch der Südslaven" zu verzeichnen, welches Herr Dr. Fr. S. Krauss in Folge der directen Anregung unseres Herrn Präsidenten verfasst hat, und welches als ein sehr wichtiges Quellenwerk für die Ethnologie der Südslaven bezeichnet werden muss.

Herr Krauss bereist seit dem Spätsommer vorigen Jahres das nördliche Bosnien, um im Auftrage und mit einer Subvention unserer Gesellschaft folkloristische Studien zu machen. Seinen Berichten zufolge hat er bereits eine sehr umfangreiche und werthvolle wissenschaftliche Ausbeute gemacht. Diese Reise hat selbst durch den Eintritt des strengen Winters keine Unterbrechung erfahren. Wenn es die Mittel erlauben, wird sie Herr Krauss auch auf die südlichen Theile Bosniens und auf die Herzegowina ausdehnen und wir dürfen hoffen, dass wir aus diesen Gebieten noch reichhaltigere Resultate erhalten.

Die vor zwei Jahren begonnenen anthropologischen Untersuchungen in den österreichischen Alpen wurden

von den Herren Prof. Dr. Holl und Prof. Dr. Zuckerkandl mit Unterstützungen von Seite des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht und unserer Gesellschaft weiter gefördert. Herr Prof. Holl untersuchte die Bevölkerung und die Beinhäuser des Grödner-, Fassa-, Enneberg-, Eggen-, Ahrn-, Taufferer-, Puster-, Ziller-, Unter-Inn-, Gerlos- und Tuxer-Thales; Herr Prof. Zuckerkandl bereiste das südliche Kärnten und Oberkrain, um das Grenzgebiet des südslavischen und deutschen Typus zu studiren.

Ausgrabungen hat die Gesellschaft im Jahre 1884 an drei Orten veranstaltet.

Durch unser correspondirendes Mitglied Herrn Hofrath Dr. A. B. Meyer wurde die seit vielen Jahren bekannte, aber bisher vernachlässigte Fundstelle Gurina bei Dellach im oberen Gailthale in Kärnten untersucht. Nachdem er bereits im Vorjahre unsere Aufmerksamkeit auf dieselbe gelenkt hatte, veranstaltete er in unserem Auftrage im Monate August daselbst eine Ausgrabung.

Ein eingehender Bericht aus seiner Feder wird binnen Kurzem bei Gelegenheit der Uebersendung der ergrabenen Objecte der Gesellschaft vorgelegt werden. Herr Hofrath Meyer theilte uns vorläufig mit, dass seine Fundstücke einer Zeit angehören, welche einige Jahrhunderte vor Christo bis einige Jahrhunderte nach Christo in sich schliesst, und dass selbst notorische directe oder indirecte alte Beziehungen zu Griechenland in Münzen und Vasenresten vorliegen. Als wichtig bezeichnet er Bronzebleche mit Inschriften, welche eine directe Abhängigkeit von den bekannten euganäischen darthun, und sprachlich von den etruskischen unterschieden sein sollen. Die ergrabenen Bronzen und Eisenobjecte tragen zum Theil den Charakter der Hallstatt-, zum Theil denjenigen der la Tène-Periode, wie auch viele spätrömische vorhanden sind. Gurina war jedenfalls eine durch viele Jahrhunderte von verschiedenen Völkerschaften bewohnte ausgedehnte Niederlassung, deren Gräber zweifellos ergiebige Ausbeute bieten werden; es sind bis jetzt nur wenige und nicht ungestörte Gräber mit Leichenbrand gefunden, jedoch konnte nur ein minimaler Theil des ausgedehnten Terrains untersucht werden.

Wir hoffen, im kommenden Sommer die Mittel zu finden, um eine systematische Exploration dieses interessanten Fundortes einleiten zu können. Das Recht für weitere Grabungen hat das Präsidium durch Verträge mit den zwei Besitzern der hauptsächlich in Betracht kommenden Grundstücke unserer Gesellschaft auf 5 Jahre gesichert.

Eine weitere Ausgrabung betraf die Tumuli bei Rosegg in Kärnten, von welchen ich in Gesellschaft mit Herrn Wang 28 systematisch untersuchte. Die sehr interessante Ausbeute werde ich mir erlauben in einer späteren Sitzung vorzulegen und zu besprechen.

Schliesslich wurde auf Kosten unserer Gesellschaft noch die Ausbeutung des in unseren Sitzungen bereits mehrfach besprochenen Lössfundortes bei Willendorf in Niederösterreich durch unser sehr verdientes Mitglied Herrn Ingenieur Brun fortgesetzt und durch diese Arbeiten eine Anzahl neuer werthvoller Details über die Cultur des paläolithischen Menschen zu Tage gefördert.

Die Mittel zu diesen Arbeiten haben wir wie in früheren Jahren durch eine besondere Subscription aufgebracht. Es flossen uns Beiträge zu aus der Privatcasse Allerhöchst Sr. Majestät des Kaisers, vom k. k. Unterrichts-Ministerium, von Fräulein Anna Grohmann, den Herren Gebrüdern Gutmann, Herrn Felix Zwiklitz und einem Ungenannten. Ich will mir sogleich an dieser Stelle auszusprechen erlauben, dass unsere Gesellschaft für die namhaften Subventionen in erster Linie Sr. Majestät zu ehrfurchtsvollster Dankbarkeit, dann aber auch dem k. k. Unterrichts-Ministerium und den übrigen Spendern zu tiefstem Danke verpflichtet ist. Nur jener munificenten Opferwilligkeit ist es zu danken, dass wir in der Lage waren, auf jedem unserer drei Hauptarbeitsfelder bemerkenswerthe praktische Arbeiten zu machen.

Was unsere periodische Publication, die „Mittheilungen", anbelangt, so ist aus den bis jetzt ausgegebenen Heften des diesjährigen Bandes ersichtlich, dass ihr Inhalt neuerdings an Umfang und wohl auch an Reichhaltigkeit zugenommen hat, wenn wir auch gezwungen waren, uns bezüglich der Figuren-Tafeln eine ganz besondere Sparsamkeit aufzuerlegen und die Mehrzahl der Illustrationen in den Text zu verweisen, um die hiedurch erzielten Ersparnisse einer Vermehrung des Textes zuwenden zu können.

Als erstes Supplementheft zu unseren Mittheilungen ist in diesem Jahre die Bearbeitung der „Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder Oesterreichs von Regierungsrath Gustav Adolf Schimmer" erschienen. Bekanntlich verdanken wir das dieser wichtigen Arbeit zu Grunde liegende statistische Material der k. k. statistischen Central-Commission, und wir sind derselben für das uns in dieser Angelegenheit bewiesene Entgegenkommen zu vollstem Danke verpflichtet. Wir selbst aber können mit Befriedigung auf diese Abhandlung als den Abschluss mehrjähriger Studien blicken.

Wir haben uns auch bei der Herausgabe dieses Supplementheftes der speciellen, höchst dankenswerthen Unterstützung des k. k. Unterrichts-Ministeriums zu erfreuen gehabt, indem dasselbe 200 Exemplare des Heftes zu fixem Preise ankaufte, um dieselben an die interessirten Behörden und Lehranstalten zu vertheilen.

Im verflossenen Jahre haben wir 7 regelmässige Versammlungen und neben denselben 2 ausserordentliche Sitzungen abgehalten. Die Berichte über dieselben, sowie auch die wichtigsten Arbeiten des Ausschusses sind in unseren „Mittheilungen" in dem Capitel „Verhandlungen" publicirt.

Unsere regelmässigen Einnahmen sind im verflossenen Jahre gestiegen, und zwar hauptsächlich durch die Zunahme der Zahl der ordentlichen Mitglieder. Die Zahl der im Jahre 1884 als zahlend eingetragenen betrug 261, also um 70 mehr als im Vorjahre. Es ist das immerhin ein ziemlich beträchtliches Anwachsen. Ich muss hier jedoch wieder, sowie an gleicher Stelle im Vorjahre, erwähnen, dass unser Mitgliederstand noch nicht im Verhältnisse steht zu den Aufgaben, welche die anthropologische Gesellschaft zu erfüllen hat, und zu den Mitteln, welcher sie zu diesen Aufgaben bedarf, und es ist daher sehr zu wünschen, dass es mit dem Zuwachs unserer Mitglieder noch eine Zeit lang fortgehen möge. Daher möchte ich mir die Bitte erlauben,

in Ihren Freundeskreisen für unsere Gesellschaft die entsprechende Propaganda zu machen. Ausserdem sind an Einnahmen zu verzeichnen: Subventionen von Sr. Majestät dem Kaiser, vom k. k. Unterrichts-Ministerium und vom niederösterreichischen Landtag. Ich erlaube mir auch für diese Subventionen, welche unserer Gesellschaft seit einer Reihe von Jahren regelmässig zukommen, unseren wärmsten Dank zum Ausdruck zu bringen.

Trotz der Erhöhung unserer Einnahmen werden Sie sehen, dass unser Cassastand viel kleiner ist als im Vorjahre. Es hängt dies mit den aussergewöhnlichen Publicationen und mit der Erhöhung unserer Ausgaben für die „Mittheilungen" zusammen. Ich glaube aber doch, dass Sie aus diesen wenigen Worten, die ich mir zu sprechen erlaubt habe, ein befriedigendes Bild über den Stand unserer Gesellschaft und über unsere Thätigkeit gewonnen haben, und ich glaube, es ist hier der Platz, im Namen der Vereinsleitung allen unseren Mitarbeitern den wärmsten und besten Dank auszusprechen, sowohl jenen, welche durch wissenschaftliche Beiträge die Aufgabe unsere Gesellschaft förderten, als auch jenen, welche durch Geldbeiträge sie förderten.

Um der Verluste, die unsere Gesellschaft im Laufe des Jahres getroffen haben, zu gedenken, haben wir heuer nur einen bedeutenden Verlust zu verzeichnen, der aber so schwerwiegend ist, dass ich nicht den Versuch einer vollen Würdigung desselben wagen kann. Es ist der Verlust Hofrath v. Hochstetter's. Seinerzeit ist hier bereits von berufener Seite der mannigfaltigen, grossen Verdienste gedacht worden, welche mein theurer, unvergesslicher Meister sich um unsere Wissenschaft erworben, und durch welche er sich ein dauerndes, dankbares Andenken bei allen Fachgenossen gesichert hat.

3. Die Herren Cassier Prof. Dr. J. N. Woldřich und Secretär J. Szombathy erhalten das Wort zur Vorlage der Rechenschaftsberichte.

Rechnungsabschluss

der Cassagebahrung der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1884.

Einnahmen:

Cassarest vom Jahre 1883	fl.	1374.21
Jahresbeiträge von 260 Mitgliedern à 5 fl.	„	1300.—
1 Mitglied à 10 fl.	„	10.—
Subvention Allerhöchst Sr. Majestät des Kaisers	„	200.—
„ des hohen k. k. Unterr.-Ministeriums	„	300.—
„ „ „ niederösterr. Landtages	„	50.—
Vom Herrn Staatsrath Dr. Valt. Bogišić als lebenslängliches Mitglied	„	55.—
Vom Herrn Erzbischof Kosanović als lebenslängliches Mitglied	„	50.—
Ersatzbeträge	„	15.—
Ersatz des k. k. Hofmuseums f. Tauschexemplare	„	373.10
Abrechnung der A. Hölder'schen Buchhandlung	„	179.12
Für verkaufte Vereinsschriften	„	428.06
Nachtragszahlungen von 4 Mitgliedern pro 1883	„	20.—
Für Diplome	„	8.—
Zinsencoupon zweier Staatsobligationen u. Zinsen	„	30.50
Summe der Einnahmen	fl.	4392.99

Ausgaben:

An die Buchdruckerei W. Köhler	fl.	2570.20
„ „ chemigraphische Anstalt Angerer & Göschl	„	156.05
Für Zeichnungen	„	192.50
„ Karten an Gust. Freytag	„	145.—
„ Diplome	„	25.—
Literaturhonorare	„	173.50
Versendung der „Mittheilungen"	„	100.—
Autorhonorare	„	84.—
Transport	„	2.40
Für Eincassirungen und Gänge an Diener Eckert	„	36.50
Auslagen des Secretärs	„	500.74
„ „ Cassiers	„	42.45
Summe der Ausgaben	fl.	4028.34
Dazu der Cassarest pro 1885	„	364.65
Die Summe der Ausgaben gleich der Einnahme	fl.	4392.99

Wien, am 7. Jänner 1885.

Prof. Dr. J. N. Woldřich, d. z. Cassier.

Geprüft und richtig befunden:
8. Jänner 1885. Dr. J. E. Polak.

Revidirt und richtig befunden:
10. Jänner 1885. Dr. Tomowitz.

Rechnungen sammt Beilagen geprüft und richtig befunden:
9. Jänner 1885. Dr. Jos. v. Schneller.

Rechnungsabschluss

über den Fond für praktische Arbeiten der Anthropologischen Gesellschaft in Wien im Jahre 1884.

Einnahmen:

1. Saldo vom Vorjahre	fl.	61.17
2. Subvention aus der Privatcasse Allerhöchst Sr. Majestät des Kaisers	„	1000.—
3. Subvention des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht	„	400.—
4. Durch Herrn Baron Andrian von einem Ungenannten	„	700.—
5. Von Frl. Anna Grohmann	„	50.—
6. „ Gebrüder Gutmann	„	100.—
7. „ Herrn F. Zwiklitz	„	800.—
Summe	fl.	3111.17

Ausgaben:

1. Herrn Hofrath A. B. Meyer (Gurina)	fl.	450.—
2. „ Szombathy für Pachtung von Grundstücken in Gurina	„	209.98
3. Herren Szombathy und Wang (Rosegg)	„	633.19
4. Herrn Ferdinand Brun (Willendorf)	„	168.—
5. „ Prof. Zuckerkandl, Beitrag für kraniologische Untersuchungen	„	350.—
6. Herrn Prof. Holl, Beitrag für kraniologische Untersuchungen	„	350.—
7. Beitrag zur Reise des Dr. Krauss nach Bosnien	„	900.—
8. Cassarest	„	50.—
Summe	fl.	3111.17

J. Szombathy, Secretär.

Richtig befunden:
8. Jänner 1885. Dr. J. E. Polak.

Richtig befunden:
10. Jänner 1885. Dr. Tomowitz.

Die Versammlung ertheilt den Rechnungslegern das Absolutorium.

4. Der Vorsitzende bringt nunmehr die Neuwahlen in den Ausschuss zur Verhandlung.

Es treten statutenmässig folgende Herren aus:

a) der Präsident: Baron Andrian-Werburg
die Vicepräsidenten: Hofrath Dr. R. v. Langer,
Prof. Dr. Müller.

b) Cassier: Prof. Dr. Woldřich,
Rechnungsführer: Dr. Polak.

c) Ausschussräthe: Regierungsrath Dr. Aberle,
Custos Heger,
Prof. Dr. Kundrat,
Dr. F. v. Luschan und
Prof. Dr. Wilckens.

Der Ausschuss erlaubt sich, der Versammlung zur Neu- resp. Wiederwahl folgende Herren vorzuschlagen:

a) Präsident: Baron Andrian-Werburg.
Vicepräsidenten: Hofrath v. Langer,
Prof. Dr. Müller.

b) Cassier: Prof. Dr. Woldřich,
Rechnungsführer: Dr. Polak.

c) Ausschussräthe: Regierungsrath Aberle,
Custos Heger,
Hofrath Prof. Dr. Inama-Sternegg,
Dr. v. Luschan,
Prof. Dr. Wilckens.

Diese Anträge werden über Vorschlag des Herrn Generalstabsarztes Dr. R. v. Bernstein per Acclamation angenommen.

Zu Rechnungsrevisoren schlägt der Ausschuss vor die Herren:

Dr. R. von Schneller und
Generalstabsarzt Dr. R. von Bernstein.

Auch dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

Da keine weiteren Gegenstände für den geschäftlichen Theil der Jahresversammlung vorliegen, schliesst der Vorsitzende denselben.

5. Herr Dr. **Michael Haberlandt** übersendet eine Arbeit:

Ueber den dritten âçrama der Inder.

Wir sind es gewohnt, in den Daseinsformen und den vielen Besonderheiten, welche das altindische Volk auf allen Gebieten des Lebens in höchst eigenthümlicher Weise entwickelt hat, den Einfluss brahmanischer Lehre und Speculation, den Ausdruck speciell indischen, im Brahmanenthum verkörperten Wesens zu erblicken. Ueberall, wo uns eine eigenthümliche Lebenssitte, eine Form aufstösst, wie sie bei andern Völkern mit gleicher Naturgrundlage sich nicht oder nicht so entwickelt hat, erkennen wir gern das Wirken jener eigenthümlichen Geistesrichtung, welche mit solcher Einheitlichkeit und Stärke aus der ganzen indischen Cultur spricht. Das starre Gesetz der Kaste, die politische Knechtschaft des Volkes, einzelne durchgreifende Sitten, wie die Witwenverbrennung, der religiöse Selbstmord am Lebensabend u. dgl. mehr, fassen wir mit Vorliebe als durch brahmanische Speculation wenn nicht hervorgerufen, so doch befestigt und ausgeführt und werden hierin ja auch nicht so ganz fehlgehen. In Indien ist dieselbe in der That ein Factor von mächtiger und ausgedehnter Wirksamkeit und hat, wie es den Eindruck macht, jeder Erscheinung des öffentlichen und Privatlebens seinen Stempel aufgedrückt. So hat man denn auch in den vier Uebungsstadien oder âçrama's, in welchen nach brahmanisch-orthodoxer Lehre das Leben jedes Ariers verlaufen sollte, die brahmanische Tendenz gefunden, und ihre Aufstellung und fast durchgängige Befolgung als die Frucht brahmanischer Lebensauffassung und deren Hegemonie über das Volk angesehen. Es lag klärlich in der Tendenz des Brahmanismus, das ganze Leben zu einer religiösen Uebungszeit zu gestalten, und so war er es, der die verschiedenen, von ihm — so denkt man — eingegebenen oder wohl gar dictirten Arten des „âçrama", der religiösen Kasteiung vollends zu einem das ganze Leben umspannenden Systeme zusammenschloss, so dass jeder Arier 1. als Brahmacârin oder geistlicher Schüler im Hause eines brahmanischen Lehrers leben sollte, um darin für sein ganzes Dasein massgebende Einflüsse zu erfahren, sodann 2. als Grhastha der Pflicht, eine Familie zu gründen und den Ahnen einen opferfähigen Sohn zu erzeugen, nachzukommen hatte, 3. im Greisenalter von den Seinen scheiden sollte, um als Vânaprastha, als Einsiedler im Walde zu leben, und endlich 4. gegen Ende seines Lebens als Sannyâsin oder parivrâjaka aller Erdenbande ledig umherzuwandern und von Almosen zu leben hatte. Wenn es sich nun beim ersten und zweiten âçrama offenbar blos um eine Sanction und priesterliche Formulirung oder Benennung factischer und naturnothwendig bestehender Verhältnisse handelt, so scheint die Aufstellung des dritten âçrama in der That wie aus brahmanischer Speculation und Lebensauffassung hervorgegangen zu sein. Ist es denn einem Volke natürlich, das Greisenalter ausserhalb dem Hause in Entsagung von der Familie, von allen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten des Lebens zu verbringen, es somit thatsächlich zu einer den Lebenslauf abschliessenden und weihenden religiösen Uebungszeit zu gestalten? Nur die asketische Richtung, wie sie der Brahmanismus begünstigte, nur der brahmanische Entweltlichungshang hat sich darin also anscheinend Ausdruck gegeben: wenn schon nicht das ganze Leben, so sollte doch, nach genossenen Daseinsfreuden und vollbrachten Lebenspflichten, der Rest, das gereifte Alter, im Sinne brahmanischer Lehre gestaltet werden. Wie uns Manu's Gesetzbuch VI ff. in Uebereinstimmung mit den übrigen Dharmaçâstra's diesen dritten âçrama schildert, ist er in der That auch durchaus nach brahmanischer Lehre gemodelt und zugeschnitten, so dass wir aus dieser seiner Qualität ebenfalls seinen brahmanischen Ursprung überhaupt abnehmen könnten. „Wenn der Hausvater (grhastha, der Ârier in seinem zweiten âçrama), heisst es, merkt, dass seine Muskeln schlaff und seine Haare grau werden, wenn er den Sohn seines Sohnes sieht, so soll er das Haus verlassen als Waldeinsiedler (vânaprasta) leben. Seine Frau kann er mitnehmen in die Einsamkeit, oder er kann sie bei den Söhnen zurück-

lassen. Er kleidet sich in ein Kleid von Baumrinde oder in das Fell einer schwarzen Antilope. Sein Bett soll die Erde sein, seine Nahrung Früchte von den Bäumen oder Wurzeln des Waldes und Wasser . . . Fasten soll er häufig und sich von allen Begierden lossagen." Wir wissen nicht, ob die Wirklichkeit diesen Anforderungen völlig entsprochen hat, doch ist uns bekannt, dass die indischen Wälder voll von Einsiedlern und Büssern solcher Art, die in Blätterhütten hausten, gewesen sind, und dass, wenn die Sitte auch nicht durchgreifend war, doch jedenfalls schon in der Zeit der grossen Epen ein grosser Theil der Arier ihr thatsächlich nachkam. Eine Beschränkung auf die Brâhmana ist dabei durchaus nicht anzunehmen; gegenüber Versen wie 30. 70. 97 (brâhmana) und 29. 32. 93. (vipra) stehen andere, wie v. 2 grhasthas tu od. v. 40. 85. 91. 94. dvija (Ârier). Jedenfalls darf behauptet werden, es sei die Sitte, dass der Ârier im Greisenalter von Haus und Familie zu scheiden habe, um in den Wald zu gehen, schon in der vorbuddhistischen Zeit in Kraft und Geltung gewesen, und dass sie einen integrirenden und durchaus verständlichen Theil der brahmanischen Lebensordnung gebildet habe.

Trotzdem lässt es sich, wie ich glaube, zu bedeutender Wahrscheinlichkeit bringen, dass die Sachen anders liegen, dass der Ursprung dieser Sitte des dritten âçrama kein brahmanischer speculativer, sondern ein ganz anderartiger war. Dass die Greise im Alter Haus und Familie verlassen müssen, um weiterhin ein beschauliches, entsagendes Leben im Walde zu führen, ist vielleicht doch nicht eine vom Brahmanismus aus der Luft gegriffene Vorschrift, eine rein durch ihn erzeugte oder eingegebene Sitte, sondern nur die Umbildung und brahmanische Ausgestaltung einer älteren, bereits bestehenden barbarischen Gewohnheit. Wenn sich eine Institution so sehr mit allen natürlichen Instincten und Trieben in Conflict zeigt, wie dies beim dritten âçrama der Fall ist (denn welcher Greis liesse sich nicht gern pflegen und von seinem Nachwuchs verehren?), so lässt sich wohl vermuthen, dass sie nicht das Product blosser Speculation sein dürfte, sondern ganz andern Verhältnissen entsprungen ist. Wir meinen nun, dass dieser dritte âçrama auf den altindogermanischen Brauch der Greisenaussetzung zurückgehe. Die Form der Sitte ist dieselbe, nur ihr Inhalt, ihre Motive sind ganz andere und, wie die weite Verbreitung des Brauchs unter den Völkern bezeugt, vollkommen natürlich. Nicht nur bei Naturvölkern heutiger oder nicht allzu ferner Zeit herrscht die Sitte, sich der kraftlosen, unnützen Greise in mehr oder minder kannibalischer Weise zu entledigen, auch in der indogermanischen Urzeit muss sie in Uebung gewesen sein, sie ragt noch deutlich in die geschichtliche Zeit der meisten indogermanischen Völker hinein. Sie ist uns sowohl beim europäischen, als beim asiatischen Zweig dieser Völkerfamilie bezeugt. Wir finden bei den Skandinaviern „Reste der Sitte, dass kraftlose Greise von ihren Angehörigen dem Tode übergeben wurden. Sie wurden grafgângsmen, d. h. man machte eine Grube, setzte sie hinein und liess sie umkommen", vgl. die Bestimmung des Gulathingsb. 63 über die alten Freigelassenen (Weinhold, Altnord. Leben p. 473). J. Grimm hat Rechtsaltert. 487 f. dieselbe rohe Sitte für Deutschland und wendische Gebiete nachgewiesen, ebenso für Litauer — und Römer s. Grimm RA., Cap. 4. Auch von iranischen Völkern wird Aehnliches berichtet, vgl. Strabo 11, 11, 3: τοὺργὰς ἀπειρηκότας διὰ γῆρας ἢ νόσον ζῶντας παραβάλλεσθαι τρεφομένοις κυσίν ἐπιτηδες πρὸς τοῦτο οὓς ἐνταφιαστὰς καλεῖσδαι τῇ πατρῴα γλώττῃ, wo von den Baktrern geredet ist. An andern Orten erwähnt derselbe alte Geograph die Sitte auch bei den Massageten (11, 8, 6) und bei den Kaspiern. Endlich, und dies ist für unsere Vermuthung besonders wichtig, ist der Brauch der Greisenaussetzung auch im vedischen Alterthum noch zu bezeugen. Zimmer führt, Altind. Leben p. 328 zwei Stellen aus verschiedenen Veden an, welche die Sitte bei den alten Indern in voller Kraft und Geltung zeigen. So heisst es im Rigveda 8, 51, 2: „Pârshadvâna setzte den Praskanva zusammen (d. h. stärkte ihn wieder), den daliegenden, ausgesetzten Greis" (ud-dhâ); und im Artharvaveda 18, 2, 34 werden neben den Vätern, die begraben und die verbrannt wurden, auch die ausgesetzten (uddhita) angerufen. Also in der alten indischen Zeit, da die eben eingewanderten Arier noch im Induslande sassen und den Ganges nocht nicht in geschlossenen Massen erreicht hatten, war es noch Sitte, die Greise (gewaltsam wäre zu viel gesagt, sie fügten sich ja in ihr Schicksal, denn, hymn. in Ven. 247, das Greisenalter ist: οὐλόμενον, καμαμηρὸν ὅ τε στυγέουσι θεοί περ) aus dem Hause zu entfernen und ihrem Schicksale zu überlassen. Ist es nun zu gewagt, die Form dieser Sitte, welche ihre Motive in der Noth und Gefühlsroheit, ja Gefühlslosigkeit der alten Zeit hat, in humanisirter Gestaltung, mit anderem Inhalt und selbstverständlich anderer Motivirung, in dem dritten âçrama erkennen zu wollen? Hier wie dort ein Scheiden vom Hause, von der socialen Welt und Verbannung in den Wald. Auch der Vânaprastha ist für die Seinen, welche er zurücklässt, für die Gesellschaft todt, wenngleich er für sich und mit sich allein weiterlebt. Die äussere Erscheinung, die Form ist in beiden Sitten dieselbe, nur in ihrer gemüthlichen Grundlage, in ihren Motiven sind sie ganz verschieden. Aber die Formen der Sitten sind überall das zähe, beharrende Element, und füllen sich mit immer verschiedenem Inhalt. Die Art, wie ein Brauch erscheint, das Aeussere der Lebensgewohnheiten erhält sich am festesten, während ihre „innere Form", wie man nach Analogie der „inneren Sprachform" sagen möchte, sich ändert und mit der Zeit geht. Dies zugegeben, wird man der Annahme, dass der dritte âçrama formell mit dem alten Brauch der Greisenaussetzung zu vermitteln sei, ihre Berechtigung nicht absprechen. Es lassen sich dabei, da unsere Quellen hierüber noch nicht aufgeschlossen sind und vielleicht auch nie werden, ganz concrete Uebergangsformen recht gut vorstellen. Bei der Milde des indischen Klimas, der Leichtigkeit, auch ohne eigene und Hilfe Anderer das blosse Dasein zu erhalten, hatte die Aussetzung der Greise nicht ihren sicheren Tod zur Folge, derselbe war darum auch gewiss nicht direct beabsichtigt. Es handelte sich für die

jüngeren Generationen blos darum, Platz in der kleinen, primitiv organisirten Gesellschaft zu schaffen; die Vertilgung der Alten war dabei direct nicht intendirt, sondern unter ungünstigen Verhältnissen und Naturbedingungen, wie im Norden, nur die unvermeidliche Consequenz. Es hat darum wohl in Indien einen Zustand gegeben, dass man die Greise im Alter einfach vom Hause in die Einöde verwies, um daheim Raum zu erhalten und den Nothstand zu mildern; ja, wie die nordischen Greise sich freiwillig direct tödten lassen, wie die Witwen in der Urzeit sich zum Scheiterhaufen ihrer verstorbenen Gatten drängen müssen, so vollzogen die indischen Greise wohl auch ohne äussern Zwang, ohne Nöthigung die doch unvermeidliche, weil zur Sitte erhobene Trennung vom Haus und vom Leben in der Gesellschaft. Diese Lebensgewohnheit griff der Brahmanismus dann auf, gab ihr einen neuen Inhalt, natürlich in seinem Sinne, und machte sie zur religiösen Vorschrift, die dann so ganz in seine Lebensordnung passte. Es scheint mir, dass mit dieser Anknüpfung des Vânaprasthastandes an eine sociale, wenngleich barbarische Einrichtung der ältesten Zeit ein besseres Verständniss gewonnen ist, als bei der bisherigen Auffassung, er wäre rein der Ausdruck innerer Vorgänge, es hätte wirklich ein religiöser Trieb von allem Anfang an die Arier in die Wälder hinaus zur Weltabgeschiedenheit geführt. Es lässt sich nicht bestreiten, dass diese der Sitte neu unterschobene religiöse Bedeutung ihrer Erhaltung mächtigen Vorschub geleistet hat; ohne diesen neuen Inhalt hätte sich der alte Brauch in Indien wie sonst unter den indogermanischen Völkern bei zunehmender Cultur spurlos verloren. Aber auf der andern Seite lässt sich wohl auch behaupten, dass die blosse brahmanische Lehre schwerlich die Sitte des dritten âçrama ganz von selbst hätte in's Dasein rufen können. Es liegt in der indischen Culturgeschichte ein ziemlich genaues Analogon zur Geschichte unserer Sitte vor, in der Geschichte der Witwenverbrennung, die, ebenfalls eine alte indogermanische Institution, sich in Indien unter Einfluss der brahmanischen Orthodoxie consolidirt hat und bis auf den heutigen Tag besteht. Während hierbei aber der grausame Charakter der alten Zeit in entsetzlicher Verknöcherung festgehalten wird, erscheint in der Weiterbildung der alten vedischen Greisenaussetzung zum dritten âçrama nach unserer Auffassung das Humanitätsprincip, die Tendenz zum Menschlich-Schönern im freundlichen Licht — eine Freude, die dem Ethnologen bei seinem Forschen manchmal in ganz unerwarteter Weise wird und immer sein schönster Arbeitslohn ist.

6. Herr **Gottfr. Ossowski** in Krakau übersendet einen

Bericht über den sechsten Congress russischer Archäologen in Odessa

(vom 27. August bis 12. September 1884).

Es kann wunderbar erscheinen, dass zum Zusammenkunftsort eines archäologischen Congresses, dessen ausschliesslicher Zweck die Erforschung der Alterthümlichkeiten ist, eine so junge und neue Stadt wie Odessa gewählt wurde, welche, wie man sagen kann, unter den Augen der noch lebenden Generationen entstanden und aufgewachsen, weder geschichtliche noch traditionelle Vergangenheit besitzt. Wenn wir aber erwägen, dass die die Stadt umgebenden Gegenden das Gebiet bildeten, in welchem sich auf dem Wege der Colonisation die griechisch-klassische Civilisation verbreitete, um von da aus auf die weiter gegen Norden gelegenen Länder ihren Einfluss auszuüben, wenn wir erwägen, dass die griechische Civilisation in der Gegend von Odessa ihre deutlichsten Spuren in Form von Denkmälern der häuslichen, socialen und religiösen Kunst zurückgelassen hat, so zeigt sich, dass Odessa sammt den sie umgebenden Gebieten in der Geschichte der historischen Archäologie von Russland eine wichtige Stelle einnimmt. — Neben den wissenschaftlich höchst interessanten alterthümlichen Ortschaften von Neu-Russland wie Olbija, Chersonis, Pontikapaja etc., sieht man auch in der Krym viele heute schon verlassene Städte und Tausende von Höhlen in den Felsgebirgen Inkerman, Tepekermen, Mahub, Czufut-Kale etc. [1]) Die Erkenntniss dieser noch gar nicht erforschten Denkmäler kann eine grosse Bedeutung haben sowohl für die vorhistorische Archäologie, wie auch für die Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christenthums in diesem Lande. In Odessa selbst befindet sich ein sehr reiches Museum der dortigen archäologischen Gesellschaft und mehrere grosse Privatsammlungen. Alles das berechtigt nicht nur die Wahl von Odessa als Zusammenkunftsort des jetzigen Congresses, sondern umgibt auch diese Stadt mit einer originellen Aureole.

Das Programm des Congresses theilt denselben in 8 Sectionen: 1. Section der Ur-Denkmäler, 2. Section der Denkmäler aus der heidnischen Zeit, 3. Section der classischen Denkmäler, 4. Section der socialen und häuslichen Kunst, 5. Section der juridischen Denkmäler, 6. Section der philologischen Denkmäler, 7. Section der geschichtlichen Geographie und 8. die Section für Ethnographie. — In allen Sectionen fehlte es nicht an zahlreichen und werthvollen wissenschaftlichen Arbeiten; die Zahl derselben war so gross, dass trotz der sehr langen Dauer des Congresses manche Prälegenten nicht zum Worte gekommen sind.

Der folgende Bericht hat zum Zwecke die Schilderung der Resultate des Congresses aus dem Gebiete der classischen und vorhistorischen Archäologie.

Auf dem Gebiete der classischen Archäologie hat man vor Allem jene Punkte der Küste des Schwarzen Meeres bestimmen wollen, welche die grösste Bedeutung für die Erkenntniss der Ursprünge der neu-russischen Cultur und ihres Verhältnisses zur classischen Civilisation haben.

Zur Erreichung dieses Zieles empfahl Prof. Jurgiewicz in seinem Referat als den ersten und wichtigsten Schritt, die schnellste wissenschaftliche Erforschung von Akkerman, welches auf den Ruinen des alten Tyrus steht, von Inkerman, welches auf der Stelle des ehemaligen

[1]) In den Felsen von Inkerman finden sich über 600 auf einer kleinen Fläche gruppirte Höhlen, in Tepekermen sollen mehr als 11.000 Berghöhlen sein.

Eupatorium erbaut wurde und endlich der Mündung des Flusses Tyliguta, wo im Alterthum Odyssos und Azona bestanden. Die von Prof. Wojewódzki bearbeitete Landkarte der alterthümlichen Colonien an der Küste des Schwarzen Meeres, welche unter die Mitglieder des Congresses in einzelnen Exemplaren vertheilt wurde, bildet einen guten Anfang der künftigen Forschungen des Landes. Als erste und sehr erfolgreiche Probe solcher Forschungen muss man die vom Geologen Prendl ausgeführte Erforschung der Insel Berczana betrachten. Diese Insel, welche sich jetzt an der Mündung des Dniepr befindet, wurde nach Prendl erst in den letzten geologischen Perioden vom festen Lande abgerissen. Vorhistorische Denkmäler enthält die Insel keine, dafür haben die griechisch-classischen Zeiten hier ihre reichlichen Spuren zurückgelassen. In vielen Ortschaften der Westküste der Insel Berczana finden sich viele Haufen von Küchenüberresten, und unter diesen trifft man in gewisser Tiefe auf eine Schichte von schwarzer Erde, welche Asche, Kohlen und gebrannte Knochen enthält; in derselben Schichte und in den an sie angrenzenden sind verschiedene keramische Gegenstände gefunden worden. Unter dieser Schichte fand man in verschiedenen Richtungen liegende Menschenknochen. Auf der Ostküste der Insel fand man kleine Münzen und formlose Kupferstücke. Die Bildung der erwähnten Erdschichten versetzt Prendl in die Zeit der ältesten griechischen Colonien.

Diuleruks hat durch seine Forschungen in der Gegend von Kercza ein gewisses Licht auf die bis jetzt unbekannten Denkmäler der Krym geworfen. Aus der Verlesung des Autors ersieht man, dass man in der Umgebung von Kercza viele ihrem Alter nach verschiedene Hügel findet, welche Diuleruks auf folgende Weise classificirt: 1. Scythen-Hügel, 2. alt-griechische Hügel, 3. neu-griechische Hügel, 4. gewöhnliche und verschönerte Gewölbe.

Indem wir zur vorhistorischen Archäologie übergehen, müssen wir vor Allem die Namen von mehreren Forschern erwähnen, welche an den Sitzungen dieser Section theilnahmen, nämlich: Uwarow, Prof. Antonowicz, P. Putiatyn, Fräulein Melnik, G. Ossowski, Bobryński, Prof. Samokwasow, Prof. Anuczyn. In ihren Referaten behandelten die erwähnten Forscher sehr verschiedene Fragen.

Eine der wichtigsten Fragen berührte Fräulein Melnik in einem Referat über ihre Forschungen an den von ihr im Gouvernement Cherson beobachteten megalithischen Denkmälern. Bis jetzt sind diese Gegenstände in der Gegend noch nie beobachtet worden; es steht aber auch in dem Falle noch nicht fest, ob die von Melnik beobachteten Gegenstände ein Werk der menschlichen Hand oder ob sie nur täuschende Naturproducte sind.

P. Putiatyn legte einen von ihm selbst gefundenen Stein vor, auf welchem in Form von kleinen Grübchen die Figur des „Grossen Bären" (Constellation) mit Menschenhand wahrscheinlich dargestellt war. Dieser Fund erinnert an ähnliche von Schliemann und anderen Forschern gefundene und beschriebene Gegenstände, die die Zeichen der Plejas und des „Kleinen Bären" tragen.

Einen in Russland erst vor kurzer Zeit berührten Gegenstand der vorhistorischen Archäologie bildet die Erforschung der Höhlen. Prof. Antonowicz hat als Erster solche Forschungen im vorigen Jahre angefangen. Derselbe forschte in einer grossen Anzahl (14) von Höhlen, die er in mehreren Dörfern des Dniestr-Thales angetroffen hatte. Prof. Antonowicz unterscheidet natürliche und künstliche Höhlen. Die Höhlen erster Kategorie hält er für Wohnungen des vorhistorischen Menschen, die künstlichen Höhlen lässt er aus dem Mittelalter herstammen; seine Ausgrabungen in den Höhlen waren bis jetzt erfolglos, und nur in der Umgebung mancher Höhlen fand Antonowicz eine grosse Anzahl von Gegenständen aus gespaltenem Feuerstein und mehrere Objecte aus polirtem Stein (Hammer, Hacken etc.). Die Feuersteinobjecte sollen nach Antonowicz paläolithischen Ursprungs sein; dieser Meinung widersprach Prof. Anuczyn und Ossowski, die in diesen Funden den deutlichsten neolithischen Charakter sahen.

Der schlechte Erfolg der bisherigen Ausgrabungen ist nach der Meinung von Ossowski kein Beweis dafür, dass die späteren Forschungen nicht mit einem glücklicheren Resultat gekrönt sein werden; das letzte erscheint sogar wahrscheinlich, indem Graf W. Dzieduszycki in einer Höhle in Bujne bei Jezupol (Ost-Galizien), welches ebenfalls im Dniestr-Thale liegt, Spuren des vorhistorischen Menschen angetroffen hat.

Uwarow verglich in einem Referat die archäologische Bedeutung der italienischen „terramare" mit ähnlichen, in den slavischen Ländern angetroffenen Schlössern; der Referent zweifelt daran, als ob manche von den erwähnten italienischen „terramare", besonders jene die sich auf hochgelegenen Punkten finden, mit den Palafiten anderer Länder archäologisch gleich sein sollten, wie es Pigorini meint. Auf Grund seiner Beobachtungen an einer „terramare" in Montana glaubt Uwarow, dass ähnliche Bauten sowohl nach ihrer Situation wie auch nach ihrem Bausystem vielmehr manchen Burgen und Schlössern der slavischen Länder entsprechen.

Das Referat G. Ossowski's betraf die Frage der Classification der Funde aus dem Stein-Zeitalter in Mittel- und Ost-Europa; der Referent stützte sich auf seine Forschungen in der Gegend von Krakau und Ojców.

In seinem Referat weist Ossowski vor Allem nach, dass die chronologische Classification des Stein-Zeitalters, welche für West-Europa ausgearbeitet wurde, in mancher Hinsicht den mittel- und osteuropäischen Ausgrabungen nicht entspricht; in weiterer Folge schildert Ossowski eine neue Classification, die auf der Einhelligkeit der lithologischen und archäologischen Charaktere der Krakauer und Ojcówer Funde basirt.

Der Autor unterscheidet drei sich bis jetzt differenzirende Epochen des neolithischen Zeitalters: 1. Epoche von Maszyce, 2. Nord-Krakauer Epoche, 3. Mnikower Epoche [1]).

[1]) Der archäologische Charakter dieser Epochen ist den Lesern unserer Zeitschrift bekannt. Siehe den Originalbericht von Ossowski: „Forschungen in den Höhlen zu Ojców (bei Krakau) im J. 1883, Bd. XIV, Heft II und III, pag. 74.

Der ungewöhnlich glückliche und gelehrte Erforscher der klein-russischen Hügel (Tumuli), Prof. Samokwasow legte seine letzten Funde, die er an den Ufern des Dniepr gemacht hatte, vor. Er theilt dieselben folgendermassen ein: 1. Ausgrabungen aus der vor-scythischen Zeit; 2. eigentlich scythische Ausgrabungen; 3. gebrannte Menschenkörper; 4. nicht gebrannte Menschenskelette. Die zwei ersten Kategorien stammen nach Samokwasow aus der vorhistorischen Zeit. Die vom Autor gefundenen Gegenstände bestehen aus: Knochenkorallen, thierischen Zähnen (durchlöchert), bronzenen Gegenständen, Gefässen aus Knochen und eigenthümlichen Korallen aus Pflanzensamen.

Die Forschungen von Bobryński, die er in Hügeln neben der Stadt Smiła (Gouv. Kiew) gemacht hat, lieferten einen grossen Antheil der zur Zeit des Congresses eröffneten archäologischen Landes-Ausstellung. In einem Referat lässt der Autor einen Theil seiner Funde (Stein-Objecte) aus der neolithischen Zeit stammen, der andere Theil soll theils aus der Bronzezeit, theils aus der Anfangsperiode der Eisenepoche stammen.

Prof. Anuczyn legte sehr interessante Steinobjecte vor, die in Sibirien gefunden wurden. Dieselben haben Formen von Fischen und erinnern an ähnliche Funde in anderen Ländern. Ausserdem hielt der letzterwähnte Autor einen langen Vortrag über die verschiedenen Gattungen des Hundes, die in letzter Zeit in Nord-Russland ausgegraben wurden; darunter hat er auch eine neue Art osteologisch differenzirt und nannte dieselbe „Canis Inostrancevi".

Hejduk referirte über eigenthümliche im Kaukasus bei der Stadt Noworossyjsk gemachte Funde, die nach ihm aus der megalithischen Zeit herstammen. Es sind das die sogenannten steinernen Hütten, die aus zwei grossen senkrecht stehenden, mit einem dritten Stein bedeckten Steinplatten bestehen. Daneben fand Hejduk Reihen von aus Steinen aufgebauten Hügeln, und eine grosse Menge von kleinen Hügeln, deren Zahl im Thale „Cemska" mehrere Hunderte beträgt. In diesen Hügeln findet man in 4—5 Schichten übereinander liegende Skelette, und daneben Objecte aus Knochen, Eisen und Elfenbein.

Im Allgemeinen sieht man aus diesem kurzen Bericht, dass während des Congresses die verschiedensten Fragen der geschichtlichen und vorhistorischen Archäologie Russlands berührt wurden. Die mit dem Congresse verbundene Ausstellung diente zum besseren Verständniss der in den Sectionssitzungen behandelten Gegenstände.

Zum Schluss des Congresses wurde ein Ausflug nach der Krym zur archäologischen Erkenntniss dieser Halbinsel veranstaltet. Die Mitglieder begaben sich von Odessa nach Sewastopol, welches den Ausgangspunkt für besondere Excursionen bildete.

Folgende Ortschaften wurden besucht: Chersonis, Inkerman, Bachczyseraj, Manhub, Czufut-Kale, Tepekermen, Bataktava, Jalta, Atupka und Kercza.

7. Vortrag des Herrn Hofrathes Dr. v. **Inama-Sternegg** über

„Nationalökonomische Vorstellungen bei Naturvölkern [1])."

Das Thema, für welches ich mir eine kurze Aufmerksamkeit der geehrten Mitglieder erbitte, liegt einigermassen abseits von den Bahnen, welche bisher wenigstens von der anthropologischen Gesellschaft in Wien, ja wohl auch von anderen anthropologischen Gesellschaften betreten sind. Ich hoffe aber doch Sie, meine Herren, davon überzeugen zu können, dass ich zur Sache spreche, zur Sache der anthropologischen Gesellschaft. Die Anthropologie, besonders in ihrer Erweiterung zur Ethnologie, ist ja der Boden, auf dem die beiden grossen Wissensgebiete, die so lange unverstanden neben einander hergingen, wieder zu einheitlichem Wirken vereinigt werden sollen, die Naturwissenschaft und die Wissenschaft von der Gesellschaft. Dieser ausserordentlich glückliche Umstand ist es wohl auch, der den anthropologischen Gesellschaften eine so grosse Zukunft verheisst. Es wird hier eine Vereinigung von Forschern und von Forschungsergebnissen erzielt, die auf einem anderen Wege gar nicht erzielt werden könnte, eine Sammlung unter dem Gesichtspunkte des einheitlichen Objectes, dem die beiden Wissenschaften zugewendet waren, ohne sich dieser Einheit bewusst zu sein, unter dem Gesichtspunkte der Einheit des Menschen in der Summe seiner Beziehungen. Zu dieser Wissenschaft vom Menschen nun gehört natürlich auch die Wissenschaft von den Ideen des Menschen, und die Ideen des Menschen sind ja allerwege nicht die Ideen vereinzelter Menschen, sondern sind Ideen der Menschheit, Ideen des Menschen als gesellschaftlichen Wesens.

So ist die Sociologie nichts Anderes, als ein integrirender Bestandtheil der Ethnologie, und innerhalb der Sociologie wieder spielt gewiss die Nationalökonomie eine hervorragende Rolle. Denn die Nationalökonomie macht uns aufmerksam auf jene Ideen, welche auf die materielle Wohlfahrt des Menschen oder des Menschengeschlechtes gerichtet sind; und wohin Sie immer blicken mögen, in die primitiven Entwicklungsstadien eines Volkes oder in die reifsten Zustände desselben, immer werden Sie sehen, dass der erste Gedanke eines Volkes der ist, wie es durch materielle Mittel seine Existenz behaupten, mächtig und angesehen werden kann, und wie es dann im Rahmen dieser Gemeinschaft sich die materielle Wohlfahrt zu Theil werden lassen kann, wie das Gedeihen und das Behagen des Daseins, gestützt und gekräftigt durch die Macht der Gesellschaft, zu erzielen ist. Wenn Sie also, meine Herren, mit mir einverstanden sind, dass die Volkswirthschaft selbst nichts Anderes ist, als die Summe von Lebensbethätigungen, durch welche die Völker die Idee der materiellen Wohlfahrt verwirklichen wollen, dann werden Sie mir auch sofort Recht geben, dass wir in der Volkswirthschaftslehre nicht eine abstracte Theorie aufstellen können, sondern dass wir in der Volks-

[1]) Auszug aus der stenographischen Niederschrift.

wirthschaft nachgehen müssen den verschiedenen Erscheinungen der Völker, in den verschiedenen Culturstadien, in den verschiedenen Entwicklungsphasen. Denn immer ist die Idee der Wohlfahrt eine andere. Die Vorstellung von dem, was den Menschen und die Menschen glücklich macht, ist gewiss eine von denjenigen Vorstellungen, die am allermeisten in der Geschichte Wechsel und Veränderung erfahren haben. Hier ist, wie mir scheint, auch der Punkt, wo das Problem den Ethnologen reizt. Denn der Ethnologe, der sich das Leben der verschiedenen Völkerschaften vergleichend vor das Auge führen will, will nicht nur die gleichzeitig lebenden, sondern auch die nacheinanderlebenden Völkerschaften in ihrer Verschiedenheit erkennen, und die geistig-sociale Entwickelung ist seinem Interesse nicht minder nahe gelegen, als die Entwickelung der physischen Daseinsformen der Völker. Von diesem Grundgedanken geleitet, will ich nun im Folgenden versuchen, Sie, meine Herren, für einige Detailstudien zu interessiren, die ich im Laufe grösserer theoretischer Untersuchungen angestellt habe. Es sind nur abgerissene Stücke, die ich Ihnen bieten kann, das liegt aber in der Natur des Gegenstandes. Denn kaum ist er ja noch gestreift, geschweige denn, dass man sich zum Bewusstsein gebracht hätte, dass die Untersuchungen über volkswirthschaftliche Vorstellungen und Ideen ebenso berechtigt im Rahmen der Betrachtung liegen, wie z. B. die Untersuchungen über religiöse Fragen. Was ich Ihnen bieten kann und will, das ist nichts Anderes, als der Hinweis auf gewisse einzelne gut beglaubigte Erscheinungen in Volkszuständen, die wir im Gegensnatze zur Cultur eben Naturzustände der Völker nennen.

Was nun das wirthschaftliche Leben solcher Naturvölker anbelangt, so haben wir allerdings durch sorgsame Beobachtungen von Reisenden, theilweise auch in den Berichten von Colonialregierungen gar manche Hinweise auf die äusseren Erscheinungen desselben. Und nicht nur bezüglich solcher Völker, die wir heute noch als Naturvölker bezeichnen können, liegen uns solche Berichte vor, wir haben auch gewisse Berichte von sehr altem Datum, über Völker, die längst den Charakter eines Naturvolkes überwunden haben und zu den ersten Culturvölkern geworden sind, die aber nichtsdestoweniger schon in einer Zeit beobachtet wurden, in welcher sie noch ganz den Typus eines reinen Naturvolkes mit einem ausserordentlich naiven Volksleben an sich trugen. So ist es uns möglich, gewisse Berichte alter Schriftsteller, wie z. B. des Tacitus über die alten Germanen einigermassen in Parallele zu nehmen zu denjenigen Berichten, die moderne Reisende über wilde Völkerschaften oder über Völkerschaften einer sehr primitiven Cultur uns mittheilen. Wenn nun auch äussere Erscheinungen des Wirthschaftslebens solcher Völker ziemlich reich schon beschrieben sind, so ist doch nicht ein Gleiches zu sagen in Bezug auf die Gedankenwelt dieser Völkerschaften, von welcher geleitet solche wirthschaftliche Lebensäusserungen unternommen werden. Sehr selten und dann ganz schüchtern klingt einmal und das andere Mal in den Berichten eines Reisenden eine Bemerkung durch, aus der wir entnehmen, dass er sich die Frage vorgelegt hat, wie sich wohl ein solches Volk seine Gedanken zurechtlegt über die Wirthschaft und über die Erfolge seiner Wirthschaft. Nun sind freilich solche Reflexionen mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Sie wissen Alle, meine Herren, dass einer der geistreichsten Beobachter eines Naturvolkes Tacitus gewesen ist. Unter den Motiven, welche Tacitus den alten Germanen unterschiebt, indem er ihre wirthschaftlichen Einrichtungen schildert, sind viele durchaus nicht entsprechend. Sie sind hergeholt aus dem Gedankenkreise des römischen philosophirenden Historikers, der seinen Landsleuten eine Art von Spiegelbild vorhalten wollte. Sie sind also nicht ursprünglich aus dem Volke herausgenommen, sondern aus den Ideen des Schriftstellers selbst. Auch von Cäsar lässt sich das Gleiche nachweisen, dass er seine eigenen politischen Ideen seinen schön redenden Führern der Germanen und Gallier in den Mund legt und dass wir auf diese Weise leicht irregeführt werden über ihre Anschauungen. Auch sonst liegt die Gefahr ausserordentlich nahe, dass wir derartige Beobachtungen anstellen, indem wir, unseren Gedankenkreis gleichsam als selbstverständlich annehmend, den primitiven Völkern eine Logik unterschieben, die sie gar nicht haben. Denn der Ausdruck für eine Idee ist natürlich nicht früher vorhanden, als die Idee selbst, und wenn wir nun gangbare Termini der Wissenschaften für Schilderungen solcher Zustände anwenden, die längst hinter uns liegen, oder die von den unsrigen so ganz und gar verschieden sind, so kommen wir in die Gefahr, dass wir dann eine Vorstellung einfähren in die Gedankenwelt dieser Naturvölker, die bei ihnen gar nicht vorhanden sein kann. Es ist also bei derartigen Untersuchungen schwer, völlige Klarheit zu erlangen, und man muss sich mit sehr bescheidenen Ergebnissen begnügen und zufrieden sein, wenn wenigstens einigermassen ein Licht fällt auf die Verhältnisse dieser primitiven Völkerschaften.

Was ich nun im Einzelnen Ihnen vorführen möchte, meine Herren, das sind zunächst einige Betrachtungen über die Arbeitstheilung bei den Naturvölkern. Kein Geringerer als der berühmte Nationalökonom Adam Smith hat schon die Idee gehabt, dass die Arbeitstheilung bei allen Völkern und in allen Culturstufen am Ende vorkommen muss und er spricht einmal von einer „propensity in humane nature to truck, barter and exchange one thing for another." Nur bemerkt er noch dazu, diese Neigung zum Tausch, und was er damit gleichsam identisch nimmt, zur Theilung der Arbeit, diese Neigung sei doch wahrscheinlich im Wesentlichen erst entwickelt worden mit der Vernunft und mit der Sprache, und solange wir ein Volk in's Auge fassen, das nicht schon einen reifen Grad des Denkens hat und dies in einer ziemlich ausgebildeten Sprache manifestirt, solange wird wohl auch diese Neigung zum Tausch sehr gering gewesen sein. Er verweist hierin insbesondere auf die Analogie der Thiere. „Die Thiere haben keinen Tausch und die Menschen müssen in ihren primitiven Verhältnissen ganz ähnlich gedacht werden, wie die Thiere." Gegen diese Ansicht des Adam Smith sprechen schon Zeit-

genossen vielfach. Ja der sehr langweilige, aber doch leidlich gelehrte Büsch hält einen kleinen Excurs darüber, in dem er nachgewiesen hat an den Jagdhunden seiner Freunde, dass sie sich auf die Arbeitstheilung und den Tausch ganz gut verstehen. Er hat dann auf weitere Erscheinungen der Bienen- und Termitenstaaten hingewiesen, wo gewiss deutlich eine Arbeitstheilung sichtbar ist, und ist zu dem Resultate gekommen, dass Adam Smith offenbar hier zu Gunsten der culturellen Entwicklung gesprochen und dabei die Bedeutung der Arbeitstheilung für primitive Zeiten unterschätzt hat. Nun möchte ich meinen, dass die Frage, die damals geistreich aufgeworfen, aber ebenso oberflächlich abgethan worden ist, gegenwärtig mit genügenderen Mitteln weiter geführt werden kann. Wir mögen diese sogenannten Naturvölker betrachten, wo wir sie wollen, wir werden immer eine Art von Organisation bei ihnen vorfinden, eine, wenn auch ganz bescheidene Organisation, die ein gewisses Zusammenwirken für einen einheitlichen gemeinsamen Zweck bedeutet, und dieses Zusammenwirken ist doch im Grossen und Ganzen Theilung der Arbeit. Es will sich ein solcher Stamm, eine solche Völkerschaft selbstständig behaupten. Es will dieselbe eine gewisse Macht erwerben und erhalten, und zu dieser Selbstbehauptung, um dieses Zweckes willen ordnet sich die Masse der Bevölkerung einem Häuptling unter oder mehreren, die da an die Spitze treten und schafft auch unter sich kleinere Abtheilungen dieser Art, die dahin streben, dass nicht Jeder dasselbe thue in dieser Gemeinschaft, sondern dass der Eine mit seinem Dienst den Dienst eines Anderen fördert. Ja, wenn es nicht schon wieder ein speculativer Gedanke wäre, den man bei solchen Untersuchungen möglichst fernhalten muss, so möchte ich sagen, schon im Begriffe eines Volkes scheint mir die Arbeitstheilung gelegen zu sein. Denn ein Volk ist ja immer nur vorhanden, wo eine gesellschaftliche Structur vorhanden ist. Eine solche ist überall wahrzunehmen möglich, und so können wir nicht anders sagen, als: „Ueberall da, wo es sich um eine Menschengemeinschaft, nicht blos um ein zufälliges Aggregat von Menschen handelt, muss eine Art von Arbeitstheilung vorhanden sein.“ Auch ist es eine durch zahllose Beobachtungen vollkommen festgestellte Thatsache, dass eine Arbeitstheilung auch bei Völkerschaften der niedrigsten Entwicklungsstufe innerhalb der Familie oder des Hauses vorkommt. Da wird uns berichtet, dass der Mann diese und die Frau jene Verrichtungen übernimmt, und zwar in der Regel ist es eine Theilung der Arbeit, die unserer jetzt gangbaren Arbeitstheilung direct widerspricht. Männer übernehmen die leichtesten, die Weiber die schwersten Arbeiten. Es ist das übrigens nicht etwa eine Besonderheit der wilden Völkerschaften, über welche uns heutzutage Reisende berichten, auch die Arbeitstheilung bei den alten Germanen war etwas Ähnliches. Der Mann war für den Kampf, für die Jagd, für das Bier und für die Würfel bestimmt und die Frau für alles Uebrige. Besonders also die schweren wirthschaftlichen Verrichtungen fielen auch da ganz den Weibern zu. Wenn Sie nun, meine Herren, diese wenigen Andeutungen zusammenfassen, die ich bisher gemacht habe, so werden Sie mir vielleicht Recht geben, wenn ich sage: das, was uns hier als Spur der Arbeitstheilung vorliegt, ist keine Theilung im wirthschaftlichen Sinne. Die Arbeit ist wohl getheilt, aber nicht, um damit einen grösseren wirthschaftlichen Effect zu erzielen, sondern aus politischen Rücksichten, sie ist getheilt im Interesse der Gemeinschaft, im Interesse der Ordnung, die da herrschen soll. Wie in der Familie der Mann sich diejenigen Beschäftigungen auswählt, durch welche er glaubt herrschen zu können und alles Uebrige dem Weibe überlässt, so ist auch in dem Stamme und in dem Volke die Arbeit so getheilt, dass Ordnung besteht und dass wenigstens ein gewisses Zusammenwirken mit Rücksicht auf den allerersten Zweck der Erhaltung dieser Volksgemeinschaft vorhanden ist. Ich möchte mir gestatten, diese Behauptung durch einige besondere Beispiele zu beleuchten. Es wird berichtet von den Indianern in Nordamerika vor der Zeit der europäischen Entdeckung, dass sie nur ein Gewerbe als selbstständigen Erwerbszweig ausgeübt hatten, nämlich die Töpferei, und zwar nicht die ganze Töpferei, sondern nur die Herstellung von Pfeifen. Also die Pfeifenmacherei, das war der einzige selbstständige Gewerbszweig, den man bisher wenigstens nachweisen kann, und zwar stellt sich dabei eine ganz eigenthümliche Thatsache heraus. Die Pfeifen, auf welche die Indianer so grossen Werth legten — und diese Sitte scheint weit verbreitet gewesen zu sein — waren aus rothem Thon; dieser rothe Thon hatte bestimmte Lagerstätten und diese Lagerstätten wurden nun ausgebeutet von den verschiedensten Indianerstämmen. Im Interesse ihrer rothen Pfeifen stellten sie diese Gebiete des rothen Thons gleichsam unter allseitig garantirte Neutralität. Da hörten die Fehden auf und die Pfeifenmacher konnten ungehindert durch alle Gebiete der Indianer ziehen, um an diesen Stellen ihr Material zu holen, beziehungsweise dort ihre Arbeit zu verrichten. Es ist ein anderes Beispiel, dass bei den Papuas nur ein Gewerbe vorhanden ist, das der Schmiede, und wenn Sie mir eine kleine parallele Anmerkung gestatten, so haben wir auch von den alten Bajuvaren Nachrichten, dass gerade der Schmied als ein öffentlich anerkanntes Gewerbe bestimmt war. Nun haben wir schliesslich auch noch ein sehr merkwürdiges Beispiel von den Andamanesen. Dort, wie uns berichtet wird, ist die Töpferei Geheimniss. Nur wenige Frauen verstehen sie. Diese Frauen stehen unter dem Schutze des Stammes und ihre Producte haben sie nicht etwa als Producte ihres privaten Gewerbefleisses, sondern diese Producte gehören der ganzen Horde. Es gibt, wie der betreffende Reisende erzählt, bei den Andamanesen keine privaten Geschirre, sondern das, was sie an Töpfen haben, ist Gemeingut. Hier ist also nicht nur die Erscheinung, dass die Arbeitstheilung, wo sie specialisirt ist, sofort als eine Angelegenheit der Gesammtheit betrachtet wird, sondern hier spielt auch die Idee des Eigenthums eine ganz merkwürdige Rolle. Es gibt hier ein Gesammteigenthum an Mobilien mit Rücksicht darauf, dass die Herstellung derselben eine ganz specielle Geheimkunst ist, die nur unter dem Schutze des Volkes entwickelt werden kann. Auch diese

Beispiele lassen die Auffassung zu, dass die Arbeitstheilung in primitiven Zeiten nicht auf speciell wirthschaftliche, sondern auf allgemein gesellschaftliche Motive zurückzuführen ist.

Gehen wir auf ein weiteres Gebiet über. Wo ein gewisses Mass von Arbeitstheilung besteht, differenzirt sich auch die Leistung eines Volkes, es differenzirt sich die Betheiligung an der Production und damit ist auch ein Motiv zum Tausch gegeben, das früher nicht vorhanden war. Wohl können wir uns eine Arbeitstheilung ohne einen Tauschverkehr denken. Was eben nur Einzelne brauchen, oder was Gemeingut wird, das kann sehr wohl nach dem Princip der Arbeitstheilung ausgeführt werden, ohne dass damit schon Tausch entsteht. Wird aber die Arbeitstheilung für die Production allgemein begehrter Güter eingeführt, dann entsteht ein Motiv zum Tausch und damit auch sofort das Bedürfniss nach einer Bewerthung; und ich komme nun auf die Frage, ob Naturvölker die Idee des volkswirthschaftlichen Werthes haben, und welche Idee sie davon haben. Es ist nun allerdings eine ziemliche Menge von Beobachtungen auch darüber schon gemacht worden, welche Güter von einzelnen Völkerschaften bewerthet werden und wie sie bewerthet werden. So ist es eine immer wieder erzählte Thatsache, dass bei der Mehrzahl der wilden Völkerschaften Schmuck-Gegenstände sehr geschätzt sind. Damit ist aber eigentlich sehr wenig gesagt. Man weiss nicht, warum sie geschätzt sind, und solange wir das nicht wissen, haben wir keine Vorstellung von ihrem Werthurtheil und haben keine Möglichkeit, ihr Werthurtheil mit unserem Werthurtheil zu vergleichen. Man kann sich nun denken, dass diese Gegenstände nur aus Eitelkeit verwendet werden. Die Eitelkeit ist ein hervorstechender Charakterzug der primitiven Völker. Aber wir haben auch Beweise, dass auch werthlose Dinge zum Schmuck verwendet werden. Viele schmücken sich mit schönfarbigen Beeren ebenso wie mit Muscheln und kostbaren Metallstücken. Man hat darauf hingewiesen, dass der Schmuck als eine Art von Auszeichnung angesehen wird und man hat das Bedürfniss einer solchen Auszeichnung als das Agens für die Bewerthung der Schmucksachen angesehen. Nun ist auch hier wieder die Frage: Entsteht nun das Verlangen nach solchen Schmucksachen, mit denen sie sich auszuzeichnen trachten, deshalb, weil dieselben werthvoll sind, oder haben sie ihren Werth erst dadurch erhalten, weil man sich damit schmückt? Es ist nicht klar, ob das Werthurtheil entsteht durch das Verlangen nach diesen Dingen, weil sie selten sind, oder weil sie conventionell als Schmuck angesehen werden. Es gibt aber noch ein Drittes. Es gibt eine Reihe von Schmuckgegenständen bei wilden Völkerschaften, von denen uns die Reisenden erzählen, dass mit ihnen auch getauscht wird. Und wenn nun der Schmuck sich darauf richtet, so ist das Werthurtheil wieder ein ganz anderes; um in unserer Terminologie zu sprechen, im ersten Falle ein Gebrauchswerth, im anderen Falle ein Tauschwerth. Diese Frage, meine Herren, lässt sich ausserordentlich schwer, auch mit dem Materiale, das uns gegenwärtig zur Verfügung steht, beantworten. Ich werde aber auf einiges Bekannte hinweisen. Auch hier geben uns die alten nordamerikanischen Indianer ein sehr gutes Exempel — nun freilich, ich will das in Parenthese einfügen, die Beobachtungen über die Indianer sind nicht mehr vollständig für unsere Zwecke zu gebrauchen; wir wissen, dass diese Indianer einen gewissen Grad von Cultur schon erreicht haben; doch waren die Zustände noch ausserordentlich einfach und nach dieser Einfachheit der Zustände können wir immerhin ihre wirthschaftlichen Vorstellungen messen. — Da ist nun die Thatsache beachtenswerth, dass bei diesen Indianern eine Art von kupfernem Zeitalter gewesen ist oder wenigstens eine besondere Vorliebe für Kupfer und Kupfergegenstände. Nachdem aber Eisen zu ihnen gebracht worden ist, so ist das Kupfer alsbald aus dem Gebrauche verschwunden, obwohl es auch später noch zu haben war. Kupfer haben aber diese Indianer ausserordentlich hoch bewerthet, ja es war ihnen wohl das werthvollste Material. Und wie das Eisen gekommen ist, so ist eine so kolossale Entwerthung des Kupfers eingetreten, dass sie selbst gar kein Verlangen mehr darnach hatten. Und ausserdem haben diese Indianer zum Schmuck vornehmlich die sogenannten Herzen der Seemuscheln geliebt, d. h. die innere Axe oder die Spindel der Seemuscheln, die durch sehr sorgsames Verfahren ausgeschält werden mussten. Das war eine Arbeit, welche das Product besonders werthvoll erscheinen lassen konnte. Und ganz ähnlich ist es auch mit den bekannten Wampumperlen, die ja auch durch ein sehr mühsames Verfahren hergestellt wurden; ein Gürtel mit Wampumperlen war der glänzendste Schmuck. Wie nun die Europäer kamen mit ihren Glasperlen, da war bald der ganze Werth der Wampumperlen dahin, obwohl sie später ebenso schwer und mühsam herzustellen waren, also ihre Seltenheit durchaus nicht gelitten hatte unter dem schlechten Surrogate der Glasperlen. Da ist es nun bemerkenswerth, wie der betreffende Berichterstatter uns über die Werthvorstellungen der Indianer belehrt. Er sagt, weil diese Herzen der Seemuscheln sehr grosse Arbeit erheischten, weil die Herstellung der Wampumperlen sehr mühevoll war, darum waren sie so hoch geschätzt. Sie waren also gleichsam nach Mass der darin steckenden Arbeit geschätzt. Es ist nicht zu verkennen, dass die Theorie von Adam Smith dem betreffenden Berichterstatter bereits bekannt war. Das zeigt nun, wie gefährlich es ist, Ideen, die uns ganz geläufig sind, in den Ideenkreis solcher Völker hineinzutragen. Was folgt nun daraus, dass durch das Auftreten des Eisens das Kupfer entwerthet worden ist und durch das Auftreten der Glasperlen die ganze Herrlichkeit der Wampumperlen vorüber war, Anderes, als dass eine Bewerthung nicht im Speciellen wegen des besonderen Materials Kupfer, oder wegen der besonderen Eigenschaft der Wampumperlen vorhanden war, sondern eine Bewerthung, weil man überhaupt gar nichts Aehnliches gehabt hat als Kupfer und gar nichts Aehnliches als wie diese Zierde. Wie dann ein Surrogat aufgetreten ist, so hat man es für werth befunden, an die Stelle des bisherigen Productes zu treten und so hat es die Entwerthung herbeigeführt. Bei solchen und ähnlichen Werthurtheilen ist es nun

aber doch ganz allgemein zu beobachten, und alle Berichte stimmen darin überein, dass es sich viel weniger um ein subjectives Werthurtheil des Einzelnen handelt, als vielmehr um ein objectivirtes Urtheil einer ganzen Menge. Es ist eine öffentliche Meinung über den Werth eines gewissen Dinges, und solange nur dieser gewisse Urtheilskreis nicht überschritten wird, wird dasselbe Werthurtheil immer wieder auftreten. Nun ist freilich, jemehr wir in die Zeit einer primitiven Völkerschaft blicken, umso kleiner der Kreis, in welchem sich diese Identität des Werthurtheils zeigt; umso differenzirter in ihren, wenn auch noch so primitiven Zuständen sind die einzelnen Horden und Völkerstämme, während, jemehr wir uns einer Zeit nähern, die nun schon einen reichern Verkehr hat, um so allgemeiner wird dieses objectivirte Werthurtheil, so zwar, dass uns Reisende berichten, dass wilde Völker, die untereinander keinen Verkehr haben, die aber schon mit Europäern in Beziehung gekommen sind, über dieselben Dinge dieselben Urtheile ausgesprochen haben. Weil ich schon bei diesem Punkt des conventionellen Werthurtheils angelangt bin, so will ich noch auf eine Thatsache hinweisen. Man berichtet uns von den Tanguten, dass sie ihre Wollstoffe nach Aermellänge bemessen und dennoch den Werth vollkommen gleich halten, so zwar, dass Diejenigen, die nur einen kurzen Arm haben, dasselbe zahlen müssen, wie die mit einem längeren. Das Ganze, was der eine für seine Bekleidung braucht, kostet ihn ebensoviel, wie seinen Nachbar, wenn auch der Eine um einen Schuh grösser ist als der Andere. Hier ist also eine andere Einheit. Die Einheit ist nicht ein festes Längenmass oder Flächenmass, sondern die Einheit ist das Bedürfniss. Der eine Mensch braucht Kleidung und der andere auch. Beide müssen gleichviel dafür zahlen. Das ist wenigstens die Vorstellung, wie sie mir aus diesen Berichten entgegentritt und ich habe auch hier eine eigenthümliche Parallele aus der alten deutschen Geschichte. Man erzählt von Karl dem Grossen, dass er energisch aufgetreten ist gegen die Händler, welche ihre friesischen Gewänder — sie verkauften bereits Confection — gleich bewertheten, ob sie länger oder kürzer waren. Im Ganzen genommen darf es uns aber nicht wundern, wenn primitive Völker wenig Werthurtheile haben, denn ein Werthurtheil — und wie ich eben bemerkt habe, ist es immer ein objectivirtes Werthurtheil — setzt voraus, dass man in der Lage war, eine Reihe von Betrachtungen anzustellen über die Brauchbarkeit dieses und jenes Gegenstandes. Nun ist es natürlich, dass da, wo im Ganzen genommen eine grosse Einfachheit besteht, nicht grosse Mengen von Werthgleichungen aufgestellt und gangbar sein können. Und daraus erklärt sich wohl auch, dass wir immer wieder erzählt bekommen, wie sehr die Wilden aus jedem Masse des Werthes herausfallen, wenn sie Dinge sehen, die sie bisher nicht gehabt haben. Die berühmte Geschichte mit dem Cylinder, für den man ungemessene Summen in Perlen bekommen konnte, ist ein Beispiel hiefür. Wo Güter in den Gesichtskreis eines Volkes treten, die sie bisher nicht kannten, da ist die Seltenheit und vielleicht der Gedanke, sich auszeichnen zu können, so durchschlagend, dass jede Vergleichung mit dem bisherig Bekannten verloren geht, daher auch jede Möglichkeit einer vernünftigen Bewerthung.

Anschliessend an diese Betrachtungen von Werthvorstellungen gestatten Sie, dass ich mir über den Geldgebrauch etwas zu sagen erlaube. Wir wissen, dass, abgesehen von allen möglichen Dingen, die statt Geld gebraucht werden, insbesondere Muscheln, dann bekanntlich bei den Nomadenvölkern vorzugsweise Felle oder wenigstens Stücke von Fellen in Form von Leder als Geld gebraucht wurden. Ich habe nicht nöthig, auf diese bekannten Dinge weiter einzugehen. Die Frage, die mich aber dabei interessirte, ist: Warum gebrauchen diese diesen und jene jenen Gegenstand als Geld? Und dabei ist die Zurückführung auf begriffliche Vorstellungen so verschieden, wie bei keiner andern Frage. Man kann Geld sich schaffen, beziehungsweise gebrauchen mit Rücksicht auf den Handelsverkehr. Das ist aber nichts, was uns besonders interessirt. Denn Naturvölker, sobald sie in irgend einen geregelten Handelsverkehr treten, werden alsbald mit den Erfolgen eines guten, gangbaren Geldes vertraut und eignen sich das an. Es kann Geld aber auch geschaffen werden mit Rücksicht auf den inneren Verkehr eines Naturvolkes und dann ist schon ein anderer Gesichtspunkt massgebend. Wenn es sich darum handelt, dass eine solche Völkerschaft unter sich tauscht und zahlt, da ist begreiflicherweise Dasjenige, was zunächst von Jedem anerkannt ist in seiner Eignung, für irgend ein Bedürfniss zu dienen, eine Waare, welche eine gangbare Werthvorstellung für sich hat. Und wenn Sie nun berücksichtigen, meine Herren, dass solche Völker überhaupt wenige Werthgleichungen haben, so ist es sehr naheliegend, dass sie für den Geldgebrauch ein solches Gut auswählen, das relativ die meisten Werthgleichungen hat, und die festeste Relation zu den übrigen besitzt. Darum gebraucht die Mehrzahl der wilden Völker, sofern sie auf die Viehzucht das Hauptgewicht legen, das Viehgeld, darum gebrauchen Völker, die am Meere leben, Muschelgeld, darum gebrauchen diejenigen, die im Verkehr mit weit entlegenen Völkerschaften ihre Nahrungs- oder Genussmittel zum Theil sich beschaffen müssen, Theegeld. Sie mögen aber nun von diesem Gegenstande ins Auge fassen, was Sie wollen, es wird nichts so sehr geeignet sein, uns über das Wesen dieses primitiven Geldgebrauches aufzuklären, wie das sogenannte Viehgeld. Es ist bei Homer angeblich vorhanden, weil da nach Ochsenwerth gerechnet wird. Es kommt die Geldbusse in Vieh in den Fragmenten der vorsolonischen Gesetze vor. Sie wissen die Zusammengehörigkeit des Wortes pecus und pecunia. Ich brauche das wohl nicht ausführlicher zu beleuchten. Wenn Sie aber näher zusehen, wie das Viehgeld geworden ist, so lässt es sich im Ganzen nicht annehmen, dass man darunter immer ein Zahlmittel verstand. Es wäre da vorauszusetzen, dass der Empfänger selbst Viehzüchter gewesen sei. Im Uebrigen aber werden wir uns dieses Viehgeld als Rechnungsgeld zu denken haben, wie das schon mein hochverehrter Lehrer Hermann ausgesprochen hat. Das Vieh war Rechnungseinheit, weil man das Vieh in die meisten Werthgleichungen gesetzt hatte und man hat an dem Werthe des Viehstückes gemessen, wieviel ein

anderes Ding werth ist. Werthmass zu sein ist, wie mir scheint, historisch überhaupt die erste Function des Geldes, viel früher als die Function, Tauschmittel oder Zahlungsmittel zu sein. Das ist noch ganz besonders dadurch zu illustriren, dass die lex Ripuaria, die uns in ausserordentlich anschaulicher Weise das Leben der ripuarischen Franken schildert, einen vollkommenen Werthtarif in solchen Vieheinheiten hat, und die lex Saxonum sagt geradezu: Der Solidus ist ein doppelter: der eine ein jähriger, der andere ein 16monatlicher Ochse, d. h. das ist die Einheit für alle Werthgleichungen, ohne dass damit irgendwie gesagt wäre, dass man regelmässig mit Vieh gezahlt hätte. Man hat freilich darauf hingewiesen und mir ist es selbst bei der Lectüre von Reisen aufgefallen, dass gewisse Völker mit Vieh zu zahlen scheinen. So sagt ein alter Reisender Thomas Herbert, der im 17. Jahrhundert gelebt hat, dass die Hottentotten kupferne Knöpfe u. dgl. gegen Vieh eintauschen, und die nomadischen Tanguten treiben das Vieh auf chinesische Märkte, und der Preis der andern Waaren wird in der Anzahl von Hammeln festgesetzt, die sie auf dem Markte zurücklassen müssen. Aber ich mache aufmerksam, obwohl dies freilich ein Zahlen mit Vieh zu sein scheint, dass die Beobachtung bezüglich der Hottentotten eine Einzelnbeobachtung des Reisenden ist, der damals das Vieh gebraucht und daher als Zahlung angenommen hat, und die andere Beobachtung bezieht sich auf ein Volk, das sein Vieh auf die Märkte treibt, nicht um zu zahlen, sondern um zu verkaufen. Es ist hier nur ein Naturaltausch mit Rücksicht darauf, dass ein Handelsvolk mit einem Nomadenvolke Tausch treibt. Wenn nun aber solche Werthgleichungen aufgestellt sind auf der Basis des Viehes, und das scheint ein sehr verbreiteter Gebrauch gewesen zu sein, da ist es sehr naheliegend, dass man gewisse andere Gegenstände braucht, um zu zahlen, besonders Kleingeld, kleine Werthe, die Theilwerthe eines Viehes aussprechen. Und dies finden Sie nun überall, wo sogenanntes Viehgeld besteht, sei es dass man die Muschel nimmt, oder dass man Stücke Wolltuch oder Leintuch verwendet. Hier ist das eigentliche Feld für den Geldgebrauch zum Zahlen. Man benützt zunächst diejenigen Gegenstände, deren Werthgleichung am geläufigsten ist, als Werthmass für Alles, und damit führt man sie ein als ein Zahlungs- beziehungsweise als Tauschmittel, d. h. man macht sie fähig, das zu werden. Neben diesem sicheren Werthurtheil wird dann aber auch das Bestreben massgebend, von diesen Gütern möglichst viel zu besitzen, anfänglich nicht wegen des Geldgebrauches, nicht um einen Reichthum zur Verfügung zu haben, sondern aus andern Gründen, um z. B. viel Schmuck zu haben und prunken zu können, um sich socialen Einfluss zu sichern und sein Ansehen zu stärken. Wenn an der Hand solcher kleiner Zahlungsmittel ein gewisser reeller Geldgebrauch eingebürgert ist, dann werden diese allerdings auch ohne Rücksicht auf ihre sonstige Brauchbarkeit blos wegen ihrer Geldfunctionen begehrt.

Es setzt aber immer schon ein höheres Stadium der Werthbildung voraus, wenn daraus der Begriff des Reichthums als der Verfügung über grosse Massen von Zahlungsmitteln entstehen soll. Obwohl ich nun fürchten muss, Ihre Zeit zu sehr in Anspruch zu nehmen, so wollen Sie mir doch gestatten, dass ich noch ein paar Bemerkungen darüber mache. In Bezug auf den Reichthum berichten uns die Reisenden ausserordentlich wenig. Es gibt aber doch gewisse Dinge, die auch hier merkwürdig sind. So wird von den Nicobaren erzählt, dass die Bewohner, die überhaupt sehr ideal angelegt zu sein scheinen trotz ihrer Einfachheit, Jemand für reich zu bezeichnen pflegen, wenn er viele Kinder hat, und das ist eine Vorstellung, die mir ausserordentlich plausibel erscheint unter den begleitenden Umständen. Es wird nämlich berichtet von diesen Bewohnern von Car Nicobar, dass im Allgemeinen Kinder selten sind. Es wird weiters erzählt, dass die Kinder eine ausserordentlich ausgeprägte Zuneigung haben zu den Eltern, ja sogar die nächsten Anverwandten im Nothfalle noch wie die Eltern behandelt werden, so dass jemand, der viele Kinder hat, gar nie zu besorgen hat, in Noth zu kommen, dass viele Kinder zu haben ebensoviel bedeutet, wie die vollkommene Sicherstellung der Zukunft für den Betreffenden. Und darin wäre er reicher, als alle anderen. Auch sonst stimmen die Beobachtungen der Reisenden und die einzelnen Bemerkungen zu dieser Auffassung sehr gut. Man hört da und dort, dass man den Reichthum eines Menschen nach seinen Hausthieren, nach seinen gesellschaftlichen Beziehungen beurtheilt. Dagegen habe ich noch keine Stelle in einem Reisebericht gefunden, dass man Jemand für reich erklärt wegen der Menge Schmucks, oder sonst wegen todten Besitzes. Immer ist die Idee des Reichthums, sichergestellt zu sein in Bezug auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse für die Zukunft, eine Idee, die ausserordentlich einfach, aber sehr schön ist.

Nun möchte ich noch einen Gesichtspunkt andeuten, den ich aber mehr nur als einen frommen Wunsch hinstellen muss, als dass ich etwas Positives zu bieten vermöchte. Unsere Nationalökonomen geben es als etwas Selbstverständliches aus, dass jeder Mensch das Bestreben hat, den höchsten Nutzen mit dem geringsten Kostenaufwand zu erreichen. Dieses Princip der Wirthschaftlichkeit soll das eigentliche Agens der menschlichen Wirthschaft sein. Ja man hat diese Beobachtnng sogar verallgemeinert und hat gesagt, es sei darin das Princip der Auslese verwirklicht und dieses sei von universeller Bedeutung. Ich möchte aber glauben, dass dieses Princip der Wirthschaftlichkeit doch nur das Ergebniss eines Erfahrungsprocesses sei, und dass es nicht in den primitiven Zeiten der Völker entsteht. Wenn wir nämlich zusehen, in welcher Weise diese Völker ihre Production einrichten, so stimmen die meisten darin überein, dass sie mehr auf Mass und Zahl, wie auf Qualität sehen. Massenhafte Effecte imponiren dem Wilden. Qualitätsunterschiede kennt er nicht oder nur ungenau. Er ist daher geneigt, durch massenhaftes Hervorbringen sich ein grösseres Ergebniss zu sichern, während er vielleicht durch sorgfältigere Verwerthung der Kraft dasselbe erreichen könnte. Es gehört freilich nicht auf das wirthschaftliche Gebiet, aber es zeigt denselben Geist, wenn Reisende erzählen,

dass die Wilden viele Schützen haben, aber sehr schlechte, dass sie viel Vieh haben, aber es sehr schlecht bestellen. Schon Tacitus sagt von dem Viehstand der alten Germanen „numero gaudent". Ja es gibt eine Stelle im Confucius, wonach der Werth nur auf Quantität und gar nicht auf Qualität beruht, ein Ausspruch, der anfänglich ungeheuer frappirt, der aber darnach doch einen gewissen Sinn zu haben scheint. Auch das über die Arbeitstheilung vorhin Gesagte, dass sie nicht nach wirthschaftlichen, sondern nach socialen Gesichtspunkten eingerichtet ist, wäre ein Beweis dafür, dass sie zunächst nicht die Idee des Sparens enthalte. Das Sparen ist überhaupt nicht die Stärke primitiver Völker. Verhältnissmässig viel häufiger sind ja die Berichte von dem grossen Gegensatz der Ueberfülle und des Mangels, jener Gegensätze, die dadurch entstehen, dass man es nicht versteht, den Ueberschuss einer Zeit für später aufzubewahren. Freilich im Kleinen finden sich auch schon Ansätze zu einer Vorrathsbildung; aber sie ist immer eine bescheidene gegenüber dem, was wir darunter verstehen, und nur der Gedanke bezüglich der Sicherung der Zukunft deutet einigermassen darauf hin, dass man auch bei den Wilden Vorrathsbildung, aber in einem anderen Sinne als bei uns, versteht. Denn nicht todtes Vermögen, sondern nur das lebende scheint wichtig zu sein, um in grosser Masse später zur Verfügung zu stehen, und die Kräfte des Lebens sollen eingesetzt werden können auch für die Sicherung der Zukunft.

Zum Schlusse möchte ich nur noch den ganz bescheidenen Wunsch aussprechen, dass vielleicht die Anregung, die ich gegeben habe, dazu beitrage, dass ein Theil der Herren selbst weiterhin Umschau halte in der grossen ethnographischen Literatur, um ähnliche Beobachtungen zustande zu bringen, und anderntheils, dass auch vielleicht unsere Reisenden solche Gesichtspunkte mehr berücksichtigen, als es bisher der Fall war. Dann wird zweifellos aus solchen Beobachtungen ein ausserordentlich grosser Gewinn erwachsen für die Ethnologie, indem der ganze Gedankenkreis der Nationalökonomie ihr dienstbar gemacht wird. Umgekehrt wird auch die Nationalökonomie dankbar sein, dass die Ethnologie ihr behülflich gewesen ist, da ja nur durch das Zusammenwirken der Wissenschaften, wie ich im Anfang ausgeführt habe, neues Leben und grosse Erfolge zu hoffen sind.

8. Herr Historienmaler **J. Spöttl** stellt eine Collection von

Kupfer- und Bronze-Meisseln, sowie von Bronzebeilen

aus. Dieselben gehören grösstentheils der reichen Sammlung des Ausstellers, zum Theil aber der exquisiten Antiquitätensammlung des Herrn Malers Delhaes an, und repräsentiren in einer sorgfältig gewählten Reihe alle Formen und Uebergänge, vom einfachen Kupfermeissel bis zu den vollendetsten Paalstäben und Hohlkelten.

Der Vorsitzende spricht den beiden Herren Ausstellern den herzlichsten Dank der Gesellschaft aus.

9. Für die Bibliothek sind folgende Geschenke eingelaufen:

Anučin D. N.: Otčet v pojsdky w Dagestani. (Bericht über eine Reise in Dagestan.) Herausgegeben im Auftrage der kaiserl. russischen geographisch. Gesellschaft in St. Petersburg. 1884. 8° (ded. Aut.)

Hamy, Dr. E. T: Rapport sur le concours du prix Logerot, présenté à la Société de Géographie dans sa séance générale du 2 Mai 1884. Ext. du Bulletin de la Soc. de Géogr. Paris. 2e trimestre 1884. 8°. (ded. Aut.)

Struckmann C.: Die Einhornhöhle bei Schwarzfeld am Harz. Ein Beitrag zur Urgeschichte des nordwestlichen Deutschland. Sep. aus dem „Archiv f. Anthropologie". Bd. XV. Heft 4. Braunschweig 1884. 8°. (ded. Aut.)

Schneider L.: Ueber slavische Brandgräber und trepanirte Schädel in Böhmen. Sep. a. d. Verhandl. d. Berliner Anthrop. Gesellsch. Sitzung 19. April 1884. 8°. (ded. Aut.)

Schneider L.: Böhmens Einwohner zur Zeit des Tacitus. Sep. a. d. Zeitschr. f. Ethnologie. Berlin 1880. (ded. Aut.)

Schneider L.: Bericht mit Darstellung der Fundstücke aus einer Küchenabfallgrube bei Bydžov. Sep. a. d. Verhandl. d. Berliner Anthrop. Gesellsch. Sitzung 16. Juli 1881. 8°. (ded. Aut.)

Schneider L.: Bemerkungen zu Undset's Buch „Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa", soweit es Böhmen betrifft. Sep. a. d. Verhandl. d. Berliner Anthrop. Gesellsch. Sitzung 20. Januar 1883. 8°. (ded. Aut.)

Schneider L.: Gräber aus der Stradonicer Aera und die zugehörige Wohnstätte bei Neu-Bydžov. Sep. a. d. Mittheil. d. Central-Commission. Wien 1884 4°. (ded. Aut.)

Schneider L.: Reihengräber bei Neu-Bydžov. Sep. a. d. Mittheil. der Central-Commission. Wien 1884. 4°. (ded. Aut.)

Oikonomides A.: Medea. die Tragödie des Euripides. Uebersetzt aus der altgriechischen Sprache in die neugriechische. Athen 1872. 8°. (ded. Dr. Philipp A. Oikonomides.)

Philipp Johannes: Philologische Nebenarbeiten. Athen 1874. 8°. (ded. Dr. Ph. A. Oikonomides.)

Bonaparte Prince Roland: Les habitants de Suriname. Notes recueillies à l'Exposition coloniale d'Amsterdam en 1883. Paris 1884. 221 pp. 74 Tafeln Folio. (ded. Aut.)

Hamy, Dr. E. T.: Documents pour servir à l'Anthropologie de la Babylonie. Ext. d. Nouvelles Archives du Muséum d'histoire naturelle. Paris 1884. 4°. (ded. Aut.)

Simson James: The church of England and the Gipsies. — The Scottish churches and the Gipsies. New-York 1884. 8°. (ded. Aut.)

Orsi Paolo: Il sepolcreto Italico di Vadena. Rovereto 1883. 8°. (ded. Aut.)

Bastian Adolf: Allgemeine Grundzüge der Ethnologie. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material des Völkergedankens. Berlin. 1884. 8°. (ded. Aut.)

Cels Alfons: Éléments d'Anthropologie. Notion de l'homme comme organisme vivant et classification des sciences anthropologiques fondamentales. Tome I. Bruxelles 1884. 8°. (ded. Aut.)

Aleman L.: Grammaire élémentaire de la langue Quichée, publiée par A. Blomme. Congrès international des Americanistes. Copenhague 1883. (Supplement du compte rendu.) 8°. (ded. Aut.)

Ortvay, Dr. Theodor: Zur Frage der Wasserabnahme in Ungarn. Eine hydro-historische Studie. Sep. a. d. Pressburger Zeitung. 1883. 8°. (ded. Aut.)

Die Anthropologische Gesellschaft votirt den Herren Einsendern den wärmsten Dank für ihre Spenden.

Monatsversammlung am 10. Februar 1885.

Vorsitzender: Der Präsident Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende gibt der Gesellschaft die betrübende Nachricht von dem in den jüngsten Tagen erfolgten Ableben zweier bedeutender Fachmänner: ihres berühmten correspondirenden Mitgliedes, des Grafen Alexis Uvaroff und des berühmten Anatomen Prof. Dr. J. Ch. G. Lucae.

Graf Uvaroff trug durch seine streng wissenschaftliche Richtung, seinen socialen Einfluss und seine bedeutenden Mittel mächtig zum Aufschwung der Archäologie bei. Graf Uvaroff galt im In- und Auslande als der geistige Mittelpunkt der russischen Prähistorik. Er war langjähriger Präsident der kaiserl. archäologischen Gesellschaft in Moskau, sowie der von dieser Gesellschaft alle drei Jahre veranstalteten Congresse. Auch hatte er den grössten Antheil an dem ethnographischen Congress in Moskau im Jahre 1874. Seine wichtigsten Publicationen sind: Recherches sur les Antiquités de la Russie Méridionale et les côtes de la Mer noire 1860, Etudes sur les peuples primitifs de la Russie. Les Mériens, 1875, endlich eine russische Archäologie, von welcher jedoch nur der die Steinzeit behandelnde Theil 1881 in russischer Sprache erschienen ist.

Professor Lucae starb am 3. d. M. in Frankfurt a. M. im Alter von 71 Jahren. Er hatte sich schon sehr frühzeitig mit grossem Eifer der Anthropologie angenommen und hat sich vor Allem ein grosses Verdienst um die Einführung der geometrischen Zeichenmethode in die Kraniologie erworben. Diesem Thema hat er eine Reihe von Aufsätzen gewidmet, und der nach ihm benannte Zeichenapparat hat in alle anthropologischen Sammlungen Eingang gefunden. Von seinen Werken sind ferner noch zu nennen: Die Schädel abnormer Form, 1855; Zur Architektur des Menschenschädels, 1857; Zur Morphologie der Rassenschädel, 1861, Affen- und Menschenschädel im Bau und Wachsthum verglichen, 1873 und eine Anzahl weiterer vergleichend anatomischer Arbeiten.

2. Der Vorsitzende theilt einen an ihn gerichteten

Bericht des Herrn Dr. Krauss

mit, welcher mit Unterstützung der Gesellschaft eine ethnographische Durchforschung Bosniens unternahm und daselbst bereits 8 Monate weilt. Derselbe lautet wie folgt:

Meine Reise erstreckte sich über die Doljni krajevi, die in ethnographischer Hinsicht bisher kaum bekannt waren. Es hängt dies mit dem Umstand zusammen, dass man hier schwer reist. Ich besuchte an hundert Ortschaften. Hauptstationen waren mir: Tešanj, Sivša, Doboj, Gračanica, Rgovi, Dubrave, Špionica, Srebrnik, Jasenica, Breška, Tuzla gornja und doljna, Mačkovac, Jablanica, Lopare, Puškovac, Koraj, Zabrdje (Dragaljevci), Bjelina, Janja, Tavna (Banjica), Skočić, Kozluk und Zvornik.

Die Bevölkerung dieses Gebirgslandes ist mit verschwindend geringer Ausnahme slavisch, jedoch lassen sich vier Haupttypen unterscheiden: 1. die mahomedanisch-slavische (ovales Gesicht, platter Schädel, blondes, glattes Haar, blaue Augen); 2. ein Typus, der mit dem nordslavischen (Čechen), noch mehr aber mit dem kleinrussischen auffallende Aehnlichkeit aufweist (kleine, niedere Stirn, tiefliegende, dunkle Augen, stumpfe, etwas aufwärts gebogene Nase und stark entwickelte Backenknochen. Die Leute sind von kleiner Statur; sie bewohnen zumeist die höheren Gebirgszüge. Ich vermuthe in ihnen Nachkommen der ältesten slavischen Ansiedler Bosniens. Es sind fast ausschliesslich Katholiken. Auffallend ist die Uebereinstimmung mit den katholischen Gebirgsbewohnern in Slavonien, namentlich in Bezug auf Aussprache und Betonung der Endsilben; 3. der bekannte hercegovinisch-albanesische Typus; 4. der specifisch serbische Typus.

Das Heldenlied hat sich vorzugsweise bei 1 und 2, und zwar in wunderbarer Frische erhalten. Die schöpferische Zeit scheint indessen vorüber zu sein, zum mindesten gelang es mir nicht, abgesehen von einigen geringen Ausnahmen, irgendwelche aufzeichnenswerthe Gesänge über die Begebenheiten der jüngsten 20 Jahre vorzumerken. Durch die österreichische Occupation des Landes scheint die Phantasie des Volkes zu Neuschöpfungen nicht angeregt worden zu sein.

Ich notirte bisher fünfundzwanzigtausendundvierunddreissig Verse. Davon wurde mir fast die Hälfte von mahomedanischen Sängern vorgesungen. Vor mir fanden die Lieder der mahomedanischen Slaven kaum eine Berücksichtigung. Die Sammler, durchgehends Priester, mochten wohl auch absichtlich kein Lied eines Mahomedaners aufzeichnen und brachten sich so um eine ausgiebig fliessende Quelle der Erkenntniss und des Wissens vom Sein des Volkes. Es ist aber eine Thatsache, dass die Gesänge der mahomedanischen Slaven bei weitem inhaltsreicher und vollendeter sind, als die ihrer andersgläubigen Brüder. Diese Erscheinung findet ihren Erklärungsgrund darin, dass eben die Mahomedaner Herren des Landes waren, dass ihre Helden des Volksliedes thatsächlich unter sehr misslichen Verhältnissen Grosses geleistet, dass sie wirklich Helden, keine hajduci waren, die sich scheuen mussten, in einen offenen Feldkampf sich einzulassen.

Das Glück warf mir einen besonderen Fund zu, um dessentwillen es sich allein gelohnt hätte, die Reise zu unternehmen, ich notirte nämlich eine Epenreihe in 4910 Versen; sie handelt von den Kriegszügen des Buljubaša Mujo von Udbina. Es sind neun Gesänge. Die ersten acht rühren von einem Sänger aus Višegrad (pijevo višegradlija) her, der schon vor 25 Jahren hochbetagt in Bjelina starb. Die zwei Guslari, denen ich diese Lieder verdanke, wussten nur spärliche Nachrichten über die Vergangenheit ihres Meisters zu vermelden. Den Schlussgesang hörte ich einem Serben ab.

Dieses Epos ist in der südslavischen Volksliteratur ein Unicum. Es gehört, sowie die homerischen Gesänge, der Weltliteratur an. Hier gibt es keine überflüssigen Verse, keine Wiederholungen, keine nichtssagenden Phrasen: die Helden, Mujo, Omer das Kind, Halil der

Falke, der hundertunddreissigjährige, immer rüstige Ćejvanaga, der da sagt:

Ist mir auch erbleicht das Haar im Barte,
Lieb' ich doch zu schau(e)n 'ne schöne Seele,

Tale der Narr mit der riesigen Schlachtkeule, das sind Männer der kühnen, unerschrockenen That; sie handeln und wagen, sie schwätzen nicht von Heldenmuth, sie beweisen, dass sie heldenmüthig sind. Von Werth sind diese Lieder auch deshalb, weil hier zum ersten Male der Seefahrten der mahomedanischen Slaven auf dem adriatischen Meere, der Kämpfe in Afrika, auf Malta und in Italien des Näheren gedacht wird.

Den ersten und fünften Gesang erlaube ich mir vor der Hand zurückzubehalten, weil ich die Absicht habe, dieselben zu verdeutschen, sobald ich einen Tag Musse gewinne.

Im Ganzen mochte ich an hundertundzwanzigtausend Verse gehört haben. Ich notirte aber nur, was erstens nicht als Variante eines gedruckten Liedes schon bekannt ist, zweitens was wirklich werth war, vorgemerkt zu werden. Ausnahmsweise notirte ich einige sachlich wirklich bemerkenswerthe Varianten auf.

Eine grosse Anzahl der von mir notirten Lieder behandelt mythische Stoffe. Nr. 32 (vila bogom pobratila Marka) ist z. B. ein Juwel ersten Ranges. Der Königssohn Marko tritt hier als Sonnenheros auf. Er wirbt um die Tochter des Kaisers Konstantin auf der Sonnenburg (od prisoja grada) Auf dem Wege schwört ihm die Vila von der Stahlburg (od čelik grada) Rache, weil er ihr wehe gethan. Mit ihren Pfeilen erlegt sie den Hochzeitszug, raubt die Braut und hält sie in der Stahlburg gefangen. Marko sucht die Vila auf und bezwingt sie. Die Vila erweckt den Hochzeitszug zu neuem Leben. Rufen die Hochzeitsleute aus:

Hei, wie gut wir uns da ausgeschlafen!

Die Schlangen der Vila verkriechen sich im Felsgestein, die Wildenten (?utve) des Sees, Helfer der Vila, sinken in die Tiefe hinab, der See wird frei, die Macht der Vila ist gebrochen, gebannt ist der Winter in die stählerne Burg, Berg und Thal sind jauchzend erwacht aus eisigem Schlafe zu neuem, frischem, frohem Leben. Das ist ein Frühlingslied!

Es gäbe eine stattliche Broschüre, wollte ich auch nur kurz den Kern aller Lieder meiner Sammlung anführen. Ich will mich hier mit der Andeutung begnügen, dass ich z. B. über die Vile besonders seltenes Material aufgezeichnet. Es sind Lieder, aus welchen der Volksglaube in seiner Einfachheit und Durchsichtigkeit klar hervorschaut, eine schlagende Widerlegung der mythologischen Phantastereien einiger südslavischer Gelehrten und Ungelehrten.

Erwähnenswerth ist, dass der Hexen und Divi (Hühnen) an keiner Stelle gedacht wird. Die Hexen sind eben, wie ich voriges Jahr in unseren Mittheilungen nachzuweisen suchte, verhältnissmässig spät aus dem Abendlande importirt. Der Diviglaube scheint mir dagegen durch die Asiaten zu den Südslaven gelangt zu sein.

Die grossen historischen Ereignisse dieses Jahrhunderts haben auf das Volk in Bosnien einen sehr unbedeutenden Eindruck gemacht. Ich notirte z. B. ein Lied über den „König Bonaparta", der gegen den „König von Osten" zog und dort gefangen genommen wurde (Nr. 29). Alles ist hier freie Erfindung, bis auf die Thatsache, dass ein Bonaparte wirklich einmal gelebt und mit schlimmem Glück einen Feldzug gegen Russland unternommen.

Noch matter ist das Lied von der Befreiung Serbiens unter Kara Gjorgje (Nr. 18). Ziemlich getreu ist dagegen im Liede die Geschichte des Huseinkapetan und des Banknotenfälschers Savić Jovan (Nr. 48) dargestellt. Jovan ist Dorfschulze in Orašje, einem kleinen Dorfe bei Gradačac. Er fasst den Gedanken, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Das verblüfft. Jovica und Husein, seine Helfer, enden tragisch. Das ist ein dankbarer Stoff für den Dichter.

Nun will ich Euer Hochwohlgeboren den Inhalt meiner jetzigen Sendung kurz aufzählen.

I. Meine eigene Sammlung. Das Epos vom Buljubaša Mujo in 9 Gesängen: 1. Drvišina gazi seidija 560 Verse. — 2. pogibija do tri haramije 674 V. — 3. ugrabio halil angjeliju 537 V. — 4. pogibija milovana malog 915 V. — 5. pogibija šimun poglavice 585 V. — 6. p. koljun kapetana 381 V. — 7. Vlasi muje bastisali kulu. — 8. Omer spasi i babu i adžu 766 V. — 9. p. buljubaše muje 221 V.

Das längste, zugleich breitspurigste und nichtssagendste Lied ist Nr. 10: junak bio smiljaniću iljo. Es enthält 1230 Verse. — Nr. 11 rührt her vom Sänger aus Višegrad und ist ein Kabinetstück in seiner Art, 727 V. — 12. p. devet tankovića 585 V. — 13. pjesma o virnoj alkuši 573 V. — 14. alija se kurtariso bana 513 V. — 15. komljanove zadužbina sveta 502 V. — 16. p. alipaše ćose 480 V. — 17. curu ukro ogračić alija 474 V. — 18. junak bio petroviću gjoko 457 V. — 19. pobjegnula ajkuna djevojka 453 V. — 20. p. tale budaline 438 V. — 21. p. ćirko kapetana 431 V. — 22. komjen barjaktar i ivan kapetan 410 V. — 23. ženio se vignjević andrija 397 V. — 24. p. vidovića pranje 377 V. — 25. car lazara crkva zadužbina 373 V. — 26. privario komlene zlatiju 359 V. — 27. senjanin ivo 355 V. — 28. p. banović tadije 350 V. — 29. p. boneparte kralja 346 V. — 30. marko svlada vilu zagorkinju 342 V. — 31. p. kurteš huseina 329 V. — 32. vila bogom pobratila marka 321 V. — 33. marko proda virnu svoju ljubu 320 V. — 34. curu prosi silan matijašu 315 V. — 35. p. kostreš harambaše 308 V. — 36. ženidba sjerote nikole 295 V. — 37. junak bješe mitrović stojane 280 V. — 38. dera kurvo beže kitonjiću 270 V. — 39. pog. protopopa luka 255 V. — 40. smederevac gjuro i zmaj ognjeni rade 247 V. — 41. p. sirotan alije 251 V. — 42. p. krilić šabanage 220 V. — 43. p. gavran kapetana 226 V. — 44. p. hajduk kolalije 230 V. — 45. tri bolesti u trojana grada 222 V. — 46. aleksija blagodatu sveti 217 V. — 47. p. dizdar hasanage 215 V. — 48. p. car savić jovana 209 V. — 49. p. banović sekule 209 V. — 50. pavo ujti udovicu (mladu) avu 192 V. — 51. pog. bega ljubovića 185 V. — 52. junak bio ćirko Kapetane 177 V. — 53. sedam vila u volujak gori 168 V. — 54. p. od janoka bana

153 V. — 55. p. banović sekule 146 V. — 56. junak bio piperić lazare 140 V. — 57. môba bila na svetog ilije 128 V. — 58. novak marka kurtariso jadi 127 V. — 59 und 60. p. mehmeda telara (und eine sogen. kazalica) 137 V. — 61. p. vila od prilipa 114 V. — 62. pobre bili marko i alija. — 63. pogibija paše džinalije 103 V. — 64. rodio se sveti pantelija 91 V. — 65. pogibija vile kod jezera 90 V. — 66. pogibija cara sulejmena 88 V. — 67. p. crnog arapina 80 V. — 68. p. devet jugovića 65 V. — 69. p. vile zagorkinje 70 V. — 70. relja smače tridese turaka 67 V. — 71. p. bana zadarskoga 58 V. — 72. car lazara guja šestokrila 79 V. — 73. vile znadu zajunački pokolj 57 V. — 74. rodio se zmaj ognjeni vuče 58 V. — 75. njemanića blago zadužbine 31 V. — 76. povedoše maru na samaru (eine Parodie) 28 V. — 77. Kazao je stari ćejvanaga. Das Danklied des Sängers von Višegrad.

Bogen 78 bis 107 (incl.) enthalten Lieder, die zur bugarija, šargija, zur tambura oder auch zu den ćemane gesungen werden. Auch hier verdanke ich einen grossen Theil Mahomedanern. Es sind darunter viele Stücke von überwältigender Schönheit. Sie zeugen für ein tiefinniges Gemüthsleben und führen uns ein in das uns bisher verschlossen gebliebene Familienleben des slavischen Mahomedaners. Die Lieder werden entweder nach „altbosnischen Weisen“ — man weiss ihrer nicht viel, ich hörte immer und immer wieder dieselben drei — oder auch nach „stamboler“ Weisen gesungen. Die altbosnischen Weisen sind nichts Anderes als gedehntes Recitativ bei gehobener Stimme. Die Weise ist Nebensache, der Text gilt Alles, ganz wie bei den Gusleliedern. Der Bošnjak scheint mir sehr arm an alten Melodien zu sein. Er unterscheidet genau importirte Weisen von seinen eigenen althergebrachten. Hier liegt für den Musiker ein dankenswerthes Arbeitsfeld vor, denn bisher wurde eigentlich blutwenig auf diesem Gebiete geleistet, man wollte denn Koch-Kuhač's massenhafte Anhäufung „südslavischer“ Melodien unter dem Gesichtspunkte absoluter Urtheilslosigkeit als eine Leistung gelten lassen.

108. Eine Apostrophirung der Gottheit. Derlei Anrufungen notirte ich sonst an zwanzig. Dieses ist aber ein politisch bemerkenswerthes Lied aus der Crnagora.

109—112 sind Trinksprüche. Ich hörte ihrer wohl mehr, notirte aber blos diese vier, weil sie für Bosnien charakteristisch sind.

113. Eine scherzhafte Unterredung, ein hübsches Beispiel derben Volkshumors.

115. Zwei Lieder zur bugarija.

Bogen 116—117 enthalten Räthsel. Die Ausbeute war gering. Was ich von dieser Art in Spinnstuben zu hören bekam, war mir bis auf die wenigen notirten aus der ausgezeichneten Sammlung von Novaković bekannt.

118—119 e. Sprichwörter. Viel mehr enthält mein Notizbuch. Auch hier fand sich wenig mir Neues. Im Ganzen notirte ich an 150 Sprüche, die mir früher unbekannt waren.

120. Ein Bannspruch gegen Beschreiung und Sprichwörter.

121—122. Lexikographische Notizen.

123 enthält Beispiele der Sprache der sogen. schwarzen Zigeuner in Bosnien. Es ist das Pronomen, das Zahlwort, die Declination und Conjugation festgestellt. Ihrem Bau nach ist sie identisch mit der Sprache der Zigeuner in Deutschland, nur weist sie einen schweren Procentsatz slavischer, rumänischer und türkischer Elemente auf.

124. Sprachprobe der Gaunersprache (kozarački) der bosnischen Räuber, sammt Schlüssel. Der mich diese „Sprache“ lehrte, war selbst beim Handwerk, hat es aber sein lassen, seitdem er die Trefflichkeit der Kropaček-Gewehre der Gendarmerie kennen gelernt.

125—133 enthält 18 Sagen und 81 Verse des Volksliedes. Die Sagen liess ich mir ganz wie Lieder erst erzählen und dann in die Feder dictiren. Da hätte ich nun einmal einen unverfälschten Abklatsch volksthümlicher Ausdrucksweise in Prosa. Das ist ein Gewinn für die Grammatik. Hervorheben will ich bei dieser Gelegenheit, dass sich die Stenographie bei meinen Arbeiten als unzulänglich erweist. Der Stenograph zeichnet blos das Gerippe eines Satzes auf, die Feinheiten gehen ihm verloren. Ich muss mich daher unserer weniger bequemen Schrift bedienen, damit mir nichts verloren gehen kann.

134. Die Gevatterschaft von der Strasse. Ein bisher unbekannter Specialbrauch der slavischen Mahomedaner.

135. Rechtsgebräuche in den doljni krajevi Der Amtsbezirk des Dorfschulzen. Pleme und bratstvo konnten sich hier nicht entwickeln, weil die Vorbedingungen dazu fehlen.

II. Beiträge unserer Correspondenten.

134. Fräulein Klothilde Kučera, Lehrerin in Vinkovce, sandte ein: Lieder über das Kebsweib (inoča) und sonstige Lieder, 810 V., ferner

135. Zehn Krankheitsbeschwörungsformeln.

136. Durch die Vermittlung des genannten Fräuleins erhielt ich die bedeutende Sammlung eines nichtgenannten Lehrers aus der Lika; sie enthält eine sehr eingehende Beschreibung der Hochzeitsgebräuche in der Lika, Weihnachts- und Faschingslieder, Reigenwettgesänge, Erntelieder, Lieder aus älterer Zeit, Reigenlieder aus Bošnjaci, Privlak und Otok. Die Zahl der Verse beträgt 3640.

137. Herr Fran Juraj Vučevac, Lehrer in Novi-Jankovci, übersandte für uns an Frl. Klothilde Kučera 47 Lieder in 520 Versen, darunter Hochzeitslieder.

138. Sammlungen des Frl. Adèle Nagel in Drventa. 25 Seiten. Hexen- und Vilesagen. Aeusserst werthvoll sind die Angaben über Liebeszauber. Beigeschlossen ist ein Exemplar des Zauberkrautes, genannt Bültrava. Diese Notizen sind das Originellste, was wir zu bieten haben.

139. Reigenlieder aus der Gegend von Bosnisch-Brod, gesammelt auf Veranlassung des Gemeindevorstands von Brod, Herrn Simo Vojvodić. An 600 V. Stark vertreten sind darunter kryptadia. Genug bezeichnend für das ebene Saveland. Lockere Moral, lockere Lieder.

140. Beiträge des Herrn Caplan Dobroslav Božić in Drventa. Fortsetzung seiner Beantwortungen unseres Fragebogens. Enthält mehrere neue Lieder.

141 und 142. Beiträge des Herrn Thomas Dragićević, Wachtmeister in Zabrdje, 886 Verse und vier Sagen. Dieser Herr ist ein Sammlertalent. Er ist der Einzige, der uns Heldenlieder lieferte.

144. Zwei Packete Lieder und Sagen, aufgezeichnet von den Schülern des Herrn G. Irdić, Lehrers in Koraj. An 1000 Verse und 6 Sagen.

145. Neun Sagen, gesammelt von Schülern des Herrn Radeljević, Lehrers in Gračanica. Eine Schilderung der Weihnachtsgebräuche von demselben.

146. Acht Sagen, aufgezeichnet von Herrn Lazar Lazić, Schreiber in Janja.

147. Schilderungen der Weihnachtsgebräuche in Zabrdje, von zwei Schülern des Herrn G. Svitlić in Bjelina.

148. Beschreibung der Feldgebräuche bezüglich der Aussaat, Ernte und Verarbeitung des Hanfes in der Lika, von Herrn Lazo Tadić. Eine vortreffliche Arbeit in XIX Abschnitten (erhalten durch Vermittlung unseres verehrten Mitgliedes Herrn Vid Vuletić Vukasović zu Curzola).

III. Folgende handschriftliche Sammlungen rühren aus älterer Zeit her. Sie wurden mir von einem Freunde verehrt.

149 enthält Trinksprüche in Versen, ein Heldenlied (o paši Dželaliji) und ein mahomedanisch-slavisches Kunstlied, eine Rarität ersten Ranges. An 500 Verse. Aufgenommen vor dem Jahre 1848 von einem Franziskaner.

150. Ein Heldenlied in 600 V., dann 6 längere Šargijalieder und weitere 1000 Verse des Volksheldenliedes, aufgenommen von Pra August Maraćić vor 40 Jahren. An 1750 V.

151. Fünf Heldenlieder in 1408 V. und 4 Beispiele von Volkshumor. Aufgenommen vor 18 Jahren von P. P. K.

152. Lieder zur tambura, 172 V., von Demselben aufgenommen in Sarajevo.

153. Schlangenbeschwörung, von Demselben vor 25 Jahren im Küstenlande aufgezeichnet.

IV. 154—160 sind Handschriften, die specielle Geisteserzeugnisse der slavischen Mahomedaner bieten. 154—158 sind in türkischer Schrift, 159 und 160 sind Transscriptionen aus Handschriften, in deren Besitz ich nicht gelangen konnte.

Auf Grund dieser und der von mir schon früher eingeschickten Sammlungen, sowie der mahomedanisch-slavischen Heldenlieder, wird es nun möglich sein, den Einfluss orientalischen Geistes auf südslavisches Volksthum wissenschaftlich klarzulegen.

161 enthält zumeist slavische Lieder, dann einige spanische, die vom Spaniolen Alcalay vor 25 Jahren in Travnik aufgezeichnet wurden. Einige der slavischen Lieder sind keine Volkslieder, sondern Dichtungen — vielleicht unter Anlehnung an spanische Vorbilder — von Spaniolen. 400 V.

162. Transcription der Alcalay'schen Sammlung.

163. Dieses Heft wurde mir von Demselben geschenkt, enthält türkische, hebräische, spanische und slavische Lieder. Bezeichnend für die kosmopolitische Stellung der spanischen Juden ist ein Lied, dessen erste Zeile hebräisch, die zweite spanisch, die dritte türkisch, die vierte slavisch lautet. Als Beispiel diene die erste und sechste Strophe:

Mi kamocha nedar bchol dar vdar.
Atu kisto mira de ajudar.
Nazar ejle oglun ćiker bukadar,
Zašto činiš tako naši gospodar?
Chazak le amecha amci terufa,
De ti jo espero medet išefa,
ćok zefki surelum bisade gjefa,
Dosta nam je teglit toliko gjefa.

164. Lateinische Gesundheitsregeln. Text und versificirte slavische Uebersetzung. Wohl aus dem vorigen Jahrhundert. Der Uebersetzer war offenbar ein Franziskaner.

165. Sammlung von 223 serbischen Liedern, darunter die Lieder des „Jung- und Gross-Serbiens". Manches dieser Sturmlieder klingt wie Verhöhnung des gesunden Verstandes. Aus dem Nachlasse eines serbischen Lehrers.

166. Zwei Briefe eines bosnischen Lehrers aus dem Jahre 1869. Sittenbilder aus Bosniens „Vergangenheit".

V. Türkische und arabische Handschriften:

1—25. Urkunden der Familie des Ibrahimbeg Hadži nurbegović Begzadić.

26—42. Urkunden der Familie des Hilmenbeg Fidahić.

43—59. Urkunden der Familie des Hadžija, Bürgermeisters von K.

60—88. Urkunden der Familie des Pašaga Hadžialagić Salihaga Topčaga.

89. Urkunden der Familie des älteren Begzadić.

90—92. Urkunden der Familie der Sippe Dajanli Mustafa.

93. Tefter des Mulalija Mulahaja in S.

94. Tefter der Sippe Mujaga Alispahić.

95 und 96. Gemeindebücher aus dem vorigen Jahrhundert, der Kadi von gornja Tuzla.

97. Beschwörungstabelle.

98. Ein türkisches Lehrbuch aus alter Zeit.

99. Desgleichen.

100. Eroberung Ungarns bis Buda, vom Zeitgenossen und Führer der Expedition Tiro Hasanpaša verfasst.

101 und 102. Zwei dicke Bände arabischer und türkischer Sagen.

VI. Beiliegend folgen noch als Geschenke an unsere Gesellschaft:

1. Ein Amulet (christlich, alt), verpackt in eine Papierschachtel, Geschenk des Herrn Svitlić in Bjelina.

2. Ein rothseidenes Kindermützchen, behängt mit mancherlei Handwerkzeugen en miniature; gegen böse Geister. Geschenk des Herrn Alcalaj.

3. Eine grosse, schwere, silberne Schachtel, deren reich ornamentirte Aussenseite vergoldet ist. Es ist ein altes Familienstück des Ibrahimbeg Hadžinurbegović.

Ausserdem sammelte ich bisher an 400 Stück alter römischer, griechischer und slavischer Gold-, Silber- und Kupfermünzen.

Der Vorsitzende glaubt den Intentionen der geehrten Gesellschaft zu entsprechen, indem er deren hohe Befriedigung über die von Dr. Krauss bereits erreichten Resultate und zugleich die Hoffnung ausspricht, dass es dem unternehmenden und trefflich vorgebildeten Reisenden vergönnt sein möge, sein schwieriges Programm glücklich zu Ende zu führen.

3. Herr Professor Dr. **Martin Wilckens** übersendet

Kritische Bemerkungen über Prof. Kaltenegger's „Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen".

Im XIV. Bande, Seite 129 dieser „Mittheilungen" hat Herr Prof. F. KALTENEGGER Ansichten geäussert über „iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen", welche, wenn sie an anderer Stelle erschienen wären, vielleicht nicht ernst genommen worden wären. Die Veröffentlichung aber in dieser Zeitschrift gebietet es, die durch ihre Kühnheit verblüffenden Behauptungen des Herrn KALTENEGGER einer kritischen Prüfung zu unterziehen.

Um von vornherein Missverständnissen vorzubeugen, will ich gleich anfangs erklären, dass meine Kritik der vorliegenden Abhandlung sich nur zum kleinsten Theile auf Thatsachen bezieht, was ja leicht begreiflich ist, weil das von dem Herrn Verfasser vorgeführte thatsächliche Material nur ausserordentlich dürftig ist. Meine Kritik bezieht sich vielmehr in erster Linie auf die Art der Beweisführung des Herrn Verfassers und auf seine Methode der Forschung.

In der vorliegenden Abhandlung beruft sich der Herr Verfasser gleich anfangs auf seine frühere Arbeit („Die geschichtliche Entwicklung der Rinderrassen in den österreichischen Alpenländern", Prag 1881), in welcher er zu dem Schlusse gekommen war „dass die Rasse von Hèrens im Canton Wallis wohl noch in der vorgeschichtlichen Zeit durch iberisches Vieh begründet worden sei und trotz wiederholter Vermischung mit den Rindertypen anderweitiger in das Rhonegebiet eingewanderter Völkerschaften ihre Stammcharaktere fast unverändert bewahrt habe. Ebenda sprach ich (K.) auch die Vermuthung aus, dass die Urheimat dieser iberischen Rasse in Afrika, und zwar am weissen Strome des oberen Nil (also im ägyptischen Sudan) zu suchen sein dürfte."

Die hier angezogene Stelle behauptet zwei Thatsachen: einmal die Einwanderung iberischen Viehes in den Canton Wallis in vorgeschichtlicher Zeit, zweitens die Herkunft der iberischen Rasse aus dem ägyptischen Sudan. Zu diesen Behauptungen ist der Herr Verfasser durch „Schluss" gekommen. Prüfen wir nun die Prämissen dieses Schlusses aus der erwähnten früheren Arbeit.

In dieser erklärt Herr KALTENEGGER Seite 26: „Ich kenne die spanische Kampfrasse sowohl aus vorzüglichen Abbildungen, als wie aus der Schilderung von Personen, welche dieselbe gesehen haben, das Eringervieh aus den Beschreibungen von BAUMGARTNER und WILCKENS und nach den Formen zahlreicher Individuen, welche im Variationskreise des Montavonertypus die Grundgestalt ihrer walserischen Ahnen in nachgerade unveränderter Originalität zur Schau tragen. Der hieraus gewonnene Eindruck drängt mich zu der Ueberzeugung, es sei die Rasse von Hèrens nicht nur überhaupt ureinstens durch iberisches Vieh begründet worden, sondern es habe nachmals auch das damit vermischte Blut keltischen und burgundischen Schlages nur wenig den Urstamm beeinflusst, so dass es also überwiegend die urälteste Typenform bewahrte. Diese jedoch finde ich, wie schon gesagt, in der hauptsächlich schwarzbraunen Kampfstierrasse Südspaniens in Europa noch möglichst reinblütig vertreten; und was die ebenfalls schon berührte nordafrikanische Abstammung betrifft, so weisen meine in archäologischen Sammlungen (Schloss Miramare in Triest, Louvre in Paris) angestellten Nachforschungen darauf hin, dass wir es mit der Descendenz des ägyptischen Apis zu thun haben, dessen in Afrika lebende Stammgenossen nach der Mittheilung eines in Aegypten vielgereisten Freundes (Herr ETIENNE VON SCANARI in Wien) in Kordofan am weissen Strome des oberen Nil noch anzutreffen seien."

Darnach stützt sich die „Ueberzeugung" des Herrn KALTENEGGER: „die Rasse von Hèrens sei ureinstens durch iberisches Vieh begründet worden":

1. auf Abbildungen und Schilderungen der spanischen Kampfrasse,
2. auf Beschreibungen des Eringerviehes durch BAUMGARTNER und WILCKENS,
3. auf die Aehnlichkeit des dem Verfasser aus eigener Anschauung bekannten Montavonerviehes mit dem (damals) nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus der Beschreibung Anderer ihm bekannten Eringervieh,
4. auf die in archäologischen Sammlungen zu Triest und Paris erforschte Abstammung vom Apis,
5. auf die Mittheilung eines in Aegypten vielgereisten Freundes, dass die Stammesgenossen des Apis am weissen Nil noch anzutreffen seien.

Selbst gesehen hatte Herr KALTENEGGER damals nur das Montavonervieh, in welchem er „die Grundgestalt ihrer walserischen Ahnen" erkennt[1]), ohne diese selbst gesehen zu haben. Ja, Herr KALTENEGGER „findet" sogar, dass die ihm damals unbekannte Walliser Rasse in der ihm ebenfalls unbekannten Kampfstierrasse Südspaniens „noch möglichst reinblütig vertreten ist".

Auf diese Grundlage kühner Vermuthungen stützt sich nun die vorliegende Abhandlung.

Einwendungen gegen die Eigenart und Selbstständigkeit der von mir aufgestellten kurzköpfigen Rinderrasse — zu welcher ich auch das Eringervieh (Race d'Hèrens) im Wallis zähle — dann Zweifel und Bedenken über die Richtigkeit seiner Schlüsse und Aussprüche in Bezug auf die Ableitung des Eringerschlages im Wallis vom iberischen Vieh, welche ihm Prof. RÜTIMEYER in Basel brieflich äusserte, veranlassten Herrn KALTENEGGER: „der Sachlage an Ort und Stelle nachzuforschen." Als Ergebniss seiner Reise in die Schweiz liefert er uns nun die ferneren Beweise für die Abstammung des Duxerviehes in Tirol von dem Eringervieh in Wallis, ferner des letzteren von dem iberischen Vieh und endlich für die Herkunft der

[1]) Was ich auf Grund meiner Kenntniss der Rindviehrasse des Montavon und des Walliser Herensthales entschieden bestreite.

Iberer sammt ihrem Vieh aus dem ägyptischen Sudan. Der Schluss seiner Untersuchungen und Folgerungen aber ist: die Bewohner und das Rindvieh des Duxerthales in Tirol sind die Nachkommen der Bewohner und des Rindviehes im ägyptischen Sudan.

Herr KALTENEGGER beginnt seine Untersuchung in Wallis. Er erinnert zunächst daran, dass er der Erste war, der (in oben angeführter Schrift) den Nachweis geliefert hat: „die Iberer, von deren Eindringen und dauernden Wohnsitzen in den westlichen Alpen man kaum etwas wusste", hätten in das Wallis ihr Rindvieh eingeführt. Er hofft, diese Ansicht nunmehr an der Hand seiner „in Wallis gemachten Beobachtungen sowie seither gesammelter cultur- und völkergeschichtlicher Daten stützen und belegen zu können".

Nachdem Herr KALTENEGGER sein Augenmerk ausser auf die Hausthierrassen, auf den Bau der ländlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude u. s. w., auch auf das körperliche Wesen der Bevölkerung gerichtet hatte, erklärt er, dass er „im Visp-, Einfisch- und Eringerthale, sowie in Siders und Sitten, vereinzelt und familienweise Menschen gesehen habe, welche in hohem Grade an den Typus von Sudannegern erinnern". Nun hat zwar Herr KALTENEGGER selbst keine Sudanneger gesehen, aber er beruft sich auf eine „Reproduction" der Beschreibung von Schweinfurth in einem Werke von Oberländer und sagt: die Beschreibung der Sudanneger „ähnelt sozusagen wie ein Ei dem andern den von mir im mittleren Wallis in Betreff des „negerähnlichen" Bevölkerungsantheiles gemachten Notizen". Herr KALTENEGGER machte seine Beobachtung des „negritischen Habitus" in der Mehrzahl an weiblichen Personen und an — Cretins. Seite 133 erzählt er: „Diejenigen Geschöpfe, welche im Wallis das skizzirte Exterieur (den „negritischen Habitus") in ausgeprägtester Weise zur Schau trugen, waren fast durchwegs dem Cretinismus verfallen" und er fügt die — wahrscheinlich auch von ihm gemachte — Entdeckung hinzu: „eine Erscheinung, welcher derlei urälteste Völkerreste gern (?) preisgegeben zu sein pflegen, ehevor sie gänzlich verschwinden".

Irgendwelche Schädel- oder Kopfmessungen hat Herr KALTENEGGER an der in Rede stehenden Bevölkerung nicht vorgenommen — wenigstens enthält vorliegende Abhandlung keinerlei Messungen; es genügt ihm die blosse Anschauung zur Erkenntniss des „nigritischen Habitus", den er „in ausgeprägtester Weise" an pathologisch entarteten Menschen — an den in jenen abgelegenen Walliser Thälern häufig vorkommenden Cretins — wahrgenommen hat. Ausserdem ist Herr KALTENEGGER „selbstredend" einer viel zahlreicheren Menge von Leuten begegnet, „welche nur einige der namhaft gemachten charakteristischen Merkmale negritischer Urahnenschaft erkennen lassen". An diesen Menschen „erscheinen die Formelemente derjenigen Volkstypen combinirt, welche für das Wallis sonst noch in Frage kommen, als da sind: Ligurer, Rhäto-Etrusker, Kelten, alemannische und burgundische Germanen, endlich Slaven".

Welche wunderbare Beobachtungsgabe muss Herr KALTENEGGER besitzen, dass er alle diese Volkstypen neben dem „negritischen Habitus" der Walliser noch zu erkennen vermag!

Nach dieser „anthropologischen" Beweisführung begibt sich Herr KALTENEGGER auf das Gebiet der Sprachforschung. Er hat in verschiedenen Geschichtswerken gelesen, dass die ersten Bewohner des Cantons Wallis Kelten gewesen seien und dass diese in vier kleinere Volksstämme zerfielen, nämlich in die Nantuaten, die Veragrer, Seduner und Viberer. Herr KALTENEGGER meint nun, „dass uns im Namen der wallisischen „Viberi" oder „Juberi" so klar und deutlich, wie nirgends in Europa, der Stammname der „Iberer" überliefert worden ist", und er erkennt in den „Sedunern" seine „Sudaner" wieder, will es aber doch der Sprachgelehrsamkeit überlassen, „ob es allzusehr gewagt wäre, aus den römischen „Sedunern" (afrikanische) „Sudaner" zu machen".

Nachdem die anthropologische und die vergleichende Sprachforschung des Herrn KALTENEGGER festgestellt hat, dass die Walliser — Iberer, und die Iberer — Sudaner seien, schreitet er zu dem Beweise, dass die Duxer — Walliser und somit auch Sudaner sind, wobei er sich hauptsächlich beruft auf den heiligen Jodokus (Theodul), „des specifischen Walserpatrones" und auf das wiederholte Vorkommen des wallisischen Namens als Ortsbezeichnung. Aber Herr KALTENEGGER führt auch den directen — naturwissenschaftlichen Beweis: dass die Duxer von den Sudanern abstammen, und zwar mittelst seines Geruchsorganes; er beruft sich auf eine Beobachtung des Dr. Jos. THALER in Brixen (dass die Bewohner der Thäler Vals, Pfunders und Lüsen, im Vergleiche mit der sonstigen Bevölkerung im Eisack- und Pusterthal, ganz andere, viel wildere, muthigere, kampflustigere Menschen seien, denen u. A. auch ein merklicher Hautgeruch eigen sei) und bemerkt dazu: „dass auch bei manchen Thieren der Duxerrasse eine penetrante Hautausdünstung vorkommt und dass man Negern und Semiten ein unangenehm riechendes Hautdrüsensecret zuschreibt." Die Beweisführung des Herrn KALTENEGGER ist demnach sehr klar und einfach, wie sich dies aus folgendem logischen Schema ergibt:

Die Neger riechen unangenehm
Die Duxer riechen unangenehm

folglich stammen die Duxer von den Negern ab.

Herr KALTENEGGER schliesst nun diese Betrachtungen mit dem Satze: „Ich glaube mit dem Vorgebrachten dargethan zu haben, dass die Duxerrasse in Tirol, beziehungsweise ihre beiden hauptsächlichen Localvarietäten, die ich als „Zillerthal-Duxer" und „Pusterthal-Duxer" unterscheide, mit dem altiberischen Rinderschlage aus dem schweizerischen Rhonegebiet nicht allein identisch, sondern auch von dort herüber zu uns gebracht worden ist."

Die letzterwähnte Behauptung will ich gar nicht in Abrede stellen, aber ich bestreite, dass dies durch Herrn KALTENEGGER bewiesen worden ist.

Nachdem ich die Beweisführung und die Forschungsmethode des Herrn KALTENEGGER gekennzeichnet habe, schreite ich zur Prüfung des Thatsächlichen — oder richtiger: der von ihm behaupteten Möglichkeiten.

Ich will zunächst die Abstammung der fraglichen Volksstämme oder Menschenrassen in Betracht ziehen, auf die Herr KALTENEGGER mit Recht das grösste Gewicht legt, weil er ja ohne die Menschenwanderungen die Rindviehwanderungen gar nicht beweisen könnte, da die Hausthiere doch nicht unabhängig vom Menschen aus dem ägyptischen Sudan nach Spanien, aus Spanien nach dem Wallis und aus dem Wallis nach Tirol gewandert sein können.

Die fraglichen Völkerwanderungen können übrigens nur in vorgeschichtlicher Zeit geschehen sein, da ja geschichtliche Zeugnisse über die Wanderungen der Iberer aus dem Sudan nach Spanien, nach dem walliser Rhonethal und dem Tiroler Duxerthal nicht vorliegen — wie Herr KALTENEGGER zugestehen wird.

Wir müssen uns also nach vorgeschichtlichen Beweisen umschauen. Beweise dieser Art vermag — freilich nur bis zum Grade der Wahrscheinlichkeit — die Anthropologie, beziehungsweise die Craniologie zu liefern. Die Behauptung: die Iberer stammen von den ägyptischen Sudanern, müsste also bewiesen werden durch den Nachweis der Aehnlichkeit von Schädeln beider Volksstämme. Diesen Nachweis hat Herr KALTENEGGER nicht geliefert, sondern er folgert nur aus der, ihm aus eigener Anschauung nicht bekannten Aehnlichkeit der heutigen spanischen Kampfstierrasse mit dem vorgeschichtlichen Apisstier, dessen Stammgenossen nach der Mittheilung seines „in Aegypten vielgereisten Freundes" in Kordofan noch anzutreffen sind, dass die vorgeschichtlichen Vorfahren der heutigen Spanier, nämlich die Iberer, von den vorgeschichtlichen Vorfahren der heutigen Bewohner Kordofans abstammen. Herr KALTENEGGER hält nun die gegenwärtigen Bewohner des ägyptischen Sudan für Neger. Er erklärt Seite 132: „In unserem Falle ist zu beachten, dass gerade jene fernen Landstriche am weissen Nil, wohin ich auf Grund der Identität des dort in grossen Massen gezogenen Rindviehes mit der alten Walliserrasse auch die Urheimath der in die europäischen Alpen gedrungenen Iberer verlege, unmittelbar vor jener ägyptischen Aequatorialprovinz sich hinziehen, welche von den im Gebiete des Kir und Bahr-el-Ghazal wohnenden „Niam-Niam" bevölkert ist, die den echten, unverfälschten Typus der Sudanneger darstellen" [1]).

Herr KALTENEGGER verwechselt hier offenbar den Sudan Centralafrika's, beziehungsweise den westlichen Sudan mit dem östlichen Sudan, der zu Aegypten gehört. Der westliche Sudan ist in der That von Negern bewohnt, aber im ägyptischen Sudan wohnen meist Nubier oder Nubas. Die Sudanesen Aegyptens sind entschieden keine Neger, ebensowenig wie die von Herrn KALTENEGGER angeführten „Niam-Niam". Friedrich MÜLLER (Allg. Ethnographie, Wien 1879, S. 483) zählt die Sandeh, „welche von den Dinka Nyam-Nyam genannt werden", zur Nuba-Rasse, ebenso wie die einheimische Bevölkerung von Kordofan. Von den Nubas aber sagt FRIEDR. MÜLLER (a. a. O. S. 477): „Diese Völker sind weder Neger noch mittelländische Hamiten, sondern ein Mittelschlag zwischen beiden. Gleich den Kaffern bilden sie gleichsam den Uebergang von der Negerrasse zur mittelländischen und hier speciell zum hamitischen Typus [1]). Herr KALTENEGGER hat sich also vergeblich angestrengt, als er im mittleren Kreise des Wallis einen „negerähnlichen Bevölkerungsantheil" und insbesondere bei der Mehrzahl der weiblichen Personen, sowie bei den Cretins einen „nigritischen Habitus" entdeckte. Wenn Herr KALTENEGGER wirklich richtig beobachtet hat [2]), dann ist es ganz unzweifelhaft, dass die „nigritische Bevölkerung" des Wallis nicht von den ägyptischen Sudanesen und nicht von den Nyam-Nyams abstammt. Aber selbst wenn das walliser Rindvieh, insbesondere das Eringer, dem Herrn KALTENEGGER aus eigener Anschauung (die sich natürlich nur auf Schädel beziehen kann) unbekannten Apisstier ähnlich sehen sollte, dann läge es doch näher, die walliser Urbevölkerung — die Herr KALTENEGGER für Iberer erklärt — von den alten Aegyptern abstammen zu lassen, welche den Apisstier gezüchtet haben. Die Nyam-Nyam züchten weder diese altägyptische, noch irgend eine andere Rinderrasse; dies bezeugt SCHWEINFURTH — der von Herrn KALTENEGGER für die Nyam-Nyam angerufene Gewährsmann — a. a. O. S. 233: „Hornvieh ist im Lande der Nyam-Nyam nirgends anzutreffen. Die einzigen Hausthiere, deren Zucht sich die Nyam-Nyam angelegen sein lassen, sind Hühner und Hunde."

Wir wollen jetzt der Frage näher treten: woher stammen die alten Iberer, oder — wie sie auch genannt werden — die Basken?

Die Geschichtsforscher sind sich nicht einig über diese Frage. Die den Hypothesen des Herrn KALTENEGGER günstigste Ansicht ist die von J. GARAT („Origine des Basques", Paris 1869), der die Phönizier und Semiten für die Stammvölker der Basken hält; jene sind zwar aus Kleinasien ausgewandert, aber sie haben doch auch Aegypten bevölkert und es wäre nur fraglich, ob sie auch den Apisstier gezüchtet haben.

Ueber die Herkunft der Basken äussert BROCA — wegen ihrer Identität mit den Kabylen und Berbern — seine Ansicht dahin, dass sie von Nordafrika nach Europa gekommen seien, sich über Spanien verbreitet haben und über die Pyrenäen nach Südfrankreich gewandert seien. BOYD DAWKINS [3]) aber erklärt: „Mir scheint es dagegen bei ihrer Verbreitung nördlich bis

[1]) Herr KALTENEGGER beruft sich hier auf das Zeugniss SCHWEINFURTH's. Aber dieser Reisende sagt in seinem Werke „Im Herzen von Afrika", Seite 226, nur, dass die Niam-Niam stets das feingekräuselte Haar der sogenannten echten Negerrasse haben, nicht aber, dass sie selbst dieser Rasse angehören. Ueber die Rassenqualität der Nyam-Nyam äussert sich SCHWEINFURTH in jenem Werke nicht, wohl aber sagt er, dass ihre Sprache — die Sandehsprache — dem grossen Sprachstamme Afrikas nördlich vom Aequator, speciell der nubisch-libyschen Gruppe angehört.

[1]) Auch Th. WAITZ („Anthropologie der Naturvölker", II. Seite 482) erklärt, dass die Körperform der Nubas „dem Negertypus offenbar sehr fern steht".

[2]) Ich habe im Jahre 1875 fast zwei Tage im Walliser Eringerthale zugebracht, welches ich der ganzen Länge nach durchwandert bin, aber ich habe an der dortigen Bevölkerung nichts von einem „nigritischen Habitus" wahrgenommen, der mir gewiss aufgefallen wäre, wenn er vorhanden gewesen wäre.

[3]) „Die Höhlen- und die Ureinwohner Europa's." Deutsche Uebersetzung von SPENGEL. (Seite 182.)

nach Schottland und wenigstens östlich bis nach Belgien sehr wahrscheinlich, dass sie denselben Weg eingeschlagen haben, auf dem später die keltischen, belgischen und germanischen Stämme gekommen sind, nämlich von Osten her nach Westen vordrängend; während ein Theil diesen Weg verfolgte, mag ein anderer Nordafrika erobert und in derselben Richtung wie die Sarazenen nach Westen gezogen sein. Nach dieser Hypothese wäre diese grosse vorarische Wanderung von dem Plateau von Mittelasien ausgegangen. Diese Ansicht, dass die Basken östlicher Herkunft seien, findet noch ihre Bestätigung durch eine Untersuchung der Hausthierrassen, die sie besessen haben. Der Bos longifrons, das Schaf und die Ziege stammen von wilden Formen ab, die sich jetzt nur in Centralasien finden."

Die letzte von Boyd Dawkins angeführte Thatsache ist bezüglich des Rindes jedoch nicht richtig. In Mittelasien kommt gegenwärtig kein wild lebender Taurine (Bos Taurus) mehr vor und unter den fossilen Rinderknochen, die in Asien überhaupt aufgedeckt sind, hat man bisher keine Form gefunden, welche dem Bos longifrons Owen's (Bos brachyceros Rütimeyer's) auch nur im Entferntesten ähnlich sähe. Dieses kleine, von Owen Bos longifrons, von Rütimeyer Bos brachyceros genannte Rind ist das den Basken eigenthümliche Hausthier, dessen Knochenreste in Nordafrika, in der Schweiz und in England gefunden sind, und zwar im letzteren Lande in Höhlen, zusammen mit baskischen Schädeln.

Friedr. Müller (a. a. O. S. 491) lässt die Frage der Herkunft der Basken unbeantwortet; er hält sie für einen treuen Repräsentanten der mittelländischen Rasse, der grosse Aehnlichkeit zeigt mit den kaukasischen und semitischen Völkern, sofern diese von den späteren Beimischungen sich frei erhalten haben. Müller meint, dass die Basken wahrscheinlich die Nachkommen sind eines Volkes der alten Iberer, der Vasconen; er trennt also hier die drei Volksnamen, die von anderen Forschern für identisch gehalten werden.

Wir wollen aber hier die Herkunft der Iberer oder Basken nicht weiter verfolgen, sondern nur die Thatsache feststellen, dass kein ernsthafter Forscher, weder auf dem Gebiete der Geschichte, noch auf dem der Anthropologie, noch auf dem der vergleichenden Sprachforschung, bisher auf den Gedanken gekommen ist: die Iberer oder Basken aus dem ägyptischen Sudan herzuleiten. Die Beweise aber, welche Herr Kaltenegger für diese Ansicht geltend gemacht hat, sind so luftiger Natur, dass man eigentlich gar nicht ernsthaft von ihnen sprechen kann.

Wir wollen jetzt die Beweise prüfen, welche Herr Kaltenegger vorführt für die Abstammung der Walliser des mittleren Rhonethales von den alten Iberern. Herr Kaltenegger vermuthet, dass das Eringerrind dem spanischen Kampfstier ähnlich ist. Ja, aber bestenfalls doch nur dem heutigen spanischen Kampfstier! Woher weiss denn Herr Kaltenegger, dass diese Rasse von den alten Iberern stammt? Die heutige spanische Bevölkerung stammt doch nur kleinstentheils von den alten Iberern, nämlich nur die Bevölkerung, welche noch gegenwärtig die baskische Sprache spricht. Diese gegenwärtigen Basken, welche sich selbst Euscaldunae nennen, wohnen um den Golf von Biscaya im nordwestlichen Ende Spaniens und im südwestlichen Ende Frankreichs in einer Gesammtanzahl von nicht ganz 900.000 Seelen, von welchen auf die spanischen Provinzen Vizcaya, Guipuzcoa, Alava und Navarra 650.000 entfallen (Friedr. Müller a. a. O. S. 492). Aber gerade diese Basken — die wahrscheinlichen Nachkommen der alten Iberer — sind nicht die Züchter der spanischen Kampfstierrasse, dem das Eringerrind im Wallis ähnlich sein soll. Demnach ist es auch höchst unwahrscheinlich, dass die alten Iberer die Vorfahren des Rindes, welches gegenwärtig im walliser Eringerthale gezüchtet wird, dorthin gebracht haben.

Aber wir haben auch positive Beweise für die Nationalität der Bevölkerung des mittleren Rhonethales im Wallis, welche gegen die Abstammung von den alten Iberern sprechen. Diese Beweise verdanken wir den Schädeluntersuchungen von L. Rütimeyer und W. His („Crania helvetica", Basel und Genf 1864). Diese Forscher unterscheiden an den Schädeln der Schweizer vier Typen, welche sie Sion-, Hohberg-, Belair- und Disentis-Typus nennen. Der Sion-Schädel, so genannt nach einem aus Sitten im Wallis gefundenen Kopfe, entspricht der heutigen Bevölkerung des mittleren Rhonethales. Herr Troyon, der ihn gefunden, glaubt sein Alter bis in die Bronzezeit oder doch in die vorrömische Eisenzeit verlegen zu dürfen. Es sind aber auch an anderen Orten Sion-Schädel gefunden worden, so in einem helvetischen Grabhügel bei Lausanne, in dem Pfahlbau Nidau-Steinberg u. s. w. Ueber den Sion-Schädel äussern sich Rütimeyer und His (a. a. O. S. 34) wie folgt: „Wohl charakterisirte Sion-Schädel treffen wir schon in Gräbern, die von den Antiquaren den vorrömischen Helvetiern zugeschrieben werden, wir finden sie weiterhin in den Gräbern der römischen und in solchen der alemannisch-burgundischen Zeit neben anderen Formen, und endlich können wir sie auch in den, in der neuesten Zeit bevölkerten Beinhäusern durchweg, wenn auch keineswegs in sehr reicher Menge nachweisen. Für den Sion-Schädel scheint uns sonach nur eine Deutung denkbar, nämlich die, dass es die Kopfform unserer keltischen Vorfahren, der Helvetier gewesen sei. Das anfängliche Vorwiegen des Schädels in der helvetischen Zeit, seine successive Vermengung mit anderen Formen und sein schliessliches Zurücktreten hinter diesen, das Alles correspondirt so genau dem, was wir von den Schicksalen des helvetischen Stammes und von seinem Verhältniss zu den nachfolgenden Stämmen wissen, dass man kaum geneigt sein kann, Zweifel an der fraglichen Identität zu hegen."

Darnach waren also die alten Bewohner des mittleren Rhonethales keltische Helvetier und unzweifelhaft nicht Iberer.

Wir kehren jetzt auf heimathlichen Boden zurück zur Prüfung der Frage: stammen die Bewohner des Duxthales von den Wallisern ab?

Herr KALTENEGGER, der diese Frage bejaht, führt als Beweis dafür an, dass das Rindvieh des Duxthales dem des mittleren Rhonethales im Wallis ähnlich sähe; er schliesst aus dieser Aehnlichkeit auf die Abstammung des Rindviehes und der Menschen im Duxthale von dem Rindvieh und den Menschen im Wallis. Die Aehnlichkeit des Duxer- und Eringer-Rindes bestreite ich nicht, ja ich habe vor 10 Jahren zuerst darauf aufmerksam gemacht[1]) und beide Formen einer und derselben Rasse untergeordnet, welche ich Bos taurus brachycephalus genannt habe. Als „culturhistorische Momente, welche untrüglich auf einen gemeinsamen leiblichen Stammbaum der Bewohner unserer Gegenden (des Duxthales und der benachbarten Thäler) mit den rhonethalischen Walsern hinweisen", führt Herr KALTENEGGER noch an: „das wiederholte Vorkommen des wallisischen Namens als Ortsbezeichnung und die Verehrung des specifischen Walserpatrones, des heiligen Theodul, in zweien dieser Walsercolonien." Mir scheinen die von Herrn KALTENEGGER angeführten Ortsnamen „Vals", „Val", „Völs" keineswegs darauf hinzuweisen, dass die Bewohner derselben aus dem Wallis stammen; man behauptet, dass sie mit dem Namen „Valh" zusammenhängen, der altgermanischen Bezeichnung der Volcae, eines keltischen Volksstammes, dessen Name den alten Germanen als allgemeine Bezeichnung der Kelten gedient hat; die Namen Walachen, Wales, welsch, welsh bedeuten also soviel wie Kelten und keltisch. Aber es wäre ja immerhin möglich, dass auch die Kelten aus dem Wallis sich in Tirol niedergelassen haben; einen Beweis dafür hat Herr KALTENEGGER freilich nicht erbracht.

Dagegen leitet uns eine andere Arbeit in demselben Hefte, in welchem Herr KALTENEGGER seine ethnographischen Phantasien veröffentlicht hat, auf keltische Spuren in Tirol. Herr Prof. Dr. M. HOLL in Innsbruck veröffentlicht im XIV. Bande, S. 77, dieser Zeitschrift seine, auf genaue Schädelmessungen gestützten Untersuchungen „über die in Tirol vorkommenden Schädelformen". Unter anderen hat Herr HOLL auch 12 Schädel aus dem Beinhause von Lanersbach im Duxthale beschrieben und gemessen und an denselben drei Typen nachgewiesen. Der erste Typus, bestehend aus fünf Schädeln, war mesocephal oder dolichoid, der zweite Typus (5 Schädel) war brachycephal, der dritte Typus (2 Schädel) hyperbrachycephal. Herr HOLL erklärt Seite 105: „In dem mesocephalen Typus können wir ganz entschieden den germanischen Typus erkennen. Es sind Schädelformen, welche im Siontypus und den Mesocephalen KOLLMANN's (aus alten Grabstätten Baierns) Vertreter finden. Der brachycephale und hyperbrachycephale Typus, welche beide in den untersuchten Ossuarien die führende Rolle besitzen, sind es, welche wir in den ECKER'schen Crania germaniae als die heutige Bevölkerung des Schwarzwaldes, im Disentistypus wiederfinden und die in die sarmatisch-germanische und sarmatische Reihe von HÖLDER einzubringen sind."

Gegen die Eintheilung dieser Schädel unter die Rhätoromanen bemerkt Herr HOLL: „Mit grösserer Sicherheit lässt sich die Behauptung aufstellen, dass in Tirol, im Alpachthale, in der Wildschönau und im Duxerthale ein germanischer Stamm anzutreffen ist."

Um jeden Zweifel auszuschliessen, habe ich Herrn Prof. HOLL brieflich gebeten, mir einige auf vorliegenden Gegenstand bezügliche Fragen zu beantworten, was derselbe auch mit grösster Bereitwilligkeit gethan hat. Unter diesen Fragen erwähne ich nur die folgende (da die übrigen schon durch die vorstehende Erörterung beantwortet sind):

„Haben die Schädelformen im Duxthale (Lanersbach) Aehnlichkeit oder genetische Verwandtschaft mit dem Siontypus?"

Herr Prof. HOLL hat mir darauf geantwortet:

„Die im Duxthale untersuchten Schädel haben theilweise grosse Aehnlichkeit mit dem Siontypus und wahrscheinlich dürfte sich späterhin eine genetische Verwandtschaft mit dem „Siontypus" erweisen lassen, wie überhaupt letzterer Typus ein weitverbreiteter genannt werden muss."

Demnach ist es also „wahrscheinlich", dass in Tirol, insbesondere im Duxthale, Spuren keltischer Bevölkerung vorkommen, denn der Siontypus gehört — wie wir durch RÜTIMEYER und HIS wissen — unzweifelhaft dem keltischen Volksstamme an. Es ist also auch möglich, dass sich unter diesen keltischen Volksstämmen, welche in vorgeschichtlicher Zeit in Tirol eingewandert sind und dasselbe bewohnt haben, solche aus dem vormals keltischen Rhonethale des heutigen Wallis befinden. Es ist aber ebenso möglich, dass das einander ähnliche Rindvieh des Dux- und des Eringerthales in späterer (geschichtlicher) Zeit eingeführt worden ist. Aber ganz unmöglich ist es, dass dieses Rindvieh aus der Zeit der alten Iberer herstammt und aus dem ägyptischen Sudan eingeführt ist.

Wien, 10. Februar 1885.

4. Herr Prof. Dr. **Franz Lukas** in Krummau übersendet:

Anthropologische Mittheilungen aus Nordmähren.

Für meine Wanderungen in Nordmähren während der letzten Ferien hatte ich mir vorgenommen, neben Verfolgung botanischer Zwecke immer auch durch eigene Beobachtung und Nachfragen im Volke Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, inwieweit das durchwanderte Gebiet auch der Durchforschung in anthropologischer Hinsicht werth wäre. Das Beobachtete und Erfragte erlaube ich mir in nachfolgenden Zeilen mehr referirend als kritisch bearbeitet vorzulegen.

Der Ausgangspunkt meiner Wanderungen war mein Heimatsort Frankstadt. Dieser liegt in einer östlichen kesselartigen Ausbuchtung des Thessthales, des breiten und fruchtbaren Seitenthales der March, 1/2 Stunde von Mähr.-Schönberg entfernt. Der Kessel steigt im Norden gegen den Heidstein allmälig an. Ein von diesem auslaufender Bergrücken bildet die südliche Umrandung des Kessels, die nördliche der Trausnitz. Die den Ost-

[1]) „Die Rindviehrassen des Walliser Eringerthales" u. s. w. in Nr. 47, 48 und 50 des „Oesterr. landw. Wochenblattes". Wien 1875.

rand bildenden Abhänge des Heidstein [1]) schieben sich zwischen zwei Thälern vor, von denen das des Rabenseifner Baches in der Nordost-, das des Frankstädter Baches in der Südost-Ecke in den Kessel einmündet. Frankstadt liegt an dem Südrande.

I. Der Erdwall in Frankstadt.

Das erste Object, dem ich meine Aufmerksamkeit zuwandte, liegt in Frankstadt selbst. Die Kirche sammt Friedhof, die Schule, das Erbgericht und noch mehrere Häuser, im Ganzen ein Raum von ca. 50.000 m², liegt

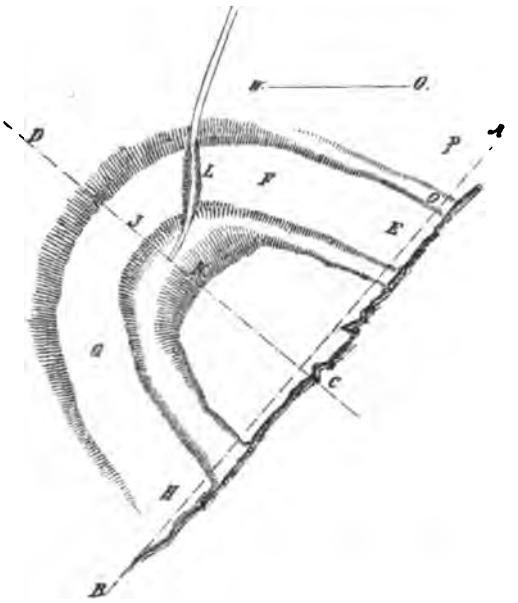


Fig. 1. Der Burgstein bei Frankstadt (1 : 1300).

Fig. 2. Durchschnitt in der Richtung A.B.

Fig. 3. Durchschnitt in der Richtung C.D.

innerhalb eines bis 5 m hohen und an der Sohle bis 20 m breiten Erdwalles, der die Form einer in der kleinen Axe halbirten Ellipse hat. Ihm ist der ganzen Breite nach vorgelagert eine 14.000 m² bedeckende rechteckige Bastion, das Ganze umschlossen von einem Graben. Der Wall ist an einigen Stellen abgegraben. An einer derselben liess ich vollends bis zur Sohle graben und kam auf die Brandstätte einer mit einem Gemisch von Lehm und Stroh beworfenen Holzhütte. In der Brandschichte fand ich eine Menge von Scherben. In einem nach meiner Abreise in nächster Nähe ausgegrabenen Loche wurden 3 m tief unter der Sohle des Walles Knochen eines Rindes gefunden. Herr Prof. Woldřich war so freundlich, die gefundenen Gegenstände zu untersuchen. Die Scherben sind mittelalterlich. Die Knochen jedoch (Unterkiefer, Schulterblatt) dürften von der Torfkuhrasse herrühren und aus prähistorischer Zeit stammen. Sie sind braun gefärbt, regelrecht gespalten in derselben Weise, wie in den meisten prähistorischen Niederlassungen, die Bruchfläche mit bläulichem Anfluge, mit Ausnahme eines einzigen stumpfen Einschnittes keine Spur schneidender Werkzeuge [1]). Der Wall selbst ist demnach mittelalterlich, aber dürfte an Stelle einer prähistorischen Niederlassung sich befinden. Darauf deutet auch die Sage hin, dass die Kirche an der Stelle eines ehemaligen Heidentempels stehe. Eine andere Sage erzählt, dass daselbst eine Burg der Templer gewesen sei. Templer jedoch waren nie in der Gegend. Vielleicht hat sich die letztere Sage aus der ersteren entwickelt [2]). Sagen knüpfen sich ausserdem an verschiedene Stellen des Walles; auch an jener, wo ich grub, „geht es um“; Brandstätten finden sich noch an mehreren Punkten.

II. Der Burgstein im Frankstädter Walde.

Den Nordrand des schon erwähnten Thales des Frankstädter Baches bildet ein Bergrücken, der vom Heidstein nach W. sich abzweigt und stellenweise von steil abfallenden Felsplateaux gekrönt ist. Eines derselben (ca. 1 Stunde vom Walle entfernt) hat nahezu die Form eines Trapezes, dessen längere Parallelseite 36 m, dessen Höhe 24 m und dessen Flächeninhalt somit ca. 800 m² misst. Nach SO. (Fig. 1, bei *C*) fällt das Plateau senkrecht ab, an verschiedenen Stellen verschieden hoch, 5—15 m. Nach den übrigen Richtungen ist es umgeben von einem halbkreisförmigen Walle, jedoch getrennt von diesem durch einen ebenfalls halbkreisförmigen Graben. Sowohl Wall als Graben sind gegen W. schwach geneigt, das Plateau jedoch ist horizontal, also dessen westlicher Abfall in den Graben (ca. 12 m) tiefer als der nördliche (2 m) und der südliche (3 m) (Fig. *K*, *M*, *N*). Der nördliche Theil des Grabens (bei *M*) ist schmäler (4½ m) als der südliche (9 m). Der Wall besteht im nördlichen Theile aus gewachsenem Fels (bei *E*), geht (bei *F*) über in grobes Geröll, ist in der Mitte (bei *I*) am undeutlichsten erhalten, im SW. (bei *G*) besteht er aus mit Erde gemischtem kleinen Schutt (wohl zweifellos aufgeführt) und geht in den Bergrücken über, bevor dieser gegen SO. steil abfällt. Im N. (bei *O*) ist der Wall von dem sanft ansteigenden Bergrücken (bei *P*) getrennt durch einen 4½ m tiefen und eben so breiten, gegen W. allmälig sich verlierenden Graben. Das Plateau ist jetzt mit jungen Fichten bewaldet. Das Volk benennt die Localität mit dem Namen Burgstein; es glaubt,

[1]) Der Heidstein selbst wäre ein beachtenswerther Punkt.

[1]) Zwei Torfschwein-Schädel und einer vom Bären wurden 1863 in Mähr.-Schönberg (½ Stunde von Frankstadt) gefunden. Ein Torfschwein- und der Bärenschädel befinden sich im Baseler Museum.

[2]) Der (zufälligen?) Analogie wegen bemerke ich, dass beide Sagen sich auch an den Spielberg und Petersberg in Brünn knüpfen.

dass daselbst die Burg eines Raubritters gestanden habe. Dazu aber wäre die Anlage ungünstig gewesen. Vielmehr dürften wir es hier mit einer kleinen prähistorischen Wallburg oder einem Opferplatze zu thun haben. Ein den Wall bei *L* durchschneidender und in den Graben führender Weg heisst Schlossweg. Von Mauern ist keine Spur zu sehen, auch die ältesten Leute erinnern sich nicht, etwas Derartiges gesehen zu haben. Ich liess an mehreren Stellen sowohl des Plateaus, (wo ich überall bald auf den Fels kam) sowie des Walles graben; Scherben oder sonstige Reste von Menschenhand fand ich nirgends.

III. Der Geierstein bei Rabenseifen.

In dem obenerwähnten Thale des Rabenseifner Baches führt eine Strasse von Schönberg nach dem Dorfe Rabenseifen. Die nördliche Thalwand wird gebildet von dem ziemlich steil abfallenden bewaldeten Abhang des Traussnitz, die südliche von den ebenfalls bewaldeten, weniger steilen Ausläufern des Heidstein. Die enge Thalsohle bietet fruchtbaren, von dem Bache bewässerten Wiesengrund. Nur mehr etwa 500 Schritte von dem Dorfe entfernt liegt an der linken Seite der hier sanft ansteigenden Strasse, von dieser ca. $1^1/_2$ m entfernt, ein Stein, der im Volksmunde den Namen Geierstein (gleich Teufelsstein [1]) führt. Er liegt auf einem kleinen, 1 m unter dem Niveau der Strasse liegenden, ca. 4 m breiten Plateau, das gegen die Thalsohle ca. 5 m steil abfällt und mit jungen Fichten bewaldet ist, zwischen welchen die gegenüber liegende Thalwand durchblickt. Der Stein steckt schief unter einem Winkel von ca. 20° in der Erde, von dieser zur Hälfte bedeckt. Er besteht aus einem quarzreichen Gneis, hat eine unregelmässige Form, soweit der freiliegende Theil urtheilen lässt, annäherungsweise die einer Ellipse, deren grosse Axe 140 cm, deren halbe kleine freiliegende 47 cm lang ist; die Dicke beträgt am Rande 36 cm. In der Richtung der grossen Axe, und zwar in einem Punkte, der die Axe in zwei Theile theilt, die sich verhalten wie 78 : 62, befindet sich ein kreisrundes Loch mit einem Durchmesser von 17 cm, das den hier 43 cm dicken Stein in auf die Oberfläche senkrechter Richtung durchbricht. Die Axe der Bohrung bildet jedoch nicht eine gerade Linie, sondern macht in einer Tiefe von 24 cm eine doppelte Krümmung, nach welcher sie ihre ursprüngliche Richtung wieder fortsetzt. Es scheint, als wäre das Loch durch Stampfen (von Getreide) allmälig bis über die Mitte der Dicke ausgehöhlt, der Stein sodann umgedreht und nun von der andern Seite weiter gestampft worden, jedoch so, dass die Wände der beiderseitigen Höhlungen, nachdem die letzte dünne Scheidewand durchbrochen, nicht genau auf einander passten.

Für die Benützung des Steines als Mühlstein (Stampfstein) sprechen mehrere an ihn sich knüpfende Sagen:

„Der Geier (gleich Teufel) hielt es mit der Müllerin. Er versprach ihr einen neuen Mühlstein für den abgenützten, wenn sie nach dem Tode ganz ihm gehören wolle. Die Müllerin ging darauf ein, aber mit dem ersten Hahnenschrei müsse der Stein an Ort und Stelle sein. Der Geier eilte davon, die schlaue Müllerin jedoch passte auf, und als er mit dem Stein geflogen kam und nur noch einige hundert Schritte von der Mühle entfernt war, lief sie zum Hühnerstall und weckte den Hahn, so dass er krähte, bevor der Geier an Ort und Stelle war. Dieser liess erbost den Stein fallen und sauste davon. Aber alle Bemühungen der Müllerin, den Stein in ihre Mühle zu schaffen, waren erfolglos, er ist nicht wegzubringen. — In früheren Zeiten sah man in der Nähe öfter einen schwarzen Hund: der Geier besucht seinen Stein, um zu sehen, ob er noch an Ort und Stelle sei. Ein kurzer, schwach betretener, von der Strasse zum Stein führender Fussweg, der Geiersteig, wurde vom Geier betreten. — So oft die Leute das runde Loch mit Sand oder Steinen verstopften und selbst mit Holz zukeilten, am nächsten Morgen war es immer wieder offen." — Eine andere Sage erzählt: „Der Müller entliess seinen Burschen; dieser rächte sich dafür, indem er den Mühlstein an jene Stelle citirte, wo er noch gegenwärtig liegt. Alle Bemühungen des Müllers, den Stein wieder in die Mühle zurückzuschaffen, blieben erfolglos."

Die Annahme, dass wir es hier mit einem prähistorischen Mahlsteine (Stampfstein) zu thun haben, ist nach dem Vorstehenden wohl nicht unbegründet.

IV. Alter Bergbau.

Reiche Ausbeute dürften Nachforschungen über alten Bergbau geben, und zwar könnten sich dieselben nicht blos auf das Thessthal und dessen Nebenthäler, sondern überhaupt auf das mährische Gesenke (Gesenke = Bergwerk) erstrecken. In Tacitus' Germania, C. 43 werden unter den Völkerstämmen, die im Rücken der Markomannen und Quaden wohnten, die eisengrabenden keltischen Cotini erwähnt. Allerdings wird die betreffende Stelle (retro Marsigni Cotini Osi Buri terga Marcomanorum Quadorumque claudunt) von verschiedenen Forschern verschieden erklärt: Wersebe (Völker und Völkerbündnisse, pag. 231—236) versetzt die Cotini nach Steiermark, Reichard (Germanien unter den Römern, pag. 118) in die Wojwodschaft Krakau, Schrader (Sprachvergleichung und Urgeschichte, pag. 293) in die vorderen Karpathen, Wilhelm (Germanien, pag. 231) jedoch weist ihnen als ursprünglichen Wohnsitz die Ufer der March an und lässt sie von den nachrückenden Quaden in den Norden des Landes, nach den Quellen der March gedrängt werden; mit ihm stimmt der Hauptsache nach Dunkler (Orig. Germ., I., 55 ff.) und Baumstark (Erläuterungen zu Tacitus' Germania, II., pag. 217—218) überein, so dass der Bergbau im Gesenke schon von den keltischen Cotinen betrieben worden sein könnte; — so viel jedoch ist sicher, dass der Bergbau im mährischen Gesenke (und zwar nicht blos auf Eisen, sondern auch auf Kupfer, Silber und Gold) sehr alt ist, und sicher ist auch, dass er früher viel ausgedehnter war als gegenwärtig, wo nur mehr an wenigen Orten gegraben wird, während viele Namen, wie: Dürrseifen, Goldseifen, Kalten-, Raben-, Stein-, Vit-, weisse Seifen, Stollenhau,

[1]) Geier volksthümlicher Ausdruck für Teufel.

Reitenhau, Goldenstein, Goldeck, Goldwäsche, Goldberg, Erzberg, Kupferberg, Goldloch, Goldkoppe, Goldgraben, Silberstrasse etc. auf eine weite Ausdehnung des Bergbaues längs der ganzen Kette des Gesenkes hinweisen. Auf alten Bergbau hindeuten dürften die verschiedenen Schatzsagen: „Einer der Gipfel des Trausnitz ist gekrönt von dem Mildlestein (modernisirt Emilienstein). Während der Passion am Palmsonntage öffnet sich der Stein; nur wer ein Hochamt zu zahlen und zu schweigen gelobt, darf hinein und sich von den daliegenden Schätzen nehmen. Nur darf er nicht allzu gierig sein und etwa den Zeitpunkt des Zuschlagens der Felspforte versäumen. Ein Weib vergass in der Eile und voll Angst, diesen Zeitpunkt nicht zu versäumen, ihr Kind, das sie, um Schätze zusammenzuraffen, beiseite gelegt hatte und das nun in den Felsen eingeschlossen wurde. Das ganze Jahr hindurch that sie Busse und gab von den Schätzen reichlich Almosen. Am nächsten Palmsonntag eilte sie abermals zum Felsen und sie fand ihr Kind wohlbehalten wieder.“ Es ist dieselbe Sage, die öfter wiederkehrt, unter Anderem auch beim Bottichstein bei Nikolsburg. — Oberflächliche Nachgrabungen rings um den Stein herum ergaben keine Resultate, zwar fand sich unter der obersten, etwa 5 cm dicken Erdschichte eine Lage von Kohle und Asche, die aber offenbar jüngeren Ursprunges ist. — Eine andere Sage existirt vom Kokersteine im Bürgerwalde bei Mähr.-Schönberg: „Ein armes Weib klagte, als sie am St. Andreastage frierend und hungernd im Walde in der Nähe des Steines dürres Holz auflas, bitter über ihre Lage. Da erschien der Teufel in Gestalt eines kleinen, alten Männchens und führte sie zu einer Höhle, deren Wände mit Goldzapfen bedeckt waren, davon dürfe sie sich nehmen, so viel sie wolle, aber wenn ihr ein Stück entfalle, dürfe sie sich nicht darnach bücken und sie dürfe auch nicht zurückblicken. Sie füllte ihre Schürze so voll, dass sie riss, aber uneingedenk der Mahnung, bückte sie sich, um die zu Boden gefallenen Stücke wieder aufzulesen, augenblicklich hatten sie sich in Tannzapfen verwandelt.“ — Am Steine selbst ist eine sitzähnliche Vertiefung, „hier sitzt der Teufel und zählt sein Geld“. Dieselbe Sage erzählt man sich auch von dem nicht weit entfernten Katzensteine.

An einigen Orten spielt die aus Wirklichkeit und Dichtung gemischte Sage von dem goldsuchenden „Wälschen“ eine grosse Rolle[1]). Eine derartige Sage knüpft sich an das in der Nähe der Quelle des Frankstädter Baches liegende Walichloch (= Wälschloch). „Die Mutter eines gegenwärtig 70jährigen Mannes mähte im Walde in der Nähe der Höhle Gras. Da trat ein Mann auf sie zu, grau gekleidet, mit Mäntelchen und breitem Hute. Er verstand jedoch nichts deutsch und fragte nur: Wo Walichloch? Sie wies ihm dasselbe, er verschwand darin und kam nicht mehr zum Vorschein.“ Es ist immerhin möglich, dass goldsuchende Italiener wie in andere Gegenden (Riesengebirge) so auch hieher kamen. Während diese Erzählung noch vollinhaltlich wirklich Geschehenes berichten kann, heisst es von derselben Höhle (Gewährsmann mein jetzt 70jähriger Vater, der die Sage in seiner Jugend von einem alten Förster hörte, in dessen Familie sie seit langeher von dem Vater auf den Sohn übergeht), dass sich in früheren Zeiten an der Decke derselben das Jahr über Goldzapfen bildeten, welche alljährlich in der Charwoche die Wälschen sich holten; dem Forstwarte legten sie für das Hüten des Goldes einige Zapfen vor den Eingang der Höhle. Niemand jedoch durfte sich selbst etwas abbrechen, denn der würde augenblicklich versinken. Einem habgierigen Heger geschah es wirklich. — Hier also ist das vielleicht wirklich Geschehene sagenhaft ausgeschmückt. Bemerkenswerth ist, dass die Sage viel älter ist, als das von jenem Weibe als wirklich geschehen Erzählte. — An andern Orten in der Nähe des Altvaters kommt der Wälsche auf seinem Mantel (Wôdan's Mantel?) hergeflogen. „In der Nähe von Waldenburg — am Nordabhange des Altvaters — hatten sie in einem Felsen ihre Werkstätte, daselbst sind auch ihre Werkzeuge noch vergraben. Reich an Schätzen flogen sie nach Italien zurück, um sich hier Paläste aufzubauen.“ Bei den Quarklöchern (2 Höhlen am Spieglitzer Schneeberg) ist der Wälsche zugleich der Satan, der in grauer Kleidung mit breitkrämpigem Hute und fliegendem Mantel (auch Wôdan trägt einen breitkrämpigen Hut und fliegenden Mantel) einem armen Jägerburschen erscheint und ihm Schätze verspricht, wenn er sich ihm mit seinem Blute verschreibe. Den Zweifelnden überredet er, führt ihn in die Höhle (in der nach einer andern Sage die Hexen tanzen) und zeigt ihm die Schätze. Aber kaum wieder heraussen, reut den Jäger der Vertrag. Der Wälsche breitet seinen Mantel aus und entführt ihn nach Padua. Auf sein Flehen jedoch wird er durch einen Trank in Schlaf versetzt und als er wieder erwacht, befindet er sich vor dem Eingange der Quarklöcher.“

Das oben erwähnte Walichloch ist eine Höhle im Gneiss, etwa 12 m lang, 1·8 bis 3·5 m hoch, 1·5 bis 3·5 m breit. Der Eingang liegt ca. 4 m oberhalb der vom Bache durchflossenen Thalsohle in der nördlichen Thalwand. Der Boden der Höhle ist zum Theile mit Schutt, zum Theile mit von der Decke herabgefallenen grösseren Steinen bedeckt. Ich grub an mehreren Stellen ca. 1 m tief den Schutt weg, ohne auf den gewachsenen Fels zu kommen; von Menschenhand herrührende Gegenstände fand ich nicht. Der Boden ist schwach ansteigend, am hinteren Ende links eine Grube, die gegenwärtig fast ganz verschüttet ist, früher jedoch so tief gewesen sein soll, dass ein hinabgeworfener Stein erst nach mehreren Secunden in's Wasser fiel. Das Volk hält die Höhle für die Einfahrt eines Schachtes, in dem nach Gold oder Kupfer gegraben wurde. Vom Walichloch thalabwärts soll ein Dorf gestanden haben, von dem gegenwärtig keine Spur mehr vorhanden ist, vor Jahren jedoch wurden an einer Stelle, die den Namen Mühlhübel führt, Mauerreste und Stücke eines Mühlsteines gefunden; was für Mauerwerk (ob mit oder ohne Mörtel etc.) erfuhr ich nicht, die Mühlsteinstücke waren zu klein und unförmlich, als dass eine Rundung zu erkennen gewesen wäre. Immerhin ist es möglich, dass hier wirklich Bergbau betrieben wurde und dass

[1]) In Tirol sind es die Venedigermännlein.

die Bergleute in dem, wenn auch engen, so doch freundlichen und landschaftlich schönen Thale ihre Hütten bauten. (Vielleicht besteht ein Zusammenhang mit dem unter II beschriebenen Burgsteine und der Niederlassung beim Frankstädter Walle.) Längs des ganzen Rückens des die linke (südliche) Thalwand bildenden Bergzuges findet man zahlreiche Gruben, an mancher Stelle mehrere nahe bei einander. Der Volksmund bezeichnet sie als verfallene Schachte. Der tiefste ist der Gänserichin-Schacht. Von ihm erzählt man sich: „Daselbst war ein Bergwerk auf edle Metalle, das sehr ergiebig war, bis einst ein Einsturz darin erfolgte und einen jungen Bergmann, Namens Gänserich, verschüttete. Seine Mutter, eine Witwe, beschwor den Schachtherrn, ihren Sohn zu retten; 10 Tage lang bat sie darum, als aber nichts geschah und sie schon den Tod ihres Sohnes als gewiss annehmen musste, nahm sie in ihrer Verzweiflung eine Schürze voll Hirse, warf sie in den Schacht und rief: „So viel Jahre, als da Hirsekörner sind, sollst du verflucht sein!“ Und wirklich habe man von da an keine Ausbeute mehr erzielen können.“ — Bei einer der letzten dieser Gruben fand ich in der derselben vorgelagerten Halde von Feuer geschwärzte Steine und Stücke mit spärlichem Anflug von Malachit. Zahlreiche derartige Gruben finden sich auch in Traussnitz.

Sicher ist, dass der Bergbau in Nordmähren einst blühte; die vielen Sagen lassen vermuthen, dass er auch in weite Zeit zurückreicht, so dass es sich wohl verlohnen dürfte, wenigstens an den von der Sage festgehaltenen Punkten genauere Forschungen anzustellen.

V. Sagen.

Ungemein reich ist das Thessthal, überhaupt Nordmähren, an Sagen, alten Gebräuchen und an Aberglauben. Die Sagen sind zum Theile uralt, zum Theile weisen sie auf uralte hin, wie die schon erwähnte, auf Wôdan hindeutende Sage von dem Wälschen, zum Theile sind es neuere, ja man kann sagen, dass sich immer noch neue bilden, wogegen freilich leider alte Sagen, insbesondere aber Aberglauben und Gebräuche, immer mehr vergessen werden, so dass es wohl an der Zeit wäre, sie zu sammeln, bevor sie gänzlich aus dem Volksgedächtniss verschwunden sind. Das Volk ist einerseits aufgeklärt genug, nichts mehr darauf zu halten, anderseits aber kennt es ihren Werth für die Wissenschaft nicht. Frühere Generationen empfanden unbewusst noch den Zauber und die Poesie der Sagenwelt, die gegenwärtige behandelt sie als überwundenes dummes Zeug, die nächste hat sie vergessen.

Bemerkenswerth ist von den neueren Sagen, dass manche derselben sich mit geringer Veränderung an verschiedene Localitäten knüpfen. So z. B. erzählt man, dass die Vertheidiger der Burg Goldenstein gegen die schwedischen Belagerer, obwohl sie vollständig eingeschlossen waren, täglich einen frisch erlegten Hasen vor das Thor hinaushängten, um die Belagerer zu verhöhnen und ihnen zu zeigen, dass sie durch unterirdische Gänge mit ihren weit entfernten Jagdgründen in Verbindung stehen. Dieselbe Sage erzählt man sich auch von der Ruine Rabenstein, nur wurden hier Forellen herausgehängt; hier passirt es auch dem Volke, zu vergessen, dass die Burg Rabenstein schon im Jahre 1356, also lange vor der Invasion der Schweden, zerstört war. Die Schweden spielen in Nordmähren überhaupt eine grosse Rolle: Schwedensäulen, Schwedengräber (Heidengräber?) zeigt man an verschiedenen Orten, auch in der nächsten Nähe von Frankstadt [1]); Thonkugeln, die beim Ackern häufig gefunden werden, sind schwedische Gewehrkugeln; eine verschwundene Burg, die Lieselburg, von der zu Beginn dieses Jahrhunderts Mauern ausgegraben, Säbel, Hufeisen und Kugeln gefunden wurden, wurde von den Schweden zerstört. Des verschwundenen Dorfes im Thale des Frankstädter Baches wurde schon erwähnt. Von einem weiteren verschwundenen Dorfe, Seibersdorf, im Thale des Seibersdorfer Baches, ca. ¾ Stunden südöstlich von Frankstadt, wurden vor ca. 30 Jahren Hauen, Mühlbestandtheile und schwarzes Holz, von dem die Leute sich Bilderrahmen zum Andenken schnitzten, aufgefunden. — Dass der sagenbildende Volksgeist gern an geschichtliche Ereignisse anknüpft, wenn ihm auch dabei ein Lapsus passirt, zeigt die Sage, dass die Colonie Königsgrund bei Schönberg den Namen davon bekam, dass daselbst der Winterkönig Friedrich von der Pfalz sich verborgen gehalten habe. — Als Beispiel, wie das Volk alte Sagen gern verjüngt, sei die Sage von der Melusine erwähnt. Diese war die Gemahlin eines Schlossherrn von Ullersdorf. Im Schlosse befindet sich in der Decke eines Zimmers eine Oeffnung, die nie geschlossen bleibt, so oft sie auch vermauert wird; durch sie kam die Melusine zu ihren Kindern. Dasselbe gilt auch von einem an der Nordseite sich befindenden Fenster. Auf den grossen Bäumen nordöstlich vor dem Schlosse wurde die Melusine öfters gesehen. (Von Norden kommen die an den Fenstern rüttelnden, in den hohen Bäumen sich fangenden rauhen Winde.) Einst wollte der Schlossherr, ihr Gemahl, mit seinen Leuten und der Ullersdorfer Geistlichkeit sie belauern, allein, als sie mit dem Sturme herangeflogen kam, fielen sie in Ohnmacht und erwachten erst, nachdem sie mit Jammern und Pfeifen sich entfernt hatte. Mit dem Sturme kommt sie geflogen und fliegt sie davon, sie beruhigt sich jedoch, wenn die Nachbarsfrauen eine Hand voll Mehl zum Fenster hinauswerfen (Windfüttern). (Aehnlichkeit zwischen Melusine und Fria, der Göttin der sturmgejagten Wolke, die in's Wasser sinkt, die weinend und klagend durch die Luft jagt, deren Hunden die Menschen Mehl zum Frasse ausstreuen.)

Diese Proben aus dem Sagenkreise führe ich an, um zu zeigen, dass es sich der Mühe verlohnen dürfte, genauere Nachforschungen anzustellen, um so Manches dem Vergessenwerden zu entreissen. Derartige Forschungen über Sagen und abergläubische Gebräuche würden auch über die Abstammung der geistig sehr befähigten Bewohner des Thessthales, deren Dialekt auch manche Eigenthümlichkeit bietet, manchen interessanten Aufschluss geben.

[1]) Ich liess durch die bezügliche Localität einen ca. 1½ m tiefen Graben ziehen, fand jedoch nichts.

5. Herr Oberrealschul-Director **Gabriel Téglás** in Déva (Siebenbürgen) übersendet einen Bericht über

Bergbaudenkmäler aus Dacien.

Im einstigen Dacien unterhielten die Römer einen ausgebreiteten Bergbau, und sie haben das Gold nicht nur aus dem harten Felsen hervorgeholt, sondern sie beschäftigten sich auch mit der Goldwäscherei.

Verespatak, als Mittelpunkt des siebenbürgischen Californiens, bietet die meisten auf den römischen Bergbau sich beziehenden Daten. Hier hat man bereits im Jahre 1780 im Lettyer Bergwerke in einem alten, mit Vitriolwasser angefüllten Verhau drei 8″ lange, 5″ breite Tafeln aus Fichtenholz gefunden. Von zweien ist je eine Seite, von einer sind beide Seiten 6‴ hoch mit Wachs überzogen, in welches mit erwärmtem Griffel geschrieben wurde. Solche Ceraten fand man 1786 im Lörincz Igener Bergwerke und endlich im Jahre 1855 im St. Katharinenstollen, wieder im Berge Letty, so dass sich im Laufe der Jahre schon 23 Wachstafeln gefunden haben als die vollgiltigsten, weil ämtlichen Zeugen des römischen Bergbaues in Dacien. Zahlreiche Werkzeuge, als Keilhauen, Bergkratzen, Schlägel, Säubertröge, Bergeisen, Breitkeile und Grubenlampen entschieden römischen Gepräges kamen in diesen alten Werken vor, nur sind leider alle diese so zerstreut, dass man schwerlich einige jetzt zum Studium auffinden kann.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Die Methode des Abbaues stimmt auffallend überein mit den Beschreibungen des Plinius und anderer Autoren, aber von dem einstigen Bergbaucostüme geben weder die Autoren, noch die archäologischen Funde Aufschlüsse. Ich war so glücklich, die ersten diesbezüglichen Funde im Jahre 1881 neben der weissen Körös bei Körösbánya auf dem westlichen Abhange der siebenbürgischen Erzgebirge zu machen.

Damals nahmen die Blätter von meinem Funde mit der grössten Freude Notiz. Es scheint mir also nicht uninteressant, diese Denkmäler, welche sich jetzt in dem Museum des archäologisch-historischen Vereins des Hunyader Comitats in Déva befinden, auch hier zu veröffentlichen. (Fig. 4—6.)

Es sind 3 Torsos, welche bei Körösbanya in der genannten Zeit beim Graben vorgekommen sind; aber nur an einem, und zwar am grössten, ist es wahrnehmbar, dass derselbe in die Erde vergraben, als Denkmal oder als Grabstein gebraucht wurde. Der untere Theil der beiden andern ist abgebrochen, wie auch bei allen 3 Figuren der Kopf.

Die Sculpturen sind in technischer Ausführung einander ganz ähnlich, nur in ihren Dimensionsverhältnissen unterscheiden sie sich von einander. In ihrer jetzigen Gestalt können wir nur den Rumpf unterscheiden und bemerken, dass an diesen Denkmälern die unteren Extremitäten überhaupt fehlen. Im Allgemeinen sind dieselben in Bezug auf Technik und Kunstgeschmack so primitiv, dass wir sie für Werke der unterjochten Autochthonen oder anderer beim Bergbau benützter Sclaven halten müssen.

Die primitive Technik fällt theils durch die grobe Meisselung, theils durch die geplättete Form des Rumpfes in's Auge.

Den werthvollsten Theil dieser Denkmäler bildet die Kleidung und an dieser besonders die von der Brust über beide Schultern nach rückwärts laufende, 1 cm dicke, bandförmige Erhöhung, welche bei allen drei Stücken an der Rückseite eine 47 cm lange und 12 cm breite, herabhängende Platte hält, und zwar in einer solchen Lage, dass dieselbe zum Schutze der Wirbelsäule und im Allgemeinen zum Schutze des Rückens dienen sollte. Dieselbe ersetzte also die jetzige Lederschürze (Arschleder) der Bergleute (Abbild. Nr. 6). Ungefähr bei dem Brustbein, zwischen den beiden Händen vereinen sich diese zwei Riemen. Wahrscheinlich waren dieselben aus einem Stücke herausgeschnitten und bildeten eine Fortsetzung bis zu der Schliesse des Gürtels. Dieser Gürtel ist durch eine 5 cm breite Riemenplatte gebildet und bei den kleineren Denkmälern finden wir dieselbe mit zickzackförmigen Ornamenten verziert. Damit wir aber zweifellos erkennen können, dass diese Sculpturen wirkliche Bergbaucostüme verewigen, finden wir bei jeder an der linken Seite den unter den Gurt gesteckten Bergwerkshammer. Dieser einzige Umstand bietet den ausreichenden Beweis für die richtige Beurtheilung dieser Denkmäler.

6. Herr Professor Dr. **Friedrich Müller** legt sieben Bilder aus seinem

ethnologischen Bilderatlas

vor.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen die Proben eines Werkes vorzulegen, welches, obwohl mein Name auf dem Titel steht, eigentlich nicht mir, sondern vielmehr dem Hof-Chromolithographen Herrn Hartinger und dem Maler Herrn A. Gerasch zum Verdienste angerechnet werden muss. Mein kurzer Vortrag ist also nicht so sehr eine Rede „pro domo“, sondern hat vielmehr den Zweck, das Verdienst des Herrn Hartinger bei dieser Arbeit in's rechte Licht zu stellen. Denn nach meiner

Meinung hat Herr Hartinger durch die Publication des vorliegenden Werkes ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst sich erworben: von ihm ist die erste Idee zu diesem Werke ausgegangen, von ihm rührt die technische Ausführung desselben her und er hat demselben namhafte materielle Opfer gebracht.

Ich erlaube mir nun zunächst, Ihnen das von mir entworfene Programm dieses Werkes vorzutragen. Dieses Programm ist in einem kurzen Prospect niedergelegt, den Herr Hartinger herausgegeben hat. Es heisst da:

„Um die sicheren Ergebnisse der anthropologisch-ethnologischen Forschungen, die eine nothwendige Ergänzung der geographisch-historischen Wissenschaft bilden, auch der Schule zuzuführen, publicirt oben genanntes Verlagsinstitut einen „Ethnologischen Bilderatlas", welcher die verschiedenen Typen, in welche das Menschengeschlecht zerfällt, zur Anschauung bringt. Derselbe wird in Chromolithographie, im Formate von 67—91 cm ausgeführt und sammt der ethnographischen Weltkarte 20 Bilder umfassen." Und zwar werden die einzelnen Bilder folgende Objecte bringen:

I. Bild. Eine ethnologische Weltkarte nach Mercator's Projection. Die Rassen sollen durch verschiedene Farben angedeutet werden; innerhalb der Rassen werden die verschiedenen Völkerstämme durch verschiedene Schraffirung auseinandergehalten, etwa so wie dies auf der Karte des ethnologischen Theiles des grossen Novara-Reisewerkes ausgeführt erscheint.

II. Bild. „Vergleichende Darstellung der zwölf Menschenrassen"; dieselben sollen durch Köpfe en face und de profil repräsentirt werden. Es folgen nun als

III. Bild „Die 4 Rassen der alten Aegypter".

Dann folgen die verschiedenen heutigen Menschentypen, nämlich IV. Hottentotten, V. Buschmänner, VI. Papuas, VII. Bantus (Kaffern), VIII. Afrikanische Neger, IX. Australneger, X. Eskimos, XI. Amerikanische Indianer, XII. Polynesier, XIII. Malayen, XIV. Samojeden, XV. Mongolen und Chinesen, XVI. Nubier und Fulahs, XVII. Dravidas, speciell Todas, XVIII. Kaukasische Völker, XIX. Araber, XX. Germanen und Slaven.

Diese Typen sollen nicht etwa durch einzelne Figuren repräsentirt werden, sondern durch ganze Scenen. Es sollen auf jedem Bilde mehrere Personen erscheinen, und zwar derartig, dass man den Typus in der Gesichts- und in der Profilansicht vor sich hat. Es sollen ferner die hauptsächlichsten Momente ihres Lebens, die Art und Weise der Wohnung, die Hausthiere, Bekleidung, Bewaffnung u. s. w. zur Anschauung gebracht werden. Die Bilder werden insgesammt nach genauen wissenschaftlichen Vorlagen, die Köpfe nach Photographien hergestellt. Es ist zur Benützung für die Schule jedem einzelnen Bilde eine kurze Erklärung beigegeben. Ich habe mir erlaubt, diejenigen Bilder, die bisher fertig geworden sind (7 Stücke), hier auszustellen. Es sind davon zunächst drei Bilder (Nr. IV, V, XI) bereits in Chromolithographie ausgeführt, während die anderen vier Bilder blos als Oelbilder hier ausgestellt werden können.

Das Bild Nr. IV zeigt die Hottentotten, das zweite (Nr. V) die Buschmänner. Ich habe dabei absichtlich die extremsten Farben gewählt, bei den Hottentotten die lichteste, bei den Buschmännern die dunkelste, damit man die verschiedenen Abstufungen der Hautfarbe daraus entnehmen könne. Hier sehen Sie den Bau der Hottentottenhütte dargestellt. Wir haben da Waffenstücke, Schmucksachen u. dgl. Auf dem Bilde Nr. V (Buschmänner) habe ich auch eine der Zeichnungen, wie sie an den Buschmannshöhlen häufig angebracht sind, darstellen lassen.

Auf dem dritten Bild (Nr. XI) sehen Sie als Repräsentanten der Indianer-Rasse Nordamerikas Apatschen, deren Dorf von einem feindlichen Stamme angegriffen wird. Sie sehen rechts im Hintergrunde die eigenthümlichen Indianerzelte; der Vordergrund ist von zwei kämpfenden Männern erfüllt.

Das Bild Nr. IX bringt Australneger im Urwalde und zwar zwei Familien, von denen die eine Instrumente zum Fischfang besitzt.

Das Bild Nr. XIII zeigt uns als Repräsentanten der malayischen Rasse die Dajak auf Borneo. Die Dajak sind bekanntlich sehr wilde Stämme, welche der abscheulichen Sitte des „Kopfabsäbelns" huldigen. Dieses Kopfabsäbeln ist eigentlich kein Heldenstück, sondern in vielen Fällen reiner Meuchelmord. Der Feind wird oft im Schlafe überfallen und ihm der Kopf abgehauen. Gewöhnlich muss ein junger Mann, wenn er um ein vornehmes Mädchen anhält, abgehauene Feindesköpfe als Proben seiner Tapferkeit aufweisen. Sie sehen hier zwei mit dem abgehauenen Feindeskopfe (Kopf eines Malayen) heimkehrende Helden; im Hintergrunde sehen Sie das Haus, hier die hauptsächlichsten Hausthiere, das Schwein, das Huhn, — die beiden Männer lassen die nationalen Waffenstücke, Kris u. s. f. erkennen. Ferner sehen Sie eine Frau, welche die Tätowirung zeigt, und zwar nach der modernsten Form.

Das Bild Nr. XV bietet uns Repräsentanten der mongolischen Rasse. Die Scene geht in der mongolischen Steppe vor sich; rechts ist ein Filzzelt sichtbar, vor welchem eine mongolische Familie sich befindet. Im Vordergrunde sitzt die Frau, welche ihre zwei Kinder um sich hat und ihnen ein Buddhabild zeigt, während der Mann seine Pfeife schmauchend auf seine Familie vergnügt herabsieht. Bekanntlich sind die Mongolen sehr eifrige Buddhaverehrer. Im Hintergrunde sehen Sie einen Mongolen mit zwei Chinesen im Gespräch. Da haben wir Pferde, Schafe, Kamele, die hauptsächlichsten Hausthiere der Steppen-Mongolen.

Das Bild Nr. XVIII zeigt uns einen kaukasischen Volksstamm, nämlich die Tschetschenzen. Das Bild spricht für sich selbst und bedarf wohl keiner Erklärung.

Ich erlaube mir, Ihnen meine Herren, hiemit diese Bilder zur Ansicht vorzulegen und Sie zur Besichtigung derselben einzuladen.

7. Herr Custos **Franz Heger**:

„Ueber die Tätowirung bei den Südsee-Insulanern."

Den nachfolgenden Bemerkungen will ich die Erklärung voraussenden, dass dieselben eigentlich an einen Aufsatz anknüpfen, welcher in den „Mittheilungen" der anthropologischen Gesellschaft erscheinen soll. (Siehe

dieses Heft.) Dieser Aufsatz rührt von dem bekannten Südsee-Reisenden Dr. Otto Finsch her. Als dieser nämlich im vergangenen Jahre in Wien war, ersuchte ich ihn, von dem reichen Materiale, welches er auf seiner letzten grossen Reise [1]) in der Südsee über die dortigen Völkerverhältnisse gesammelt hat, unserer Gesellschaft einen Theil zur Verfügung zu stellen. Dr. Finsch war nun so freundlich, mir eine Serie von Aufsätzen für die Veröffentlichung in den „Mittheilungen" zu übergeben, und einer dieser Aufsätze wird nächstens erscheinen. Er handelt über Schmuck, Körperzierrath und Tätowirung der Papuas des südöstlichen Neu-Guinea. Dr. Finsch hat sich im Jahre 1880 längere Zeit dort aufgehalten und eingehende Untersuchungen über die anthropologischen und ethnographischen Verhältnisse der Papuas angestellt. Ich will im Vorhinein bemerken, da die geehrten Anwesenden den Aufsatz noch nicht kennen, dass sich Dr. Finsch an das Thatsächliche hält und von allen Deutungen u. s. w. absieht. Die einzige Bemerkung, die er sich erlaubt — und es ist diese Bemerkung, an die ich meine nachfolgenden Worte anknüpfe — ist seine Anschauung, dass die Tätowirung nicht nur bei den Bewohnern dieses Theiles von Neu-Guinea, sondern bei den Südsee-Insulanern überhaupt lediglich als Verzierung aufzufassen ist und bei diesen Völkern zum Theil geradezu unsere Kleidung ersetzt. Zum Schlusse kommt er allerdings noch einmal auf die Bedeutung der Tätowirung zu sprechen, und gibt dabei zu, dass dieselbe in jenen Theilen Neu-Guineas mitunter auch als Familienzeichen aufgefasst wird. Der eigentliche Grund meiner Bemerkungen ist nun der, der zuerst vorgebrachten Anschauung entgegenzutreten und darauf hinzuweisen, dass die Frage über die Bedeutung der Tätowirung schon eine sehr vielseitig behandelte ist, und dass man in der wissenschaftlichen Welt heute so ziemlich über die allgemeine Bedeutung derselben an verschiedenen Orten klar sieht. Ich möchte nun in Bezug auf das hier in Betracht kommende Gebiet der Südsee früher aufmerksam machen, dass wir es hier mit zwei ziemlich scharf von einander getrennten Menschenrassen zu thun haben, einer schwarzen und einer hellen. Zur schwarzen Rasse gehören diejenigen Insulaner, welche sich einerseits an die Papuas von Neu-Guinea, andererseits an die Australneger anschliessen. Sie werden gewöhnlich als Melanesier bezeichnet und bewohnen die westlichen Inselgruppen. Die helle Rasse, welche die östlichen Inselgruppen einnimmt und zu welcher auch die Mikronesier gehören, führt in der Regel die Bezeichnung der Polynesier, und schliessen sich dieselben wieder an die Malayen der südostasiatischen Inselwelt an. Das ist nun wesentlich für die Beurtheilung des Ursprunges der Tätowirung bei diesen beiden Rassen, und ich will gleich vorausschicken, dass eine der hier in Betracht kommenden Fragen dahin geht, welcher derselben die Priorität der Erfindung zugeschrieben werden muss. Nun muss ich auch noch bemerken, dass auch die Malayen und die verschiedenen Völkerstämme Hinterindiens die Tätowirung noch heutzutage ziemlich stark üben. (Von der Verbreitung dieser Sitte über andere Erdtheile wird hier abgesehen.) Im Allgemeinen ist nun unter der schwarzen Bevölkerung die eigentliche Tätowirung wenig verbreitet. Ich muss da nun vorerst erklären, was man unter eigentlicher Tätowirung versteht. Viele Völkerstämme haben die Gepflogenheit, meist bei dem Eintritt der Reife der Geschlechter (seltener bei anderen Anlässen) diesen wichtigen Lebensabschnitt durch bestimmte Zeichen zu fixiren, welche sie am Körper des betreffenden Individuums anbringen. In der Regel werden mittelst scharfer Instrumente verschiedene symmetrische Zeichen in den Körper eingeritzt oder förmlich eingeschnitten. Durch den nachfolgenden Heilungsprocess der dadurch hervorgebrachten Wunde entsteht eine Narbe, und durch die verschiedene Anordnung dieser Narben erscheint dann eine gewisse Zeichnung am Körper. Das ist nun nicht die eigentliche Tätowirung; ich möchte diese Art als Narbenzeichnung bezeichnen. Die eigentliche Tätowirung besteht in der Applicirung von ausserordentlich feinen Stichen oder Schnitten, ähnlich Nadelstichen oder haarfeinen Messerschnitten auf bestimmte Theile des Körpers, welche dicht aneinander ausgeführt werden; die betreffende Stelle wird dann mit einer färbenden Substanz (zumeist mit Russ) eingerieben. Es entsteht darauf ein entzündlicher Process der Haut und nach erfolgter Heilung erhält dieselbe eine schwach bläuliche Färbung, welche mit der Zeit allmälig schwächer wird, so dass verschiedene Individuen sehr verschiedene Grade der Stärke dieser Zeichnungen und Figuren, je nach dem Alter derselben, zeigen. Man nennt nun die erste Art auch sehr häufig Tätowirung; es ist daher dieser Unterschied zwischen der eigentlichen Tätowirung und der Narbenzeichnung wohl festzuhalten. Ich glaube einen Grund, warum die schwarzen Völker mehr zur Narbenzeichnung hinneigen, eben in ihrer schwarzen Hautfarbe zu sehen, auf welcher die gewöhnliche Tätowirung kaum sichtbar wäre. Es ist nun besonders in der Südsee ausserordentlich interessant, diese Sache zu verfolgen.

Bekanntlich ist die grosse polynesische Rasse, die ziemlich hellfarbig ist, über den östlichen Theil der Südsee-Inseln gleichmässig verbreitet. Es gilt heute als ziemlich feststehend, dass diese Rasse irgendwo aus dem Nordwesten eingewandert ist. Auf einen Zusammenhang mit der malayischen Rasse weisen nämlich nicht nur die Sprache, sondern auch die Sage, die religiösen Verhältnisse u. A. hin, und gerade die Verbreitung der Sitte der Tätowirung gibt uns auch einen Fingerzeig, in welcher Richtung diese Einwanderung erfolgte. Von besonderem Interesse ist es, den Einfluss zu verfolgen, den die Polynesier bei der jedenfalls durch längere Zeit erfolgten Wanderung auf die höchst wahrscheinlich damals ganz dunkelfärbige Urbevölkerung der westlichen Inselgruppen Oceaniens geübt haben. Ich glaube, aus einer eingehenden Verfolgung der betreffenden Verhältnisse nach und nach darauf gekommen zu sein, in welcher Richtung der Weg zu suchen sei, auf welchem die östlichen Südsee-Inseln von Nordwesten aus bevölkert wurden. Es zeigt sich

[1]) Herr Dr. Finsch ist inzwischen wieder von einer neuen grossen Reise, welche er namentlich zur Erforschung der von Deutschland erworbenen Theile von Neu-Guinea und des Neu-Britannia-Archipels unternahm, zurückgekehrt.

eben, dass an den Küstenstrichen verschiedener der westlichen Inseln, wie an jenen von Neu-Guinea u. a. eine ziemliche Vermischung der ursprünglich schwarzen Bevölkerung mit hellfarbigen Elementen stattgefunden hat, welche wahrscheinlich auf den gegen Südost gerichteten Wanderungszügen von Malaisien aus hier zurückblieben.

Ich will da gleich auf Dr. Finsch hinweisen, der aus Neu-Guinea eine grosse Menge von Gesichtsabdrücken mitgebracht hat, die er in ausgezeichneter Weise ausführen und mit dem genauen Hautcolorit versehen liess. Dr. Finsch hat sogar in einem eigenen Aufsatze [1]) die Behauptung aufgestellt, es gäbe unter den Melanesiern (speciell unter den Papuas der Südostküste von Neu-Guinea) ganz hellfarbige und ganz dunkelfarbige Menschen und es wären eigentlich zwischen diesen zwei Farben alle möglichen Farbenabstufungen zu finden. Nun glaube ich, dass dieser Ausspruch nur für beschränkte Theile und gerade für bestimmte Küstengebiete zu gelten hat, und ist hier eben das Vorkommen von hellfarbigen Papuas einer Vermischung der ursprünglich dunklen Bevölkerung mit hellen Elementen zuzuschreiben. Hier ist nun auch die eigentliche Tätowirung im Schwange, und zwar ganz analog, wie die Tätowirung bei den Polynesiern.

Nach dieser Ansicht wäre daher diese Sitte des Tätowirens bei den Papuas von den hellen Malayopolynesiern, welche hier zurückgeblieben sind und mit welchen sie sich vermischt haben, entlehnt und muss daher den letzteren die Priorität der Ausübung dieser Sitte zugeschrieben werden. In anderen Theilen Neu-Guineas, auf den Salomons-Inseln, Neu-Caledonien etc., welche eine schwarze Bevölkerung haben, ist ausschliesslich die auch von den Australnegern verwendete Narbenverzierung im Gebrauche.

Bei den Polynesiern ist nun, wie bei keiner anderen Rasse, die Tätowirung in hohem Masse ausgebildet und verbreitet. Die eigentliche Bedeutung der Tätowirung ist hier in vielen Fällen klar, wo sich dieselbe nämlich noch in der ursprünglichen Form erhalten hat. Ich kann hier diesen Punkt nicht weiter ausführen, muss es aber aussprechen, dass die Tätowirung bei den Polynesiern wenigstens in früherer Zeit — und zum Theil noch heute — einen tief religiösen Hintergrund hatte. Es ist das eine ziemlich schwierige Frage, indem man überhaupt von den religiösen Verhältnissen der Polynesier nicht sehr viel weiss und heutzutage die Verhältnisse sich schon so geändert haben, dass man wenig mehr über die ursprüngliche Bedeutung verschiedener Sitten und Gebräuche erfahren kann. Aber aus den älteren Schriftstellern lässt sich immerhin constatiren, dass die Bedeutung der Tätowirung in diesem Sinne aufzufassen ist. Es ist daher begreiflich, dass an Orten, wo die Tätowirung nicht einheimisch, sondern entlehnt ist, dieselbe um so leichter ihre ursprüngliche Bedeutung verlieren konnte und an solchen Orten heute nur als ein blosser Körperschmuck angesehen wird.

Ich führe der geehrten Versammlung hier als Beispiele für Tätowirung die Abbildungen von zwei Vertretern der polynesischen Rasse vor. Diese Bilder, die für das naturhistorische Museum gemalt sind, stellen erstens einen Marquesas-Insulaner dar; bei diesem ist die Tätowirung ganz wunderbar reich und symmetrisch angeordnet. Das zweite Bild stellt einen Bewohner der Sandwich-Inseln dar. Hier ist die Tätowirung viel einfacher und unsymmetrisch. Auf den Sandwich-Inseln wird heute die Tätowirung kaum mehr geübt. Ich kann ferner die interessanten Originalzeichnungen des Herrn Dr. Finsch, welche in dem schon erwähnten Aufsatze zur Abbildung kommen, vorlegen. Hier sehen wir eine Anzahl von Tätowirungsbeispielen, deren ganze Ausführung und Anordnung wesentlich von den Tätowirungen der Polynesier abweicht. Es finden sich in den meisten Fällen verschiedene Muster, geometrische Figuren und mitunter auch eigenthümliche Zeichen, die man sich nicht anders erklären kann, als dass es Nachbildungen von europäischen Buchstaben sind. Hier muss man nun annehmen, dass die ursprüngliche Bedeutung der Tätowirung verloren gegangen ist, und dass dieselbe heutzutage nur als Schmuck aufgefasst wird, während sie in Neu-Seeland noch heute eine ganz besondere Bedeutung hat, nämlich, dass die verschiedenen Muster förmliche Wappenzeichen, aus welchen man das Geschlecht und die Abstammung des Betreffenden erkennen kann, darstellen. So erkennen die Maoris der Nordinsel von Neu-Seeland heute noch aus der Form der Zeichnungen, aus welchem Districte oder Stamme sie sind, und namentlich die einzelnen Häuptlinge haben ausserordentlich complicirte, ich möchte gerade sagen genealogische Zeichnungen auf ihren Körpern, welche die ganze Ahnenreihe des Betreffenden versinnbildlichen.

Zum Schlusse will ich noch erwähnen, dass die Tätowirung, wie solche hier auf den Bildern dargestellt ist, meist jahrelang dauert und eine ziemlich schmerzhafte Operation ist, die nur partienweise vorgenommen werden kann.

Discussion.

Herr Hofrath v. **Langer**:

Ich möchte mir nur erlauben, eine Bemerkung zu machen. Zunächst betreffend die sogenannte zweite Art der Tätowirung, nämlich die bei den Negern. Herr Heger hat hervorgehoben, dass die Tätowirung bei den dunkler gefärbten deshalb nicht so beschaffen ist wie bei den helleren, weil die schwarzen Linien auf der schwarzen Haut nicht sichtbar wären. Die Sache ist aber so: Es wird nämlich die Haut durch Einschnitte verletzt und die Heilung verzögert, so dass es zur Eiterung kommt und das Pigment sich nicht mehr ersetzt. Und so entstehen Narben, welche weiss sind. Ein Zweites, das ich erwähnen will, ist die Auffrischung an die Erinnerung eines am ganzen Körper tätowirten Mannes, der vor etwa 11—12 Jahren hier in Wien war. Photographien von dem Manne sind vorhanden. Er war Matrose, soll in Griechenland zu Hause gewesen sein, soll gefangen und zur Strafe tätowirt worden sein. So erzählte er. Die Tätowirung war ganz eigenthümlich.

[1]) Ueber weisse Papuas. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. XV, p. 205.

Da hat es sich nicht um Zeichen gehandelt, sondern um Figuren und Darstellungen von Thieren, Elephanten, Rhinocerossen, Schlangen u. s. w. Das Ganze war sehr symmetrisch und man konnte daraus ersehen, dass der Mann bei der schmerzhaften Operation gebunden gewesen sein musste; auch soll die Procedur 2—3 Jahre gedauert haben. Jedenfalls ist bei ihm die Tätowirung eine ganz andere als bei den Südsee-Insulanern.

Herr Dr. **Pollak**

macht die Bemerkung, dass bei den Polynesiern, wie er an Abbildungen und in natura gesehen hat, häufig Anklänge an Ornamente unseres Kunstgebietes, wie z. B. die Palmette u. s. w. vorkommen.

Herr **Fr. Heger**:

Ich möchte noch einige Worte an die Ausführungen des Herrn Hofrathes v. Langer anzufügen mir erlauben. Ich glaube bemerkt zu haben, dass aus dem einfachen Grunde, weil die feine Tätowirung, wie solche bei den hellfarbigen Polynesiern üblich ist, nicht so genau auf einer dunkelfarbigen Haut zu sehen ist, die dunkelfarbigen Stämme tiefere Hauteinschnitte machen. Ich glaube, die letztere Operation ist dann um so schmerzhafter, und wenn man die feinere Art und Weise der Tätowirung auf der dunkelfarbigen Haut sehen würde, so würden sich die Leute gewiss nicht umsonst grösseren Schmerzen aussetzen. Das bestätigt in gewissem Sinne auch meine Meinung betreffs der Entlehnung der eigentlichen Tätowirung der dunkelfarbigen Melanesier. Uebrigens verweise ich hier auf das in den Schlussbemerkungen zu dem schon berührten Aufsatze des Dr. Finsch Gesagte.

Ich möchte mir noch eine zweite Bemerkung anzufügen erlauben, dass dieser gewisse Matrose, Namens Constanti, seines Ursprunges ein Suliote war, und ich bedaure, dass Herr Professor Müller nicht mehr hier ist, denn er war es, der seinerzeit aus dem Charakter der Tätowirung constatirt hat, dass der Mann in Birma tätowirt worden sein musste [1]). Ich will noch bemerken, dass auch auf verschiedenen Inseln der Südsee Thierfiguren als Motive der Tätowirung gebräuchlich sind, und das hat eine bestimmte religiöse Bedeutung. Es gelten verschiedene Thiere, wie Eidechsen, Schlangen u. dgl., gewissermassen als Wohnorte von Geistern, d. h. jedes dieser Thiere wird gleichsam von einem Geiste bewohnt gedacht. Man hält sie auch darum für heilig und Jedermann weiht sich einem solchen Geiste und lässt sich die Figur seines Schutzgeistes auftätowiren.

Herr Hofrath **v. Langer**:

Ich erlaubte mir, den Neger betreffend, nur hervorzuheben, dass der Herr Vortragende nicht angegeben hat, warum diese Tätowirung trotz der schwarzen Haut am Neger kennbar wird. Deshalb habe ich mir gestattet zu bemerken, dass die Narben beim Neger nicht pigmentirt sind, weil sich das Pigment nicht wieder ersetzt und es so möglich wird, unterschiedliche Kennzeichen auf dem Körper anzubringen. Ich wollte nur ein anatomisches Moment hervorheben.

Herr Dr. **v. Luschan**:

Mit Bezug auf die geographische Verbreitung der Tätowirung wäre noch festzustellen, dass dieselbe in den meisten Mittelmeer-Ländern ganz allgemein ist, besonders in Aegypten und in ganz Vorder-Asien kann man täglich Tätowirte sehen.

Eine besondere Rolle spielt das Tätowiren bei den Arabern in Syrien und Mesopotamien: ein blaues Pünktchen oder ein kleiner Kreis in der Schläfengegend, an einer Wange oder am Kinn ist da ein gewöhnlicher Schmuck, etwa wie die mouches der Rococo-Damen; nicht selten im Verein mit einem zierlichen goldenen Nasenringlein, ist eine so bescheidene Tätowirung auch kaum als unschön zu bezeichnen.

Andere Formen von Tätowirung sind aber direct als Stammes- oder Familienzeichen aufzufassen, und können nur mit unseren heraldischen Emblemen verglichen werden. Bei vielen Beduinen-Stämmen wieder zwischen Damascus und Mossul haben alle Frauen die untere oder beide Lippen derart tätowirt, dass diese völlig blau erscheinen und vom Lippenroth keine Spur mehr wahrzunehmen ist. Das erscheint uns im Anfange eher unschön und man kann lange die Vorstellung nicht los werden, solche Lippen müssten abfärben; gleichwohl wird auch das noch als Schmuck betrachtet und erst in secundärer Hinsicht kann die verschiedenartige Ausdehnung der Tätowirung auf das Kinn, die Hals- und Brustgegend auch als Stammes- oder Familienzeichen aufgefasst werden — bei verschiedenen Stämmen ist eben, gerade wie der Gold- und Silberschmuck, auch der durch Tätowirung hervorgebrachte ein verschiedener.

Eine ganz andere Kategorie von Tätowirung finden wir bei den Hadschis, den Pilgern nach heiligen Stätten. In Mekka wird denselben häufig ein Schwert oder eine flache Hand (wie ein Apotropaion) auf den Vorderarm gemalt, in Jerusalem lassen sich orthodoxe Griechen und Armenier häufig ganze Bilder eintätowiren und Inschriften, welche auf ihre Pilgerfahrt Bezug haben.

Am üppigsten schliesslich finden wir die Tätowirung entwickelt bei manchen Schlangenbändigern, Bettel-Derwischen und anderen Fakiren, die meist aus Urfa, Bagdad und Banora stammen; bei diesen scheint für die Art der Tätowirung wohl auch der individuellen Phantasie ein grosser Spielraum gelassen.

Herr Dr. **Polak**

berichtet, dass sich in Persien die Sitte des Tätowirens bei sehr vielen Frauen — auch bei solchen besserer Stände — findet. Am häufigsten werden Blümchen auftätowirt, und man trägt dann dieselben meist an drei Stellen: am Halse, zwischen den Brüsten und über dem Nabel.

[1]) Photographien desselben befinden sich in den Sammlungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, welches dieselben von der Anthropologischen Gesellschaft erhielt.

Herr **Fr. Heger**:

Die verehrten Anwesenden werden mich entschuldigen, wenn ich Herrn Dr. v. LUSCHAN interpellire, ob er die erwähnte Tätowirung bei den Arabern in historischer Beziehung weiter verfolgt hat, nämlich ob dieselbe bei den Arabern aus älterer Zeit stamme, oder ob dieselbe eine Einführung aus jüngerer Zeit ist. Bekanntlich tätowiren sich viele Völker des südostasiatischen Archipels, und da die Araber namentlich früher viel mit diesen Inseln in Verkehr standen, so wäre es interessant, zu ermitteln, ob sie nicht die Sitte der Tätowirung von dort entlehnt haben.

Herr Dr. **v. Luschan**:

Der älteste mir bekannte Fall von Tätowirung ist allerdings nicht sehr alt — erst aus dem XIV. Jahrhundert, und betrifft einen tätowirten Reiter auf einer Fayencedarstellung in einer Dschami aus der Zeit des Sultans Ala-Eddin in Koniah; doch bin ich in dieser Frage nicht competent. Fachleute werden uns aus arabischen Quellen gewiss viel ältere Nachrichten über die Tätowirung nachweisen können. Ueber das Alter der Tätowirung bei den Hadschis habe ich gar kein Urtheil, doch möchte ich glauben, dass bei den Beduinen, die ja doch ein Binnenvolk par eminence sind, an eine Einführung der Tätowirung von den Südsee-Inseln her nicht gedacht werden kann.

Herr Hofrath **Benndorf**

weist hin auf die im I. Bande von HEINRICH WUTTKE's Geschichte der Schrift und des Schriftthums gegebene ausführliche Behandlung der Tätowirung und bemerkt, dass der Brauch der Tätowirung einer grossen Zahl barbarischer Völker des Alterthums geläufig und nach verschiedenen Anzeichen selbst den italischen und griechischen Stämmen in den Anfängen ihrer Entwicklung keineswegs fremd gewesen sei.

Herr **Fr. Heger**:

Ich muss gestehen, dass mir die Frage über den Ursprung der Tätowirung bei den Araberstämmen während der Bemerkungen des Herrn Dr. v. LUSCHAN rein zufällig gekommen ist. Aus den Ausführungen des Herrn Hofraths BENNDORF sieht man, wie wichtig es ist, über solche Fragen im weitern Kreise zu discutiren, weil da die verschiedensten Thatsachen und Standpunkte zur Besprechung kommen, und grade die Frage der Tätowirung ist eine solche, welche eine grössere Aufmerksamkeit verdient, umsomehr, als nach und nach diese Sitte, namentlich bei den Völkern der Südsee und auch bei den anderen dieselbe übenden Völkern immer mehr und mehr verschwindet. Die Tätowirung bei den Völkern des Alterthums, glaube ich, ist entstanden aus den Zeichen, welche den Sklaven bei der Gefangennehmung aufgedrückt wurden, oder kann zum Theil daraus entstanden sein, und wir haben noch heutzutage Analoga von Zeichen, die nicht nur Menschen, sondern auch Thieren aufgedrückt werden, als einen Grad der Tätowirung.

Herr Professor **Oikonomides**

bemerkt, dass die Sitte des Tätowirens auch in Griechenland, und zwar besonders bei Schiffern und Soldaten üblich sei, und zwar als Ausfluss von Frömmigkeit, von Patriotismus oder als Zeichen von Tapferkeit. Danach werden die Embleme gewählt. Die Fixirung derselben geschieht mit Nadelstichen, in deren Wunden Schiesspulver eingerieben wird.

Herr **J. Spöttl**

macht die Bemerkung, dass die gleiche Sitte bei den österreichischen Soldaten, und zwar besonders bei den früher in Italien dislocirt gewesenen Truppen anzutreffen ist.

8. Vortrag des Herrn **Rudolf Much** über

Steingeräthe aus der Býčiskála-Höhle in Mähren.

(Wankel'sche Sammlung.)

Derselbe sucht anschliessend an die vorgelegten Artefacte das Culturbild der Renthierperiode zu entwerfen und spricht bei dieser Gelegenheit ausführlich über den Gebrauch von Giftpfeilen in der Renthierzeit.

Unter den zahlreichen Funden, durch welche im Laufe der letztvergangenen Jahre unsere Kenntniss der Urgeschichte unseres Landes wesentlich gefördert worden ist, nehmen jene aus der Mammuth- und Renthierzeit nicht die letzte Stelle ein. In Folge mehrerer bedeutungsvoller Entdeckungen ist es möglich geworden, bestimmtere Vorstellungen zu gewinnen über die Culturentwicklung des Menschen in Perioden, die durch eine von der heutigen vielfach verschiedene Thierwelt gekennzeichnet sind, und damit zugleich auch die Züge festzustellen, durch welche sich eben diese urgeschichtlichen Perioden von den bei uns völlig unvermittelt auftretenden folgenden unterscheiden.

Zu diesen Veränderungen, die uns in der sogenannten neolithischen Zeit bereits als vollzogene Thatsachen entgegentreten, gehören zunächst jene Umwälzungen im Haushalte des Menschen, die sich an seinen Uebergang vom Jägerleben zu dem des sesshaften Ackerbauers und Viehzüchters, sowie an den Wechsel in der übrigen ihn umgebenden Thierwelt knüpfen. Unter seinem Hausrathe begegnen wir nun allgemein auch Gefässen und Geräthen aus Thon, während die Töpferei der Renthierzeit noch unbekannt gewesen ist [1]). Dazu kommt noch die grössere Mannigfaltigkeit der Waffen und Werkzeuge und die Anwendung des Schleifens bei

[1]) Wenigstens in Oesterreich sind mit Resten aus dieser Zeit niemals Topfscherben gefunden worden. Wenn fremde Fundberichte, besonders aus Frankreich und Belgien, von Gefässscherben aus der Renthierzeit sprechen, so wird es sich in diesen, übrigens vereinzelten Fällen, entweder um unsorgfältige Ausgrabungen handeln, oder um alte Störungen der Schichten, besonders durch spätere Eingrabungen in tiefere Lagen, was wir um so eher annehmen dürfen, da bekanntlich die Felshöhlen, in denen die Renthierjäger hausten, auch späterhin vielfach als Wohnplätze oder Grabstätten benützt wurden.

ihrer Herstellung, womit nunmehr auch zusammengesetzte Gesteinsarten allgemeinem Gebrauche zugeführt werden. Daneben sind die aus Silexarten gefertigten Geräthe immer noch zumeist nur zugeschlagen; regelmässig ist dies unter Anderem bei den Pfeil- und Lanzenspitzen der Fall.

Man sollte nun glauben, dass letztere Gegenstände in der neolithischen Zeit denen der paläolithischen vollkommen gleichartig gewesen seien. In der That pflegen die meisten Berichterstatter über Funde aus der Mammuth- und Renthierperiode von Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein zu sprechen. Doch sind die derartig bezeichneten Stücke keineswegs mit gleichbenannten zu vergleichen, wie wir sie aus der Zeit der geschliffenen Steingeräthe, also z. B. aus den Pfahlbauten, kennen; denn in diesen sind sie immer, und zwar auch in ihren rohesten Formen, durch eine grosse Anzahl von kleinen Hieben in unverkennbar absichtlicher Weise zu einer charakteristischen Gestalt zugearbeitet; Aehnliches ist etwa in den Renthierhöhlen der Schweiz oder in der Býčískála-Höhle in Mähren oder der Gudenus-Höhle in Niederösterreich niemals der Fall. Aber wenn auch gewisse, an den eben genannten Orten gefundene Feuersteinsplitter ohne weitere Bearbeitung wirklich einst als Pfeil- und Lanzenspitzen verwendet worden wären, so hätten wir doch heute kein Mittel, diese benützten Stücke von vielen anderen gleichartigen aber unbenützten zu unterscheiden, also auch kein Recht, einzelne darunter bestimmt als Pfeil- und Lanzenspitzen zu bezeichnen, wie dies geschehen ist.

Allein es ist überhaupt mehr als fraglich, ob man sich in der Renthierzeit, ausser vielleicht in Ausnahmsfällen, des Feuersteines zur Anfertigung von Pfeil- und Lanzenspitzen bedient hat. Denn da die damaligen Menschen, wie wir aus der Bearbeitung von schaber- und bohrerartigen Geräthen ersehen, sicherlich die Fähigkeit besassen, Flintstücke durch die früher erwähnten kleinen Hiebe willkürlich zu formen, so wäre es ganz unerklärlich, warum sie diese Geschicklichkeit gerade bei der Herstellung von Pfeil- und Lanzenspitzen nicht ausgenützt hätten; eben bei diesen kam es doch auf eine sorgfältigere Bearbeitung an, um eine scharfe, leicht eindringende Spitze herzustellen und eine gerade Flugbahn möglich zu machen.

Der Mangel an eigentlichen Pfeil- und Lanzenspitzen aus Stein wird übrigens aus dem durch die Funde sichergestellten Gebrauche solcher aus Renthiergeweih erklärlich. Mit Resten aus der Renthierzeit hat man nämlich fast überall derartige Stücke angetroffen, am häufigsten wohl im Kesslerloch bei Thayngen (vgl. Mittheil. der antiquar. Gesellsch. in Zürich, Bd. XIX, Hft. 1, Konrad Merk. Der Höhlenfund im Kesslerloch); auch in der Gudenushöhle sind 6 solche gefunden worden (vgl. Mittheil. d. anthr. Gesellsch., Bd. XIV, S. 145, P. Leopold Hacker, Die Gudenus-Höhle).

Da wir in der Zeit der geschliffenen Steingeräthe fast niemals knöchernen Pfeilspitzen begegnen, wäre damit ein neuer Unterschied zwischen dieser und der Renthierperiode nachgewiesen; doch muss hervorgehoben werden, dass dieser Unterschied nur für unsere Verhältnisse gilt; für andere Gegenden ist uns aus viel späterer Zeit der Gebrauch von Knochenpfeilen theils durch Funde, theils durch geschichtliche Nachrichten bezeugt, so unter Anderem für die Fennen durch Tacitus, Germania, Cap. 46, und für die Sarmaten durch Pausanias, I., 21, 5. Die Aethiopen führen bei Herodot, VII, Cap. 69, Pfeile mit steinernen Spitzen und Speere mit solchen aus Hirschhorn.

Wenn wir den gesammten Hausrath der Höhlenbewohner der Renthierzeit, wie wir ihn aus den verschiedenen Fundorten kennen, näher betrachten, so wird sich uns von selbst die Frage aufdrängen, wie es denn diesen Leuten mit ihren armseligen und unzureichenden Waffen und Werkzeugen möglich war, den Kampf um's Dasein aufzunehmen gegen die Riesen der damaligen Thierwelt. Wenn wir uns auch vorstellen, dass dieselben durch beständige Uebung ihre Stärke, Gewandtheit und Ausdauer, sowie die Feinheit ihrer Sinne in einer Art ausgebildet hatten, die uns heute fremd ist, so wäre doch einem Ungethüm, wie dem Höhlenbären gegenüber, die Kraft des Menschen in der Regel erlegen, wenn nicht seine List einen heimtückischen und unwiderstehlichen Bundesgenossen gefunden hätte, nämlich das Gift. Dass man sich während der Renthierzeit wirklich eines Pfeilgiftes bedient hat, geht daraus hervor, dass die erwähnten Lanzen- oder Pfeilspitzen fast sämmtlich mit Rinnen versehen sind, die nur als Giftrinnen gedeutet werden können.

Merk hat allerdings (Der Höhlenfund im Kesslerloch, S. 27) darin lediglich sogenannte Blutcanäle gesehen, bestimmt, das Verbluten zu beschleunigen, da er annimmt, dass das Fleisch der mit Giftpfeilen erlegten Thiere ungeniessbar sein würde. Dass indess diese Annahme ganz unbegründet ist, geht aus der erwiesenen Thatsache hervor, dass vergiftete Pfeile zu Jagdzwecken gebraucht wurden (vgl. Ernst Krause, Ueber den Gebrauch von Pfeilgiften im vorgeschichtlichen Europa, Kosmos, III, S. 516 ff.); überhaupt scheinen die schädlichen Wirkungen der Pfeilgifte, soweit sie nicht septisch sind — in welchem Falle natürlich von einer Verwendung für die Jagd nicht die Rede sein kann — fast ausschliesslich bei unmittelbarer Aufnahme in's Blut hervorzutreten, nicht aber bei solcher durch die Verdauungsorgane. Ueberdies müssten wir aber eine Blutrinne, vorausgesetzt, dass eine solche überhaupt einen Sinn hat, an jenem Theil der Waffe suchen, der von den Rändern der Wunde berührt wird und aus dieser hervortritt, also an dem Schafte, nicht aber an der Spitze des Pfeiles, die ja, wenn es sich um eine ernstliche Verwundung handelt, tief in den Körper des getroffenen Thieres eindringt. Wie sollten ferner jene Einkerbungen als Blutrinnen zu deuten sein, die nicht der Länge nach, sondern schräge in die Pfeilspitzen eingeschnitten sind, wie bei H. Karsten, Studie der Urgeschichte des Menschen in einer Höhle des Schaffhauser Jura, Taf. III, Fig. 5, 6 (in den Mittheil. d. antiquar. Gesellsch. in Zürich, Bd. XVIII, Heft 6).

(Schluss dieses Aufsatzes im II. Heft.)

Dass die Rinnen an den Pfeilspitzen nicht einen flüssigen, sondern einen eingedickten Zustand des Pfeilgiftes voraussetzen, hat in jener Art dieses Giftes, die bei den Alten bekannt war, ein Seitenstück. Nach der Odyssee, I, 260, werden die Pfeile nicht in das Gift getaucht, sondern damit bestrichen (χρίεσθαι ist der griechische Ausdruck). Gerade die älteste Nachricht über Giftpfeile, die wir besitzen, gewährt uns auch in anderer Beziehung eine überraschende Entsprechung zu denen aus der paläolithischen Zeit, die, wie wir gesehen haben, aus Renthiergeweih verfertigt waren. Es werden nämlich im Rigveda, VI, 75, 15, zwei Arten von Pfeilen unterschieden: »Er, der mit Gift bestrichene, hirschhörnige, und er, dessen Maul Erz ist«. (O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, S. 311).

Es wurde bereits hervorgehoben, dass nur die Verwendung des Pfeilgiftes die Möglichkeit eines Zusammenlebens des Menschen mit der diluvialen Thierwelt verstehen lässt. Das Aussterben gerade der grössten Vertreter derselben wird nicht so sehr klimatischen Ursachen zuzuschreiben sein, als dem Vernichtungskampfe, den der Mensch mittelst des Pfeilgiftes gegen sie durchführen konnte.

Fragen wir schliesslich, warum man in späterer Zeit sich dieses Mittels bei den europäischen Völkern nicht mehr oder doch nur ausnahmsweise bediente, so ist der Grund jedenfalls in einer zunehmenden moralischen Entwicklung zu suchen. Dieselbe ritterliche Sinnesart, die im Kriege die heimtückischen Fernwaffen überhaupt möglichst ausser Gebrauch setzte, lehrte auch die Jagd, die jetzt nicht mehr ausschliesslich oder vorwiegend dem Lebensunterhalte dienen musste, sondern zugleich als eine vielseitige Uebung menschlicher Fähigkeiten galt, derart auffassen, dass man auch hier so viel wie möglich nur die persönlichen Kräfte einzusetzen liebte.

Discussion.

Herr **Fr. Heger**:

Ich möchte mir nur erlauben, noch einige Bemerkungen über den Gebrauch des Giftes bei den Renthiermenschen zu machen. Ich kann momentan kein Analogon anführen von den wilden Völkern der Jetztzeit, dass das Gift in eigene an den Pfeil- oder Lanzenspitzen befindliche Rinnen hineingestrichen würde, sondern die wilden Völker, welche ihre Lanzenspitzen vergiften, tragen häufig eine Büchse mit Gift bei sich und tauchen kurz vor der Verwendung die Spitze in dasselbe ein. Dadurch beugen sie einer zufälligen Verwundung, welche auf dem Marsche etc. leicht eintreten kann, vor. Es scheint mir naheliegend, bei dieser Rinne an eine Art von Blutrinnen zu denken.

Herr **Rudolf Much**:

Ich möchte mir nur gegen die Deutung dieser Rinne als Blutrinne das einzuwenden erlauben, dass eine Verwundung durch solche Pfeilspitzen, wenn dieselben nicht ganz in den Körper eingedrungen waren, überhaupt eine ganz unzureichende gewesen sein musste. Man hat nämlich die Blutrinne so gedeutet, dass dieselbe die Blutung erleichtern sollte. Man müsste aber doch annehmen, dass dann die ganze Pfeilspitze und auch noch ein Theil des Schaftes in den Körper eingedrungen sei. Die Blutrinne hätte also ihren Zweck als Blutrinne nur in diesem Falle erfüllen können.

9. Für die Bibliothek sind folgende Geschenke eingelangt:

Topinard, Dr. Paul: Éléments d'Anthropologie générale. Avec 229 figures intercalées dans le texte et 5 planches. Paris 1885. 1157 pp. 8°. (ded. Aut.)

Ten Kate, Dr. H.: Matériaux pour servir à l'Anthropologie de la presqu'ile Californienne. Extr. des Bulletins de la Société d'Anthropologie. Séance du 3 juillet 1884. Paris 1884. 23 pp. 8°. (ded. Aut.)

Traube H.: Ueber den Nephrit von Jordansmühl in Schlesien. Separat aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie etc. Bd III, Heft 2. 1884. 412—427 pp. (ded. Ant.)

Kaufmann, Dr. David: Die Sinne. Beiträge zur Geschichte der Physiologie und Psychologie im Mittelalter. Aus hebräischen und arabischen Quellen. Jahresbericht der Landes-Rabbinerschule in Budadest für das Schuljahr 1883—84. Budapest 1884. V + 191 pp. 8°. (ded. Aut.)

Overloop Eugène von: Sur une méthode a suivre dans les études préhistoriques. (Avec 3 planches.) Dédié a la Société d'Anthropologie de Brüxelles, 1884. 114 pp. 8°. (ded. Aut.)

Osborne, W.: Ueber einen prähistorischen Begräbnissplatz in Frög bei Rosegg in Kärnten. Separat aus den Sitzungsberichten der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden. Jahrg. 1884. 4 pp. und 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Woldt, A.: Capitain Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerika's 1881—1883 zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse. Für den deutschen Leserkreis bearbeitet. Mit Karten und zahlreichen Holzschnitten. Leipzig 1884. 431 pp. 8°. (ded. Isidor Richter in Berlin.)

Amerika's Nordwest-Küste. Neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen. Aus den Sammlungen der königl. Museen zu Berlin. 1883. 12 pp. 13 Taf. Folio. (ded. Isidor Richter in Berlin.)

Amerika's Nordwest-Küste. Neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen. Aus den Sammlungen der königl. Museen zu Berlin. Neue Folge. Berlin 1884. 6 pp. u. 11 Taf. Folio. (ded. Isidor Richter in Berlin.)

Földtani Közlöny: Zeitschrift der Ungarischen Geologischen Gesellschaft, zugleich amtliches Organ der geologischen Anstalt. Bd. XIV. Heft 1—12. Budapest 1884. 8°. — General-Index sämmtlicher Publicationen der Ungarischen geologischen Gesellschaft von den Jahren 1852—1882. Budapest 1884. 73 pp. 8°. (ded. Ungarisch geologische Gesellschaft.)

Koch, Dr. Anton: Die Alttertiären Echiniden Siebenbürgens. Mittheilungen aus dem Jahrbuch der königl. ungarischen geologischen Anstalt. VII. Bd. II. Heft. Budapest 1885. 132 pp. u. 4 Taf. 8°. (ded. Ung. geolog. Anstalt.)

Fraser, W. Tolmie and Dawson Georg M.: Comparative Vocabularies of the Indian tribes of British Columbia with a map illustrating distribution. — Geological and natural history Survey of Canada. Published by Anthority of Parliament. Montreal 1884. 131 pp. 1 Karte. 8°. (ded. Geolog. and natural history survey of Canada.)

Selwyn Alfred R. C. and Dawson G. M.: Descriptive sketch of the physical Geography and Geology of the Dominion of Canada. Montreal 1884. 55 pp. 2 Karten. 8°. (ded. Geolog. and natural history survey of Canada.)

Anthropologischer Verein in Coburg: Mittheilungen aus dem Anthropologischen Vereine in Coburg. Bei Gelegenheit des zehnjährigen Stiftungsfestes herausgegeben. Coburg, 1885. 27 pp. 8°. (ded. Anthrop. Verein in Coburg.)

Kollmann: Beiträge zu der Rassen-Anatomie der Indianer, Samojeden und Australier. Kalmüken der kleinen Dörbeter Horde in Basel. Mit 1 Holzschnitt.

— u. Stud. med. C. Hagenbach: Die in der Schweiz vorkommenden Schädelformen.

— u. Stud. med. Kahnt: Schädel- und Skeletreste aus einem Judenfriedhofe des 13. und 14. Jahrhunderts aus Basel. Separat aus den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. VII. Th. 3. Heft. Basel, 1884. 588 bis 667 pp. 8°. (ded. Kollmann.)

Groller von Mildensee Max: Topographisch-geologische Skizze der Inselgruppe Pelagosa im adriatischen Meere. Mit 3 lith. Tafeln. Mittheilungen aus dem Jahrbuch der K. ungar. geolog. Anstalt. VII. 3. Heft. Budapest, 1885. 135 bis 151 pp. 8°. Nebst Ausgabe in ungarischer Sprache. (ded. Ung. geolog. Anstalt.)

Gozzadini G.: Nuovi scavi nel podere S. Polopresso Bologna. Estratto dalle Notizie degli Scavi del mese di settembre 1884. Roma. 17 pp. (ded. Aut.)

Cartailhac Émile: Oeuvres inédites des artistes chasseurs de Rennes. — Ext. d. l. Revue Materiaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. 3me S. Tome II. 1885. — Février. Paris, 1885. 63—75 pp. 8°. (ded. Aut.)

Haga A.: Nederlandsch Nieuw-Guinea en de Perpoesche Eilanden. Historische Bijdrage v. 1500—1883. In twee Deelen met eene Kaart. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Batavia, s'Hage, 1884. 471 + 494 pp. 8°. (ded. Bataviaasch Genootschap.)

Schwartz, Dr. W.: Indogermanischer Volksglaube. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der Urzeit. Berlin, 1885. 280 pp. 8°. (ded. Aut.)

Schmidt, Dr. Emil: Ueber alt- und neuägyptische Schädel. Beitrag zu unseren Anschauungen über die Veränderlichkeit und Constanz der Schädelformen. Vorgelegt zum Zweck der Habilitation für Anthropologie. Leipzig, 1885. 64 pp. 8°. (ded. Aut.)

Numismatic and Antiquarian Society of Philadelphia: Report of the Proceedings for the year 1884. Philadelphia, 1885. 33 pp. 8°. (ded. Numis. and Antiq. Society.)

Der Vorsitzende spricht den Herren Einsendern, besonders dem Vorsitzenden des Berliner Garantie-Comités für ethnologische Reisen, Herrn Isidor Richter, den wärmsten Dank für ihre Spenden aus.

Ausserordentliche Generalversammlung am 10. März 1885.

Vorsitzender: Der Präsident Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

Schriftführer: Secretär J. Szombathy.

1. Der Vorsitzende gedenkt des Ablebens zweier ausgezeichneter Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft, nämlich des Herrn Grafen Eugen Kinsky und der Frau Gräfin Wurmbrand. Zum Zeichen ihrer Theilnahme an diesem schmerzlichen Verluste erheben sich die Anwesenden von ihren Sitzen.

Der Vorsitzende constatirt ferner die Beschlussfähigkeit der Versammlung.

2. Der Ausschuss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien beantragt vorbehaltlich der behördlichen Genehmigung folgende Statuten-Aenderungen:

A. Der Titel wird geändert in:

K. k. anthropologische Gesellschaft.

Diesem Titel entsprechend hat § 1 zu lauten:

§ 1. „Die k. k. anthropologische Gesellschaft beschäftigt sich mit Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte des Menschen. Sie hat ihren Sitz in Wien."

B. Es werden folgende neue Kategorien von Mitgliedern geschaffen:

1. Stifter mit einem einmaligen Beitrage von mindestens zweihundert Gulden,
2. Unterstützende Mitglieder mit einem jährlichen Beitrage von zehn Gulden.

Dem entsprechend sind folgende Paragraphe zu ändern:

§ 4, alinea *a*). „aus den Beiträgen ihrer Stifter, unterstützenden und wirklichen Mitglieder".

§ 5. „Die Gesellschaft besteht aus:
a) Stiftern,
b) unterstützenden Mitgliedern,
c) wirklichen Mitgliedern,
d) Ehren-Mitgliedern,
e) correspondirenden Mitgliedern."

§ 6. „Die Aufnahme der Stifter, der unterstützenden und der wirklichen Mitglieder geschieht durch den Ausschuss auf Vorschlag eines Mitgliedes der Gesellschaft.

„Als Stifter werden Personen aufgenommen, welche der Gesellschaft einen (einmaligen) Betrag von mindestens zweihundert Gulden ö. W. widmen.

„Als unterstützendes Mitglied kann Jedermann aufgenommen werden, welcher sich verpflichtet, einen Jahresbeitrag von zehn Gulden ö. W. (oder eine einmalige Ausgleichssumme von 120 Gulden) zu leisten.

„Als wirkliches Mitglied kann Jedermann aufgenommen werden, welcher sich verpflichtet, einen Jahresbeitrag von fünf Gulden ö. W. (oder eine einmalige Ausgleichssumme von 60 Gulden) zu leisten.

„Für die etwa gewünschte Ausfertigung eines Diplomes ist von wirklichen und unterstützenden Mitgliedern eine Diplomsgebühr von drei Gulden zu entrichten."

§ 11. „Jeder Stifter, sowie jedes unterstützende und wirkliche Mitglied hat in der Plenar-Versammlung Eine Stimme."

§ 12. „Jedem Stifter und Mitgliede steht (nach Bezahlung der statutenmässigen Beiträge) die Benützung der Bibliothek und der Sammlungen der Gesellschaft nach den in der Geschäftsordnung vorgeschriebenen Normen, ferner jedem wirklichen Mitgliede der Bezug der periodischen Druckschrift der Gesellschaft, jedem Stifter oder unterstützenden Mitgliede aber der Bezug sämmtlicher von der Gesellschaft nach seinem Eintritte herausgegebenen Druckschriften zu."

C. Nach § 12 wird folgender neuer Paragraph eingeschaltet.

§ 13. „Zu Correspondenten kann der Ausschuss Personen ernennen, welche nicht Mitglieder der Gesellschaft (§ 5) sind, sich jedoch anheischig machen, die Gesellschaft in der Erfüllung bestimmter Aufgaben zu unterstützen."

Dem entsprechend erhalten die §§ 13—31 die Nummern 14—32.

D. Anstatt des § 10 wird folgender Paragraph eingeführt:

„§ 10. „Der Jahresbeitrag ist innerhalb der ersten vier Wochen des Jahres an den Cassier zu entrichten.

„Unterbleibt die rechtzeitige Zahlung, so erfolgt die Einbringung des Jahresbeitrages durch den Cassier auf Kosten des betreffenden Mitgliedes.

„Mitglieder, welche mit zwei Jahresbeiträgen im Rückstande sind und einer besonderen Zahlungsaufforderung des Cassiers oder des Secretärs nicht Folge leisten, sind als ausgetreten zu betrachten."

Der Vorsitzende legt die Motive für die beantragten Statuten-Aenderungen dar.

Die einzelnen Paragraphe werden der Reihe nach einstimmig genehmigt. Nur bei dem § 12 entspinnt sich eine eingehende Debatte, an welcher die Herren Baron Andrian, Hofrath v. Hauer, Hofrath v. Langer, Kanitz, Karrer, Dr. Morawitz, Dr. Pollak, Szombathy, Dr. Wahrmann, Prof. Woldřich und Graf Wurmbrand theilnehmen, und nach welcher auf Antrag des Herrn Grafen Wurmbrand die vom Ausschusse empfohlene Fassung mit Majorität acceptirt wird.

3. Der Secretär theilt mit, dass der Ausschuss die Abhaltung einer Wanderversammlung in Klagenfurt beschlossen und 3 Tage in der Mitte des Monates August dieses Jahres für dieselbe anberaumt hat. Das genaue Datum dieser Wanderversammlung wird im Einvernehmen mit einem in Klagenfurt zusammentretenden Localcomité später festgesetzt und unseren Mitgliedern und Fachgenossen nebst der Tagesordnung in Form einer Einladung rechtzeitig bekannt gegeben werden.

4. Vortrag des Herrn k. k. Conservators P. **Adalbert Dungel**:

Ueber die Tumuli bei Kilb und Mank in Niederösterreich.

Der höchst ehrenvollen Einladung des Herrn Präsidenten zu Mittheilungen über die seit mehreren Jahren vorgenommenen Ausgrabungen verschiedener Tumuli gerne Folge leistend, habe ich hiemit die Ehre, über eine Anzahl Tumuli in Niederösterreich und die Ergebnisse der an der Mehrzahl derselben vorgenommenen Ausgrabungen Bericht zu erstatten.

Diese Tumuli sind gelegen auf einem kleinen Landstrich im V. O. W. W., welcher von den Vorbergen der Alpen, den Flüssen Pielach und Mank und der Westbahn begrenzt wird. Dieser kleine Landstrich wird gebildet aus flachen Hügeln in gehäufter Anordnung, von nassen, sumpfigen Wiesen dazwischen. Diese Hügel tragen heute noch theilweise Wald, bergen aber in ihrem Boden (humoser Lehmboden ohne Stein) eine Productionskraft, die ihn den besten seiner Art gleichstellt und die Quelle des verhältnissmässigen Wohlstandes der Bewohner bildet.

Auf einigen dieser Hügel und Höhenrücken befinden sich unsere Tumuli, 75 an der Zahl.

Ich meine aber, dass in früherer Zeit eine grössere Anzahl davon existirte; denn sie liegen unverkennbar an einer alten Verbindungslinie zweier bedeutender Römerorte, St. Pölten und St. Leonhard, und zeigen eben ziemliche Lücken, und gerade da, wo jetzt Felder sind. Und wenn man die Veränderung sieht, welche ein Theil unserer Tumuli, auf einem seit 10 Jahren gerodeten Boden gelegen, erlitten hat, so zwar, dass sich einzelne derselben vom Boden kaum mehr merklich abheben, so wird man es begreiflich finden, dass solche im Laufe der Jahrhunderte im Ackerboden ganz unkenntlich werden.

Die noch vorhandenen Tumuli theilen sich von selbst in 6 Gruppen, deren erste, von Ost nach West vorgehend, bei dem Orte Niederhofen zwischen Bischofstetten und Kilb aus 47 Stück besteht, welche auf einer 10jährigen Waldrodung in verschiedenen Entfernungen von einander (5—40 m) ohne regelmässige Anreihung liegen.

Die nächste Gruppe liegt etwas nördlich von der vorigen bei dem Orte Hainberg und besteht aus 11 Grabhügeln, von welchen 4 auf einer Rodung und 7 im Walde liegen. — Daran reihen sich in westlicher Richtung 4 Tumuli bei Hösing, 3 bei Murschrotten, 7 bei Kälberhard und 3 bei Loiersdorf, sämmtliche in Wäldern gelegen.

Ausser diesen kommen in dem umschriebenen Gebiete noch zwei Tumuli anderer Gattung vor, der erste bei Wasen, der zweite nördlich von Mank, welche durch ihre Dimensionen Aehnlichkeit mit den prähistorischen Tumulis dies- und jenseits der Donau haben.

Die 75 Grabhügel, welche uns beschäftigen, sind von verschiedener Grösse. Die Höhe variirt von 25 cm bis 3 m und dementsprechend auch ihr Umfang. Der grösste Theil hat durchschnittlich an Höhe 1 m und an Durchmesser 4 m. Bei den meisten hat die ursprüngliche schöne runde Form im Laufe der Zeit gelitten und sie erscheinen als abgeflacht.

Auch Spuren einer Handanlegung in früherer Zeit zeigen sich an denselben, und zwar aus den verschiedensten Ursachen. So sind die Grabhügel auf Rodungsstellen sämmtlich abgeflacht, um die Ackerung nicht zu hindern, ja einzelne wurden aufgegraben, um der darin befindlichen Steine habhaft zu werden (Hügel bei Niederhofen und Hainberg). Andere sind zerstört worden durch das Ausgraben der Wurzelstöcke der Bäume (so 3 Hügel bei Hösing). Bei wieder anderen war Neugierde die Veranlassung der theilweisen oder gänzlichen Oeffnung (mehrere Hügel bei Niederhofen, einer bei Hainberg, einer bei Kälberhard), oder endlich die Sucht nach Schätzen, wie man mir von den Grabhügeln bei Murschrotten erzählte. — In Loizdorf nämlich habe vor mehreren Jahren ein

arbeitsscheuer Mann gewohnt, der auf einmal mit der Idee auftauchte, er wisse schon ein Mittel, um schnell reich zu werden — und da es auch schon damals mehr Leute gab, die den gleichen Wunsch hegten, fand sich bald ein Gleichgesinnter, mit dem er um Mitternacht bei dem Scheine einer Laterne den grössten der 3 Tumuli im Walde bei Murschrotten aufzugraben begann, um darin den Schatz zu finden. Schon war ein bedeutendes Stück Arbeit gethan, da erblickte einer der Beiden beim zufälligen Aufschauen oben auf dem Grabhügel zwei feuersprühende Augen — und Alles liegen lassen und mit seinem Gefährten die Flucht ergreifen, war das Werk eines Augenblickes. — Das Gute dabei ist wohl, dass ein unschuldiges Stück Wild von dem Lichte der Laterne angelockt wurde und auf diese Weise den Grabhügel vor unverständiger Zerstörung rettete.

Gehen wir nach dieser kurzen Abweichung auf die innere Einrichtung der Tumuli über. Von den bestehenden 75 wurden in den letzteren Jahren von mir 44 geöffnet. Von diesen 44 geöffneten Grabhügeln bestanden 21 nur aus Erde und fanden sich darin keine Steine, in 14 kamen Steine vor, jedoch vereinzelt und dann in der Erde über den Beigaben liegend, und nur in 9 fanden sich gute, vollständige Steinsätze. Hiebei kommt aber der Umstand zu berücksichtigen, dass Steine dort überhaupt sehr selten sind und ziemlich weit herbeigeholt werden müssen. Die Form der Steinsätze war verschieden. In 6 Grabhügeln waren sie der Art, dass die Beigaben mit Erde bedeckt und erst diese mit Steinen vollständig belegt und dann neuerdings Erde aufgeschüttet wurde. Auf diese Weise haben die Steinsätze ihre Basis im erhöhten Boden.

Eine zweite Form fand sich in einem schon alt ausgegrabenen und von mir wieder geöffneten Hügel bei Hainberg. Hier war ein Steinwall aus Steinen, wie sie in Flüssen vorkommen, ohne Mörtel in der Form eines Eies errichtet, 135 cm lang, 100 cm weit und sich nach aufwärts einziehend.

Auch eine Ummauerung kam in einem Hügel bei Niederhofen vor, in Form eines Rechteckes, 126 cm lang, 80 cm breit, Mauerdicke 70 cm.

Noch eine andere Form, die mir in einem Hügel bei Niederhofen unterkam, verdient Erwähnung. In diesem Grabhügel war eine Bodenvertiefung von 1 m unter dem Niveau; die unterste Schichte in dieser Vertiefung bildete eine 10 cm hohe Schichte von Brandüberresten, als Kohle, verkalkte Gebeinstückchen, schwarze Erde. Darüber befand sich 20 cm hoch Erde und Steine, dann kamen die Fundobjecte, darüber eine Lage Erde, eine Lage Steine und endlich wieder Erde.

Das bringt mich zu dem weiteren Umstande, dass einige der Grabhügel am Brandorte selbst errichtet waren; die Mehrzahl jedoch an einem von diesem verschiedenen Orte. Der erstere Umstand wird durch einen Hügel in Hainberg treffend illustrirt. Bei der Ausgrabung desselben gingen wir von Süden nach Norden vor und fanden bei Erreichung des natürlichen Bodens Kohlenreste und verbrannte Erde, dann mehr gegen die Mitte zu kamen Knochentheile von den Füssen herrührend, Rippentheilchen, neben diesen Bronzeknöpfe, und noch weiter Theilchen von der Schädeldecke, und hier waren auch die Beigaben, bestehend aus einer Urne (leer), einem Dreifuss mit Deckel (Leichenbrand enthaltend), Theile einer Schale mit Deckel, eine Münze und ein Bruchstück einer Bronzefibel. Auch Eisennägel fanden sich mehrere vertheilt unter den Kohlen. Solche eiserne Nägel mit grossen Köpfen und lang — ähnlich unseren Verschlagnägeln — oder doch Theile derselben, fanden sich fast in allen Grabhügeln und dürften, wie Herr Secretär Szombathy wohl ganz richtig urtheilt, von einem Holzgestelle — einer Art Tragbahre — herstammen, auf welcher der Todte an den Ort des Verbrennens getragen wurde und die mit ihm zugleich verbrannte, und so gestattet uns dieser Umstand einen näheren Einblick in den Modus des Verbrennens selbst.

Uebergehend zu den Fundobjecten möchte ich vor einer kurzen Charakterisirung derselben einige Bemerkungen über deren Aufstellung machen, und zwar zunächst über die Stelle, an der sie gefunden wurden, und da traf ich sie am häufigsten im vertieften Boden, aber auch auf dem natürlichen, ja selbst erhöhten Boden kamen sie vor. Letzteres in einem sehr schön gebauten Hügel zu Kälberhard.

Nach dem Grundriss liegen die Beigaben meistens in der Mitte des Grabhügels; man findet sie jedoch nicht selten auch auf irgend einer Seite, und z. B. in dem erwähnten ummauerten Grabe in einer Ecke.

Die Anordnung der Gefässe ist die variabelste und lässt sich ein Grundsatz hiefür nicht aussprechen. Drei Gefässe kommen am häufigsten in gerade Linie gestellt vor; vier Gefässe stehen grösstentheils im Viereck, doch auch im Dreieck und in einer geraden Linie. Und diese Verschiedenheit nimmt mit der Zahl der Gefässe natürlich zu. Wohl darf hiebei der Umstand nicht unberücksichtigt bleiben, dass die Gefässe bei Errichtung des Hügels durch den Druck der Erde gar häufig aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht wurden.

Die Fundgegenstände sind: 1. 10 Stück Bronzemünzen (die übrigen unkenntlich, eine darunter etwas geschmolzen), darunter von Claudius 41—56, Domitian 70—96, Trajan 98—117, Hadrian 117—138;

2. Bronzen, worunter ein Spiegel, 98 mm Diam. und am Rande gleich kleine Löcher, das bedeutendere Stück ist; daran reihen sich ein paar ganz kleine Fibeln und Bruchstücke von solchen, ein etwas abgeschmolzener Ring und ein Stück Bronzedraht;

3. der eisernen Nägel habe ich schon früher Erwähnung gethan;

4. Glasgegenstände. Ein Krüglein aus einem Tumulus von Kälberhard und einige Bruchstücke eines Glases in dem ummauerten Grabe bei Niederhofen;

5. Thongefässe, und zwar 11 Gefässe aus 3 Grabhügeln bei Hainberg, ebensoviele aus 3 Grabhügeln bei Kälberhard und beiläufig 120 Stück aus 32 Gräbern bei Niederhofen. Allerdings ist ein grosser Theil dieser Gefässe in Bruchstücken, was namentlich von den groben, dickwandigen Urnen gilt.

Die Thongefässe sind Urnen der verschiedensten Dimensionen, Näpfe, Dreifüsse, Teller, Schalen, und durch die verschiedenen Arten durch charakteristische

Exemplare hier vertreten. Sie sind sämmtlich auf der Scheibe gedreht, zum grössten Theile aus feinem Thon geformt und sämmtlich gut gebrannt, nur eines ist aus freier Hand gearbeitet, mit Buckeln und wohlriechendem Kitte, und einige wenige erinnern durch die Qualität des Thones an die Gefässe der prähistorischen Zeit. Die Ornamente sind die Kreis- und Wellenlinie und eingeritzte Striche in mannigfacher Aneinanderreihung. Die Gefässe waren ursprünglich zumeist gefärbt, und zwar vorherrschend roth. Die Todtenurnen mit dem Leichenbrande unterscheiden sich nur durch die Grösse; Form und Farbe ist bei den meisten gleich. Die Zahl der Gefässe in den einzelnen Gräbern ist sehr verschieden, und zwar von 1—9 Stück. Ein Schluss jedoch von der Grösse des Tumulus auf einen derartigen Inhalt ist nicht zu machen, da die 3 grössten Tumuli in den 3 Gruppen bei Niederhofen, Höfing und Kälberhard bis auf ein paar Scherben leer waren.

Von den Gefässen zeigen sehr viele Spuren einer Feuereinwirkung an der Färbung, oder dadurch, dass sie verzogen oder zersprengt sind. Da dies auch von anderen Beigaben, wie Bronze, bemerkbar ist, dürften die Beigaben schon bei der Verbrennung mehr oder weniger dem Feuer ausgesetzt gewesen sein, und vom Orte der Verbrennung wurden sie dann zu dem zu errichtenden Tumulus gebracht.

In jedem Tumulus findet man die Todtenurne, welche den Leichenbrand enthält, oder deren Bruchstücke und mehr oder weniger Beigaben von Gefässen. Vergleicht man die Gefässe eines Tumulus mit einander, so findet man dieselben nicht immer von gleicher Qualität. Oft ist die Todtenurne ein grobes Stück von roher Arbeit, während unter den Beigaben ein oder das andere kostbare Stück vorkommt. Noch auffallender ist die Sache, wenn man bei einer schönen werthvollen Todtenurne unter den gleichfalls werthvollen Beigaben einen rohen Scherben findet, der gewiss nicht das Ueberbleibsel eines ganzen Beigefässes ist, oder der nur zufällig in das Grab kam, sondern der nur als solcher und an gleichbedeutender Stelle, wie die kostbaren Beigaben, niedergelegt wurde. Ich glaube, diese Verschiedenheit dahin erklären zu sollen, dass diese Beigaben von den einzelnen hinterbliebenen Verwandten, Freunden, Sklaven u. s. w. des Verstorbenen beigestellt wurden, um ihre Trauer auszudrücken; allerdings konnten sie wohlriechendes Wasser oder dergleichen enthalten haben.

Es erübrigt mir nur mehr zum Schlusse beiläufig die Zeit anzugeben, aus welcher diese Tumuli stammen, und hiezu gewähren wohl einerseits die darin gefundenen Münzen eine bestimmte Grenze, über welche hinauf dieselben nicht reichen können, und andererseits wird die Grenze, über welche herab selbe nicht fallen, durch das Aufhören der Gewohnheit, die Todten zu verbrennen, fixirt. Die gefundenen Münzen gehören, so weit sie sich bestimmen lassen, der zweiten Hälfte des ersten und der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts an. Die Gewohnheit, die Todten zu verbrennen, hörte bekanntlich zu Rom und in Italien zu Beginn des dritten Jahrhunderts auf und dürfte sich dies in einigen Decennien darnach bis in die römischen Provinzen verbreitet haben, wenigstens scheinen einige Gräberfunde bei Mautern hiefür zu sprechen. Es bleibt somit für die Mehrzahl unserer Tumuli das zweite und die ersten Decennien des dritten Jahrhunderts. Ein oder der andere aber dürfte mit Rücksicht auf das prähistorische Gefäss noch aus dem ersten Jahrhundert stammen. Die Todten selbst gehören nach den Beigaben einer hier sesshaften, aber armen Bevölkerung an.

Da im Laufe des heurigen Jahres die noch übrigen Hügel geöffnet werden sollen, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, durch die Auffindung noch unbekannter Momente der Wissenschaft weiter zu dienen.

5. Vortrag des Herrn J. **Szombathy**:

Bemerkungen über die Technik prähistorischer Thongefässe.

Die Thongefässe nehmen unter den prähistorischen Funden eine so wichtige Stelle ein, dass wir ihnen bei allen Ausgrabungen unsere besondere Sorgfalt widmen und ihnen einen grossen Einfluss auf die Beurtheilung der Gesammtfunde einräumen. Und doch darf ich sagen, dass nur die Minderzahl der Urgeschichtsforscher die zur vollständigen Beurtheilung der prähistorischen Thongefässe nothwendigen keramischen Vorkenntnisse besitzt. Dies ist keineswegs als Vorwurf aufzufassen, da wir ja doch Alle mehr oder minder Dilettanten sind, welchen die Form viel näher liegt als die Substanz; aber wir wollen gegen diese Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse ankämpfen, da dieselbe der Grund ist für eine grosse Zahl der uns in den palethnologischen Schriften entgegentretenden unrichtigen und unwahrscheinlichen Angaben über keramische Fundstücke. Ich kann mich hier nicht auf eine Kritik der bisher publicirten einschlägigen Unwahrscheinlichkeiten und offenbaren Unrichtigkeiten — auch nur der in den hervorragenderen Arbeiten der letzten Decennien enthaltenen — einlassen, weil das den Rahmen eines ganzen Vortragsabendes weit überschreiten würde; ich kann es auch nicht unternehmen, eine systematische Darlegung aller uns interessirenden keramischen Fragen zu versuchen, weil dazu an manchen Punkten meine eigenen Kenntnisse nicht ausreichen würden; ich will mir nur erlauben, einige der wichtigsten technologischen Fragen zu berühren und hoffe, mit dem Wenigen, das ich vorbringen kann, bei zahlreichen Freunden der Palethnologie wenigstens eine Vertiefung der nothwendigen keramischen Vorstudien von ferneher anzuregen.

Die Fundstücke, welche ich hier vorlege, sind nicht speciell für den Zweck, welchem sie heute dienen, gesammelt, sondern sie sind einigen österreichischen Funden, welche mir momentan zur Hand sind, entnommen. Wäre es mir möglich gewesen, die Auswahl aus der Gesammtheit unserer Sammlung zu treffen, so hätte ich meine Bemerkungen noch viel deutlicher illustriren können, als dies heute der Fall ist. —

Die ältesten Thongefässe, welche wir jetzt kennen, stammen aus der neolithischen Periode. Sie sind durchwegs aus ungeschlämmtem Thon erzeugt, lassen aber manchmal erkennen, dass — offenbar als

Mittel gegen das Verziehen — dem Thone Sand von ausgewählter Korngrösse absichtlich beigeknetet wurde.

Die Formung dieser Gefässe geschah mit freier Hand auf ruhender Unterlage; die Glättung geschah im feuchten, plastischen Zustande, meist mit der Hand, manchmal auch mit spatelförmigen Instrumenten.

Die Form der Gefässe — schlankbauchige bis bombenförmige Töpfe, konische oder bauchige Becher und flache Schüsseln — ist einfach, ungegliedert; in keines der bisher bekannten neolithischen Gefässe lässt sich eine absichtliche Gliederung hineininterpretiren; es scheint bei der Formgebung nichts als das Bedürfniss und die Eigenschaften des verwendeten Materiales massgebend gewesen zu sein. Dasselbe gilt von den angesetzten Warzen, Zapfen und Henkeln.

Dieser Einfachheit der Form entsprechen auch die Verzierungen. Sie wurden so wie die Glättung auf der noch plastischen Oberfläche der Gefässe angebracht. Es sind hauptsächlich: Eindrücke der Fingerspitzen und Fingernägel in die geglättete Oberfläche, Wülste, welche mit Finger- und Fingernagel-Eindrücken versehen sind und punkt- oder linienförmige Vertiefungen, welche mit einem Spatel oder Stift [1]) erzeugt wurden. Diese Elemente sind meist zur Bildung geradliniger geometrischer Ornamente verwendet. Selten erscheinen bogenförmige Linien, welche ein Guirlandenornament bilden.

Alle diese Gefässe sind schwach und oft sehr ungleichmässig gebrannt, nicht stärker als es sich in einer offenen Feuergrube oder bei geschütztem Herdfeuer leicht erreichen lässt. Die Qualität des Scherbens ist daher die denkbar schlechteste und man findet bei Ausgrabungen oft Gefässreste, welche beinahe gar nicht fester sind als der sie umhüllende Thon. Aber trotzdem habe ich noch keinen gänzlich ungebrannten (blos getrockneten) Topfscherben gesehen. Ein solcher würde auch für die Zwecke eines Topfgeschirres ungeeignet gewesen sein, und ich glaube daher alle Angaben über „ungebrannte Gefässe“ für unrichtig erklären zu dürfen. Das Wort ungebrannt ist da wohl durch das Wort schwach gebrannt zu ersetzen.

Eine viel vollkommenere Technik tritt uns in den Gefässen der Bronzezeit und der ersten Eisenzeit entgegen. Ich illustrire diese Technik durch Fundstücke aus dem Laibacher Moor [2]), aus mehreren ostalpinen Gräberstätten der Hallstätter Periode und aus böhmischen Urnenfeldern (vom Lausitzer Typus). So gross nun auch in diesen Gefässen die Formverschiedenheiten sind und so weit auch gewisse Details der Technik von einander abweichen, im Grossen und Ganzen stehen doch alle diese Gefässe auf einer und derselben — freilich ziemlich breiten — Stufe der technischen Vollendung.

Bezüglich des Materiales ist — mit Ausnahme der allerordinärsten Gefässe — eine dem Zwecke entsprechende Auswahl und Vorbereitung des Thones zu erkennen. Die kleinen, dünnwandigen Gefässe sind aus einem feingeschlämmten, die grossen Gefässe aus gröberem Thone erzeugt; häufig erscheint bei letzteren die Beimengung von kleineren oder grösseren Sandkörnern. Die Schmelztiegel sind nach Art unserer heutigen Schmelztiegel aus graphitreichem Thon. Vielfach kommen Gefässe vor, deren Masse so porös ist, dass sie feingeknetetem Brote ähnelt und ungemein leicht ist. Diese Porosität ist sicherlich durch Beimengung von Holzfeile oder von Holzkohlenpulver, dessen Körner beim Brennen des Gefässes verglimmen und Hohlräume zurücklassen, erzeugt.

Die Formung geschah grösstentheils aus freier Hand auf fester Unterlage. Bei grösseren Gefässen ist wahrscheinlich vielfach die „Blockscheibe“ in Anwendung gekommen. Es ist dies eine kleine Tischplatte, welche mit einem nach abwärts gehenden centralen Zapfen so in einem Fussgestelle sitzt, dass sie darin langsam drehbar ist. Solche Blockscheiben sind heutzutage noch bei der Anfertigung grosser Gefässe (z. B. von Salzsäureballons etc.) in Gebrauch und dienen vornehmlich dazu, dem Arbeiter das Hantiren mit dem grossen Gefässe zu erleichtern und ihm das oft wiederholte Herumgehen um die ganze Peripherie desselben zu ersparen. Ihre technische Bedeutung ist also von der der eigentlichen Töpferscheibe ganz verschieden, wenn sie auch anderseits als die primitivste Form derselben aufgefasst werden können. Dass solche drehbare Töpfertische in Verwendung waren, können wir mit grosser Wahrscheinlichkeit aus der Regelmässigkeit des Profils und der Rundung der grösseren Gefässe schliessen.

Die Formgebung steht bei den eigentlichen Nutzgefässen noch auf einer sehr niederen Stufe, bringt es aber bei Ziergefässen und bei Urnen zu einer nicht mehr zu verkennenden absichtlichen Gliederung der Gefässe in Fuss, Bauch, Hals- und Mundsaum, von welchen Theilen manchmal der eine oder andere besonders entwickelt ist (z. B. die hohen Füsse gewisser Urnen). In die Details der Formen einzugehen, muss ich mir an dieser Stelle versagen.

Bezüglich der Glättung des Thones haben wir alle Abstufungen. Bei sehr grossen Töpfen ist oft die natürliche Rauhigkeit durch Furchung mittelst der Fingerspitzen absichtlich vergrössert (um die Gefahr des Reissens beim Trocknen zu vermindern). Von diesem Zustande an kommen bis zur feinsten, mit der freien Hand und dem Spatel erzielbaren Glättung der plastischen Topfmasse alle Abstufungen vor. Als höchster Grad der Glättung erscheint mir das Poliren der schöneren Gefässe mit eigenen Glättesteinen, eine Procedur, welche offenbar erst nach dem Trocknen ausgeführt worden ist und den Gefässen einen angenehmen Glanz verlieh. Von solchen Glättsteinen lege ich zwei, welche ich in einer Leichenbrandurne in einem Tumulus bei Wies in Steiermark fand, vor. Bei den grösseren Gefässen, in deren Masse Sandkörner eingeknetet waren, wurde zur Erzielung einer glatten Oberfläche entweder eine beson-

[1]) Solche spatel- oder ahlenähnliche Werkzeuge aus Knochen und Hirschhorn finden sich in den Culturschichten der neolithischen Wohnplätze häufig. Die Mehrzahl solcher Werkzeuge ist wahrscheinlich aus Holz gefertigt gewesen und blieb uns daher nicht erhalten. Diese Werkzeuge haben sicherlich nicht ausschliesslich der Töpferei gedient, sondern dürften in gleicher Weise bei der Erzeugung von Kleidungsstücken etc. ihre Verwendung gefunden haben.

[2]) Diese Funde stehen an der Grenze der neolithischen und der Bronzeperiode.

dere Schichte feingeschlämmten Thones aufgetragen oder es wurden die Körner mit dem Spatel derart verstrichen, dass sie in's Innere der Wandung zurücktraten und nur der feinkörnige Thon an der Oberfläche verblieb. Das erstere Verfahren ist hier durch Gefässe aus einem böhmischen Urnenfelde, das letztere durch Urnen aus den Tumulis bei Wies schön illustrirt.

Das Brennen dieser Gefässe geschah immer bei einer sehr mässigen Hitze, zu deren Erzeugung man noch nicht einen geschlossenen Töpferofen braucht; es genügen bedeckte Brandgruben oder geschlossene Herde. Der grosse Umfang der keramischen Technik lässt zwar voraussetzen, dass man auch vielfach besondere Oefen zum Brennen der Gefässe anwendete, doch war deren Hitzeffect kein grosser. Es ging nicht weiter als bis zum Rothwerden des Thones, also bis zur gewöhnlichen Ziegelofenhitze. Daher ist die Farbe des reinen Scherbens meist roth oder — wenn man unter dieser Temperatur blieb — braun. Freilich tritt diese Grundfarbe nicht oft hervor, da die Gefässe sehr häufig in mehr oder minder hohem Grade durch „Rauchfeuer" geschwärzt oder gebräunt wurden.

Dieses Schwärzen durch Rauchfeuer wird heute noch in vielen Gebieten Europas und auch bei vielen aussereuropäischen Volksstämmen geübt (Schwarzgeschirr) und hat vornehmlich den Zweck, Gefässe, welche nicht glasirt werden, bis zu einem gewissen Grade wasserdicht und wetterfest zu machen. Es besteht im Wesentlichen darin, dass man nach dem eigentlichen Brande die Poren der Thongefässe mit bituminösen Substanzen erfüllt, und wird am leichtesten derart durchgeführt, dass man nach dem entsprechenden Festbrennen der Gefässe, welches gewöhnlich bei gutem Zug, also bei oxydirender oder neutraler Flamme geschieht, stark rauchendes Brennmaterial (feuchten Torf, grünes Holz, Laubwerk u. dgl.) auflegt und alle Luftzufuhr zu dem Heizraum und zu den Gefässen so viel als möglich absperrt. Der auf diese Weise entwickelte Rauch wird nun von dem heissen porösen Thon der Geschirre begierig verschluckt und erfüllt bei schwachgebrannten Gefässen die ganze Masse derselben mit einer schwarzen, brenn- und destillirbaren Substanz. Bei sehr starkem Brande, welcher den Thon klingend hart brennt, tritt dann wohl eine Verkokung der aufgesogenen Rauchsubstanz ein, wie dies an dem vorliegenden recenten Schwarzgeschirre aus Mähren zu sehen ist. Dieses scharf gebrannte Schwarzgeschirr wird heute noch (so weit meine Erfahrung reicht) in Ungarn, Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnten und Krain vielfach als ordinäres Koch- und Wassergeschirr verwendet.

Das vorgelegte Exemplar eines bauchigen Wasserkruges von Bisenz in Mähren zeigt schwarz glänzende, geringelte Streifen, welche von manchen „Kennern" nach genauer Prüfung hartnäckig als eine Graphitverzierung angesprochen wurden. Und doch ist, wie ich vom Erzeuger selber weiss und wie es eine Untersuchung mit der Lupe darthut, kein Molekül Graphit an diesem Topf. Dieser schön metallische, graphitähnliche Glanz wurde erzeugt durch die Behandlung der Oberfläche mit Glättsteinen. Auf dem vollkommen getrockneten Gefässe wurde kurz vor dem Brennen mit einem geeigneten Flusskiesel unter mässigem Druck das Ornament schnell aufgezeichnet. Die also geglätteten Stellen zeigen nun nach dem Brennen und Schwärzen das graphitähnliche Aussehen.

Bei unseren prähistorischen Gefässen kam es nicht zu einer Verkokung des von den Gefässwänden verschluckten Rauches, weil der Brand nicht heftig und daher die Hitze des Scherbens für die Verkokung nicht hoch genug war. Die Gefässe sind daher auch tiefer schwarz als die recenten; manchmal zeigen sie sogar einen Stich in's Braune. Aber doch tritt bei den mit Glättsteinen stark geglätteten Urnen manchmal der erwähnte graphitähnliche Glanz hervor und viele Prähistoriker haben schon solche geglättete und rauchgeschwärzte Gefässe für graphirte Gefässe hingenommen. Ein solcher Irrthum schleicht sich bei geringer Aufmerksamkeit leicht ein und kann jedem Nichtfachmanne verziehen werden. Unverzeihlich sind aber gewisse abenteuerliche Recepte für die Erzeugung unseres prähistorischen Schwarzgeschirres, deren unkundige Verfasser dem Thone genaue Percentsätze von Mehl, Talg, Honig u. s. w. beimengen liessen, ohne sich auch nur durch einen einzigen reellen Versuch von der Unbrauchbarkeit solcher Methoden zu überzeugen.

Der Gehalt an bituminösen Substanzen verlieh den betreffenden Gefässen zwar nur einen mässigen Grad von Wasserdichtigkeit, aber er gab den in die Erde gebetteten Thongefässen eine sehr grosse Widerstandsfähigkeit gegen die zersetzenden Einflüsse der Atmosphärilien, so dass die im Allgemeinen schwach gebrannten Gefässe dieser Art sich in den Gräberstätten unserer Gegenden häufig besser erhalten haben als die jüngeren und stärker gebrannten Gefässe der römischen Periode.

In den Verzierungsmethoden tritt uns bereits eine grosse Mannigfaltigkeit entgegen. Wir finden noch die primitiven, oben erwähnten Verzierungen, wie Fingereindrücke, eingeritzte geometrische Ornamente, welche zuweilen sehr tief und mit kreidiger Farbe ausgefüllt sind, etc.; aber es treten mit grosser Mannigfaltigkeit Ornamente hinzu, welche in schmalen oder breiteren, mit dem Spatel in den plastischen Thon eingedrückten Linien ausgeführt sind, ferner Ansätze, welche eine mannigfaltige Reihe von den einfachsten Warzenformen bis zu Thierköpfen und menschlichen Figuren aufweisen, verschiedenartige Henkel, aufgelegte plastische Ornamente aus Thon, ein- oder aufgedrückte Bronzenägel und Bronzeplättchen, mit Harz aufgekittete Ornamente und Figürchen aus Bronze und Blei und schliesslich Buckeln, gliedmassen- und thierkopfähnliche Ansätze etc., welche aus dem Innern des noch plastischen Gefässes heraus modellirt wurden.

Eine ganz besondere Art der Verzierung ist die Bemalung und Färbung. Am häufigsten ist wohl die Rothfärbung der ganzen Aussenfläche (bei Schüsseln der Innenfläche) des Gefässes mittelst eines Farbthones, welcher in einer sehr dünnen Schichte aufgetragen wurde und beim Brande eine intensiv rothe Farbe (in den verschiedenen Nuancen des Engelroth) annahm. Ihr zunächst steht der Gebrauch, die Oberfläche mit einem Graphitanstrich zu versehen, welcher wahrscheinlich in manchen Fällen vor der nach dem Brande

besonders geglättet wurde. Hieran reiht sich das Auftragen geometrischer Ornamente in Graphit oder Roth mittelst des Pinsels. Diese Bemalung geschah sicherlich vor dem Brennen. Der zur Bemalung verwendete Graphit war wohl nie besonders gereinigt und erweist sich häufig sehr stark thonhältig; er wurde offenbar durch den Brand fester mit dem Scherben verbunden und der Umstand, dass viele graphitirte Gefässe fast gar nicht abfärben, ist somit dadurch zu erklären, dass der mit Thon gemengte Graphit förmlich auf die Gefässoberfläche aufgebrannt worden ist. Die von befreundeter Seite ausgesprochene Befürchtung, dass der in einer dünnen Schichte aufgemalte Graphit doch nicht feuerbeständig genug sein dürfte, um einen Töpferbrand zu überdauern, habe ich durch mehrere Versuche mit prähistorischen Scherben widerlegt. Uebrigens ist ja die Feuerbeständigkeit des Graphits bekannt.

Ich erlaube mir, einige für diese Fragen sehr instructive Scherben einer rothen, mit Graphitstrichen verzierten Urne aus einem Tumulus am Purgstall bei Wies vorzulegen. Der frisch angebrochene, 7 mm dicke Scherben zeigt in der Mitte eine schwarze Schichte *a*, an welche sich beiderseits hellroth gebrannte Schichten *b* anschliessen; ferner zeigt der Scherben auf einer (nämlich der Aussen-) Seite eine sehr dünne, intensiv rothe Schichte *c* und auf dieser die Graphitbemalung. (Siehe den vergrösserten und schematisirten Durchschnitt Fig. 7.) Die Schichten *a* und *b* nehmen jede beiläufig ein Drittheil von der normalen Dicke des Scherbens ein. Dass sie nicht drei vom Töpfer besonders aneinander gelegte und schon ursprünglich verschieden gefärbte Lamellen sein können, zeigen die dem Thone beigemengten Quarzkörner, welche häufig so liegen, dass sie zur Hälfte der rothen und zur andern Hälfte der schwarzen Schichte angehören. Ferner zeigt sich beim Versuch im Laboratorium, dass die schwarze Farbe der Schichte a dem Einflusse der Oxydationsflamme rasch weicht, und zwar umso tiefer in den Scherben hinein, je länger und stärker dieselbe einwirkt. Der auf diese Art ausgebrannte Scherben zeigt dann ganz das Aussehen der Schichten *b*. — Durch Erhitzung eines rothen Scherbens mit schwarzer Kernschichte unter Luftabschluss kann man aber jene schwarze Färbung des Kernes a durch die ganze Dicke des Scherbens vertheilen, und ebenso einen vorher zur Hälfte ganz roth gebrannten Scherben wieder durch und durch schwärzen, oder wenigstens braun färben, indem sich die schwärzende Substanz auch hiebei gleichmässig durch die ganze Thonmasse vertheilt, wenn auch in starker Verdünnung[1]). Man sieht aus alledem, dass die schwarze Farbe der Schichte *a* eine destillir- und verbrennbare Substanz, und zwar nichts anderes ist als der Rest einer durch den ganzen Scherben gegangenen Rauchschwärzung, welche am Schlusse des Brandes oberflächlich durch Hinzutreten von oxydirenden Gasen wieder hinweggenommen worden ist, um die rothe Farbe der Schichte *c* hervortreten zu lassen. Es ergibt sich dieses Verhältniss auch aus jenen Stellen, an welchen eine Verdünnung (wie bei *d*, Fig. 7) oder Verdickung des Scherbens eintritt.

Fig. 7.

Die Graphitverzierungen haben an den vorgelegten, verschiedentlich stark geglühten Scherben nicht gelitten.

Einen besonderen Anstrich zeigen manchmal die konischen, rothen, mit schwarzen Zonen verzierten Vasen von einigen krainischen Fundorten, besonders von Watsch, welche mit jenen von Este vollkommen ähnlich sind. Bei ihnen sind diese schwarzen Bänder mit einer eigenen tiefschwarzen Deckfarbe, deren Hauptmasse möglicher Weise Theer war, gemalt — allem Anscheine nach erst nach dem Brennen. Solche direct „angestrichene" Gefässe kenne ich auch aus den Tumulis von Rosegg und von Wies.

Glasur kommt auf den hieher gerechneten Gefässen nicht vor.

Eine dritte Gruppe keramischer Erzeugnisse bilden die Thongefässe von den Niederlassungen und Begräbnissstätten aus der Zeit der Römerherrschaft in den Alpen. Mit ihnen sind spätere Producte, wie z. B. die Gefässe aus den altslavischen Gräbern (der norddeutsche Burgwall-Typus) auf's Engste verwandt. Diese Gefässe sind bereits so wie unsere heutigen Töpfe auf der schnell rotirenden Drehscheibe gemacht und kommen auch in Bezug auf die anderen technischen Momente (Material, Verzierung, Brand) den Erzeugnissen unserer heutigen Töpfer so nahe, dass Jedermann über einzelne Stücke leicht das Urtheil des nächstbesten Praktikers anrufen kann. Anderseits sind ja über die Töpferei der Römer bereits so viele Funde und Nachrichten auf uns gekommen, dass es nicht möglich wäre, im Rahmen dieser Mittheilung ein unseren Kenntnissen entsprechendes Bild zu geben. Ebensowenig kann ich mich hier in die ungemein interessanten Details einlassen, welche die Gefässe der La Tène-Periode und andere, den directen Uebergang zur römischen Töpferei zeigende Gefässe darbieten.

[1]) Die Ergebnisse dieser Versuche werden durch vorgelegte Probestücke veranschaulicht.

6. Für die Bibliothek sind folgende Geschenke eingelangt:

Charusin Michael: Swjedejnia Kasanzkich obtšinach na Donu. Materiali dla običnago prawa. (In russischer Sprache.) Moskau, 1885. 1. Theil. 388 pp. 8°. (ded. Aut.)

Danielli, Dr. Jacopo: Iperostosi in mandibole umane specialmente di Ostiacchi ed anche in mascellari superiori. Estratto dall' Archivio per l'Anthropologia e la Etnologia. Vol. XIV. Nr. 3. 1884. Firenze, 1884. 16 pp. u. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Bonaparte, Prince Roland: Les derniers voyages des Neerlandais à la Nouvelle-Guinée. Versailles. 1885. 40 pp. u. 1 Karte. 8°. (ded. Aut.)

Posewitz, Dr. Theodor: Die Zinninseln im indischen Ocean. I. Geologie von Bangka. Als Anhang: Das Diamantvorkommen in Borneo. Mittheilungen aus dem Jahrbuche d. k. k. ungar. geolog. Anstalt. VII. Bd. 4. Heft. Budapest, 1885. 155—192 pp., 2 Taf. 8°. (ded. Geolog. Anstalt.)

Wankel, Dr. Heinrich: Beitrag zur Geschichte der Slaven in Europa. Olmütz, 1885. 95 pp. 8°. (ded. Aut.)

Real, Corte J. A.: Resposta á Sociedade anti-Esclavista de Londres. 23 pp. — Sociedade de Geographia de Lisboa. 1884. 8°. (ded. Socied. de Geogr. de Lisboa.)

Houzé, Dr. É., Jacques, Dr. Victor: Les Australiens du Musée du Nord. Avec figures et 4 planches hors texte. Étude d'Anthropologie. Bruxelles 1885. 101 pp. Ext. du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome III. 1884—1885. (ded. Aut)

Putnam Charles E.: Elephant pipes in the Museum of the Academy of natural Sciences. Davenport, Jowa. 38 pp. 8°. (ded. Aut.)

American Oriental Society: Proceedings at Baltimore. October 1884. XXIX pp. 8°.

— Proceedings at Boston. May 1885. XLIV pp. 8°. (ded. Amer. Oriental Society.)

Soranzo Francesco: Scavi e scoperte nei poderi nazari di Este. Roma, 1885. 97 pp. u. 8 Taf 4°. (ded Aut.)

Ossowski Godfryd: Prusy Królewskie. Seryja I, Zeszyt 3. badal i opisal. Zabytki przedhistoryczne ziem polskich, wydawane staraniem komisyi Archeologicznéj Akademie umiejętności w Krakowie. Kraków. 1885. 112 pp. 4°. (ded. Akademie der Wissenschaften in Krakau.)

Felkaer Tátra Museum: Bericht über dessen bisherige Thätigkeit. Felka, 1884. Késmárk. 111 pp. 8°. (ded. Direction des Museums.)

Kopernicki, Dr. J.: Dalsze poszuki wania Archeologiczne w Horodnicy nad Dniestrem przez P. Wlad. Przybystawskiego Czl. Kom. antrop. i arch. dokonane w latach 1878 bis 1882. Osobne odbicie ze „Zbioru wiadomości do Antropologii Krajowéj". Tom. VIII. Dział I. Kraków. 1884. 32 pp. u. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Der Vorsitzende spricht den Einsendern den verbindlichsten Dank für ihre Spenden aus.

Monatsversammlung am 14. April 1885.

Vorsitzender: K. k. Hofrath Dr. Franz Ritter von Hauer.

1. Der Secretär legt unter Bezugnahme auf die in der letzten Sitzung gemachte Mittheilung über die geplante Wanderversammlung in Klagenfurt nunmehr den formellen Antrag des Ausschusses, dass dieselbe definitiv am 19., 20. und 21. August d. J. abgehalten werden möge, vor.

Dieser Antrag wird ohne Debatte angenommen.

2. Der Secretär legt einen zweiten Antrag des Ausschusses vor. Dieser betrifft die Geldquote, welche die Anthropologische Gesellschaft jährlich vom k. k. naturhistorischen Hofmuseum als Ersatz für die zu Zwecken des Büchertausches verwendeten Exemplare der „Mittheilungen" zu beanspruchen hat.

Diese Quote ist bisher durch keinen Beschluss festgesetzt worden; es wurden jedoch seinerzeit bei den auf die Uebergabe der Bibliothek an das k. k. Hofmuseum abzielenden Verhandlungen als Basis für die Berechnung dieses Betrages die „effectiven Druckkosten" für die aufgewendeten Exemplare in's Auge gefasst. Nach eingehender Berathung hat nun der Ausschuss im Einvernehmen mit dem Intendanten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums diese Basis als die entsprechendste anerkannt und sich geeinigt, der Plenarversammlung folgenden, auf eine Festsetzung derselben abzielenden Beschlussantrag vorzulegen:

„In die der Anthropologischen Gesellschaft vom k. k. naturhistorischen Hofmuseum zu ersetzenden ‚Druckkosten' für die mit Zustimmung der Museumsleitung aufgewendeten Tauschexemplare der „Mittheilungen" sind die Druckkosten für die einzelnen Hefte und für die den Autoren gratis zukommenden Separat-Abdrücke, sowie die Herstellungs- und Reproductionskosten der Tafeln und Text-Illustrationen einzurechnen. Andere Kosten, wie z. B. Autorenhonorare u. s. w., sind nicht in Rechnung zu ziehen."

Der Vorsitzende bemerkt, dass diese rein geschäftliche Angelegenheit vom Ausschusse sehr reiflich erwogen wurde und dass die Versammlung wohl dem Antrage vertrauen könne.

Der Antrag wird mit grosser Majorität angenommen.

3. Herr **Vid Vuletić Vukasović** in Curzola übersendet

Culturhistorische und prähistorische Miscellen von der Insel Brač (Bol) in Dalmatien [1]).

Auf allen dalmatinischen Inseln findet man zahllose prähistorische Mogilen (Tumuli), zumal auf der Insel Brač, die am höchsten gelegen ist und sich der zahlreichsten Bevölkerung erfreut. Die Nordseite ist gegen Omiš (Almissa) und Spljet (Spalato), die Ostseite gegen Makarska, die Südseite gegen die Insel Hvar (Lesina) und die Westseite gegen die Insel Šolta (Solta) zugewendet. Die Insel Brač ist reich an bedeutenden und sehr günstig gelegenen Orten, unter welchen Bol (im Süden) wohl in jeder Beziehung der ausgezeichnetste ist. Oberhalb Bol erhebt sich als höchster Berg auf der Insel der Sutvid.

Das Volk spricht die čakavische Mundart (čakavštinu), die so manche ursprüngliche Form aus älterer Sprachperiode getreu bewahrt hat; Sitte und Brauch sind noch ziemlich rein von fremden Einflüssen geblieben, so dass ein Ethnograph hier jedenfalls auf gute Ausbeute rechnen kann. Aber auch der Antiquar, besonders der Numismatiker, findet hier ausreichendes Material, und zwar eine bedeutende Sammlung uralter Münzen im Dominikanerkloster. Es sind über 5000 höchst seltener Münzen.

Unter Anderem zieht die Aufmerksamkeit des Ethnographen besonders auf sich eine Chronik der Insel Brazza von Vincenzo Prodi, die sehr wichtiges Material über uralte Gebräuche auf derselben Insel enthält. Der Dominikanermönch Herr Angjeo Bojanić stellte mir

[1]) Uebersetzt von Herrn Dr. Fr. S. Krauss.

besagtes Manuscript zur Verfügung und ich bereitete es für den Druck vor.

Ich gedenke dieser Chronik hier nur darum, weil auf S. 13 und 14 prähistorische Mogilen besprochen werden. Dergleichen kommt sonst in Chroniken gewiss nur selten vor. Die Stelle lautet:

„Diventarono ben presto alcuni di loro facoltosi i quali quando morivano, per lassiar di se memoria a posteri sequitando i vani vitij, e le false opinioni della Gentilità, facevano accumular sopra la somità de Monti una gran caterva de sassi, in mezzo costruirvi un sepolcro, et ivi venivano posti i loro cadaveri con alcune zare grandi appresso, nelle quali loccavano i tesori; e di simili depositi giorni uri moltissime apparano per le cime de monti, e delle colline, et anco se ne trova nelli terreni più bassi coperti dalla terra; in alcune di esse zare, sendosi veduta quantità di charbone. Qua entrano li speculativi, dicendo, che quella materia convien credere sia stata d'oro o d'Argente, e che per la lunghezza d'anni fatosene padrone il Demonio, le abbi fatto prender la sua nera essenza."

Nördlich von Bol, eine Stunde hinter dem Berge, liegen die Ruinen eines Schutzthurmes (Kulište), das sogen. Castell Vusio, welcher um der Seeräuber willen aufgeführt wurde. Die Herren Jerko Vusio, Bürgermeister zu Bol, und Anton Radić, Gemeindesecretär, versicherten mir, bei Castell Vusio befänden sich einige prähistorische Mogilen. Der Herr Bürgermeister stellte mir seine Feldarbeiter zur Verfügung. Mit diesen begab ich mich an Ort und Stelle. Gleich auf den ersten Blick gewann ich die Ueberzeugung, dass wir hier thatsächlich prähistorische Tumuli vor uns haben. Es sind ihrer wohl zehn, doch einige davon von derartig grossem Umfang, dass es der Arbeit mehrerer Tage und nicht geringer Kosten bedürfte, um sie aufzudecken. Darum beschloss ich, vorderhand nur jene Mogilen zu untersuchen, welche schon von Hirten zerwühlt wurden, die hier nach Schätzen fahndeten.

Bei der Blosslegung des ersten Hügels machte ich die Beobachtung, dass das Grab von Ost gegen West gelegen sei. Die Länge beträgt 2·26, die Breite 0·85, die Tiefe 0·7 m. Von einer Mörtelverkleidung sind keinerlei Spuren vorhanden.

Das Grab war voll Humus und Lehm, wohl weil jahrelang Wasser hineingesickert. Behutsam wurde jedes Bröckel abgehoben, doch leider waren die Knochen schon ganz in verwestem Zustande. Einige wenige Stücke, die vom Kopf herrühren mögen, las ich sorgfältig auf. Ich fand 3 Schmuckgegenstände (fibulae, spone slav.) und einen Knopf (puca) aus einem weichen Stoff, vielleicht aus einer Wachsart.

Das zweite Grab, hart an dem vorigen, hat eine Lage nach Nord. Auch dieses Grab war so wie das andere schon einmal zerwühlt. In der Länge misst es 1·26 m., in der Breite 0·48 m. und in der Tiefe 0·46 m. Es fanden sich darin verweste Kindergebeine und dabei ein Fädchen (žičica) und eine kleine Fibel (sponica).

Von da begab ich mich auf die Anhöhe (glavica), von wo aus man einen herrlichen Ausblick nach Bol und das Meeresufer geniesst. Mit Absicht ging ich hinauf, denn das Volk in der Herzegovina erzählt, man habe die verstorbenen Stammesoberhäupter, sowie überhaupt hervorragende Verstorbene auf höher gelegenen Orten bestattet. Die Anhöhe hier heisst Stare staze (alte Pfade). Ich überzeugte mich, dass auch dieses Grab wie die vorigen schon zerstört war, denn es war wie die anderen voll Erde. Von Knochen fanden sich nicht einmal Spuren vor. Das Grab ist zwischen Felsgestein eingeklemmt. Nur zu Kopf und Füssen sind zwei Platten aufgestellt. Die Lage ist von Ost gegen West; die Länge beträgt 2·50 m, die Breite 0·60 m, die Tiefe 0·50 m. Nach langem, emsigem Herumsuchen fand ich eine Armille.

Auf der Spitze der Anhöhe liegt ein riesiger Tumulus. Er heisst Jakina. Ich hörte auch den Namen Baljenik. Diese Mogila bedeckt den ganzen Gipfel. Die Aufgrabung erforderte die Arbeit mehrerer Leute mindestens eine ganze Woche hindurch.

Da der Tumulus noch ganz unversehrt ist, so halte ich es für ganz zweifellos, dass er irgend einen bedeutenderen Gegenstand aus jener alten Zeit berge. Es wäre überaus wünschenswerth, wenn die Gesellschaft ihr Mitglied Herrn Franz Radić mit der Ausgrabung betrauen wollte; denn Herr Radić ist in Bol daheim und als heimisches Kind jeder Unterstützung von Seiten der Obrigkeit, sowie der Bevölkerung sicher.

Ethnographisch bemerkenswerth ist ein slavischer Brauch, über den mir Herr Dr. Petrić zu Bol erzählte. Herr Petrić hielt sich lange Zeit in der Bukovica auf, stand in fortwährender Berührung mit dem Volke und kennt daher Sitte und Brauch in vieler Hinsicht aus eigener Anschauung. Er sagte mir, es wäre dort Brauch, wenn man die Leiche auf den Friedhof hinausträgt, auf dem Wege mehrmals zu rasten. Auf dem Rastplatz wirft nun jeder vom Geleite einen Stein hin. So entstanden längs der Wege viele grosse Steinhaufen. Ich weiss nicht, ob sonst noch irgendwo dieser Brauch vorkommt, jedenfalls scheint mir diese Thatsache ein bedeutsames Moment für den Ethnographen zu bilden [1]).

Ausser den erwähnten prähistorischen Mogilen ist zu Bol auch von weittragender Bedeutung die prähistorische Höhle bei Herem (ἠρημός) Stipančić oberhalb des Dorfes Murvice, auf der Westseite von Bol. Die Sage erzählt, hier hätten einst zwei Brüder, oder nach einer Variante der Sage Bruder und Schwester als Einsiedler bis an ihr Lebensende gehaust. Das Kloster

---

[1]) Dieser Brauch ist in den meisten Gegenden Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, selbst auf Island und unter den Nordslaven wohl bekannt. Eine eigene Untersuchung über das „Steinewerfen" schrieb Felix Liebrecht. Der Aufsatz ist zuerst in Pfeiffer's „Germania", dann besonders unter Liebrecht's gesammelten Aufsätzen „Zur Volkskunde" erschienen. Auch in Bosnien ist das Steinewerfen, besonders bei den Mahomedanern in Gebirgsgegenden, üblich. Längs der Ivan karaula befanden sich solcher Steinhaufen, hart an der alten Strasse, wohl an 30. Ein besonders hervorragender Steinhaufen, etwa 1000 Schritte vor der herzegowinisch-bosnischen Grenze, hiess Kadijin grob (das Grab des Kadi). Alle diese Steinmogilen wurden zur Beschotterung der neuen Reichsstrasse verwendet. Dr. F. S. Krauss.

Stipančić befindet sich in der Nähe der Höhle. Es beherbergt jetzt Nonnen vom Orden des hl. Augustin [1]).

Die gedachte Höhle ist von der Eremitage 150 m weit entfernt. Der Eingang misst in der Länge 15 und in der Höhe 20 m. Jetzt ist eine Mauer vorgebaut; von der Thüre bis zur Höhe der Höhle dürfte die Länge 16 m betragen. Gegen die Wölbung zu verengt sie sich.

Rechts und links sind um die Höhle Verzierungen, links z. B. an 20 Oeffnungen verschiedener Grösse, bestimmt zur Aufnahme von Geräthen und Gefässen. Da gewahrt man zwei Köpfe, der eine mit langem Bart, der andere bartlos. Letzterer stellt einen Halbmond vor. Unterhalb ist ein Kopf mit aufgesperrtem Mund. Noch ein wenig tiefer befindet sich ein kolossales Steinbild, das ein Krokodil vorstellt. Der vordere Theil des Körpers ragt hervor, der weit aufgesperrte Rachen nach rechts gekehrt droht den oberhalb befindlichen Tiger zu verschlingen. Das Krokodil ist mit Ohren versehen, offenbar eine mythische Darstellung; ober dem Krokodil ist noch der Kopf einer Art Katze zu sehen. Auf dem Vorsprunge sind zwei Menschenköpfe mit gewaltigen Ohren, gleich denen eines Wolfes. Auf der Stirn des einen Kopfes ist ein hufeisenförmiges Bild, wohl eine Art Amulett. Unterhalb des Krokodils ist eine verzierte Vertiefung, die einer Schüssel gleicht. Nach dem Krokodil sind 7 Vertiefungen (nikije), von welchen eine riesig gross ist. Oberhalb ist ein Wasserbehälter (česma, vasca) im harten Felsen ausgegraben. Er wird durch Filtrirapparate gefüllt.

Das Innere der Höhle ist wieder mit anderen Ornamenten, und zwar ganz verschiedenartigen, verziert, so dass der Schluss nahe liegt, dass diese gewaltige Höhle zu verschiedenen Epochen als Wohnstätte, selbst Anachoreten, gedient haben mag.

Rechts ist ein Wasserkessel wie der beschriebene (česma cijedionik), unterhalb desselben ist ein Kreuz eingemeisselt. Etwas tiefer ist ein quadrater Kopf, von einem Rahmen umgeben. Der aus dem Kessel träufelnde Stalagnit hat den Kopf mit einer dicken Kruste überzogen. Neben dem Kessel befindet sich eine gewaltige gebrannte Urne (džara) von Eiform. Ihre Höhe beträgt 0·93 m, die Bauchweite hat einen Durchschnitt von 0·85 m, die Oeffnung einen Durchschnitt von 0·40 m. Von irgend einer Aufschrift oder sonst einem Zeichen ist keine Spur. Darunter sind fünf in Winkel auslaufende Vertiefungen in der Form eines Kleeblattes. Etwas weiter davon erblickt man ein Negativ, das ausgefüllt einen Kopf darstellen würde. Da sind auch etwas unbestimmbare, tiefe Verzierungen angebracht. Darauf folgt in einer zweiten Abtheilung eine kapellenförmige Vertiefung, dann kommt erst eine wirkliche Kapelle, deren Altar ohne Säulen aus dem Stein gehauen ist. In der Kapelle sind zwei jonische Säulen und eine, die den Charakter der Renaissance hat. Auf dem Altar steht ein verwittertes Muttergottesbild aus Stein und ein noch wohlerhaltenes Holzkreuz von trefflicher Arbeit. Neben der Kapelle sind Stufen ausgehauen. Oberhalb der Kapelle ist eine Hand, die eine Art Gefäss hält, dann ein Engel und eine Taube, die ihre Brut im Neste atzt. Unterhalb des Nestes sind zwei Brustbilder (Mann und Frau?), sie haben je ein Kreuz auf dem Kopfe. Nicht weit davon in einer Vertiefung ist ein Sitz, unter welchem ein offenes, leeres Grab, wohl mit Kalk gemauert, sich befindet.

In der Nähe der Höhle sind drei Sitzplätze aus dem Stein gehauen. Der Hauptsitz ist mit Kopf-, Hand- und Fusslehnen derart versehen, als wenn man den Abdruck eines Sitzenden hätte geben wollen. Von da aus geniesst man einen wunderbaren Ausblick auf das herrliche Defilé vor der Höhle. Etwas abseits von den Sitzen führen längs einer Mauer Steintreppen in die Höhe. Das Volk nennt sie einfach Kamenice (Steine). Oberhalb der Höhle sind einige Hürden (torovi) aus Stein. Sie machten auf mich den Eindruck, als wären es Zufluchtsstätten aus urdenklichen Zeiten. Vorderhand möchte ich meine Ansicht nicht tiefer begründen, nur will ich erwähnen, dass ich in der Hercegovina mehrfach Berge gesehen, die ähnlich mit dreifachen Ringmauern, eine hinter der anderen, umbaut sind.

Die Höhle war einst fast ganz mit Schutt ausgefüllt. Vor nicht langer Zeit kam ein Schatzgräber hier nachgraben. Er fand einen Sphinxkopf, dann einen zweiten kleineren und mehrere kleinere Marmorgefässe. Unzweifelhaft dürfte man bei weiteren, rationell betriebenen Nachforschungen auf manche Dinge stossen, die uns bestimmteren Aufschluss über die Geschichte dieser uralten und bedeutenden Höhle geben könnten. Jedenfalls ist es an der Zeit, dass Gelehrte von Fach, mit den nothwendigen Mitteln versehen, die Arbeit ernstlich vornehmen. Ich habe wohl das bescheidene Verdienst dabei, der Erste gewesen zu sein, der auf

---

[1]) Die Nonne Tante Lucia zeigte mir eine Menge alter Urkunden, die sämmtlich aus der Zeit der Republik Venedig herrühren. Unter anderen Schriftstücken fand ich ein Pergamentblatt, dessen slavischen Inhalt ich hier im Wortlaute mittheile: denn es ist eine seltene Sprachprobe altčakavischer Mundart:

U ime Bosie: za uspomenutie i-
to na 29 luia nachon 1530 yest
ucinio gratiu i dopuschieniye gospodin
Petar murisin chnez Dom Paulu Dub
raucichin, i, giurgiu Bratu gnegouu
i onim choludricam che se nahodie i po
vrime dosastno Budu nahodit se od gnih
Drusbe vouoi gnih s — u ρ schini gnim i
gnih nastascnichom alitim succesurô
i, naslascnicam, od zemglie chase
nahodi unutra meu dragogniu chudi
i put optieni nao vinograde mur
uischa i meu muruischi dolaz
i duboui dolaz, onacho chacho paci
i istrumentu od te gratia, i, dopuschte
gia chies-ada usgarrecenoga Don
Paula Buduchi Procaratur Don Ma
rian Tignich, à, sfidochi. Mar
tinich y ios drugi zabio sam tcho
à cancilir Mucio

Oue zgar ricene rici ya Petar
Philippouich sin gospodina Jercha
Ispisah Is yedne polize, nasim
Jasichom pisana (?) Buduchi
moglien od gospodina Dubraucichia
na Ime Stipana Jurincouichia
Caluiera od gorgni spila = a lug
od dubouoga dolca Ja buduchi
za cogitura cancellarie Bra .... (čke)

diese Höhle die gelehrte Welt aufmerksam gemacht. Eine kurze Notiz darüber brachte von mir schon die 4. Nummer des „Viestnik Hrvatskoga Arkeologižkoga družtva", V. Bd. 1883.

4. Herr **Heinrich Richlý** in **Neuhaus** in Böhmen übersendet Bemerkungen über den Namen

„Rovišče".

Im 7. Berichte der prähistorischen Commission der math.-naturwissenschaftlichen Classe der kais. Akademie der Wissenschaften über die Arbeiten im Jahre 1883, von Ferdinand v. Hochstetter, Bd. 89, Seite 380 heisst es:

„Die bei der Landesbevölkerung eingezogenen weiteren Erkundigungen lauten einstimmig dahin, dass in der gegen Osten gelegenen Ortschaft Rowische (sl. Rovišče), deren slavischer Name eine Verschanzung bedeutet, in heidnischer Zeit eine bedeutende Ansiedlung bestanden habe, was aus den gleich hinter dem Dorfe in grosser Anzahl vorhandenen Tumuli zu ersehen ist, wo schon öfter Funde gemacht worden sind . . .". —

Es möge mir gestattet sein, an diese Stelle nachstehende Bemerkungen zu knüpfen:

Das Stammwort Rov = dem čechischen hrob, das Grab.

In der altslavischen Literatur finden wir die Bezeichnung Rov als Grab z. B. in der Rýmovana Kronika Česká řečeného Dalimila in deutschen und čechischen Reimen; erstere sind überschrieben: Die tutsch Kronik von Behemlant" und stammt aus dem Jahre 1308.

Im XVIII. Gesang, 30. Vers, heisst es im böhmischen Text:

„Vecě Styr: Učiň mi tak velký rov
„jenž by uzřěl veš Chýnov"

und daselbt im deutschen Text:

„Mach mir vil schir
„nach minem Lebin ein Grab
„also das ich sech den Chuab"

und im 35. Vers:

„Knez mu rov vysotký sliúbi učiniti":
„Der Herczog globt Sthir das grab im bereitin".

Es ist also kein Zweifel, dass rov wirklich Grab bedeutet, aber auch verständlich, dass dasselbe aufgeschüttet und erhöht werden sollte und zwar nach dem Wunsche Styr's so hoch, dass man das Dorf Chynov erblicken könne.

Eine Erhöhung der Aufschüttung schliesst aber auch eine verhältnissmässig zunehmende Erweiterung der Basis in sich, und rov ist also gleichbedeutend mit mohyla (slov. gomile) = Tumulus.

Eine Gruppe mehrerer derartiger Aufschüttungen bedeutet dann im Slovenischen Rovišče (im Böhm. hroboviště; hroby) der Gottesacker, das Grabfeld etc.

In Böhmen führt diese čechische Benennung z. B. die heidnische Begräbnissstätte bei Křtěnov[1]), welche in der Umgegend allgemein Hroby genannt wird.

[1]) Siehe: Památky, Band 12, Seite 160, 365, dann: Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band XIV: Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, II. Theil, von Johann N. Woldřich, Seite 213.

Rovišče in Krain und Hroby in Böhmen sind also echt slavische Benennungen für diese beiden heidnischen Nekropolen.

„Nach der Volkssage soll am Fusse des heil. Berges (slov. Sveta gora), wo jetzt die Ortschaften Rowische (slov. Rovišče) und Tirna sind, in heidnischer Zeit eine sehr ausgedehnte Stadt gestanden haben." (Mittheilungen der k.k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Baudenkmale; 9. Band, Seite 17: „Ein Kunstwerk altetruskischer Metalltechnik von Carl Deschmann.")

Es ist bezeichnend, dass sich hier dieselbe Sage wiederholt, welche ich bei der Nekropole Hroby (Gräber) bei Křtěnov in Böhmen gefunden habe.

Trotz ausführlicher, mehrfach wiederholter Erklärung über die Bedeutung der Tumuli auf dem dortigen Grabfelde Hroby gelang es mir nicht, die Einwohner aus den Nachbarorten, welche mich bei meinen Grabungen zahlreich besuchten, zu überzeugen, dass die dort aufgeschütteten Grabhügel die Ueberreste einer längst verschollenen Generation enthalten; immer und immer wieder bestanden dieselben auf ihrer Behauptung, es hätten in diesen Hügeln (Tumulen) Leute gewohnt; es sei da in heidnischer Zeit eine Ansiedlung, ein Dorf oder eine Stadt gewesen; es habe da eine Schlacht stattgefunden oder es wären hier Schätze begraben.

Bei dieser gänzlichen Unkenntniss der wahren Bedeutung der Nekropole Hroby bei Křtěnov musste es mir auffallen, dass die Leute der Umgegend dennoch zu ihrer Bezeichnung ein ganz richtiges Wort, nämlich das rein slavische „Hroby" (Gräber) führen und ich habe daraus geschlossen, dass die Grabstätte bei Křtěnov in Böhmen den Slaven angehöre und dass sich ihr Name Hroby von Generation auf Generation bis auf die jetzige (slavische) Bevölkerung durch Tradition vererbte.

In der Nekropole bei Rovische wiederholt sich, wie schon erwähnt, dieselbe Sage; die Leute dortiger Gegend ahnen also auch Alles früher, als dass dort heidnische Gräber sind und doch benennen sie den Ort und die Tumulis gleich hinter demselben[1]) in ganz richtiger, bezeichnender Weise mit dem slavischen Namen Rovišče (Grabstätte, Grabfeld).

Sollte man nach diesen, den bei „Hroby" in Böhmen so ähnlichen Verhältnissen und bei weiteren Forschungen, welche gewiss reiches Material zu Vergleichen und berechtigten Schlüssen liefern werden, nicht endlich zu dem Resultate gelangen: dass die Nekropole bei Rovišče in Krain den Slaven angehört und dass dieselben auch schon in vorrömischer Zeit dort sesshaft waren? —

Wäre diese Vermuthung als Thatsache einmal festgestellt, so würden sich aus ihr gewiss weitere Schlüsse ziehen lassen.

[1]) Es hat hier zweifelsohne eine Uebertragung des Namens Rovišče, welcher ursprünglich der Nekropole galt, auf den dort später erbauten Ort stattgefunden, wie wir dies so häufig bei anderen prähistorischen Namen, die nunmehr historische Bedeutung haben, antreffen, z. B. Burgstall, Hradiště, Hroby etc.

5. Vortrag des Herrn **Dr. Michael Haberlandt**

Ueber die Verbreitung und den Sinn der Tätowirung.

Die Veranlassung der nachfolgenden Ausführungen, welche nicht so sehr neue Auffassungen, als übersichtliche Zusammenstellungen, hie und da vielleicht auch Ergänzungen des Materials bringen sollen, bildet das in der letzten Versammlung gelegentlich der Discussion nach einem Vortrag des Herrn Custos Heger, über Tätowirung auf einigen Südseeinseln, hervorgetretene lebhafte Interesse an der Frage der Tätowirung in der hochverehrten Gesellschaft. Die Führung jener Discussion liess es nicht ganz unpassend erscheinen, die hervorgetretenen divergirenden und einander nicht ausschliessenden Ansichten und Nachrichten durch systematische Behandlung der Frage zu vereinigen, eine Aufgabe, der ich mich durch umfassende Verfolgung einerseits der geographischen Verbreitung jener Sitte über die einzelnen Völker und Stämme, andererseits durch eine historische Entwicklung ihres Vorstellungsinhaltes, soweit eine solche gegeben werden kann, zu entledigen bemühen will.

Es ist nun aber zunächst zu constatiren, wie auch in der genannten Discussion sofort hervorgetreten ist, dass populär und gemeiniglich unter dem Namen der Tätowirung zwei ganz verschiedene Verfahrungsarten der Körperzeichnung verstanden werden, die wohl von einander zu trennen sind, wie sie sich auch geographisch und historisch von einander scheiden: es sind das die Hautzeichnung durch Schneiden und Brennen, also durch Narbenbildung, und sodann die eigentliche Tätowirung, d. i. die Punktirung der Haut und Einreibung von Farbstoffen in die Stiche, so dass eine farbige punktirte Zeichnung auf der Haut zurückbleibt. Jenes ist die unzweifelhaft rohere und deshalb auch wohl ältere Art der Körperzeichnung und als die Vorstufe der höher entwickelten Kunst der Hautmalerei, des Punktirens, zu betrachten, wie dies auch aus den Thatsachen der geographischen Verbreitung der zwei Bräuche und ihrer Zeitlichkeit bei eingehenderer Verfolgung der Sache hervorgeht. Leider haben die Reisenden das Einschneiden sowohl als das Einpunktiren vielfach mit den gleichen Namen „Tätowiren“ [1]) belegt, so dass Verwechslungen und Ungenauigkeiten unvermeidlich sind. Trotzdem gelingt es noch, mit ziemlich genügender Schärfe, ihre Verbreitungsbezirke gegen einander abzugrenzen, und die Vorstellungen, welche mit dem einen und dem andern der Bräuche verbunden sind, rein und unvermischt neben einander zu stellen: es weist eben die Sache selbst auf die Grundzüge des geistigen Inhaltes hin. Vielleicht würde es sich empfehlen, für ersteren, um Verwechslungen in der Darstellung zu vermeiden, den australischen Namen Manka zu acceptiren.

Ganz ohne eine Art Leibeszeichnung ist kein Naturvolk, lässt sich sagen. Wo nichts von den beiden Verfahrungsarten des Manka oder Tato gefunden werden kann, findet sich doch wenigstens als eine Art Vorstufe eine Bemalung, ein Bestreichen mit farbigen Erden. Von hier ward nun bei vielen Völkern der Uebergang gemacht (bei anderen Stämmen freilich der Anfang) zum Einschneiden und Einbrennen von Zeichen in die Haut des Leibes, welche wulstige unvergängliche Narben zurückliessen. Entwerfen wir kurz im Geiste eine Verbreitungskarte dieses Brauches, so haben wir vorerst fast das ganze Gebiet des afrikanischen Continents mit der Farbe dieses Brauches zu überziehen, die Ostküste wie die Westküste bis herab nach Südafrika, wo allein das Gebiet des tiefststehenden Stammes der Buschmänner von ihr frei zu bleiben hätte. Aber auch die Centralafrikaner, soweit wir sie kennen, üben die Sitte: so ist uns dies von den Negervölkern des östlichen Sudans, von Bornu, von den Kalabari, den Mundscholas, Arombos u. s. f. durch Reiseberichte bekannt geworden. Dabei hat über dieses ganze ungeheure Verbreitungsgebiet hin fast jede Gegend, d. h. jeder Stamm, seine besondere Figur, die durch die Schnittnarben gebildet wird, allerlei Linien und mannigfachst daraus gebildete Zeichnungen, bald im Gesicht um Augen und Mund oder auf den Wangen, bald auf Armen, Brust und Bauch, seltener auf den Füssen.

Die Narben sind oft einfache parallele Linien, manchmal ist aber in ihnen auch kunstvollere Zeichnung, so an der Westküste Afrikas, wo man arabeskenartige Zeichnungen, Kreuze, Sterne, Halbkreise u. s. w. aus ihnen bildet. — Um diese Zeichnungen noch auffälliger hervortreten zu lassen, ist man auch vielfach auf eine Erhöhung der Narben bedacht, und je höher diese ausfallen, desto grösser ist der Stolz auf sie. Man reibt Sand in die offene Wunde oder Asche und erzielt so durch Einleitung eines Entzündungsprocesses grössere Narben. Uebrigens schwankt das Verfahren in den einzelnen Theilen des ganzen Verbreitungsgebietes auch sonst noch, indem man statt Sand ätzende Säfte in die frischen Wunden reibt, oder die Haut durch Pfriemen aufreisst, wie bei den Kaffern.

Was die Vertheilung des Brauchs über die einzelnen Geschlechter und Stände anbelangt, so lässt sich in Afrika im Allgemeinen sagen, dass das Einschneiden von derlei Zeichen mehr von den Männern als von den Frauen geübt wird, wobei das Gegentheil nicht ausgeschlossen ist, wie bei den Kimbunda, wo die Weiber nach ihrer Hochzeit am Unterleib sich dergestalt zu zeichnen pflegen, während die Männer den Brauch nicht üben. Unter den Männern aber herrscht die Sitte allgemein, wo sie herrscht, und der König von Dahomey z. B. trägt ebensogut wie der ärmste seiner Unterthanen das Dahomeyzeichen an sich: drei kurze senkrechte Striche (Einschnitte) über den Augenbrauen. In Afrika ist diese Sitte des Manka schon im Weichen begriffen; am meisten thut die unaufhaltsame Verbreitung des Islam dieser barbarischen Bezeichnungsweise der Person Abbruch, wenngleich selbst die vorislamitische arabische Cultur dieselbe einschloss. So ist der Brauch schon völlig aufgegeben von den Nuba, den Akräern in Guinea und andern Stämmen, oder örtlich zur Strafe herabgesunken (vgl. unser Brandmal) oder zum Zeichen stutzerhafter Eitelkeit.

[1]) Der Name „Tätowiren“ ist tahitischen Ursprungs und kommt vom Worte „tatō“. Einpunktirung.

Führen wir unsere Karte weiter aus, so gelangen wir, westwärts schreitend, zum Doppelcontinent Amerikas, der freilich schon vielfach die Farbe der eigentlichen Tätowirung, der kunstvolleren Hautpunktirung, tragen müsste, örtlich aber noch immer den Farbenton der roheren Weise, des Manka, hervorscheinen lässt. So würde derselbe das grosse Gebiet Brasiliens überdecken, wo sich die Mädchen beim ersten Eintritt der Periode auf Rücken und Schultern mit scharfen Steinen oder Acuti-Zähnen Wunden aufreissen lassen müssen, deren Narben durch Einreibung von Kürbisasche erhöht werden. Sodann auch das Gebiet der Antillen, die ebenfalls mit einem Acutizahn den Leib derjenigen jungen Leute aufritzen, welche unter die Kriegsmänner aufgenommen werden sollen. In kleineren Inseln würde diese Farbe aber auch vielfach zwischen jener des eigentlichen Tätowirens erscheinen auf dem ganzen weiten Gebiete der nordamerikanischen Jägerstämme, worüber die Nachrichten der Reisenden einander so widersprechend lauten; es bestehen eben offenbar beide Arten der Hautzeichnung daselbst noch vielfach neben einander, wenngleich das Manka vor dem eigentlichen Tätowiren im Weichen begriffen scheint.

Ein weiteres grosses Gebiet, das die Farbe des Manka zu bedecken hätte, ist das der schwarzen Race in Australien und Melanesien. Am besten berichtet sind wir über die Verhältnisse bei den Australnegern in diesem Stück. In ganz Australien kommt nur das Manka vor, wofür der Name ja selbst australischen Ursprungs ist. Die Eingebornen machen, was mit gewissen Bräuchen und Ceremonien verbunden ist, mit scharfen Muscheln und Kieseln tiefe Risse in die Haut und halten die Wunden offen, bis fingerdicke Narben erzielt werden. Eine Färbung der Einschnitte findet nicht statt, doch kennt man die gewöhnlichen Behelfe extremer Scarificirung: Sandeinreibung, Brennen mit glühenden Kohlen u. s. w. Diese Risse machen sie auf Brust, Schultern und Armen, seltener auf den Lenden, Beinen oder dem Rücken. Der Brauch erstreckt sich vorwiegend auf die Männer, die Frauen bekommen nur wenige und kurze Einschnitte auf dem Rücken oder über den Brüsten. Die Narben sind oft ungemein erhöht, förmliche Fleischwellen und sehen aus wie mit Luft gefüllte Blasen — es soll ein recht widerlicher Anblick sein. Die Scarificirung erfolgt im Alter von 12—20 Jahren und geschieht abschnittweise, wofür eigene Namen existiren. Jeder Stamm hat dabei einen Unterschied in der Zeichnung, welche eingeschnitten wird, gerade wie wir dies bei den afrikanischen und indianischen Stämmen finden.

Die Inselwelt Oceaniens ist zwischen den beiden Verfahrungsarten der Hautzeichnung so aufgetheilt, dass als das Verbreitungsgebiet des Einschneidens, des Manka, die Inseln mit melanesischer Bevölkerung ziemlich genau zutreffend gelten können, während das eigentliche Tätowiren in dem malayischen Polynesien und Mikronesien zu Hause ist.

In Neuguinea herrscht die Narbenzeichnung durch Einbrennung, namentlich an des Geelvinkbai, am Karufa, an der Südostküste, und zwar bei den Frauen viel ausgedehnter als bei den Männern; für die Bewohner der Inseln in der Torrestrasse ist die Herstellung gewisser, unsern Epauletten ähnlichen Figuren auf einer Schulter sehr charakteristisch. Auch der Archipel von Neu-Britannien übt das Manka, aber in reducirtem Masse, indem man nur langgezogene Narben besonders auf den Armen herzustellen sucht. So besonders auf den Inselgruppen der Salomons-, Marschalls-Inseln, der Neuen Hebriden, Neu-Caledoniens etc.

Statt dieses in seiner Verbreitung über die Erde nunmehr dargelegten roheren und schmerzhafteren Verfahrens der Körperzeichnung kennen viele Völker aber, wie bemerkt, eine feinere und zugleich ausgiebigere Kunst der Hautmalerei, die Einpunktirung und Einreibung von Farbe in die Haut. Es lässt sich wohl mit Bestimmtheit nichts über das Verhältniss dieser beiden Verfahrungsarten unter einander sagen, ob jene erstere Sitte die Vorstufe dieser feineren gewesen, aber es lässt sich doch mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, angesichts der weiten Verbreitung beider Verfahren, dass erstens die Sitte des eigentlichen Tätowirens durchaus keine ausschliesslich polynesische gewesen, welche sich dann zu andern Völkern weiter verbreitet, und sodann, dass das Manka allerdings als eine ältere Stufe in der Hautzeichnung insofern angesehen werden muss, als es dort, wo beide Verfahrungsarten angetroffen werden, deutlich die entschwindende, fallengelassene neben einer neueren, vollkommeneren Procedur ist, womit aber nicht gesagt sein will, dass das jüngere Verfahren des Tätowirens sich aus dem älteren Verfahren selbst entwickelt, herausmodificirt habe, oder dass überall, z. B. auch in Polynesien, wo ausschliesslich die eigentliche Tätowirung herrscht, jene ältere Stufe als solche vorangegangen sein müsse. Die Sache steht also etwa so, dass manche Völker beim Probleme der Hautzeichnung nur auf die rohere, schmerzhaftere und unvollkommenere Art des Manka, andere vielleicht von allem Anfang an gleich auf die eigentliche Tätowirungskunst verfallen sind, noch andere, die mit der ersten angehoben, auf die zweite übergegangen sind, sei es örtlich auf dem Wege der Nachahmung und Entlehnung, sei es spontan durch eigene Erfindung.

Wie das Problem der Hautzeichnung ja recht mannigfaltige Lösungen zuliess und der erfinderische Sinn des Menschen sich in verschiedener Weise dabei behalf, beweist auch nach den schon genannten Arten, des Einschneidens, Pfriemens, Einbrennens, die bei den Eskimos und sonst (worüber gleich unten) geübte Sitte des Durchnähens der Haut — ein Verfahren, das technisch in der Mitte zwischen Manka und Tato steht. Es ist bei den Indianern des Mississippigebietes und andern Nordamerikanern, unter Grönländern und Tschuktschen Brauch, um eine Hautzeichnung herzustellen, mit einer pfriemenartigen Nadel oder Ahle einen Faden, der mit Russ oder Farbpulver und Thran getränkt wird, durch die Haut zu ziehen, welcher dann nach einiger Zeit wieder herausgezogen wird. So entstehen punktirte Linien, welche den durch Tätowirung hervorgebrachten Körperzeichnungen nicht ganz unähnlich sind.

Auf nicht wenigen Gebieten finden wir, worauf schon hingewiesen wurde, die beiden Hauptarten der Hautzeichnung, die höhere und kunstvollere, Manka und Tätowirung neben einander. So vielfach in Oceanien, wo die melanesische und polynesische Sitte sich vielfach vermischt haben, auf Neuguinea (Südostküste), den Neuen Hebriden, aber auch in Afrika, wo hier und da das eigentliche Tätowiren im kleinsten Umfang neben dem Einschneiden gefunden wird. So zeigen die Stirnen der Takuani und Mesenna am Zambesifluss sowohl Einschnitte wie Einpunktirungen, so ersetzen die Bakwirifrauen im äquatorialen Afrika die ausgerupften Augenbrauen durch blaugefärbte Stiche und Striche [1]). Ebenfalls bei den nordamerikanischen Jägerstämmen finden wir beide Arten neben einander, worauf die oft widersprechenden Nachrichten der Reisenden vielfach beruhen.

Die eigentliche Tätowirung als Kunst besteht im Einpunktiren in die Haut unter dunkler Verfärbung der Stiche. Das Verfahren ist im Allgemeinen über sein ganzes Verbreitungsgebiet hin überall dasselbe, die Südseeinsulaner aber haben es zur grössten Vollkommenheit gebracht, zu einer wahren Kunst entwickelt.

Die ganze Procedur besteht hauptsächlich: zunächst im Vorzeichnen der einzuverleibenden Zeichnung, im Einstechen und Einreibung einer Farbe; nicht selten wird das schon gefärbte Instrument eingestochen. Als Tätowirnadeln werden gebraucht Dornen (Abiponer), Feuersteinspitzen (die alten Mexikaner), oft eigene Tätowirungsinstrumente, wie im Gebiete der Südsee: Meissel von Gräten oder hartem Holz (bei den Neuseeländern); kammartig geschnittene Menschenknochen, oder ein Werkzeug mit feinen Fischgräten, kammartig gestellt (auf den Sandwich-Inseln); Werkzeuge mit spitzen Knochensplittern und Haifischzähnen bei den Tahitiern etc. etc. Man hat die Instrumente in mannigfaltigster Grösse und Form, je nach dem Bedürfnisse der Zeichnung, feinspitzige, sägeartige, manche förmliche Stempel, die ganze Figuren auf einmal einschlagen, gekrümmte, halbmondförmige u. s. w.

Das Verfahren in der Südsee ist so typisch für die Kunst der Tätowirung, dass wir hier eine kurze Schilderung der ganzen Procedur mit allen ihren Zufällen und Rücksichten einfügen wollen, ehe wir dann in grossen Zügen die Verbreitung des uns nun intimer gewordenen Brauchs zeichnen.

Der Tätowirungskünstler der Südsee (Polynesien) zeichnet zuvörderst die Umrisse der einzuprägenden Figur mit Kohle oder rother Erde auf die Haut vor, da jeder Fehler und jede Unachtsamkeit hier auf dem Leibe des Patienten unvergänglich bleibt und dem Künstler gefährliche Rache und üblen Ruf zuziehen kann; manche Geübtere arbeiten freilich auch nicht selten aus freier Hand. Darauf wird nun der Kamm dem Muster gemäss aufgesetzt, in der Linken der Stiel, und die Rechte gibt nun fortwährend mit einem kleinen Stäbchen leichten Holzes schnelle und starke Schläge auf den Stiel, das ausströmende Blut wird mit Flachs vorsichtig abgewischt und die Einreibung eines Färbemittels vorgenommen (manchmal wird die Farbe schon durch das befeuchtete Instrument in die Haut und den Stich gebracht; so auf den Marquesas- und Sandwich-Inseln, auf Tahiti u. s. w.), womit die Procedur vollendet ist. Warme und Schwitzbäder vor- und nachher sollen dem Patienten die Operation erleichtern. Sie ist im Allgemeinen nicht so sehr schmerzhaft, mit Ausnahme gewisser empfindlicher Körperstellen, z. B. der Lippenränder, wo es heftig schmerzt. In Voraussicht der zu erduldenden Qualen lassen sich denn auch manche Patienten festbinden. An der tätowirten Stelle entsteht, hauptsächlich wegen der eingeriebenen Farbe, eine leichte Entzündung und Anschwellung, mit einem Schorf, der abfällt, worunter dann die Figur in bläulicher Punktirung erscheint. Mitunter, wenn zu viel tätowirt worden ist, entsteht wohl auch Rothlauf, grössere Geschwulst und Blutvergiftung, die den Tod bringt (häufiger auf Neuseeland). Man tätowirt deshalb grössere Muster nicht auf einmal, sondern setzt sie mit Unterbrechungen fort, so dass die Tätowirung oft jahrelang dauert. Die Musterung tritt auf der Haut bläulich oder blauschwarz hervor. Die Indianer haben manchmal auch rothe Tätowirung neben bläulicher an sich. Sonst ist die rothe Tätowirung nur von den Birmanen bekannt. Blau oder dunkelblau ist die Tätowirung bei den Osterinsulanern, Tahitern, Nukahivern, der Amerikaner, Ostjaken, Tungusen u. s. w. Ein stark tätowirter Maori sieht in einiger Entfernung wie maskirt oder mit Tricots bedeckt aus.

Wo das Tatuiren zu einer grösseren Entwicklung gelangte, da gab es Leute, welche die Procedur zunftmässig betrieben. Doch gibt es andererseits Stämme, unter denen ein Jeder dazu geschickt ist und es auch ausübt, auf manchen Punkten ist wieder das Einpunktiren Sache der Weiber. Besonders in der Südsee sind diese Verhältnisse sehr mannigfaltig und extrem ausgebildet. Die Operation ist meist ziemlich kostspielig, in der Südsee beträgt gewöhnlich der Lohn des Künstlers für eine ununterbrochene Operation mehrere Schweine und feine Matten.

Was nun die Verbreitung dieser Sitte des eigentlichen Tätowirens anbetrifft, so lässt sich ihr im Allgemeinen ein weit grösseres Gebiet zusprechen, als dem zuerst betrachteten Verfahren der Hautzeichnung, dem Mauka. Das eigentliche Land dieser Kunst ist die Südseewelt,

---

[1]) Wir kommen hier zu einer Vermuthung, die vielleicht nicht ohne thatsächlichen Grund ist. Es wäre nämlich ganz wohl denkbar, dass, wie in dem citirten Falle, die Völkerstämme überhaupt viel allgemeiner auf die bläuliche Einpunktirung als Hautschmuck und Hauteigenthümlichkeit vielfach durch die gewissermassen natürliche Tätowirung oder das Bild einer solchen, welche eine ursprünglich behaarte, dann aber glattrasirte Hautstelle gewährt, gekommen sind, dass die Anregung zu der Punktzeichnung durch diese natürliche Punktirung der Haut, welche an gewissen Stellen sich von selbst darbot, erfolgte. Die Naturvölker dulden ja bekanntlich meistens keine behaarte Hautstelle, sie reissen sich die Körperhaare aus oder scheeren sie fortgesetzt ab; so musste ein Bild entstehen, wie wir es unter uns an Wangen und Kinn glattrasirter Gesichter beobachten, jene bläuliche Färbung, die in der That einer Tätowirung oft ähnlich ist.

speciell Polynesien und Mikronesien, mit Beeinflussung auch einiger Punkte Melanesiens, wo sie in wahrhaft vollendeter Weise geübt wird (Marquesas-Inseln, Neu-Seeland), da besonders das Nacktgehen ihre Entwicklung in besonderem Masse begünstigen musste.

Fast über ganz Asien ist sodann die Tätowirung gebräuchlich. So gilt noch in der Gegenwart die Sitte bei den rohen Man im südlichen China, auf Hinterindien, bei den Laos, und in Cambodscha; auch Japan kannte einst diese Gepflogenheit. Als TAIPI nach Japan kam, fand er die Insel von tätowirten Barbaren bewohnt. Ebenfalls noch heute gilt die Tätowirung bei den wilden Stämmen Vorderindiens, wie bei den Khyen im Gebirgsland, bei den Khonds, wo die Weiber im Gesicht tätowirt sind. Auch in Nordostasien herrscht die Sitte, bei den Ostjaken, Giljaken, Tungusen, Tschutschken u. s. w. ist sie durch Reisende nachgewiesen. Ebenso in Vorderasien: in Syrien. Persien, Arabien, wo besonders die Mädchen und Weiber Schmuckes halber sich an verschiedenen Partien des Leibes allerlei symbolische und artige Figuren einpunktiren lassen. Der malayische Archipel kennt bekanntlich die Sitte an den roheren Stämmen Borneos, Sumatras etc. noch heute.

In Aegypten galt die Tätowirung schon im Alterthum; die alten Malereien von Tep zeigen, dass der lichtgemalte Menschenschlag, der sich nur im Thierfelle hüllte, Tätowirung hatte. Noch heute lassen sich die Araberinnen und niederen Weiber in Aegypten Stirn, Backen und Kinn punktiren, ebenso die Maurinnen im Gebiete des alten Numidien, woselbst sogar die Männer an der Sitte noch festhalten.

Ueber ganz Amerika des Weitern herrscht sie mit Ausschluss nur weniger Gebiete. In Anfängen zeigt sie sich bei den brasilianischen Stämmen, wo das Mauka vorherrscht; nur einmal sah der Prinz von Neuwied auf seinen Reisen eine kleine Figur im Gesicht eines jungen Coropo-Indianers. Nordwärts, in Guiana, findet sich der Brauch schon häufiger, und, was die Vermuthung auf p. 55, Anm. bestätigt, zur Bart- und Haarimitation geübt. Noch mehr entwickelt und ausgedehnt als an der Küste ist die Sitte im Innern, bei den Abiponern und den Stämmen des Amazonenstroms; am meisten geübt hingegen bei den nordamerikanischen Jägervölkern in Virginien, Luisiana, Florida, Canada, und bei den Indianern des Nordwestens, auf der Vancouverinsel, Alaska etc.

Auch auf dem Gebiete der Iodogermanen lässt sich die Tätowirung in Uebung erkennen. Von einem Theil der alten Bewohner Europas ist uns die Sitte durch Nachrichten des alten Schriftsteller bezeugt, so von den Sarmaten, den Thrakern, Illyriern, Dakern des Südostens, aber auch von den sogenannten Pikten und Gebirgsgälen im äussersten Nordwesten: ja es erhielt sich die Tätowirung in England bis in's Mittelalter hinein; noch die nach Deutschland übersiedelten christlichen Sendboten, die schottischen Mönche, hatten Tätowirung am Leibe. Nun ist es ziemlich wahrscheinlich zu machen, dass der östlichste Stamm der Indogermanen, die alten Inder (vgl. das Werk des Generals CUNNINGHAM über den Stupa von Bharahut, auf dessen Sculpturen auch tätowirte Arier ersichtlich sind) — woraus wir mit einiger Wahrscheinlichkeit die Ansicht schöpfen können, dass dem Stamme der Indogermanen ebensowenig, wie dem semitischen und hamitischen jener Brauch fremd gewesen sei. So bliebe, mit Ausnahme einiger tiefststehender Stämme, keine der grösseren Stammesgruppen übrig, bei der wir nicht irgend eine Art von Hautzeichnung, d. i. von Tätowirung im weitern Sinne fänden.

Wir kommen nun nach Darlegung des ersten Punktes, der Verbreitung alles dessen, was sich als Tätowirung ansprechen lässt, zum zweiten Punkte unseres Themas, zu der Frage nach dem Sinn und Inhalt der geschilderten Sitte. Es herrscht hier womöglich eine noch grössere Verwirrung, ein noch ärgeres Durcheinander der Vorstellungen, und dem Versuch, einige Ordnung in die mannigfaltigen Nachrichten und Auffassungen zu bringen, stellen sich noch viel bedeutendere Schwierigkeiten entgegen, als bei dem ersten Punkte. Die Ursachen davon liegen auch auf der Hand. Die Formen der Sitten bleiben, der Inhalt, d. h. die Vorstellungen, die man damit verbindet, ändern sich, schwanken, verwischen sich, um endlich ganz zu verschwinden und die Sache nur als Gewohnheit des Lebens übrig zu lassen. Zudem ist von den Reisenden im Allgemeinen sehr wenig auf diesen Punkt geachtet worden, indem die Anschauung in vielen schon feststand, die Tätowirung sei eben blos Hautschmuck und Zierde, wie so manches andere im Brauch der Naturvölker, wie das Eintreiben von Lippen- und Ohrenpflöcken u. s. w., wiewohl die Anschauung auch für diese Fälle nicht durchaus zutrifft. Wir wollen sehen, die Menge von Vorstellungen, welche über die Bedeutung des Tätowirens im allgemeinen Sinne unter den verschiedenen Stämmen gefunden werden, zu gruppiren und uns zum Verständnisse zu bringen, ohne dabei natürlich auch nur im mindesten erschöpfen zu können und zu wollen.

Die Ansicht zunächst, dass die Tätowirung, wie vielfach heutzutage, ursprünglich nichts als Hautzierde gewesen und noch sei, ist durchaus abzuweisen. Es lässt sich im Gegentheil eine religiöse und sociale Bedeutung als der eigentliche ursprüngliche Kern der Sitte mit ziemlicher Sicherheit überall direct nachweisen oder erschliessen. Darauf führen erstlich directe Nachrichten, sodann der Umstand, dass die Tätowirung vielfach noch von Priestern ausgeführt wird und mit cultlichen Ceremonien verknüpft ist, ferner auch, dass sie in einem gewissen Alter und nur unter gewissen Bedingungen vorgenommen wurde. Die religiöse Bedeutung verknüpft sich aber (oder beruht auf dieser Stufe darauf vielmehr) mit einer socialen oder nationalen, d. i. einer Kennzeichnung der Person als Stammesglied. In diesem Sinne wird das Manka, wo es geübt wird, vorgenommen; die bestimmten Figuren und Narbenzeichen gelten als ebensoviele Stammeszeichen und sind wieder nichts anderes als das Totem und Emblem des betreffenden Stammgottes oder Stammahnherrn; denn die beiden sind nur verschiedene Namen für dieselbe Sache. Natürlich ist auch hier örtlich die Abschwächung des Sinnes bis zur blossen Hautverzierung eingetreten, mit allerlei Nebenbedeutungen, als Zeichen der Verheiratung, eines

Gelübdes, eines Todtschlages u. s. w., wobei verwandte Vorstellungen mitspielen, zu sein.

Vollends das ausgebildete Tätowiren ist reich an solchem Inhalt, wenngleich hier, wo es zur Kunst entwickelt ist, die Rücksicht auf Auszeichnung des Individuums, der Person, d. h. auf Schmuck, die Oberhand gewinnt. Indem die Methode des Punktirens die Eintragung einer Menge verschiedener Figuren möglich machte, war sie das nächste zur Hand liegende Mittel, alles Denkbare, jede mögliche Beziehung und Bedeutung auszudrücken: so wurde sie eine förmliche Hautschrift. Am meisten näherte es sich dem bekanntlich bei Neuseeländern und Nukahivern. Auf Nukahiva ist das Tätowiren eine öffentliche Handlung, die eine bestimmte Stellung, eine Obliegenheit, eine Auszeichnung, eine Merkwürdigkeit dem Leibe des Menschen für Jedermann kenntlich und für die betreffende Person unleugbar bezeichnet — unter den Auspicien einer ganzen Classe von Geistern. die mit jenem allen in irgend einer Verbindung gedacht wurden. Sociale Unterschiede, Lebensverhältnisse, Abenteuer, wie glückliche Kämpfe, Seefahrten, Volljährigkeit, Tapferkeit, Trauer um Verstorbene u. s. w., die mannigfachsten Lebensbezüge werden durch die Tätowirung ausgedrückt — es ist in der That ein merkwürdiges Surrogat der Schrift sonst schriftloser Stämme. Ueber die Bedeutung der Sitte als Putz und Zier braucht wohl nicht erst gesprochen zu werden — der Mensch hat seit jeher den Drang gehabt, individuell hervorzutreten und durch irgend eine ihm von der Natur nicht gewordene Kennzeichnung sich als ein Individuum bemerkbar zu machen. Dies weite Streben nimmt aber mit der Zeit alle einzelnen Bedeutungen der in Rede stehenden Sitte auf, es löst sie in sich auf, könnte man sagen, und so bleibt endlich nur mehr diese flache Bedeutung der Sitte zurück, die natürlich ihrem Niedergange durch das Eindringen fremder ausgiebigerer Putzmittel unaufhaltsam entgegengeht.

6. Herr **Hugo Müller** legt

ethnographische Gegenstände von den Blackfoot-Indianern,

welche er auf seinen Reisen in Canada im Herbste 1884 gesammelt hat, vor und knüpft an die exquisite Collection sehr lehrreiche Erläuterungen.

Herr Müller hat seitdem den grössten Theil dieser Collection der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zum Geschenke gemacht.

Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden den lebhaftesten Dank für seinen Vortrag und die von ihm veranstaltete ausgezeichnete Exposition aus.

7. Herr Historienmaler J. **Spöttl** zeigt wohlgelungene Oelskizzen der Tumuli von **Ober-Weiden, Bockfliess** und **Grossmugel** in Niederösterreich, sowie die sehr charakteristische Innenansicht einer grösseren Kammer in einem „Erdstalle“ von **Auersthal** in Niederösterreich und gibt hiezu die entsprechenden Erläuterungen.

Herr Spöttl hat die oben genannten Tumulus-Bilder nebst zwei anderen der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zum Geschenke gemacht.

8. Als Geschenke für die Bibliothek sind folgende Druckwerke eingelangt:

Hölder, Dr. H. v.: Die menschlichen Skelette der Bocksteinhöhle und Herrn Professor Schaafhausen's Beurtheilung derselben. 285—295 pp. 4°. — Sep. aus dem Ausland. 1885. Nr. 15. (ded. Aut.)

Buccich G.: Richerche Preistoriche sull' Isola di Lesina. Spalato, 1885. 11 pp. 8°. (ded. Aut.)

Ungarisch-geologische Gesellschaft: Földtani Közlöny. (Geologische Mittheilungen.) Zeitschrift der ungar. geolog. Gesellschaft. Budapest. Bd. XIII, Nr. 7—10; XIV, Nr. 1—3; XV, Nr. 1, 2. 8°. (ded. Ungar. geolog. Gesellschaft.)

Der Vorsitzende spricht den Einsendern den verbindlichsten Dank der Gesellschaft aus.

Monatsversammlung am 19. Mai 1885.

Vorsitzender: K. k. Hofrath Prof. Dr. Karl Langer R. v. Edenberg.

1. Unser Mitglied, Se. Excellenz **Karl Freiherr von Czörnig** in Görz feierte am 5. d. M. sein achtzigstes Geburtsfest, aus welchem Anlasse unser Präsident, Freiherr von Andrian, demselben folgendes Glückwunsch-Telegramm übersendete:

„Seiner Excellenz Baron Czörnig.

Im Namen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien beehre ich mich, Euerer Excellenz, dem Vater der österreichischen Ethnographie, die wärmsten Glückwünsche zum achtzigsten Geburtstage darzubringen. Zugleich bitte ich auch den Ausdruck meiner persönlichen unwandelbaren Verehrung zu genehmigen.“

2. Der Vorsitzende reproducirt die durch die Tagesblätter bereits verbreitete Nachricht von dem Tode des berühmten Reisenden **Nachtigal**.

Dr. Gustav Nachtigal wurde am 23. Februar 1834 zu Eichstedt in der Altmark geboren und starb, fern von der Heimat, nahe bei Cap Palmas an Bord des deutschen Kreuzers „Möve“ am 20. April 1885 an der Malaria, die er schon aus Kamerun mit sich auf die Reise getragen. Er wurde auf Cap Palmas am 21. April begraben.

Nachdem Nachtigal im Herbst 1852 das Gymnasium zu Stendal absolvirt hatte, bezog er die Universität, um Medicin zu studiren, zuerst zu Berlin, später ging er nach Halle, Würzburg, Greifswald. Am 2. November 1857 in Greifswald zum Doctor promovirt, diente er darauf bis 1861 als Assistenzarzt in der Armee. Die Folgen einer Lungenentzündung (1862) zwangen ihn, ein südlicheres Klima aufzusuchen. Er

ging nach Algier und später nach Tunis, bis ihn 1869 der Auftrag des Königs von Preussen, dem Scheich Omar von Bornû für sein menschenfreundliches Verhalten gegen die Reisenden Barth und Overweg, Vogel, v. Beurmann und Rohlfs Geschenke zu überbringen, seinen eigentlichen Lebensberuf antreten liess. Sechs Jahre dauerte diese grosse Reise, bei der Kuka, die Hauptstadt Bornûs, der geographische Centralpunkt zahlreicher Einzelexpeditionen blieb, deren jede zu einer Entdeckungsreise wurde — jene gewaltigen Züge um den Tsadsee durch Kanem nach Borku; dann später nach Schari aufwärts nach Bagirmi, und endlich nach Wadai-Reisen, an denen nicht nur die Ausführung zu bewundern ist, sondern ebenso sehr die Umsicht in der richtigen Wahl des Zieles. Er hatte ein Gebiet durchmessen, dessen Areal die zehnfache Grösse von Deutschland besitzt. Endlich 1875 kehrte er gefeiert und mit Ehren überhäuft nach Berlin zurück Er übernahm das Präsidium der deutschen afrikanischen Gesellschaft und behielt es bis 1882, wo er neuerdings nach Tunis ging, — dazu das Präsidium der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, und wurde so ein Mittelpunkt der geographischen Bestrebungen in Deutschland. In diese Zeit fällt auch seine literarische Thätigkeit; er beabsichtigte ein grosses Reisewerk: »Sahara und Sudan, Ergebnisse 6jähriger Reisen in Afrika« — davon sind bekanntlich 2 Bände erschienen; über dem dritten ereilte ihn der Tod — er sollte die Reisen nach Wadai und durch Darfôr enthalten. 1881 wurde er zum kais. Generalconsul in Tunis ernannt. Von dort trat er 1884 die letzte Mission seines Lebens an, die ihn an die Westküste führte, um daselbst den deutschen Colonisationsbestrebungen zu dienen. In dieser Thätigkeit, die er erfolgreich begonnen, ereilte ihn sein vorzeitiges Ende.

3. Herr Dr. **Moriz Hörnes** übersendet einen Aufsatz über

Funde aus Griechenland.

Die nachstehenden Auszüge aus den „Mittheilungen“ des deutschen und dem „Bulletin“ des französischen archäologischen Instituts zu Athen wollen, nebst dem Zweck der Reproduction einiger interessanter Fundstücke aus den älteren Culturperioden Griechenlands, die Aufmerksamkeit unserer Prähistoriker, welche durch glückliche Entdeckungen in den Alpenländern Oesterreichs gerade gegenwärtig auf eine mit griechischen Einflüssen zusammenhängende nordische Kunstübung hingelenkt wurde, noch einmal, wie dies von berufenerer Seite bereits geschehen ist, für die erläuternden Funde auf griechischem Boden in Anspruch nehmen. Seit den Entdeckungen Schliemann's wird auch in Griechenland selbst mehr als früher auf „Prähistorisches“ geachtet und der Zusammenhang desselben mit besser bekannten Epochen und vertrauteren Kunstformen von Archäologen aufgesucht. Es ist dringend nothwendig, dass sich unsere Urgeschichtsforscher, denen ein „Gürtelblech von Watsch“, eine Situla von ebendort u. dgl. vorliegt, nicht nur mit Schliemann'schen Funden und der hierauf bezüglichen Literatur, sondern auch mit jenem Material, zu welchem der Anschluss gesucht wird, eingehender bekannt machen. Die Gegenstände, welche wir diesmal reproduciren, finden sich hier blos zufällig zusammen, ja, sie können als Vertreter zweier ziemlich weit auseinander liegenden Entwicklungsstufen angesehen werden. Wir dürfen aber gerade an dieser Stelle wohl hervorheben, dass die organische Verbindung zwischen diesen beiden Stufen auch für solche räumlich entlegene Punkte, wo etwa beide noch vertreten sind, auf griechischem Boden gesucht werden muss.

1. Unter dem Titel „Prähistorisches von den griechischen Inseln“ bespricht U. Köhler im IX. Bande der „Mittheilungen des deutschen archäol. Instituts in Athen“ (1884, S. 156 ff. und Taf. VI) zwei ungefähr 20 und 22 cm hohe Figürchen aus dichtem weissem Kalkstein, welche zusammen mit zwei grösseren weiblichen Idolen (das ganz erhaltene 50 cm lang) in einem circa metertiefen, quadratförmigen Grabe auf dem Felsinselchen Keros bei Amorgos gefunden und für das

Fig. 8.

Fig. 9.

Museum der archäologischen Gesellschaft in Athen angekauft wurden. (S. Fig. 1 u. 2.) Alle vier Bildwerke sind in demselben primitiv-conventionellen Styl roh ausgeführt, die beiden kleineren offenbar als Gegenstücke gearbeitet. Von dem Typus der grösseren besitzen wir mehrere Repliken, die zum Theil bei Gerhard, „Kunst der Phönicier“, Taf. IV 1—4 zusammengestellt sind; in diesen nackten weiblichen Gestalten mit unterschlagenen Armen hat man die Göttin Istir-Astarte erkannt, welche ganz ähnlich auf babylonischen Cylindern, in Thonfiguren aus den Gräbern Mesopotamiens und Cyperns und als Goldarbeit mit dem Attribut der Taube unter den mykenischen Gräberfunden vorkommt. Vom Typus des Flötenbläsers (Fig. 8) ist bisher kein anderes Exemplar bekannt, der des Leierspielers (Fig. 9) existirt noch in zwei nach Styl, Grösse und Material übereinstimmenden Repliken aus Thera (Santorin): Walz, „Ueber die Polychromie der antiken Sculptur“. Tübingen 1853, Taf. I, Fig. 2, die eine im Museum

zu Karlsruhe, das Verbleiben der andern ist unbekannt. Köhler sucht die Erklärung der beiden Figürchen in derselben Richtung, wo sich für die weiblichen Idole eine solche findet, im Bereich des vorderasiatischen Götterdienstes. Aufregung des Geistes durch betäubende Musik spielt eine wichtige Rolle im Cultus der Orientalen, und auf assyrischen Reliefs sehen wir lange Züge von Männern, welche abwechselnd die Doppelflöte blasen und ein Saiteninstrument rühren. Letzteres ist wahrscheinlich die uralte orientalische Sambuka, eine syrische Erfindung, welche äusserst erregend auf die Nerven wirkte und von den Griechen mit dem Trigonon zusammengestellt wird. Demnach hält Köhler die musicirenden Figuren von Keros und Thera für Diener der Göttin, welche dem Bilde derselben gleichsam als Attribute beigegeben sind. Die Anwesenheit der Idole in den Gräbern lässt sich dadurch erklären, dass Istir-Astarte die Göttin des Todes wie der Zeugung ist,

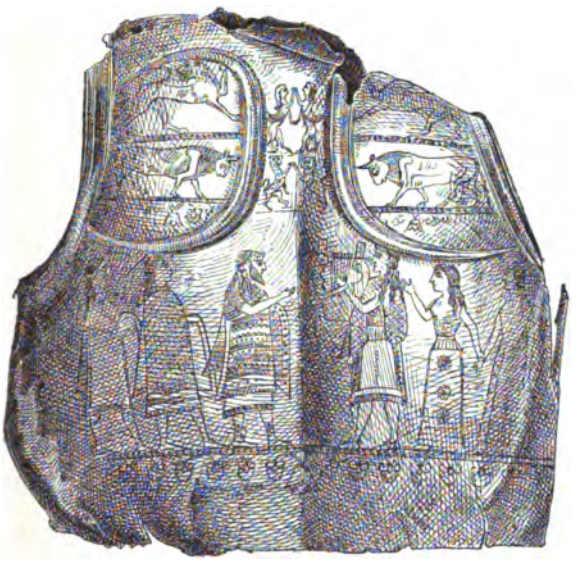


Fig. 10.

und ihre Nacktheit rechtfertigt sich durch die assyrische Vorstellung, wonach sie bei ihrem Eintritt in die Unterwelt Schmuck und Gewand ablegt. Die Gräber auf den griechischen Inseln, in welchen solche Idole gefunden wurden, vertheilen sich nach Ross, archäologische Aufsätze I, S. 52 ff., über ein geographisch zusammenhängendes Gebiet (Rheneia, Paros, Naxos, die „Eremonisia“ genannten Felseilande, Ios, Amorgos, Thera und Therasia). Die Ausstattung derselben ist ärmlich und ziemlich constant; neben Marmorschalen, welche fast regelmässig vorkommen, erscheinen hie und da Thongefässe, kunstlose Schmucksachen aus Silberdraht, Lanzenspitzen u. dgl. aus Bronze und Obsidian. Köhler neigt der Annahme zu, dass diese Gräber einer vorhellenischen Bevölkerung angehören, da die griechischen Inseln ehedem von einer andern Rasse bewohnt gewesen seien. Er findet es bemerkenswerth, dass sich diese Ueberreste namentlich auf den kleineren Eilanden finden, die wie Aussenwerke um die grösseren Inseln herumliegen, so dass es scheint, als ob jene die letzten Zufluchtsstätten eines stammfremden Volkselementes waren, ehe dieses von dem griechischen gänzlich absorbirt wurde.

2. Im „Bulletin de correspondence hellénique“, VII, 1883, p. 1 ss., pl. 1—3 veröffentlicht W. J. Stillman das nur wenig fragmentirte, nach den Leibesformen eines kräftigen Mannes gearbeitete Vordertheil eines bronzenen Panzers, welches von einem Fischer im Bette des Alpheios gefunden wurde und in die Sammlung eines Liebhabers nach Zante kam, wo man erst nachträglich die feingravirten und wohlerhaltenen figuralen Darstellungen, mit welchen die Platte geziert ist, unter einer Schmutzkruste entdeckte und blosslegte. (Siehe Fig. 10 und 11.) Dieses interessante Stück gehört einer im Ganzen wohlbekannten Epoche der griechischen Kunstentwicklung an. Die aufgerichteten, „heraldisch“ gepaarten Löwen und Sphinxe, die streifenweis über einander geordneten zahmen und wilden Thiere, die Palmetten und Blumenkelche des Rankenornaments sind aus Reliefsculpturen und Vasenmalereien des „orientalisirenden“ Styles hinlänglich bekannt. Ich will mich auch dabei nicht weiter aufhalten und bemerke nur, dass die beiden Stiere mit einem Stück des Frieses von Assos beinahe mathematisch übereinstimmen und auch hier wie dort, wo sie die Hörner zum Kampf verschränken, auf einander losgehend gedacht, während die darüber befindlichen, umblickenden und eine Vordertatze erhebenden Löwen mit einer leisen Verdunklung der Provenienz ebenfalls, wie die kleineren Zwischenpaare, aus einer im „Wappenstyl“ componirten Gruppe entlehnt sind.

Wichtiger ist uns die Reihe menschlicher Figuren unterhalb der getriebenen Brusttheile. (Siehe Fig. 11.) Hier bewegen sich zwei durch die Mittellinie des Panzers getrennte Züge von je drei Personen gegen einander; wir sehen, um es kurz zu sagen, Apollon mit einem ihm gegenüber stehenden Adoranten, beide nicht nur durch ihren Platz, sondern auch durch reichere Tracht ausgezeichnet vor ihrem Gefolge, das auf der einen Seite durch Leto und Artemis, auf der andern durch zwei jugendliche Diener, die hinter ihrem Herrn stehen, wie z. B. Talthybios und Epeios hinter Agamemnon auf dem samothrakischen Sesselrelief, gebildet wird. Analogien für einen solchen Vorgang finden sich im Bilderkreise der archaischen Kunst zur Genüge: Gottheiten mit ihnen gegenübertretenden Adoranten zeigen uns, um nur an bekannte Monumente zu erinnern, einige Friesplatten des Harpyiendenkmals von Xanthos und das sogenannte Leukothearelief in Villa Albani, wo der Anbeterin ebenfalls zwei Dienerinnen zur Seite stehen. Nur dass hier Menschen und Gottheiten in gleicher Zahl und Grösse ohne nähere Bezeichnung des Verhältnisses einander gegenüberstehen, ist etwas ungewöhnlich. Man würde lieber, wenn die entsprechenden Attribute vorhanden wären, einen mythischen Vorgang, etwa die Aufnahme des Herakles oder die Rückführung des Hephaistes in den Olymp, annehmen. Doch darf die Erklärung nicht nach dieser Richtung abschweifen, selbst wenn man die Bewegung der voranstehenden Göttin, welche die Rechte wie staunend erhebt und mit der Linken ihre Gefährtin

χείρ ἐπὶ καρπῷ heranzieht, für den angenommenen Vorgang minder passend findet. Stillman sieht in dem Bärtigen einen König oder Priester, der sich von Apollon einen Orakelspruch verkündigen lässt.

Von grösserem Interesse als der Sinn des Bildwerks dürfte an dieser Stelle die Formengebung desselben sein, da, wie uns scheint, eine stylistische Verwandtschaft desselben mit den oberitalischen, krainischen und tirolischen „modificirt-archaischen" Metallzeichnungen nicht zu verkennen ist. Es sind namentlich die beiden hinter dem bärtigen Adoranten auftretenden Figuren mit ihren fingerhutförmig vom Mantel bedeckten Leibern und der schematisch gleichen Bewegung, welche lebhaft an die paarweise oder in Reihen erscheinenden Mantelfiguren der Situlen von Watsch und Bologna, der Fragmente von Matrei, Moritzing und anderen Fundorten erinnern. Allein wenn wir uns hier wie dort nur an solche Nebenfiguren halten, zeigt sich in den altgriechischen ein Formverständniss, eine Sicherheit und gegürteten Chiton, welchen mehrere Figuren auf dem zweiten Streifen der Bologneser Situla theils mit, theils ohne darüber gehängten Mantel tragen, sei bemerkt, dass er in den ältesten griechischen Bildwerken als Festgewand typisch ist. Sonst erscheint er als etwas Ausnahmsweises bei den jonischen Athenern; Hesiod empfiehlt ihn für die Zeit der grössten Winterkälte, und herkömmlich ist er bei Männern vorgerückten Alters und höheren Standes, wie der bärtige Adorant, der auch dadurch auf unserem Bilde ausgezeichnet ist. Um schliesslich wieder zu den blossen Mantelfiguren zurückzukehren, sind auch die bartlosen Gesichter nur in der Ausführung, die hier feiner und deutlicher, dort gröber und flüchtiger ist, nicht aber im Typus verschieden. Der auffallendste Unterschied besteht dagegen in der Bedeckung der Köpfe. Die griechischen Jünglinge tragen nach altjonischer, von den Orientalen überkommener Sitte langwallendes, durch Metallbänder zusammengehaltenes Lockenhaar, während die Figuren

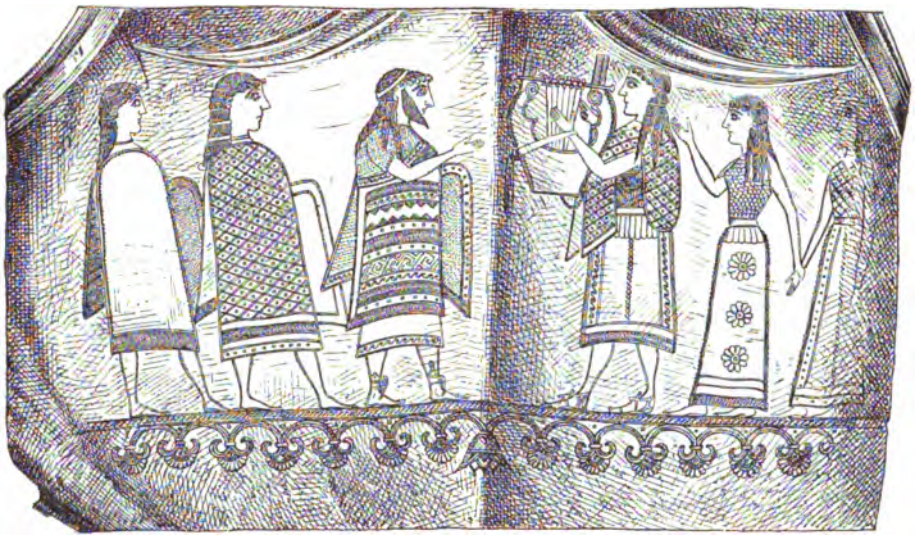


Fig. 11.

und Deutlichkeit, welche dort gänzlich fehlt, und wodurch jene ersteren als das Ursprüngliche, Vorbildliche erscheinen. Bei allen drei nach rechts schreitenden Figuren ist die linke Hand unter dem Mantel bis zur Brust erhoben und rückwärts ein Zipfel des Mantels steif abstehend oder herabfallend sichtbar. Wir sehen ganz deutlich, wie der Mantel umgelegt ist, und bei Apollo, wie er etwa noch getragen wurde. Von dieser Bestimmtheit ist bei den Funden von Watsch etc. keine Rede; man gewinnt wohl verschiedene Anhaltspunkte für diese oder jene Einzelheit, nirgends aber volle Klarheit über die Tracht der Männer. Gemeint ist ohne Zweifel keine andere als die heroisch-griechische; aber wie ist sie dargestellt? Für die Tracht des homerischen Zeitalters können wir jetzt auf das jüngst erschienene treffliche Werk von W. Helbig: „Das homerische Epos aus Denkmälern erläutert", Leipzig 1884, S. 115—180 und S. 335 f. verweisen und uns damit jede weitere Darlegung ersparen. Nur für den langen, kurzärmligen von Watsch, Bologna u. s. w., ob sie nun Mützen, Hüte, Helme tragen oder nicht, wie kahlköpfig aussehen, als ob es Sitte gewesen wäre, nicht nur den Bart, sondern auch das Haupthaar dem Scheermesser hinzugeben. Man kann diese Darstellung für richtig ansehen und die bronzenen Lockenhalter, welche wir auch aus mitteleuropäischen Gräbern besitzen, dem Gebiet der weiblichen Kosmetik zuweisen; es scheint aber doch, dass auch die Männerköpfe nicht völlig kahl zu denken sind, sondern mit kurzem, schlichtem Haar bedeckt waren, welches der Zeichner nicht darzustellen wusste und deshalb ganz unterdrückte.

Herr Hofrath Benndorf hat in der, anlässlich der Vorlage des Watscher Gürtelblechs entstandenen Discussion den Zusammenhang unserer einheimischen depravirt-archaischen Funde mit Erzeugnissen echtgriechischer Kunst in grossen Zügen so lichtvoll erläutert, dass wir unsere Vergleichung ohne weitere Conclusion abschliessen können. Unsere Panzergravirung ist, wie

ich nachträglich sehe, schon von Herrn Prof. Benndorf herangezogen worden, doch kann man bei den Mantelfiguren derselben wohl nicht von einer „merkwürdig sackartigen Tracht“ sprechen, dazu ist sie erst durch entstellendes Missverständniss fremder Hände geworden. Die specielle Aufgabe der prähistorischen Localforschung wird es sein, nachzuweisen, wie weit diese Mischkunst einer Mischcultur, die wir nach den bisherigen Ergebnissen voraussetzen müssen, entsprach. Das hat Hochstetter ganz richtig erkannt und hierin liegt das grosse Verdienst, welches er sich um die Sache erworben hat. Das allgemeine kunstgeschichtliche Resultat aber steht schon nach den wenigen bisher gemachten Funden in grossen Zügen, wie es Hofrath Benndorf andeutete, fest, und daran dürften auch die gewichtigsten ferneren Entdeckungen nichts ändern, so sehr sie einerseits als Denkmale der ältesten in unsere Alpen eingedrungenen Cultur den Prähistoriker, andererseits als weiteste Ausstrahlungen eines Morgenrothes der classischen Kunst die Archäologen interessiren werden. Von Osten wälzt die griechische Kunst den Steinblock empor, aber ungleich dem mythischen Sisyphos weiss sie ihn oben festzuhalten und ihm, wie jenem von Xerxes mitgeführten Marmor, eine neue Gestalt zu geben. Nur Stücke und Splitter, die ihm in einer unvollkommenen Form noch angehörten, rollen nach Westen zu Thal und werden dort wieder verarbeitet. Aber diese dunkle Thätigkeit vergeht, indess die Sonne der Geschichte immer höher emporsteigt und den Schatten des echtgriechischen Kunstwerks in seiner vollendeten Gestalt über den Westen ausstreut.

4. Herr **Heinrich Richly** in Neuhaus in Böhmen berichtet

Ueber einen Massenfund bei Křtěnov in Böhmen.

Die Umgebung von Moldautein bildet einen Theil der sich bis weit in das Innere Böhmens erstreckenden Ausläufer des Böhmerwaldes, die hier zahlreiche durch Thäler und Mulden geschiedene, oft ausgedehnte Hochebenen bilden. Durch dieses coupirte, an Abwechslung reiche Terrain windet sich in dem oft schluchtartig verengten Thale die Moldau.

Eine Wegstunde südöstlich von Moldautein erhebt sich auf dem successive, aber stetig ansteigenden Gelände das Dorf Křtěnov mit seiner uralten Pfarrkirche und dem nahegelegenen Gemeindewalde „Hroby“, welcher gegenwärtig noch gegen 200 unversehrte Tumuli einschliesst.

In dieser, ehedem noch viel grösseren Nekropole habe ich mehrere Grabhügel eröffnen lassen und die bezüglichen Resultate in den „Památky“ (Theil XII, Seite 160 und 365) veröffentlicht.

In neuester Zeit wurden in der unmittelbaren Nachbarschaft der bezogenen heidnischen Begräbnisstätte durch Zufall eine Anzahl seltener Bronzeartefacte zu Tage gefördert und diese sind Gegenstand des nachfolgenden Berichtes.

Als nämlich das eine halbe Stunde von Křtěnov entfernte, auf einer mässig abfallenden Fläche gelegene Feld „na dolní jablance“ geackert und dann geegget wurde, brachte der Pflug ganz unerwartet acht Bronzeartefacte an die Oberfläche; davon waren sieben Stück einander auffallend ähnlich, das achte glich — nach Aussage des glücklichen Finders — „einem, in einen Löffel endigenden Meissel“, war also jedenfalls ein Paalstab.

Diese acht Bronzegegenstände vertheilten die in der Nachbarschaft beschäftigten Leute unter einander; der hochw. Pfarrer von Křtěnov, Wenzel Hájek, bekam auch 2 Stück, und seiner freundlichen Intervention verdanke ich nebst dem Fundbericht auch den Besitz obiger beiden Artefacte.

Später gelang es meinen Bemühungen, abermals zwei Objecte aus obigem Depôtfunde zu acquiriren, und da dieselben von den früheren beiden — über welche ich an die „Památky“ berichtete — abweichen und das eine ganz verschiedenartig ornamentirt ist, erlaube ich mir hier über den Fund neuerdings zu berichten:

Das eine, den zuerst acquirirten in jeder Beziehung ähnliche, jedoch aus einer andern Gussform stammende Artefact (Fig. 12) gewährt auf den ersten Blick die Gestalt eines Kreuzes, ist mit glänzend grüner Patina ganz überdeckt und bis auf einige, in neuester Zeit — wahrscheinlich bei der Auffindung — abgeriebene Partien edlen Rostes, in jeder Beziehung ganz wohl erhalten. — Sein Gewicht beträgt 370 Gramm. Es besteht aus einem meisselartigen, unten zugeschärften, oben halbkreisförmig abgerundeten, 24 cm langen Voll- und dem darauf senkrecht stehenden in circa drei Viertel Höhe durch Guss verbundenen ringförmig ornamentirten Hohlkörper (Dülle) von 9 cm Länge.

Sowohl der mit einem stumpfrandigen Kopfe versehene Meissel als die Dülle sind einfach, aber geschmackvoll ornamentirt; bei ersterem bestehen die Ornamente aus mit den Contouren parallel laufenden erhabenen Längsstreifen, deren mittlerer unten gabelförmig endigt, am Kopfe hingegen in einen halbmondförmigen Schild übergeht, welcher ein flachssamenähnliches Ornament einschliesst.

Die Dülle ist mit parallelen Rinnen und erhabenem ringförmigen Zierath versehen.

Die Düllenöffnung beträgt auf einer Seite 1·9 cm, auf der anderen 2·1 cm, welcher Umstand unzweifelhaft darthut, dass dieses Artefact — und dies gilt auch von den übrigen — jedenfalls auf einer Handhabe, einem hölzernen Stock, befestigt wurde.

Meissel und Dülle sind im Guss nicht rechtwinklig verbunden, sondern der erstere gegen die Mittelachse der Dülle etwas (um 2 mm) geneigt, welche Erscheinung nicht zufällig — etwa durch schlechte Gussform — sondern absichtlich hervorgebracht wurde, da sie sich bei sämmtlichen vier, je aus einer anderen Gussform stammenden, nie im Gebrauch gewesenen Artefacten wiederholt.

Diesem Objecte kommen die beiden, in den „Památky“ beschriebenen, bis auf einige Differenzen, welche Gewicht, Dimensionen und Anzahl der ringförmigen Ornamente an der Dülle betreffen, ganz gleich.

Das in Fig. 13—15 bezeichnete Artefact kommt in der äusseren Gestalt den drei übrigen gleich, doch ist dasselbe durchaus anders ornamentirt und auch der Meissel abweichend von den übrigen gestaltet. Das Gewicht beträgt 290 gr. Die Gesammtlänge beträgt 23·5 cm, die Länge der Dülle 8·2 cm. Die Ornamente beschränken sich hier auf eine rinnenförmige, mit dem halbkreisförmigen Kopfe parallel laufende Vertiefung und die von ihr eingeschlossene linsenförmige, unregelmässig angeordnete Verzierung; dann auf je sieben, mit einem scharfen Instrument eingeritzte — also nicht durch den Guss hervorgebrachte gleichschenklige, mit feinen, je

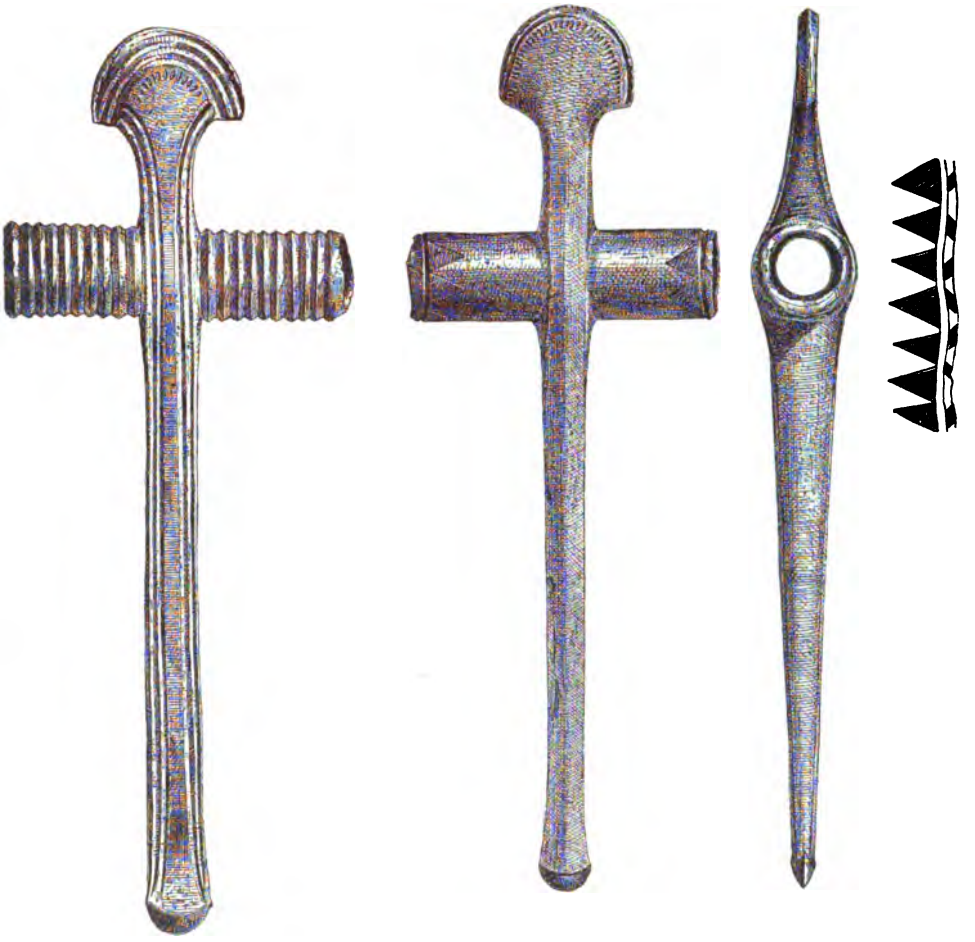


Fig. 12. $^1/_2$ nat. Gr. Fig. 13—15.

einer Seite parallel laufenden Strichen versehene Dreiecke, welche von der ebenfalls durch kurze Parallelstriche gezierten Düllenöffnung durch eine einfache, ringsum laufende Rinne geschieden sind (siehe Fig. 15).

Ohne mich in weitläufige Vermuthungen über den einstigen Zweck dieses und der übrigen bei Křtěnov zufällig aufgefundenen Artefacte einzulassen, erlaube ich mir blos zu bemerken, dass solche und ähnliche Gegenstände zu einer Zeit, wo nur der Stärkere Recht zu schaffen vermochte und Körperkraft alle anderen Vorzüge überwog, wohl schwerlich als Waffe oder Werkzeug gedient haben konnten, dass es vielmehr in hohem Grade wahrscheinlich ist, dass diese Artefacte — als Uebergangsstadien vom Meissel, Kelt und Paalstab zur Streitaxt — religiösen Zwecken dienen sollten, oder aber besondere Abzeichen der Würde waren [1]).

5. Herr Historienmaler **J. Spöttl** übersendet zwei von ihm selbst gezeichnete Tafeln mit

Abbildungen von Meisseln und Beilen.

Dieselben beziehen sich auf jene schöne Collection, welche er vor vier Monaten in unserer Sitzung zur Ausstellung brachte (siehe diese Verhandl., »Mittheil.«, B. XV, Heft 1, p. [20]) und welche damals wegen ihrer Schönheit und der Vollständigkeit der Formenreihe so grossen Beifall fanden.

Es sei gleich eingangs erwähnt, dass Herr Spöttl in seiner bekannten munificenten Art auch die Reproductionskosten für diese Tafeln übernommen hat und uns dieselben also in jeglicher Beziehung zum Geschenke

[1]) Siehe „Das Grabfeld von Hallstatt", Taf. VIII, Fig. 1, 2, 3 und 4; dann Oncken's „Allgem. Geschichte in Einzeldarstellungen"; „Die germanisch-romanischen Völker" Band I, Seite 113; „Königsstäbe aus Erz". — Vergleiche auch dortselbst Seite 62 Fig. 3 und in Sadorsky: „Die Handelsstrassen der Griechen und Römer", Taf. V, Fig. 79.

macht, wofür wir unserem verehrten Mitgliede, dem wir so mannigfache Förderung verdanken, zu neuerlichem Danke verpflichtet sind.

Die SPÖTTL'sche Sammlung enthält derzeit an Flachmeisseln, Paalstäben und Hohlkelten 86 Stücke, an eigentlichen Beilen 14 Stücke, und dürfte heute bereits die vollständigste Formensammlung für das österreichisch-ungarische Gebiet sein. Wir wünschen unserem Freunde, welcher seine Sammlungen mit eben so viel Glück als Verständniss immer neu vermehrt, dass ihm auch für diese Abtheilung derselben noch mancher Fang glücken möge.

Auf den beiden Tafeln Nr. II und III sind die Abbildungen einer Auslese von 60 Stücken der SPÖTTL'schen Sammlung enthalten. Drei Stücke, nämlich Nr. 49, 55 und 62 gehören der Sammlung unseres Mitgliedes DELHAES an. Die Zusammenstellung der Figuren ist so getroffen, dass die Formenübergänge von den einfachen Kupfermeisseln zu den Flachkelten und Paalstäben, sowie die Formenreihe der Hohlkelte und der eigentlichen Beile sehr schön ersichtlich ist. Wir dürfen wohl erwarten, dass diese Zusammenstellung nicht nur für die Majorität unserer Mitglieder lehrreich wirken, sondern dass sie auch den speciellen Fachgenossen willkommen sein wird als Pendant zu den Abbildungen analoger Formen aus Westeuropa, welche seinerzeit LINDENSCHMIDT [1]) publicirt hat.

Wie es bei den in unseren Sammlungen befindlichen Einzelnfunden so häufig geht, ist der engere Fundort für viele der vorliegenden Stücke unbekannt oder unsicher. Herr SPÖTTL hat es nun angemessen befunden, in dem folgenden Verzeichnisse der abgebildeten Stücke den Fundort überhaupt nur dort einzusetzen, wo er ihm genügend verbürgt ist und im Uebrigen blos das Land anzuführen; ein Vorgang, mit welchem wir vollkommen einverstanden sein können. (Szombathy.)

Verzeichniss.

	Material	Fundort
Nr. 1	Kupfer	Ungarn
» 2	Kupfer	Ungarn
» 3	Kupfer	Ungarn
» 4	Kupfer	Ungarn
» 5	Kupfer	Ungarn
» 6	Kupfer	Sachsenstein bei Kremnitz, Ungarn
» 7	Bronze	Ungarn
» 8	Bronze	Ungarn
» 9	Bronze	Ungarn
» 10	Bronze	Ungarn
» 11	Bronze	Ungarn
» 12	Bronze	Ungarn
» 13	Bronze	Ungarn
» 14	Bronze	Sillein in Ungarn
» 15	Bronze	Frankreich
» 16	Bronze	Mähren
» 17	Bronze	Ungarn
» 18	Bronze	Nieder-Oesterreich
» 19	Bronze	Mähren
Nr. 20	Bronze	Ungarn
» 21	Bronze	Ungarn
» 22	Bronze	Mähren
» 23	Bronze	Mähren
» 24	Bronze	Nieder-Oesterreich
» 25	Bronze	Mähren
» 26	Bronze	Hallstadt, Ober-Oesterreich
» 27	Bronze	Ungarn
» 28	Bronze	Matrei in Tirol
» 29	Eisen	Bahnhof von Innsbruck, Tirol
» 30	Bronze	Amstetten in Nieder-Oesterreich
» 31	Eisen	Watsch in Krain
» 32	Bronze	Seine-Departement, Frankreich
» 33	Bronze	Neutra in Ungarn
» 34	Bronze	Neutra in Ungarn
» 35	Bronze	Ungarn
» 36	Bronze	Mähren
» 37	Bronze	Mähren
» 38	Bronze	Mähren
» 39	Bronze	Ungarn
» 40	Bronze	Ungarn
» 41	Bronze	Böhmen
» 42	Bronze	Ungarn
» 43	Bronze	Ungarn
» 44	Bronze	Ungarn
» 45	Bronze	Petronell in Nieder-Oesterreich
» 46	Bronze	Liptá Ujvár, Ungarn
» 47	Bronze	Olmütz, Mähren
» 48	Bronze	Ungarn
» 49	Bronze	bei Miskolz in Ungarn
» 50	Bronze	bei Munkacs in Ungarn
» 51	Kupfer	Ungarn
» 52	Kupfer	Neusohl, Ungarn
» 53	Kupfer	Stuhlweissenburg, Ungarn
» 54	Kupfer	Neusohl, Ungarn
» 55	Kupfer	Ungarn
» 56	Kupfer	Ungarn
» 57	Kupfer	Ungarn
» 58	Kupfer	bei Lasonz, Ungarn
» 59	Eisen	Sanct Michael in Krain
» 60	Eisen	Watsch? Krain
» 61	Kupfer	Asát, Ungarn
» 62	Bronze	Ungarn
» 63	Bronze	Marmaros, Ungarn

[1]) Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. I. Heft I, Taf. 3, 4, Heft II, Taf. 2, 7, Heft IV, Taf. 2 und Heft V, Taf. 3.

6. Vortrag des Herrn Prof. Dr. **F. Paulitschke**: Ueber die ethnographischen und anthropologischen Ergebnisse seiner und Dr. VON HARDEGGER's Reise in die Somal- und Galla-Länder.

Der Vortragende beabsichtigt, über diese Ergebnisse eine besondere Abhandlung zu publiciren.

7. Herr **J. Szombathy** legt einen Fund von

Bronzeringgeld

vor. Dieser Fund wurde auf einem Felde bei Ungarisch-Hradisch in Mähren beim Ackern gemacht und gelangte durch Herrn MORGENSTERN in Ungarisch-Hradisch an das k. k. Hofmuseum. Der Fundort ist durch die

betreffenden Mittheilungen in vollkommen glaubwürdiger Weise festgestellt, Nachrichten über die näheren Umstände des Fundes waren aber nicht zu erlangen.

Der Fund, so weit er in den Besitz des Museums gelangt ist, besteht aus einem Bündel grösserer, auf einen gemeinschaftlichen Reif aufgefädelter Ringe und aus vier anderen mit kleinen Ringelchen besetzten Reifen.

Die grösseren Ringe (siehe Fig. 16) zeigen vier verschiedene Sorten. Die erste Sorte ist durch 4 Ringe von 85 bis 86 mm Durchmesser vertreten. Dieselben sind gegossen, haben einen rhombischen Querschnitt, in der Ringebene 9 mm, senkrecht darauf 6·5 mm Dicke und zeigen sowohl die Gussnähte, als auch die Angusszapfen vollkommen deutlich; sie sind also unbearbeiteter Guss. Die zweite Sorte ist durch 4 ganz ähnliche gegossene, aber kleinere Ringe vertreten. Dieselben haben einen Durchmesser von 57—59 cm und eine Dicke von 8, resp. 6 mm. Die dritte Sorte ist durch 6 Ringe mit offenen Enden vertreten, welche durch einfaches Zusammenbiegen von 17—18 cm langen Stücken eines geschmiedeten, unregelmässig runden, $3^1/_2$—$5^1/_2$ mm dicken Bronzestabes gebildet wurden. Sie sind auch in

Fig. 16. $^1/_3$ nat. Gr. Fig. 17.

ihrer Peripherie unregelmässig und der Durchmesser variirt von 50 bis 59 mm. Einer dieser Ringe diente zum Zusammenhalten des ganzen Bündels. Die vierte Sorte ist wieder durch 4 gegossene Ringe vertreten, welche denen der ersten und zweiten Sorte gleichen, aber nur 28—33 mm Durchmesser und 5, resp. 8 mm Dicke haben.

Alle diese Ringe sind sämmtlich nicht feiner zubearbeitet, aber sie zeigen eine deutliche Abnützung ihrer Ecken und Kanten, welche nicht bei allen gleich stark ist, welche aber bei allen von der unversehrten grünen Patina gleichmässig bedeckt ist, zum Beweis, dass diese Abnützung vor der Patinirung geschah.

Die kleinen Ringelchen (Fig. 17), welche eine fünfte Sorte darstellen, sind ebenfalls gegossen, zeigen aber keine Angüsse. Sie haben Durchmesser von 12 bis 17 mm und einen annähernd rhombischen Querschnitt mit durchschnittlich 2 resp. 3 mm Dicke. Die Reifchen, auf welchen sie aufgefädelt waren, sind den Ringen der Sorte Nr. 3 ähnlich, mit offenen Enden, aus Bronzestäbchen zusammengebogen, aber etwas grösser als jene. Sie sind jetzt alle zerbrochen. Ihr Querschnitt ist elliptisch oder von der Form eines halben Kreises, beiläufig $3^1/_2$ zu 6 mm dick. Einer von ihnen lässt an seiner Aussenseite Spuren einer primitiven, eingravirten Strichelverzierung erkennen, die anderen sind glatt, alle aber stark abgenützt, stärker als die obenerwähnten grösseren Ringsorten. Die Zahl der kleinen Ringelchen soll sich auf mehrere Hundert belaufen haben, aber die Mehrzahl derselben kam abhanden. Jetzt sind nur mehr einige Dutzend davon erhalten.

Die Gewichte der vorliegenden 5 Ringsorten sind in folgender Zusammenstellung verzeichnet:

	Maximum	Minimum	Durchschnitt
1. Ringsorte . .	65·8 gr	63·6 gr	64·8 gr
2. „ . .	35·5 „	33·7 „	34·5 „
3. „ . .	20·0 „	14·8 „	17·9 „
4. „ . .	15·1 „	14·4 „	14·8 „
5. „ . .	1·1 „	0·6 „	0·8 „

Wir sehen, dass die Gewichte bei der 1., 2. und 4. Sorte (den grösseren gegossenen Ringen) so genau eingehalten sind, als es bei rohen Bronzegüssen nur immer erwartet werden darf. Bei der 3. Sorte von Ringen, welche aus Stäbchen zusammengebogen sind, und bei der 5. Ringsorte, welche gewissermassen als Scheidemünze aufzufassen sein wird, sind die Schwankungen sehr beträchtlich. Die Mittel der 1. bis 4. Sorte zeigen aber ein sehr deutliches Verhältniss unter einander, an welches wohl auch die 5. Sorte angereiht werden kann. Ich glaube dasselbe durch die Ziffern: $1 : \frac{1}{2} : \frac{1}{4} :: \frac{1}{8} : \frac{1}{80}$ ausdrücken zu können, wobei freilich nur bei der letzten Sorte, bei welcher das gefundene Durchschnittsgewicht von weniger Belang ist, das angenommene Gewichtsvielfache mit dem Gewichte der 1. Sorte genügend stimmt. Bei der 2., 3. und 4. Sorte ist diese Uebereinstimmung nicht genau vorhanden, aber es ergibt sich aus der Berechnung der Gewichte, dass in den Abweichungen eine — für mich sehr plausible — Progression besteht. Es wiegen nämlich:

		Differenz
1 Ring der 1. Sorte	64·8 gr	—
2 Ringe „ 2. „	69·0 „	4·2,
4 „ „ 3. „	71·6 „	2·6 und
5 „ „ 4. „	74·0 „	2·4,

so dass also die obigen Verhältnisse ganz zu Recht bestehen, wenn wir bei den kleineren Ringsorten eine kleine fortschreitende Gewichtsaufbesserung gelten lassen wollen. Ein kleiner Antheil an der jetzt vorhandenen Gewichtszunahme der kleineren Sorten kann auch der Patinirung zugeschrieben werden, welche bei den kleineren Ringsorten in Folge der relativ grösseren Oberfläche auch eine relativ grössere Gewichtszunahme bewirkt haben musste.

8. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelangt:

Meyer A. B.: Das Gräberfeld von Hallstatt. Anlässlich eines Besuches daselbst. Dresden, 1885. 17 pp. u. 3 Taf. Gr. 8°. (ded. Aut.)

Bujack, Dr.: Das Prussia-Museum im Nordflügel des königl. Schlosses zu Königsberg in Pr. — Die ausgestellten Alterthümer der präh. Zeit v. Chr. Geb. bis zum Beginn der historischen Zeit bis ca. 1300. Des I. Th. des Kataloges 2. Hälfte. Königsberg, 1885. 48 pp. 8°. (ded. Aut.)

Rosny Léon de: Vocabulaire de l'écriture hiératique Yucatèque Ext. de son édition du Codex Cortesianus, Paris, 1883 iv + xxx + 7 pp. 8°. (ded. Aut.)

Schoebel C.: L'ame humaine au point de vue de la science ethnographique suivi d'une note sur Claude Bernard. 2 Edition. Paris, 1879. Ext. des Actes de l'Institution Ethnographique Tome IX, 1878. 24 pp. 8°. (ded. Aut.)

Montano, Dr. J.: Rapport à M. le ministre de l'instruction publique sur une mission aux îles Philippines et en Malaisie (1879—1881). Ext. des Archives des Missions scientifiques et littéraires. 3me série, T. 11me. Paris, 1885. 209 pp. et 34 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Royal Dublin Society: The scientific Transactions. Vol. III (Series II) IV—VI. 3 Hefte. Dublin, 1884, 1885. 4°.

— The scientific Proceedings. Vol. IV. (N. S.) Part. 5, 6. 2 Hefte. Dublin, 1884, 1885. 8°. (ded. R. Dublin Society.)

Oekonomides, Dr. Ph. A.: Meiner deutschen Leier Klänge. Erste Sammlung lyrischer Originalgedichte. 77 pp. Wien, 1885. 8°. (ded. Aut.)

Fritsch, Dr. Ant.: Ueber die Auffindung eines Menschenschädels im diluvialen Lehm von Střebichovic bei Schlan. Sep. a. d. Sitzungsberichten der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1884, pag. 152. — Prag. 4 pp. 8°. (ded. Aut.)

Société d'Émulation: Mémoires de la Société d'Émulation d'Abbeville. (Fondée le 11. Oct. 1797. 3. Serie, 3e Vol. Tome quinzième de la collection (1877—1883). Abbeville 1884.

Kollmann, Dr.: Ref.: Die Verbreitung des blonden und des brünetten Typus in Mitteleuropa. R. Virchow. Sitzbr. d. kgl. preuss. Akad. d. Wissensch. zu Berlin. Correspondenz-Blatt XVI. Jahrg. Nr. 5. 1885. p. 33—35. 4°.

Ohlenschlager F.: Sage und Forschung. Festrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung d. k. bayr. Akademie d. Wissenschaften zu München zur Feier ihres 126. Stiftungstages am 28. März 1885. München, 1885. 40 pp. 4°. (ded. Aut.)

Handelmann Heinrich: 38. Bericht zur Alterthumskunde Schleswig-Holsteins. Zum 50jährigen Gedächtniss der Eröffnung des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer zu Kiel (Mitsommer 1835). Kiel, 1885. 38 pp. u. 1 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Téglás Gabriel: XXXV. Die urgeschichtlichen Funde der Karácsonyfalvaer (Krecsunesder) „Szabó"-Höhle im Hunyader Comitat. Sep. a. d. Mathematisch u. Naturwissenschaftlichen Berichten aus Ungarn. II. p. 448—453. 8°. (ded. Aut.)

Téglás Gabriel: XXXVI. Neuere Funde von ursus spelaeus Blumb. in Ungarn. Sep. a. d. Mathematisch u. Naturwissenschaftlichen Berichten aus Ungarn. II. p. 454—460. 8. (ded. Aut.)

Ossowski Godfryd: Jaskinie okolic Ojcowa pod wzgledem paleoetnologicznym.
I. Wiadomości wstępne-Jaskinia maszycka w Maszycach. (Rzecz przedstawiona na posiedzeniu wydzialu.) Krakau, 1885. 50 pp. u. 8 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Archaeological Institute of America: Sixth annual report. 1884—1885. Presented at the annual Meeting of the council of the Institute. Boston, may 9, 1885. Cambridge, 1885. 48 pp. 8°. (ded. Archaeolog. Institut.)

Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap: Nomina Geographica Neerlandica. Geschiedkundig Onderzoek der Nederlandsche aardrijkskundige Namen. 1. Deel, Amsterdam, Utrecht, 1885. 197 pp. 8°. (ded. Nederlandsch Aardr. Gen.)

Der Vorsitzende spricht den Spendern im Namen der Anthropologischen Gesellschaft den wärmsten Dank aus.

Dritte Wanderversammlung der Anthropologischen Gesellschaft

zu **Klagenfurt** den 19.—21. August 1885.

Der von der Anthropologischen Gesellschaft gefasste Beschluss, in Klagenfurt eine Wanderversammlung abzuhalten, fand in den massgebenden Kreisen Kärntens eine verständnissvolle Aufnahme und das freundlichste Entgegenkommen. Die locale Geschäftsführung für diese Versammlung wurde von einem Comité übernommen, welchem die Herren Freiherr von Schmidt-Zabierow, k. k. Landespräsident von Kärnten, Carl Freiherr von Czörnig, k. k. Hofrath und Finanzdirector, Gabriel Ritter von Jessernig, Bürgermeister von Klagenfurt, Dr. Ernst Ritter von Edelmann als Vertreter der Landes-Ausstellung, Max Ritter von Moro, Director des Kärntner Geschichtsvereines, Carl Freiherr von Hauser, Secretär des Kärntner Geschichtsvereines, k. k. Bergrath Ferdinand Seeland, Director des naturhistorischen Landesmuseums, und Dr. Franz Rabitsch, Obmann des Vereines der Aerzte von Klagenfurt, angehörten. Dieses Comité traf im Einvernehmen mit dem Präsidium der Gesellschaft alle Vorbereitungen und sorgte auch während der Versammlung auf das Eifrigste für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse der Theilnehmer.

Tagesordnung:

Dienstag den 18. August.

Anmeldung der Theilnehmer an der Versammlung im Bureau des Local-Comités im Landhause.

Abends 7—10 Uhr: Gesellige Begrüssung der Theilnehmer im Salon und Garten des Hôtels „Sandwirth".

Mittwoch den 19. August.

Vormittags 7—9 Uhr: Anmeldung der Theilnehmer im Landhause.

Vormittags 9—1 Uhr: Erste Sitzung im Wappensaale des Landhauses.

Nachmittags 1/2 4—6 Uhr: Besichtigung der Sammlungen und des Landes-Museums, unter persönlicher Führung der Herren Vorstände.

Abends: Spaziergang auf den Kreuzberg.

Donnerstag den 20. August.

Vormittags 9—1 Uhr: Zweite Sitzung im Wappensaale des Landhauses.

Nachmittags: Besichtigung der Landes-Ausstellung.

Abends: Gemeinsames Mahl bei elektrischer Beleuchtung auf dem Ausstellungsplatze.

Freitag den 21. August.

Fahrt zu Wagen vom Neuen Platze 1/2 7 Uhr Morgens nach Loretto am Wörthersee; 7 Uhr Fahrt mit dem Dampfschiffe nach Velden; 1/2 9 Uhr zu Fuss nach Rosegg; Ausgrabungen und Gabelfrühstück in Frögg; 1/2 1 Uhr Rückkehr nach Velden und 2 Uhr Fahrt per Bahn nach Pörtschach. 1/2 4 Uhr Bankett und Militär-Musik daselbst.

Rückfahrt nach Klagenfurt mittelst eines der Abendzüge der Eisenbahn.

I. Sitzung am 19. August 1885.

Beginn 9 Uhr 30 Minuten.

1. Herr Hofrath **Freiherr von Czoernig:**

Hochverehrte Versammlung! Als der Beschluss der Anthropologischen Gesellschaft, ihre Wanderversammlung in Klagenfurt abzuhalten, bekannt wurde, hat sich ein Localcomité gebildet, um hiefür die Vorbereitungen zu treffen.

An der Spitze desselben stand der hochverehrte Herr Landespräsident, Freiherr v. Schmidt-Zabiérow; er ist leider durch eine Familienangelegenheit verhindert, der heutigen Versammlung beizuwohnen.

In seinem Auftrage und in seiner Vertretung habe ich die Ehre, die hochverehrte Versammlung zu begrüssen. Das Localcomité kann mit dem Zusammentritte der Versammlung seine Aufgabe als beendet ansehen und ich ersuche nunmehr den Herrn Geschäftsführer, die Constituirung des Präsidiums einzuleiten.

2. Secretär **Szombathy:**

Ich beantrage, das Präsidium folgendermassen zusammenzusetzen:

Präsident: Herr Hofrath Dr. Franz Ritter von Hauer.

Vice-Präsidenten: die Herren Max Ritter von Moro und Hofrath Freiherr von Czörnig.

Schriftführer: Herr Baron Hauser.

(Allgemeine Zustimmung.)

3. Herr Hofrath **v. Hauer:**

Ich danke für das mir entgegengebrachte Vertrauen und die Ehre, der Versammlung vorzusitzen und ersuche meine Herren Collegen, neben mir Platz zu nehmen, damit wir dann zur Geschäftsordnung schreiten.

4. Herr Hofrath Graf **Kielmansegg:**

In Stellvertretung des Herrn Landespräsidenten habe ich die Ehre, die geehrte Versammlung in Klagenfurt bei ihrer Eröffnung namens der k. k. Regierung zu begrüssen.

Gleichwie den bisherigen bedeutenden wissenschaftlichen Erfolgen der Anthropologischen Gesellschaft, der eminenten Durchforschung Oesterreichs in Rücksicht auf die prähistorische Zeit, von der k. k. Regierung stets das lebhafteste Interesse entgegengebracht wurde, so erlaube ich mir, auch heute der Versicherung Ausdruck zu geben, dass die k. k. Regierung, so weit dies nur irgend in ihrem Wirkungskreise liegt, gerne und stets bereit sein wird, die Ziele der Versammlung zu fördern.

Gestatten Sie mir, meinem persönlichen Wunsche Ausdruck zu geben, dass die heutige Versammlung von den besten Erfolgen begleitet sein möge; diesen Wunsch erlaube ich mir auch im Auftrage des Herrn Landespräsidenten zu wiederholen, welcher der Versammlung das lebhafteste Interesse entgegengebracht hat und so sehr bedauert, derselben nicht anwohnen zu können. (Bravo.)

5. Herr Bürgermeister **Gabr. R. v. Jessernig:**

Hochverehrte Anwesende! Ich erlaube mir im Namen der Stadt Sie herzlich zu bewillkommnen und den Dank derselben auszudrücken, dass Sie diese unbedeutende Stadt als Versammlungsort gewählt haben.

Sie werden sich überzeugen, dass in dieser Stadt eine bedeutende Achtung vor der Wissenschaft besteht, dass in dieser Stadt der Wissenschaft ein edles Heim geschaffen wurde und dass man Ihren Berathungen mit grossem Interesse entgegensieht. (Bravo.)

6. **Vorsitzender:**

Ich glaube im Aller Namen zu sprechen, wenn ich der Freude Ausdruck gebe, dass wir hier von Seite der hohen Landesregierung sowohl, deren Präsident leider verhindert ist, an dieser Versammlung theilzunehmen, dessen Interesse für unsere Sache wir aber Alle kennen, als auch in gleicher Weise von Seite der Bürgerschaft durch den Herrn Bürgermeister in so freundlicher Weise empfangen worden sind. Ich glaube, wir können das Interesse, das uns dadurch entgegengebracht wurde, nicht besser rechtfertigen, als indem wir unmittelbar an die Reihe der Vorträge gehen.

Ich ersuche daher den Herrn Baron Hauser, mit seinem Vortrage zu beginnen.

7. Vortrag des Herrn Baron **Hauser:**

Ueber prähistorische Funde in Kärnten.

Hochgeehrte Versammlung! Es ist mir die Aufgabe zugefallen, Ihnen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschungen in Kärnten zu berichten. Diese Forschungen sind hier gegenüber anderen Ländern noch weit zurück. Allerdings wurden prähistorische Gegenstände schon früher in Kärnten gefunden. Seit dem Jahre 1843 wurden Bronzegegenstände aus Gurina bei Kötschach im oberen Geilthale an das Vereinsmuseum eingesendet, so dass dieses schon eine schöne Sammlung solcher Alterthümer besitzt. Im Jahre 1857 entdeckte Mommsen an der alten Römerstrasse über die Plöckenalpe den bekannten Felsen mit etruskischer Inschrift bei Würmlach. In diesem Sommer soll die fragliche Inschrift nach Wien gebracht worden sein. Im Jahre 1864 wurde ein interessanter Depotfund von Bronzen zu Haidach im Glanthale gemacht. In ebendemselben Jahre durchforschte Hofrath Dr. v. Hochstetter die Seen Kärntens auf Pfahlbauten. Im Jahre 1871 wurde das Gräberfeld auf der Napoleonshöhe

beim Warmbade Villach durchforscht und alle Hügel, welche nur irgend Gräber zu sein schienen, durchwühlt. Der Bau der Eisenbahnen endlich förderte mehrere Bronzegegenstände zu Tage und gab zu den Funden in Tscherberg bei Bleiburg Veranlassung, wo der kärntnerische Geschichtsverein im Jahre 1876 zwei Grabhügel öffnen liess. Auch im Freudenberger Moore wurden schöne Funde gemacht. Alle diese Ausgrabungen waren indessen von geringem Erfolge und wurden nicht fortgesetzt. Zu solchen erfolgreichen und nachhaltigen Ausgrabungen kam es erst im Jahre 1883 auf dem Gräberfelde zu Frögg bei Rosegg. Ein Zufall veranlasste die Entdeckung dieses Gräberfeldes. Die Planirung eines kleinen Erdäpfelackers förderte einige Bronzen zu Tage und führte zur Durchforschung des nahen Wäldchens, wo in einer Strecke von ca. 1560 Schritten 260 Grabhügel liegen und eine kleine Dotation der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale ermöglichte die weiteren erfolgreichen Ausgrabungen. Das hervorragendste Interesse derselben liegt in den Bleifunden, welche, wie Hofrath Dr. v. Hochstetter sagt, etwas noch nie Dagewesenes und auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung eine der merkwürdigsten Entdeckungen sind, um so merkwürdiger, als sie in dem bleireichen Kärnten gemacht wurden und gerade in jenem Theile von Kärnten, wo die meisten Bleibergwerke vorkommen, so dass man an einer uralten einheimischen Bleiindustrie in dieser Gegend nicht mehr zweifeln kann.

Ich will diese Funde nicht näher beschreiben. Es sind: ein Bleiwagen mit einem Zwölfgespanne, wahrscheinlich Ochsen, circa 100 Stück Reiter, Vögel, Pferde, ja selbst menschliche Gestalten von primitivsten Formen, welche, theils um frei stehen zu können, theils um auf Gefässe als Ornamente aufgeklebt zu werden, gegossen worden sind. Der Klebestoff, womit dies geschah, ist eine Art Harz, wie solches auch in Maria Rast in Steiermark gefunden wurde. Dann aber auch Gegenstände aus Bronze, Eisen, Thon etc., sämmtlich aus der Hallstätter Periode und sind, soweit sie vom Geschichtsvereine erworben worden, im historischen Museum aufgestellt. Von besonderem Interesse ist ein Bronzekessel, auf dessen oberem Rande vier Pferde aus Bronze gegossen stehen; dann ein anderer cylinderförmiger, mit vier wulstartig übereinander herausgetriebenen Ringen und einem Henkel. Dieser Kessel von etruskischer Form trägt auch den Nachweis seiner fremdländischen Herkunft an sich, indem der obere eingerollte Rand durch eine Bleieinlage verstärkt ist, welches Blei ein völlig anderes ist, als jenes der nachweislich von inländischem Metalle erzeugten Bleifiguren. Ebenso interessant und etruskischer Art ist ein Dreifuss aus Bronze, der im vorigen Sommer gefunden wurde. Hervorzuheben ist ferner der Fund eines in Kärnten nirgends natürlich vorkommenden Feuersteines, sowie einiger weniger ganz kleiner Perlen aus Glas und Bernstein, welch' letzterer in Kärnten noch nie bei solchen Ausgrabungen angetroffen wurde.

Einen interessanten Fund machte auch im Laufe dieses Sommers Herr A. Bachofen v. Echt aus Wien, welcher während seines Aufenthaltes in Velden vier Gräber in Frögg öffnen liess, indem er in einem derselben ein Stückchen eines Graphitgefässes fand. Die Oertlichkeit, Umfang und Lage des Gräberfeldes übergehe ich, da ein Besuch desselben und Probeausgrabungen für den nächsten Freitag in unserem Festprogramme stehen. Nur im Allgemeinen sei gesagt, dass in Frögg ausschliessend Brandbestattungen und Hügelgräber vorkommen, sowie bisher in Kärnten überall.

Was den inneren Bau der Gräber betrifft, so sind viereckige Steinkisten äusserst selten; mir sind in Frögg nur zwei Fälle bekannt. Häufiger sind runde oder polygone, mit Steinplatten bedeckte Ringe; am häufigsten aber blosse Erdaufschüttungen, worin die Asche der verbrannten Leichen mit oder ohne Urnen und Beigaben eingestreut wurde. Doch lässt sich eine gewisse Beharrlichkeit des Inhaltes je nach der Lage der Hügel annehmen. So wurden die meisten Bleifunde im nordwestlichen Theile des Gräberfeldes gemacht, in derselben Lage, wo die Gräber ausgewählt wurden, welche Freitags geöffnet werden sollen.

Ueber die bedeutenden Ausgrabungen, welche Hofrath Dr. Meyer aus Dresden in Gurina veranstaltet hat, kann ich nicht berichten, da ich bei denselben nicht anwesend war. Uebrigens wird der Herr Hofrath selbst darüber eine sehr eingehende Monographie publiciren. Ich kann, was die Funde in Gurina betrifft, nur auf die in unserem Museum befindlichen Gegenstände verweisen. Das Eigenthümliche dieser Funde besteht darin, dass sie aus mehreren Altersperioden stammen: Eine Bogenfibula, ein Dolchgriff, ein Bronzekelt stammen aus der Hallstätter Periode, ebenso eine Certosafibel; eine Fibula, ein Schwert sammt Scheide, eine Lanzenspitze sind der La-Tène-Zeit angehörig, das Meiste aber ist römischer Herkunft. Charakteristisch für Gurina sind die Bronzeplättchen mit etruskischen Inschriften und die Bronzestatuetten, welche verhältnissmässig häufig vorkommen.

Alle diese Funde und Ausgrabungen haben nun das Interesse für die Sache insoferne gehoben, als mir von vielen Seiten Nachrichten und Wahrnehmungen über prähistorische Vorkommnisse zukamen, die mich veranlassten, eine vollständige Zusammenstellung aller bisherigen Funde zu machen und eine Fundkarte zu entwerfen. Ich wählte hiezu als Grundlage die ältere kleinere Generalstabskarte, welche ich zu diesem Zwecke nach Bedarf durchpausirte. Es zeigte sich aber sehr bald, dass mit dem Einzeichnen der prähistorischen Fundorte allein sehr wenig gedient war; es sind deren noch zu wenige, um einen Ueberblick zu gewähren. Daher glaubte ich zur Ergänzung auch die römischen Fundorte und Strassenzüge einzeichnen zu sollen, umsomehr, als die Römer bei der militärischen Besetzung des Landes gewiss nicht lauter neue Ansiedlungen gründeten, sondern die bereits vorhandenen besetzten und befestigten, sowie sie auch gewiss die schon vorhandenen Strassen benützten und ergänzten. So entstand diese Fundkarte, welche durchaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht, sondern nur ein Versuch u. zw. nur zu dem momentanen Zwecke entworfen worden ist. Sie soll erst ausgearbeitet werden. Aus

dem Bilde, welches diese Fundkarte gewährt, lassen sich jedoch mehrere wichtige Schlussfolgerungen ziehen.

Ganz Kärnten ist ein in sich abgeschlossenes Quellengebiet, wo sämmtliche Wässer der Drau zufliessen, welche das Land von Westen nach Osten durchströmt. In dieser Abgeschlossenheit liegt eine Erklärung für manche Eigenthümlichkeit der kärntnerischen Funde; ihrer Verschiedenheit von Hallstatt, Watsch und den Tiroler Funden, vielleicht auch ihrer Armuth an Werthsachen.

Es ist nämlich naturgemäss anzunehmen, dass eine erste Einwanderung stromaufwärts von Osten kommen musste. Nehmen wir ferner an, dass die Berge mit Urwäldern, die Niederungen mit Sümpfen bedekt waren, so scheinen jene Stellen die geeignetsten zur ersten Ansiedlung gewesen zu sein, wo niedriges Hügelland Plateaus und kurze Thäler bildete und fischreiche Seen sich ausbreiteten, wogegen dort, wo reissende Ströme mit steilen Ufern und schneebedeckte Berge die Thäler mit Ueberschwemmungen und Lawinen bedrohten, weniger verlockend waren.

Diesen Voraussetzungen entsprechend zeigt nun auch die Fundkarte die grösste Zahl römischer und vorrömischer Ansiedlungen in Unter- und Mittelkärnten u. zw. am rechten Drauufer längs der nördlichen Abhänge der Ausläufer der Karawanken und am linken Drauufer längs der südlichen Ausläufer der Saualpe am Fusse des Diexerberges; am Zollfelde und zwischen der Glan und dem Wörthersee, endlich am östlichen Abhange des Dobratsch. Unter- und Mittelkärnten sind in der That auch das eigentliche Fundgebiet prähistorischer Gegenstände, während das ganze Lavantthal, das Metnitzthal, das obere Gurkthal, ganz Oberkärnten und das Rosenthal keine prähistorischen Funde bieten. Eine einzige Ausnahme bildet die Gegend um Kötschach im oberen Gailthale, wo eine uralte Strassenverbindung zwischen Italien und Tirol den südwestlichen Winkel Kärntens berührte. Hier fanden sich an der Römerstrasse über die Plöckenalpe die etruskischen Schriftzüge in Stein gehauen, welche Mommsen entdeckte, und hier lag auch eine alte Niederlassung, wahrscheinlich von Bleiarbeitern, auf dem sogenannten Gurina-Berge, wo sich Gegenstände vorfinden, welche einen anderen Charakter als die übrigen prähistorischen Funde Kärntens tragen.

Nachdem ich diese Fundkarte gezeichnet und mir ein approximatives Bild der prähistorischen Ansiedlungen Kärntens gebildet hatte, glaubte ich in diesem Frühjahre zunächst eine mir zugekommene Mittheilung beachten zu sollen, wonach ein ausgebreitetes Feld von Hügelgräbern sich in der Nähe von Unterdrauburg, nächst der Ortschaft Tscherberg befinden sollte. Es ist dieses Tscherberg nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Orte bei Bleiburg. Ich verfügte mich an Ort und Stelle, fand aber sehr bald, dass die Hügelreihen dort nichts anderes seien, als vom Flusse angeschwemmte Schotterhaufen. Schon die Lage im Inundationsgebiete spricht dagegen, dass die vorsichtigen Alten dort ihre geheiligten Grabstätten errichtet hätten, doch liess ich einen solchen Hügel abtragen und er enthielt nichts als Flussschotter. Um nun meinen Ausflug nicht ganz vergeblich gemacht zu haben, beschloss ich, am Rückwege in Bleiburg abzusteigen nnd jene Ortschaft Tscherberg aufzusuchen, wo mein Vorgänger Ritter von Gallenstein zwei Grabhügel geöffnet hatte. Diese Grabhügel liegen nun nebst zwei anderen, ebenfalls schon ausgeleerten, auf einem Felde zwischen dem Eisenbahndamm und einem waldigen Hügel, worauf eine Katharinenkirche steht, und bieten kein besonderes Interesse; allein eine Anzahl langgestreckter Steinhaufen, welche gleichsam Scheidewände zwischen den Feldertafeln bilden, brachten mich auf den Gedanken, dass auch diese einst Grabhügel gewesen seien und dass es sich hier nicht sowohl um vereinzelte Grabhügel, sondern um ein ganzes Gräberfeld handle. Zur Probe liess ich einen solchen Steinhaufen in der Mitte durchgraben und fand wirklich am Grunde Urnenreste. Hiedurch bestärkt, unterzog ich auch das angrenzende Wäldchen am Katharinenberge einer genauen Durchforschung und entdeckte zu meiner Freude drei noch gut erhaltene Grabhügel, die mein Vorgänger Ritter von Gallenstein übersehen hatte. Von der Eröffnung dieser Gräber, die ich nicht sofort bewerkstelligen konnte, werde ich später sprechen.

Bei meiner Rückkunft in Klagenfurt erhielt ich die erfreuliche Mittheilung, dass Dr. v. Vest einen bedeutenden prähistorischen Fund gemacht habe. Es waren dies eine grosse Anzahl Bronzekelte von rohem Gusse, welche am Gartenzaune von Niederosterwitz gefunden worden waren. Als nämlich der Gartenzaun des gräflich Khevenhüller'schen Schlosses erneuert wurde, stiessen die Arbeiter beim Graben eines Loches für eine neue hölzerne Säule metertief auf jene Bronzen, welche je drei und drei übereinandergeschlichtet in blosser Erde ohne alle Steinbedeckung lagen. Diese Kelte sind von rohem Gusse, mit Gussnähten versehen, und an der Stelle, wo die Dülle oder die Schaftlappen sein sollten, abgebrochen. Bisher wurden in Kärnten nur an zwei Orten solche Kelte gefunden, nämlich in Gurnitz und in St. Daniel im Möllthale. Als ich mit Dr. v. Vest zur Besichtigung der Oertlichkeit nach Osterwitz kam, war das Loch verschüttet und der Gartenzaun fertig; aber ich erhielt für das Vereinsmuseum zwölf Stück des Fundes zum Geschenke, welches Geschenk der Herr Graf in der Folge noch um zehn Stück vermehrte. Bei meiner Anwesenheit in Osterwitz besichtigte ich auch den sogenannten Hügel der Maultasch. Er liegt am Fusse von Hochosterwitz, ist 4—5 Meter hoch, offenbar von blosser Erdaufschüttung und trägt auf dem Gipfel eine alte steinerne Denksäule. Davon geht die Sage, Margaretha Maultasch hätte einst das Schloss belagert, und, da sie unverrichteter Dinge abziehen müssen, befohlen, dass jeder ihrer Krieger einen Helm voll Erde aufschütte, wodurch dieser Hügel entstanden sei. Nun hat Margaretha Maultasch nachweislich das Schloss Osterwitz nie belagert und die Aufschüttung des Hügels durch ihre Krieger ist eine Fabel. Dessenungeachtet könnte die Sage von der Aufschüttung des Hügels durch Krieger doch eine Bedeutung haben, u. zw. durch prähistorische Krieger, umsomehr, als der Hügel nicht rund, sondern fünfeckig. wie die Steinringe in Frögg, ist. Ich habe daher die

Erlaubniss zur Durchgrabung des Hügels erwirkt und beabsichtige diese Untersuchung ehestens vorzunehmen.

Die im Monate Mai hierauf eingetretene Regenzeit hinderte jedes Unternehmen. Erst im Juni konnten wieder Ausgrabungen vorgenommen werden. Zuerst kam es zur Untersuchung der im vorigen Herbste vom Pfarrer Bauer am Lamprechtskogel entdeckten vier Gräber. Der Lamprechtskogel liegt am südlichen Abhange des Diexer Berges und trug einst, wie dort gefundene Inschriften besagen, einen Tempel des Jupiter Dolichenos. Die Gräber liegen am nordwestlichen Abhange des Berges, etwa 80 Schritte über der Thalsohle, der Länge nach von Süd nach Nord aneinandergereiht; drei derselben waren aus Steinplatten zusammengefügt und mit Platten bedeckt. Das vierte war ein Brandgrab. Erstere enthielten Skelette, letzteres Knochenreste und Urnenscherben der ältesten Art. Es lag nahe, dass noch mehrere solche Gräber vorkommen dürften, umsomehr, als nach Angabe der Dorfbewohner im Südwesten des Feldes schon wiederholt menschliche Knochen gefunden worden waren.

Dies zu erforschen, wurde der Vereinsdiener Kaiser entsendet. Zunächst wurden die bereits aufgedeckten Gräber näher untersucht. Da zeigte sich denn, dass die drei Steingräber mit sehr kalkreichem Mörtel gemauert waren. In einer der Seitenmauern fand sich das Stück eines römischen Meilensteines, wahrscheinlich aus Trajan's Zeit. Das Brandgrab aber enthielt nebst starken Kohlenresten Stücke braungebrannten Lehms, menschliche Knochenreste, Topfscherben und ein 20 Centimeter langes Thierhorn, nebst einem Thierzahn.

Bei der Durchwühlung des tiefer gelegenen Terrains gegen Westen kamen Knochenreste und Bruchstücke eines menschlichen Schädels zum Vorscheine. Oestlich, nämlich bergauf, musste die Steinmauer durchbrochen werden. Da fanden sich Brandspuren, braune Thonscherben, ein Spinnwirtl, darunter aber auch ein Stückchen eines Gefässes rother Siegelerde. Gegen Süden und Norden hatten die Gräber keine weitere Fortsetzung. Auch die Aufgrabung des Bodens 24 m nördlich von den Gräbern zeigte keine solchen Vorkommnisse; vielmehr hatte es den Anschein, als ob eine Abrutschung des Berges hier Alles mit Schutt bedeckt hätte. Die Steingräber aber scheinen späteren Ursprungs und in ein älteres Gräberfeld hineingebaut zu sein. Weitere Aufgrabungen mussten, nachdem die disponiblen Fonds erschöpft waren, aufgegeben werden.

Unmittelbar von dort wurde der Vereinsdiener zur Durchforschung der von mir eben erwähnten Grabhügel am Katharinenberge bei Tscherberg nächst Bleiburg entsendet. Es waren drei Hügel, welche in einem stumpfen Winkel von Osten gegen Westen je 20 Schritte von einander entfernt lagen.

Der östlichste, kleinste derselben mass 10 m im Durchmesser, 1·30 m Höhe und wurde mittelst eines horizontalen Einschnittes geöffnet. Er bestand, sowie auch die beiden anderen, aus blosser Erdaufschüttung. In der Mitte lag eine pechschwarze, etwa handbreit starke, übelriechende Brandmasse von nahezu 2 m Ausdehnung, welche so feucht war, dass sie bei der Arbeit zerrann; darin kamen Urnenreste und Stückchen von zersetztem Eisen und Bronze vor. Der Boden unterhalb dieser Schichte war wieder hart und trocken.

Der zweite mittlere Hügel war etwas grösser und schien ganz unversehrt zu sein. In der Mitte am Grunde befand sich ein Häufchen Asche mit Bronze- und Eisenresten, Knochen- und Holzsplittern. Darunter aber auch ein zusammengeknitterter Golddraht von 6 gr Schwere. Bei sorgfältiger Hinwegräumung dieser Gegenstände zeigte sich unter denselben eine im Grunde aus Lehm geformte runde und flache Scheibe von 70 cm Durchmesser, deren Stand durch eine Vertiefung im Boden markirt war.

Der dritte grösste Hügel war offenbar von der Seite schon geöffnet worden, doch enthielt er Brandasche und namentlich braungebrannte Lehmstücke wie in den Gräbern am Lamprechtskogel und an der Ostseite zwei zerbrochene Urnen, welche theilweise wieder zusammengefügt werden konnten.

Zu gleicher Zeit, als diese Ausgrabungen geschahen, wurde ich durch Herrn Tschauko, Lehrer im Rosenthale, zur Besichtigung eines römischen Inschriftsteines aufgefordert, welcher sich auf der Höhe des Loiblpasses im Walde gefunden hatte. Das Vorkommen dieses an sich werthlosen Steines, es ist nichts mehr zu lesen als der Name «Gavilius», war insoferne von höchstem Interesse, als er von einem Felsen heruntergeglitten zu sein schien, über welchen ein alter Saumweg geht, der für eine Römerstrasse gilt. Es ist also die Richtigkeit dieser Annahme neuerdings bestätigt; denn, wie wäre sonst der Römerstein in diese Höhe hinaufgekommen? Diese Römerstrasse ging, wie eine fortgesetzte Reihe von Funden zeigt, über Ferlach, Maria Rain, Waidmannsdorf, Klagenfurt, Zigguln nach Zollfeld.

Bei meinem hierauf Mitte Juni genommenen Aufenthalte im Warmbade Villach unternahm ich noch zwei Ausgrabungen. Die eine galt den Grabhügeln auf dem Kanzianiberge bei Mallestig in der Nähe des Schlosses Finkenstein. Ich hatte dort schon im Frühjahre 1884 in Gemeinschaft mit Herrn Ingenieur Lob drei Hügel geöffnet, welche man im Volke für Türkengräber hielt. Allein sie enthielten nichts als regellose Steinmassen. Es war aber anzunehmen, dass sie schon wiederholt durchwühlt worden waren und dass die übrigen Hügel, deren noch viele im nahen Walde liegen, besseren Erfolg versprächen. Ich liess denn auch einen grossen, mit Bäumen bewachsenen Hügel durch einen in der Ebene des Waldbodens geführten horizontalen Einschnitt von circa 2 m Breite öffnen. Erst nachdem die Arbeiter 3 m weit vorgedrungen waren und nichts als sandigen Boden aufgeworfen hatten, gelangten sie an den ganz gut erhaltenen Steinring, der meterhoch aufgebaut und in seinem Innern 5 Schichten gut zusammengefügter schwerer Bruchsteine enthielt. Hier lag also offenbar ein sorgfältig und mit grossem Aufwande an Arbeit hergestelltes Grab vor. Die Steinschichten wurden von oben herab successive abgehoben. Erst unter der vorletzten Schichte fanden sich Spuren von Kohle, ein Stückchen eines ganz zersetzten Bronzekessels und eine Bronzefibula, welche Spuren starken Feuers zeigt. Von Urnenscheiben war nichts zu finden. Ich beabsichtige im Herbste die Ausgrabungen fortzusetzen.

Die Erscheinung, dass der Grabhügel am Kanzianiberge fünf Schichten Bruchsteine enthielt, fand ich bei einigen Gräbern auf der Napoleonshöhe beim Warmbade Villach, wo ich 8 Gräber öffnen liess, wiederholt. Es gibt dort eben mehr Steine als Erde.

Auf der Napoleonshöhe sind zwei Grabfelder, ein südliches und ein nördliches, welche durch einen Zwischenraum von 400 Schritten von einander getrennt sind. Auf dem westlichen Theile des nördlichen Gräberfeldes steht die Militärschiessstätte und noch westlicher breitet sich der sogenannte Napoleonsgarten aus, ein geebneter Platz zwischen Felsen, der einstens gewiss ebenfalls mit Gräbern bedeckt war, die aber planirt wurden. Ich fand am Rande desselben einen noch ziemlich gut erhaltenen Tumulus, den ich öffnen liess. Er enthielt keinen Steinring, sondern nur einige sehr gewaltige Bruchsteine in der Mitte, auf welchen die Brandreste und Beigaben ursprünglich lagen. Ich fand nur mehr Urnenscherben und Kohle. Erst beim Zuwerfen fand sich noch ein Stück einer Bronzekette und eines Lederbeschläges.

Am Abhange der Napoleonshöhe gegen Norden endlich sieht man auf halber Höhe ebenfalls eine Reihe von Hügeln, welche durch einen meterbreiten Weg oder Damm mit einander verbunden sind. Ich liess zwei derselben durchgraben, sie enthielten aber nichts als Erde und Schotter und scheinen gar keine Gräber, sondern nur Erdwerke zu sein.

Soweit reichen meine bisherigen prähistorischen Forschungen in Kärnten. Hiernach gibt es vier Gräberfelder hierzulande: nämlich in Frögg, Tscherberg, auf der Napoleonshöhe und auf dem Kanzianiberge. Wahrscheinlich war auch am Fusse des Lamprechtskogels ein solches Gräberfeld und werden sich noch mehrere andere finden. Ob nur Mittel- und Unterkärnten prähistorische Ansiedlungen hatten, ist hiemit freilich nicht erwiesen; doch sind auch in diesem Sommer nur in diesem Gebiete prähistorische Funde vorgekommen, während das Lavantthal und Oberkärnten nichts dergleichen lieferten. Ich werde daher fortfahren, in dieser Richtung zu forschen und zunächst die Grenzen dieses Fundgebietes möglichst festzustellen; vor Allem aber ist es mein sehnlichster Wunsch, dass die in unserem Programme für Freitag projectirten Ausgrabungen vom Wetter begünstigt und recht ergiebig sein möchten.

8. Vortrag des Herrn Custos **Carl Deschmann** aus Laibach:

Ueber die neuesten prähistorischen Funde in Krain [1]).

Hochgeehrte Versammlung! Ich habe die Ehre, Ihnen einige Mittheilungen über die neuesten prähistorischen, der sogenannten La-Tène-Periode angehörigen Funde, welche im Laufe des heurigen Frühjahres in Krain gemacht wurden, zu machen. Wollen Sie entschuldigen, dass ich diesen meinen Vortrag nicht mit einem reichlicheren Materiale an Demonstrationen ausstatten kann, indem ich bei meiner Abreise von Laibach gar nicht die Absicht hatte, in dieser Versammlung über irgend einen Gegenstand zu sprechen; sondern nur nebenbei einige Objecte mitnahm, um sie meinen Freunden auf dem Gebiete der Prähistorie zur Ansicht vorzuweisen. Wollen Sie daher mit den Mangelhaften und Rhapsodischen, was ich in Folge der hier an mich ergangenen Aufforderung der sehr geehrten Geschäftsleitung Ihnen bieten kann, sich zufriedenstellen.

Die jüngere Bronzezeit, welche in den Alpenländern Oesterreichs in so ausgezeichneter Weise vertreten ist, hat nach einem der bedeutendsten Culturcentren, nämlich nach dem Orte Hallstatt, dessen Gräberfelde durch Baron Sacken's Schilderungen eine so eingehende Beurtheilung zu Theil geworden ist, den Namen der Hallstätter Periode erhalten, welcher Name auch in den wissenschaftlichen Werken fremder Nationen allgemein sich eingebürgert hat. Wenn man nun das Inventar der Hallstätter Periode sorgfältig prüft, und namentlich die aus dieser Periode stammenden Waffen, welche meist schon aus Eisen angefertigt sind, mit den Schilderungen vergleicht, welche römische Schriftsteller von der Bewaffnung der Völker entwerfen, mit denen die Römer bei ihrem Auftreten in unserem Lande in Berührung gekommen sind, so zeigt es sich, dass die Waffen der Hallstätter Periode mit den Schilderungen, welche uns die römischen Schriftsteller von der Bewaffnung der norischen und illyrischen Völker gegeben, nicht übereinstimmen. Es ist nämlich nur das kurzgriffige Schwert von geringer Länge in den sogenannten Keltengräbern vorgefunden worden, während nach jenen Angaben bei den Bewohnern jener Länder lange eiserne Schwerter mit langem Griff in Gebrauch gewesen sind; daher man mit Fug annehmen konnte, dass noch eine Zwischenperiode existiren müsse, in welcher besonders das Eisen zu einer vollkommeneren Bearbeitung gelangte, als dies in der Hallstätter Periode der Fall war.

Es war daher eine epochemachende Entdeckung, als im Jahre 1858, wenn ich nicht irre, bei Marin an dem Ufer des Neuenburgersee's an einer Localität, welche La Tène heisst, eine Menge von eisernen Schwertern und von sonstigen eisernen Ausrüstungs- und Schmuckgegenständen gefunden wurde, welche in ihrem Charakter durchgehends von den Gegenständen der Hallstätter Periode abweichen. Den Herren ist die treffliche Bearbeitung dieser Funde durch den berühmten Keller bekannt, welche er in den Schriften der Züricher antiquarischen Gesellschaft veröffentlicht hat. Als sodann durch Napoleon die Durchforschung der gallischen Befestigungen bei Alesia eingeleitet wurde, kamen dort die nämlichen Schwerter und Ausrüstungsgegenstände zum Vorschein, welche im Neuenburgersee gefunden worden waren.

Durch diese Funde ist ein bedeutendes Materiale zur Charakteristik jener der Römerzeit unmittelbar vorhergegangenen Eisenperiode zu Stande gekommen, welche Periode nach der Localität La-Tène nun allgemein die La-Tène-Periode genannt wird und als solche auch in der wissenschaftlichen Welt Eingang gefunden hat. Mit dem Studium derselben hat sich eingehend Hildebrandt

[1]) Mit Demonstrationen.

befasst, desgleichen UNDSET in seinen Werke: „Das erste Auftreten des Eisens in Europa." Auch in unseren Alpenländern war zu erwarten, dass die La-Tène-Periode daselbst vertreten sein wird. Als ich gestern flüchtig die Sammlung des Kärntner Geschichtsvereines durchsah, so fielen mir eine Fibel, ein Schwert und eine Lanze auf, welche dieser Periode angehören.

In Krain wurde vor einigen Jahren ein Bronzehelm bei Weisskirchen aufgefunden, der mit Backenklappen versehen ist; in der Nähe desselben fand sich eine Fibel in einer Form vor, welche bishin in Krain in den Gräbern der Hallstätter Periode nicht vorgekommen war. Auch sie ist eine sogenannte La-Tène-Fibel. Es wurde schon damals die Vermuthung ausgesprochen, dass auch jener Bronzehelm der La-Tène-Periode angehöre; ein Fachmann, der sich mit dessen Studium beschäftigte, hat jenen Helm als einen gallischen Helm bezeichnet.

Zur Charakteristik dieser Periode sei noch Folgendes angeführt. Ich weise Ihnen ein zusammengebogenes gallisches Schwert aus den Gräbern von Nassenfuss vor, welches in seiner Form und Ausarbeitung vollkommen mit den Schwertern übereinstimmt, welche am Neuenburgersee und in Frankreich gefunden wurden. Das gallische Schwert unterscheidet sich vom keltischen Schwert der Hallstätter Periode durch einen viel längeren Griff. Das Querstück zwischen Griff und Klinge ist schwach in die Höhe geschweift und es entspricht dieser Ausbiegung eine dazu passende Erhöhung in dem Scheidenrande. Die Schwertscheide ist sehr zierlich mit einer Randeinfassung umgeben, welche an dem unteren Ende durchbrochen ist. Die Länge ist gegen 1 m und hat das Schwert an beiden Seiten parallele Schneiden. Das untere Ende ist nicht spitz, sondern stumpf abgerundet. Es dürfte dieses Schwert mehr eine Hauwaffe als eine Stichwaffe gewesen sein. Ebenso unterscheiden sich die Lanzenspitzen aus dieser Periode. Sie sind auch lanzettförmig wie in der Hallstätter Periode, nur ist die Platte breiter; sie verschmälert sich in einen dünneren Stiel, welcher in die meist lange Dülle zuläuft. Charakteristisch für diese Periode ist die eigenthümliche Form der Fibeln. Während die Fibeln aus der Hallstätter Periode an ihrem Fussende in ein einfaches Stück auslaufen, welches eine Nuthe zur Aufnahme der Nadel trägt, so besteht das Charakteristische aller La-Tène-Fibeln darin, dass das Fussstück am unteren Ende wieder hinaufgekrümmt und mit dem Mittelstück verbunden ist. Diese Hinaufkrümmung des unteren Fussstückes bildet eben den Charakter der La-Tène-Fibel und mögen Sie nun was immer für eine Fibel aus einer früheren Periode ansehen, so werden Sie nirgends diesen Typus finden, erst in der La-Tène-Periode wird er vorherrschend. Auch wird nun das Eisen viel häufiger zum Schmucke verwendet.

Ein viertes charakteristisches Merkmal unter den Fundstücken der La-Tène-Periode sind die eigenthümlichen, aus Schalen bestehenden Armbänder, wovon ich hier ein restaurirtes, früher zerbrochenes Stück vorweise. Solche halbkugelige, schalenförmige Glieder an Armbändern kommen in früheren Perioden nicht vor, sie sind aneinander gegossen, und behufs ihres festeren Zusammenhanges befindet sich im Innern noch eine Spange, welche dieselben hält, angebracht, und eine sehr sinnreiche Vorrichtung, wodurch das Armband geöffnet und wieder geschlossen werden kann, nachdem es an den Arm angelegt worden ist.

Es war für mich eine ausserordentliche Ueberraschung, als ich bei den heuer vom krainerischen Landesmuseum veranlassten Nachgrabungen bei **Nassenfuss** in Unterkrain Gelegenheit hatte, eine Gräberstätte aus der La-Tène-Periode ober den Dörfern Slepschek und Heiligenkreutz zu constatiren, und zwar unmittelbar anschliessend an eine ausgedehnte, mehrere Joch umfassende Gräberstätte aus der Hallstätter Periode. Wir hatten in dieser letzteren etliche 400 Gräber mit ziemlich reichen Funden aufgedeckt, sowohl Skelett- als auch Brandgräber, und zwar letztere theils mit, theils ohne Urnen, wo in die Aushöhlung des Bodens blos Asche sammt den Knochenresten geschüttet worden war und darüber eine Platte sich befand.

Wir hatten jenes grosse, der Hallstätter Periode angehörige Gräberfeld beinahe ganz ausgebeutet, als wir an dem über diesen Gräbern befindlichen Hügelrücken weitere Nachgrabungsversuche machten, da überraschte uns plötzlich die eigenthümliche Art und Weise der Bestattung, welche von Allem, was wir bisher in Krain gesehen hatten, vollkommen abwich. Es waren keine Skelette vorhanden, sondern zerstreut in grösseren oder geringeren Entfernungen in dem Boden, und zwar in dem bröckligen Dolomitfels ausgehöhlte, cylindrische Gräber, beiläufig $^1/_2$ m tief und im Durchmesser circa 25 cm. Im Ganzen waren deren etliche zwanzig. Am Grunde derselben befanden sich die weissen Knochen, welche aus dem Leichenbrande eigens ausgeklaubt zu sein schienen, ohne irgend eine Beigabe von Kohlen, nur mit Dolomitsand überschüttet. In diesen Gräbern oder vielmehr Löchern steckten die doppelt zusammengebogenen Schwerter und nebstdem bei einzelnen auch noch Lanzen, von denen einige ganz umgebogen waren, andere aber eine schwache Krümmung hatten, ferner Schildhalter, grosse Messer, Aexte mit horizontalem Schaftloch u. a. m.

Dort, wo Frauengräber waren, fand man schalenförmige, gegliederte Armringe, jedoch alle waren zerbrochen, ferner Fragmente von Bronzefibeln, jedoch auch einzelne ganze Eisen- und Bronzefibeln, einen Glasring, Reste von gläsernen Armbändern.

Ich bin in der Lage, Ihnen hier eine elegante kleine Bronzefibel zu zeigen, bei welcher der Bügel mit einer schönen Kugel verziert ist.

Eine andere Form der Fibeln ist diese, wo eine medaillonartige Platte am Bügel sich befindet, in welcher der Bronzedraht in mannigfaltigen Windungen eine hübsche Rosette bildet.

An einer anderen nicht weit von Heiligenkreutz gelegenen Begräbnissstätte ober Ostroschnik wurden Ohrgehänge von einer Form gefunden, welche von den bisherigen ganz abweichen und auch der La-Tène-Periode angehören dürften. Die Ohrgehänge sind aus feinem Bronzedraht gearbeitet, ich habe eine solche Form noch in keinem wissenschaftlichen Werke über die Funde der Hallstätter Periode erwähnt gefunden.

Es thut mir leid, dass ich Ihnen keines davon vorweisen kann.

Noch etwas Charakteristisches muss ich erwähnen. Es kamen in jenen Gräberlöchern auch vorzüglich erhaltene eiserne Ketten vor, die an dem einen Ende mit einem grossen Ringe, am anderen Ende aber mit einem langen Endglied, an der kurzen Krümmung ein Knöpfchen tragend, versehen sind. Das Eisen ist sehr gut erhalten, während es in unseren Hügelgräbern von Rost so zerfressen ist, dass man von der feineren Bearbeitung desselben und auf welche Weise diese stattgefunden hat, nichts mehr wahrnimmt.

Diese vorgewiesenen Schwerter sind, wie gesagt, identisch mit den »gallischen Schwertern« der Westschweiz und Frankreichs. Sie stimmen vollkommen überein mit den Beschreibungen, wie wir sie im Livius und Diodor von Sicilien lesen. Das Eigenthümliche ist nun das, dass Diodor anführt, die Gallier hätten ihre Schwerter an der rechten Seite an einer Kette hängend getragen; die in unseren Gräbern gefundenen Ketten sind als das Wehrgehänge dieser Schwerter anzusprechen.

Eine zweite der La-Tène-Periode angehörige Begräbnissstätte wurde heuer im Hochsommer im Seisenberger Gerichtsbezirke bei dem Dorfe Wallitschendorf, knapp neben den dortigen römischen Gräbern aufgedeckt. Auch dort kamen gallische Schwerter, Lanzenspitzen, riesige Messer, Aexte mit horizontalem Schaftloch vor. Das schönste Fundstück daselbst war ein vorzüglich erhaltener gegliederter Bronzegürtel mit einem schön gearbeiteten Pferdekopf als Haken des einen Endgliedes.

Es wird uns möglich sein, nachdem diese Gräberstätten, wie ich bemerkt habe, völlig geschieden sind von den Gräberstätten der älteren Hallstätter Periode, ein vollständiges Inventar der La-Tène-Periode in unserem Lande zusammenzustellen, sowie auch solche Funde von räthselhafter Herkunft, welche in die Hallstätter Periode nicht passen, zu determiniren; es ist uns bereits gelungen, einige absonderliche Gegenstände, welche aus Krain von verschiedenen, theils bekannten, theils unbekannten Localitäten herrühren, als der La-Tène-Periode zugehörig zu constatiren. Dies gilt auch von den Funden in St. Michel nächst Adelsberg; in der Sammlung des Fürsten Windischgrätz finden sich einige schöne eiserne Aexte von dort aus der La-Tène-Periode ausgestellt, es soll das Vorkommen dieser Gegenstände in den cylindrischen Gräbern ein ganz ähnliches sein, wie es bei Nassenfuss der Fall gewesen ist.

Auffallend nur ist es, dass in den Gräbern der La-Tène-Periode von Bernstein, welcher sonst in Krain sehr häufig ist, bisher sich nichts vorgefunden hat, und nachdem Herr Baron Hauser früher erwähnt hat, dass in Kärnten der Bernsteinschmuck ein sehr seltener ist, so erlaube ich mir zu bemerken, dass er bei uns in Krain in den Gräbern aus der Bronzezeit oder der Hallstätter Periode ein ungemein häufiger ist. In der vorigen Woche habe ich von einem Arbeiter, der ein Celtengrab in Unterkrain aufgedeckt hatte, eine grosse Partie von Bernsteinperlen, mindestens einen Hut voll, erhalten. Ich weise hier einige derselben vor, fast von der Grösse kleiner Erdäpfelknollen. Uebrigens muss ich bemerken, dass nach den Mittheilungen unseres Collegen Ljubič aus Agram in Croatien Bernsteinschmuck sehr häufig ist, u. zw. noch grössere Perlen, als sie in Krain gefunden werden.

Mit diesen Mittheilungen schliesse ich den Vortrag und ersuche die geehrte Gesellschaft, die mitgebrachten Gegenstände in Augenschein zu nehmen. Ich erlaube mir noch eine Fibel vorzuweisen, ebenfalls aus dem Gräberfelde von Nassenfuss, und zwar nicht weit entfernt von jenem der La-Tène-Periode, welche jedoch offenbar der früheren Hallstätter Periode angehört, aus einem Frauengrabe herrührend, in welchem die Reste einer ganz vermorschten Bekleidung gefunden wurden, nebst Tausenden von Bronzenägeln, welche den angenähten Schmuck des Kleides gebildet zu haben scheinen, unter demselben lag diese Bronzefibel von Riesengrösse mit dem reichen Kettenbehänge, ein wahres Cabinetsstück, sie gehört der Form der Nachenfibeln an. Ausserdem kamen in diesem Frauengrabe auch Ohrgehänge und viele kleinere Nachenfibeln aus Bronze vor.

Die Anzahl der ober Heiligenkreutz nächst Nassenfuss und in Wallitscherndorf ausgegrabenen Objecte der La-Tène-Periode beläuft sich auf mehr als ein halbes Hundert mitunter vorzüglich erhaltener Waffen, Ausrüstungs- und Schmuckgegenstände, darunter etliche acht Eisenschwerter, von denen die Mehrzahl verbogen ist.

9. Vortrag des Herrn Prof. Dr. **Alfons Müllner** aus Linz:

Ueber prähistorische Bauwerke in Oberösterreich.

Ich werde mir erlauben, einiges über Untersuchungen mitzutheilen, welche in jüngster Zeit in Oberösterreich auf prähistorischem Gebiete vorgenommen wurden. Wenn bisher in dieser Richtung von Oberösterreich die Rede war, so war es hauptsächlich Hallstatt, die berühmte prähistorische Fundstätte, welche das Materiale lieferte.

Wie ein strahlendes Gestirn steht Hallstatt vor uns, geeignet, alles Uebrige, minder Hervorragende zu überstrahlen und zu verdunkeln. Dies war vielleicht der Grund, weshalb die übrigen reichlich im Lande vorhandenen Objecte eine geringere Beachtung fanden.

Die Fundstätten, von welchen ich hier berichten will, befinden sich auf einem Terrain, welches den äussersten nordwestlichen Winkel des alten römischen Noricums bildete. (Redner bespricht dasselbe an der Hand der Peutinger'schen Tafel und der Itinerarien und macht auf die wichtigsten antiken Ortschaften der Gegend aufmerksam.)

Ich beginne meine Schilderung mit jenen Punkten, welche am rechten Donauufer liegen und welche entweder Ringwälle oder kegelförmige Aufschüttungen mit Ringwällen oder einfache Gräber sind.

Das Terrain ist entweder Granit, wie z. B. der Kürnberg, oder es ist schwerer fruchtbarer Lehmboden, wie im kornreichen Innviertel. Dieses ist ein wellenförmiges Stück Land, dessen tiefere Schichten an manchen Stellen von einem Sandgesteine gebildet werden, welches jedoch so beschaffen ist, dass man in dasselbe

mit grosser Leichtigkeit Einschnitte machen und Gänge graben, ja abgebröckelte Stücke sogar mit den Fingern zu Sand zerdrücken kann. Nichtsdestoweniger gestattet aber dieser lockere Sandstein dauerhafte Aushöhlungen und man gewinnt, wo er auftritt, mit grosser Leichtigkeit einen sehr guten Sand und zugleich die trefflichsten Kellerräume.

In dieses Terrain haben sich in der Vorzeit, als noch Urwälder das Land bedeckten, zahlreiche Wasseradern eingeschnitten und ein Gewirre von Hügeln und Hügelketten geschaffen. Heute, wo die Wälder gelichtet sind, sind die Bäche meist verschwunden und nur bei heftigen Regengüssen oder bei Schneeschmelze rieselt noch ein dünner Wasserstrahl durch die alten Gerinne. Die so entstandenen Hügel sind es, welche die merkwürdigen Erdaufwürfe tragen, und zwar zumeist vorgeschobene Punkte, welche weit hinaus in's Land Aussicht gestatten.

Im Volksmunde selbst haben die prähistorischen Bauten ganz bestimmte Namen, so dass man aus dem Vorkommen des Namens auch schon auf ein archäologisches Object schliessen kann. Solche Namen sind: Burgstall, Burgschloss oder Gschloss. Buchberg dialektarisch für Burgberg, Kirchberg, Brandstatt. Letzterer Name sowie Schanz, Mauer, Stein, Steined, Oed, und Strass mit seinen Zusammensetzungen sind theils für prähistorische, meist aber für römische Ueberbleibsel im Gebrauche [1]). Beachtenswerth sind ferner die mit Teufel zusammengesetzten Localnamen als Teufelsberg, Teufelsmauer, sowie die mit „Jungfer« combinirten, z. B. Jungfernstein.

Ich übergehe nun zunächst zu **den Burgwällen.**

Ich erlaube mir hier zwei solche Werke vorzuführen. (Redner beschreibt nun die bei seinen Planaufnahmen angewandte Methode.)

1. Der Burgwall am Kürnberge.

Diese Burgwall, welcher den höchsten, 525 m über dem Meere gelegenen Punkt des zwischen Linz und Wilhering gelegenen Bergrückens bekrönt, heisst im Volksmundee die »Burg«. Derselbe hat schon eine Geschichte.

Der ganze Bergrücken, vulgo Kürnberger Wald, besteht aus Granit und ist im Norden von der Donau begränzt, im Süden und Osten verflacht er in die Traunebene, im Westen schneidet ihn das Mühlbachthal von den gegen Everding sich hinziehenden Hügelcomplexen.

Der Umfang des den höchsten Punkt bekrönenden Walls beträgt bei 1000 m. Er ist heute an der Basis circa 20 m und oben bei 4 m breit. Vom Eingange bei *a* Fig. 18 [1]) zieht er sich im Bogen gegen O. gut 100 m hin, dann wendet er sich südöstlich gut 200 m bis zu einer thurmartigen Bastion *b*, von hier abermals etwa 90 m nach S. bis zur Thoröffnung *c* — dem sogenannten rothen Thore —; von hier noch 50 m in südlicher Richtung, wo abermals ein Thurm *d* die Wallecke verstärkt.

Von diesem Thurme geht es abermals circa 80 m gegen W. schnurgerade nach einem dritten Thurme *e*. Von hier läuft der Wall 120 m in nordwestlicher Richtung bis zur dritten Thoröffnung *f* und von hier zum Eingange *a* wieder 230 m fort.

Der Wall selbst ist aus losen Steinen und Erde aufgeführt, welche mit Scherbentrümmern, Knochenresten von Wild und Kohlen gemischt sind. Auch innerhalb des Walles finden sich allerwärts Scherben von Freihandgefässen der Erde beigemengt. Am Thurme *d* hat

Fig. 18. Maassstab = 1 : 5.000.

schon vor einigen Jahren der Archivar des Stiftes Wilhering, dessen Eigenthum der Kürnberg ist, Herr Bernhard Söllinger, graben lassen und zahlreiche Trümmer von Freihandgefässen und Knochenreste von Hirschwild herausgeschafft. Ich fand bei weiterer Grabung mitten im Walle eine Brandschichte mit zerdrückten Gefässen nebst Rothwildknochen, Kohlenresten etc. Dieser prähistorische Ringwall ist aber auch insoferne merkwürdig geworden, als der grosse Kaiser Maximilian I., welcher hier oft dem Jagdvergnügen oblag, seiner gedenkt.

1518 schreibt darüber der ritterliche Kaiser:

Nota Carnus mons Prope lincium et Weels qui hodie appelatur lingua vernacula Cornperg Vbi est magna fossa

[1]) Herrn Pfarrer J. Lamprecht in Sigharting, welcher sich seit mehr denn dreissig Jahren mit der altrömischen und mittelalterlichen Topographien Oberösterreichs beschäftigt hat, z. B. eine historisch-topographische Matrikel aus den Quellen, darunter vielen ungedruckten, zusammengestellt und die vorkommenden Localnamen in einer grossen Karte eingetragen, ist es gelungen, 12.206 Ortsnamen mit Nachweis der Quellen zusammenzubringen, welche bis in das XII. und XIII. Jahrhundert herab vorkommen! Wahrlich eine der Veröffentlichung werthe Arbeit!

[1]) Vergl. den von Prof. Dr. Fr. Wieser mitgetheilten Plan. Mitth. d. Anthrop. Ges. Bd. XIV. Verhandl. p. 7. (D. Red.)

que circum dat montem opere antiquissimo, et deinde Saxones christiani edificarunt castrum contra hunos paganos in eodem.

Im nämlichen Jahre ersucht der Kaiser den Abt von Wilhering vom Kürnberg 300 Fuhren Steine zum Baue eines Jagdschlosses nach Neubau bei Hörsching führen zu lassen, welches den Namen Neusachsenburg erhielt. Ein noch übriges Kellerstöckl [1]) trägt die folgende Inschrift aus der Maximilianischen Zeit:

SAXENBVRG . BIN . ICH
GENANT . VOR . TAVSNT . IARN
AM . KVRNBERG . WOL . PEKANT.

Der gelehrte Kaiser hielt somit diese alte Befestigung, aus deren Steinen zum Theile das Jagdschloss Neusachsenburg erbaut wurde, für ein tausendjähriges [2]) Werk alter Sachsen gegen die heidnischen Hunnen! Jedenfalls ein Beweis dafür, dass es dem Dichter des Teuerdank nicht in den Sinn gekommen ist, hier die Ruinen einer Ritterburg zu suchen, wie dies später geschah, als man hierher den Sitz des Kürnbergers, des angeblichen Sängers des Nibelungenliedes, versetzte.

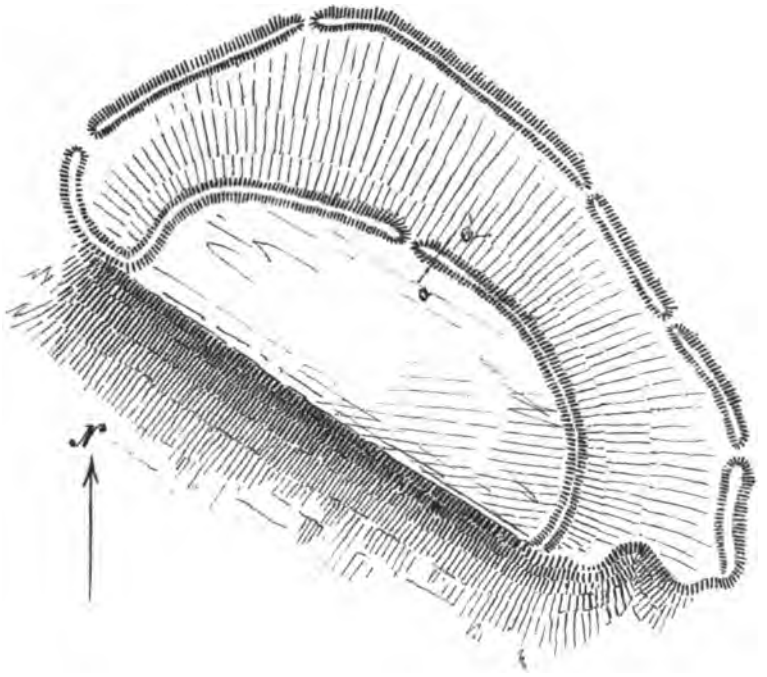


Fig. 19. Maassstab = 1 : 5.000.

2. *Der Burgwall am Luftenberg.*

Dieser Wall krönt den Gipfel des 396 m hohen Luftenberges bei Steieregg; der Berg ragt isolirt gegen die Donau hervor und hat eine weitauslugende Fernsicht.

Etwa einen guten Flintenschuss unter dem Walle steht die Ruine der mittelalterlichen Luftenberger Burg. Sie ist wie der ganze Berg Eigenthum des Grafen Conrad v. Weissenwolf zu Steiereck.

Diese Fortification zeigt einen doppelten Ringwall (siehe Fig. 19), doch sind die Wälle nur gegen N., O. und SO. nothwendig gewesen, die Westseite ist nahezu unersteiglich und sind daher an dieser Seite auch fast keine Wallspuren vorhanden.

Von diesen beiden Wällen ist der äussere an fünf Stellen von Thoröffnungen durchschnitten. Er zeigt dieselbe Construction wie der am Kürnberge und enthält auch Scherben von Freihandgefässen beigemengt. Doch ist er stärker abgetragen als der am Kürnberge. Es ist in Oberösterreich eine alte Erfahrung, dass Ruinen als Steinbrüche für Neubauten mit Vorliebe ausgebeutet wurden und noch werden. Manche alte Schlösser sind so ganz von der Oberfläche rasirt worden. Für die Ausbeutung des Kürnberger Walles haben wir an Kaiser Max selbst einen gleichzeitigen Zeugen, und so wurde auch aus dem Luftenberger Ringwall das Steinmateriale für die Burg Luftenberg und die grossen Meierhöfe derselben gewonnen.

Es war nun zunächst zu constatiren, ob der zweite innere Wall nur eine zufällige Terrainformation oder ein altes Werk von Menschenhand sei. Ich liess denselben daher mit freundlicher Bewilligung des Herrn Grafen am 14. Juli 1885 bei $a\,a'$ durchschneiden, ausserdem wurde bei b eine Grube bis auf den Urboden ausgehoben, bei $a—a'$ fand sich der Wall der Hauptmasse nach aus Erde aufgeschüttet, welcher Rollsteine aus der Donau beigemengt waren. Es waren dies theils Stücke von über Kopfgrösse, bis zu gewöhnlichen Flusskieseln aus reinem Quarz herab. Ferner fand sich in einer Tiefe von 1 m eine Brandstätte von Holzkohlen mit Lehm gemengt. Knochenreste fehlten, wohl aber fand sich Asche mit den Kohlen gemengt.

Bei b liess ich eine Grube von 1 m³ ausheben. Die Decke besteht aus einer 60 cm mächtigen Lehmschichte, welche auf sehr verwittertem bröckeligem Granite aufliegt. Diese Lehmdecke ist reichlich mit Scherben von Freihandgefässen gemengt, so dass bei jedem Spatenstiche der Spaten Scherben durchschnitt.

Uebrigens kann man aus jedem Maulwurfshügel dergleichen Gefässtrümmer auflesen.

Die Gefässtrümmer beider Localitäten zeigen grosse Aehnlichkeit. Es sind grob gearbeitete, mitunter sehr dickrandige Urnenfragmente, theils schwarz, theils rothbraun, theils zweifärbig, die dickeren mit grobem Sande gemengt, die dünnrandigen oft stark mit Glimmerschüppchen durchsetzt. Ein Scherben vom Kürnberg zeigt einen querlaufenden Wulst mit Eindrücken. Auch ein kleiner Henkel kam zu Tage.

Ich übergehe nun zu den kegel- und pyramidenstutzförmigen Aufschüttungen, deren sich im Lande Oberösterreich gar mannigfaltige vorfinden. Sie heissen im Volksmunde meist Burgställe und finden sich vorzüglich im westlichen Theile des Landes, besonders im fruchtbaren und reichen Innviertel vor.

[1]) Das Schloss wurde 1804 auf Abbruch verkauft, daher auch die Inschrift verloren geglaubt war.

[2]) Das wäre circa 500 n. Chr. Da gab es aber noch kaum christliche Franken, geschweige denn Sachsen!

Als Typen dieser Bauten erlaube ich mir Ihnen vorzuführen:

1. Den Burgstall von Polheim.

Wenn man eine Karte von Oberösterreich zur Hand nimmt, so findet man auf manchen beim Dorfe Polheim (etwa 1 Stunde nördlich von der Eisenbahnstation Grieskirchen) die Burgruine Polheim verzeichnet und in historisch-topographischen Werken gilt dieser Burgstall als der Stammsitz derer von Polheim, eines

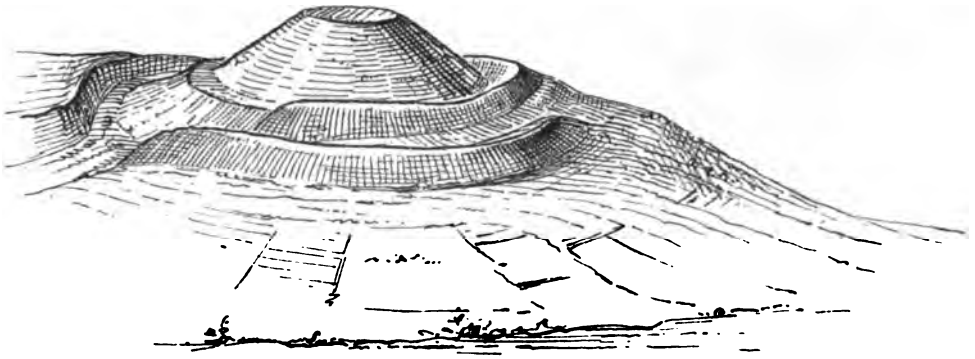


Fig. 20. Burgstall von Polheim. Ostansicht.

adeligen Geschlechtes, dessen schon im 12. Jahrhundert Erwähnung geschieht, und welches nachweisbar in Wels seinen Wohnsitz hatte.

Es wurde somit hier abermals ohne nähere Untersuchung der prähistorische Burgstall zu einer mittelalterlichen Ritterburg gestempelt.

Unser Burgstall liegt an der nördlichen Abdachung eines Hügelzuges, welcher hier aus Diluvialschotter besteht, und ist in folgender Weise hergestellt. Aus dem Hügelvorsprunge wurde zunächst ein Graben ausgehoben, das Materiale aber nach einwärts zu einen Kegelstutze aufgeschüttet, Fig. 20. Um den Kegelstutz läuft eine schmale Terrasse, um dieselbe ein Graben, um welchen sich ein Wall erhebt, welchen gegen Osten hin noch ein zweiter Graben und Wall begleiten.

Die Ausmasse dieses Objectes sind folgende: Das kreisförmige Plateau des Kegelstutzen hat 20 m Durchmesser, also circa 60 m Umfang. Die Seite des Kegelstutzes misst ebenfalls 20 m, der Neigungswinkel derselben beträgt 33°, also so ziemlich den, unter welchem frei rollender Schotter sich anhäuft. Bisher beobachtete ich an den meisten dieser Bauten Neigungswinkel von 30—37°.

Die Wallhöhe beträgt $1^1/_2$ m. Schürfungen am Burgstall ergaben Scherben von der Art derer vom Kürnberge und Luftenberge.

2. Gschloss in der Schnelzen.

Dieses Object, auch Burgstall Waldeck genannt, liegt etwa $^3/_4$ Stunden nördlich von Diersbach, nordöstlich von der Eisenbahnstation Taufkirchen.

Ein romantisches, theilweise waldbedecktes Hügelland, wird von einem rauschenden Bache durchschnitten, es ist der Schnelzenbach, in welchen sich ein kleines Bächlein ergiesst. Ueber dem Zusammenflusse dieser Wasseradern erhebt sich, von ihnen eingeschlossen, ein in die Bachschlucht vorspringender Hügel, welcher unseren Burgstall trägt, Fig. 21 zeigt ihn von der Westseite. Eigenthümlichkeiten dieses Hügels sind die Ovalform seiner Basis, sowie der Umstand, dass ihm an der Südseite drei kleine Tumuli vorgelagert sind. Die Masszahlen an diesem Objecte sind folgende:

Länge des Plateaus 20 m, Breite 12 m, Seitenhöhe an der Nordseite 12 m, an der Südseite 14 m; Böschungswinkel des Kegelstutzes: an der Nordseite 30°, Südseite 40°. Höhe der drei Tumuli 1—$1^1/_2$ m. Auch an diesem Tumulus fanden sich beim Schürfen Scherben von Freihandgefässen. Bemerkenswerth ist die Volkssage, welche zu erzählen weiss, dass im Innern des Burgkegels kostbare Schätze verborgen seien, die von

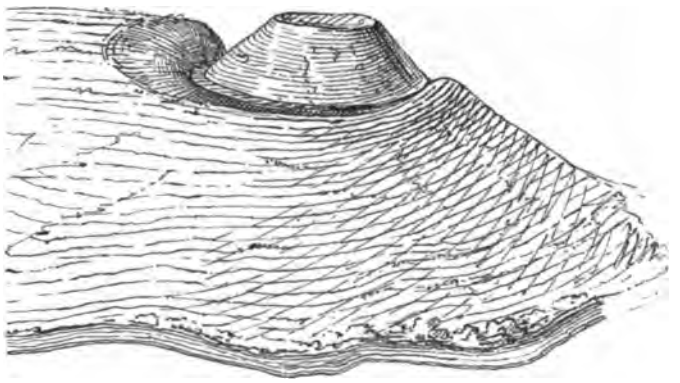


Fig. 21. Gschloss in der Schnelzen. Westansicht.

Zeit zu Zeit ans Sonnenlicht gebracht, aber von goldgekrönten Nattern gehütet würden; beim Herannahen neugieriger Menschen verschwinden die Schätze und statt rothen Goldes findet man nur eitle Kohlen!

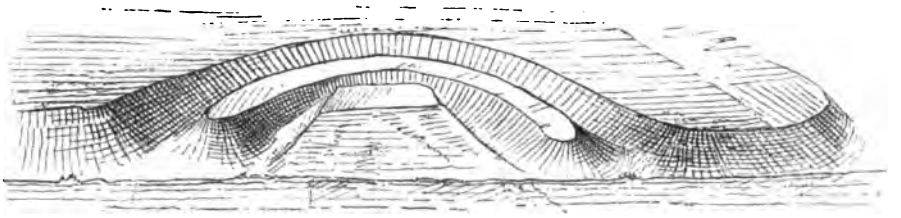
3. Der Burgstall bei Zell an der Pram.

Eine halbe Stunde nördlich von der Eisenbahnstation Riedau liegt der Ort Zell an der Pram. Einige hundert Schritte nördlich davon ragt am rechten Flussufer der Burgstall hervor. Fig. 22 u. 23.

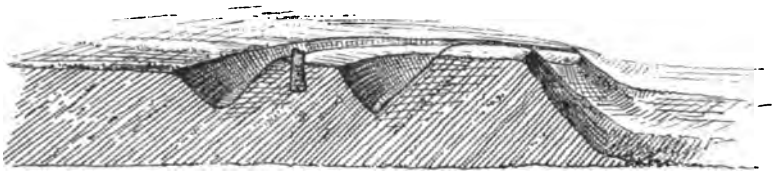
Aus einer vorspringenden Uferlehne ist der Burgstall in Form eines unregelmässigen Pyramidenstutzes herausgeschnitten. Zur besseren Sicherheit ist durch einen zweiten Graben noch ein hufeisenförmiger Wall

hergestellt, welcher den Burgstall umschliesst. Beide Gräben, sowie der Wall laufen gegen das Pramflüsschen offen aus, die obere Fläche des Burgstalles ist trapezförmig von 112 m Umfang bei im Mittel 30 m Länge und Breite. Die Tiefe des innern Grabens beträgt 9 m, die des äusseren 8 m, der Böschungswinkel am Burgstall 38°, der am Walle 34°. Die Breite des Grabens oben 20 m, an der Sohle 2 m, die Walldicke 15 m.

künstlich bearbeitet. Zunächst ist ein nahezu rechteckiger Erdklotz, dessen Längsachse von SO.—NW. verläuft, durch einen Graben von 10 m Tiefe, dessen Böschung 36° beträgt, vom übrigen Terrain abgetrennt. Dieser Erdklotz ist 180—190 m lang und 32—35 m breit. Der ringsum laufende Graben wird im O. und W. durch einen Wall bilden geholfen, welcher den Erdklotz zu beiden Seiten begleitet, gegen NW. fällt das Ganze



Westansicht.



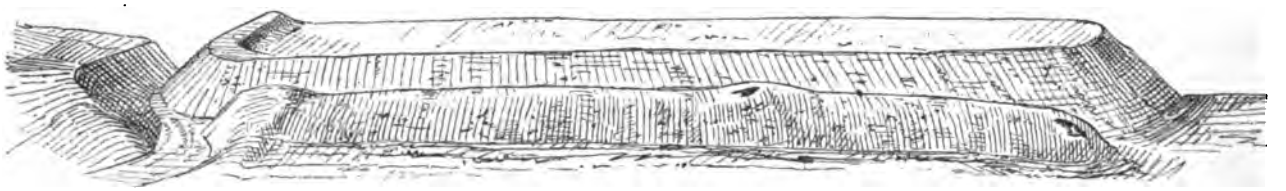
Querschnitt von NO. nach SW.

Fig. 22 und 23. Burgstall bei Zell a. d. Pram.

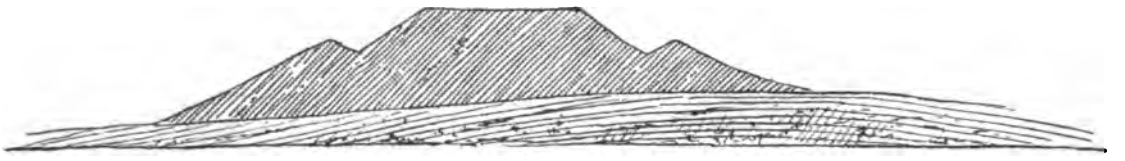
Hinter dem Burgstall steigt sanft das Hügelland an, welches die Pram am rechten Ufer begleitet. Dieser Burgstall war auch im Mittelalter besiedelt, es finden sich auf demselben Reste von Gemäuer und auf dem alten, 15 m dicken Walle ist eine Mauer von 1 m Dicke eingesenkt worden. Von all diesen späteren Mörtelbauten sind nur mehr die Grundfesten in der Erde vorhanden.

steil ab, gegen SO. ist, wie schon erwähnt, das ursprüngliche Terrain jenseits des Grabens.

Die Seitenhöhe der Wälle beträgt äusserlich durchschnittlich 10 m für dem Ostwall und 20 m für den Westwall, 4 m für die Innenseite; das künstliche Plateau erhebt sich mit einer Seitenhöhe von 15 m und 36° Böschung über der Grabensohle.



Ostansicht.



Querschnitt von O. nach W.

Fig. 24 und 25. Schloss bei Pischelsdorf.

4. Das Schloss bei Pischelsdorf.

Dieses Bauwerk zeichnete sich durch ganz besondere Grösse aus. Der aus dem Urterrain herausgeschnittene Erdklotz ist auch hier ein Pyramidalstutz, aber von ganz enormen Dimensionen. Die Construction ist folgende:

Etwa $^1/_4$ Stunde westlich von Pischelsdorf erhebt sich ein sanfter Hügelzug von Süd gegen Nord streichend. Auch hier ist der vorgeschobenste Punkt der Hügelkette

Fig. 24 veranschaulicht das Object von Osten aus gesehen, in Fig. 25 ist ein Querschnitt desselben von W.—O. dargestellt.

Etwa 5 Kilometer östlich von diesem Bauwerke im Thale der Mattig, am linken Ufer dieses Flüsschens, im sogenannten Moos, südlich vom Pfarrorte Uttendorf, befinden sich einige nicht unbedeutende Grabhügel, welche zu verschiedenen Zeiten angegraben wurden;

bei solchen Gelegenheiten wurden diverse Fundstücke, jedoch meist arg vom Roste zerfressen, vorgefunden [1]).

Bis vor Kurzem waren hier noch fünf Hügel von 80—90 m Umfang und 2—3 m Höhe vorhanden.

Drei derselben lagen in einer Linie von O. nach W. quer durchs Thal, ein vierter gegen N., der fünfte etwas tiefer südwärts.

Im Sommer 1885 bewilligte nun der hohe Landesausschuss für Oberösterreich 600 fl. zur Untersuchung dieser Hügel. Es wurden zwei in Angriff genommen, der nördliche und südliche, die drei in der Fronte blieben uneröffnet.

Der nördliche ergab sehr wenig, eine schön ornamentirte, äusserlich mit Graphit geschwärzte Urne, deren eingegrabene Ornamente mit weisser Farbe ausgefüllt waren, nebst Resten eines Bernsteinschmuckes war so ziemlich alles, was der 30 m im Durchmesser messende Hügel enthielt. Die Urne arg zertrümmert, der Bernstein ganz zerfressen; dafür zeigte sich der südliche Hügel umso ergiebiger. Er enthielt offenbar die Reste eines Häuptlings mit den Beigaben: Streitwagen, Lanze, zwei kesselartige Gefässe mit Henkeln aus Bronze, Bronzeschmuck und ein schönes Golddiadem, freilich alles bis auf das edle Metall total zerdrückt und zerfressen. Das nasse »Moos« ist eben in Folge der häufigen Ueberschwemmungen durch die Mattig der Erhaltung sehr ungünstig gewesen. Interessant war die Art der Beisetzung des Helden. Im Centrum des Hügels lag der zerbrochene Goldschmuck, südwestlich davon der zertrümmerte Wagen, rechts davon die Lanze und weiter gegen O. die beiden Bronzekessel nebst Anhängseln aus Bronze, vielleicht Reste eines Pferdeschmuckes, die Asche war darübergestreut und das ganze mit Erde überdeckt, die zum Hügel gethürmt ward.

Des Wagens Brustwehr war aus Holz und mit dünnem Bronzeblech überzogen, am Rande des Wagenkorbes war das Blech zu einem Wulst umgebogen, welcher mit Blei ausgefüllt war. Der Goldschmuck, mit Rauten-, Strich- und Kreisornamenten reich verziert, war aus einem breiten Goldstreifen hergestellt und endet in Knopf und Oese, um ihn zu schliessen. Der Schmuck mag somit um Kopf oder Hals getragen worden sein. Das Gold ist stark silberhältig und wog 72 ℋ.

[1]) J. Lamprecht: Mattighofen, p. 1, Note.

5. *Der Burgstall von Andorf.*

Dieser Burgstall zeichnet sich einerseits durch seine eigenthümliche Form, sowie dadurch aus, dass mit ihm unterirdische Gänge in Verbindung stehen, welche grosse Aehnlichkeit in denen haben, welche P. Lambert Karner als Hauslöcher aus Niederösterreich beschrieben hat.

Der Burgstall erhebt sich auf dem Gipfel eines am rechten Pramufer vorspringenden Hügels, welcher nördlich vom Pfarrdorfe Andorf, der zugleich Eisenbahnstation ist, ansteigt.

Südlich vom Orte erhebt sich das Terrain abermals zu einem Hügelcomplexe, welcher mit dem Burgstallhügel einen gegen Westen offenen Kessel bildet, in welchem die Ortschaft liegt. Fig. 27 zeigt einen Durchschnitt der Gegend von Nord nach Süd, welcher die Lage erläutert.

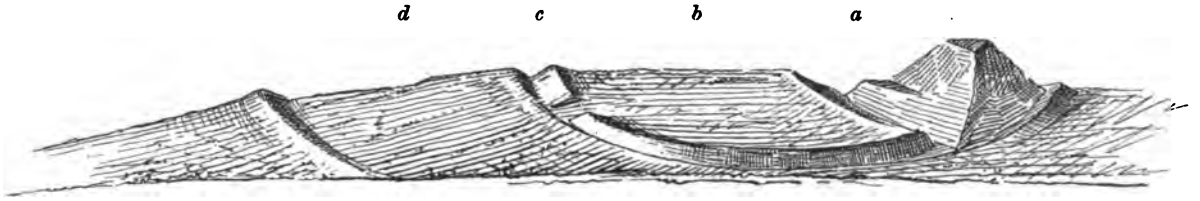


Fig. 26. Burgstall von Andorf. Ostansicht.

Fig. 27. Profil der Gegend von Andorf.

Betrachten wir nun den Burgstall selbst. Den Kern desselben bildet ein dreiseitiger Pyramidalstutz, welcher sich steil unter 40° Böschung aus dem Pramthale erhebt. Nach Osten ist dieser Pyramidalstutz unter 30° 12 m hoch aufgeschüttet, ebenso ist der Abfall gegen Süden hin, wo jedoch, ehe der Conus in den Graben übergeht, eine kleine Terrasse vorgelagert ist.

Die ganze dreiseitige Aufschüttung ist von einem Graben umgeben, welcher ihr gegenüber 10 m hoch unter 35° aufsteigt. Fig. 26 *a*. Jenseits des Grabens ist ein Plateau *b*, welches gegen Westen steil zur Pram abfällt, gegen Süden und Osten hin aber durch einen zweiten Graben umschlossen wird, welcher 160 m lang ist und in den erstgenannten Graben im Osten des Burgstallhügels mündet *cc'*. Innerhalb des Grabens bemerkt man einen Wall. Dieser zweite Wall und Graben sind an der Westseite 48 m vom ersten Graben entfernt. Nun

folgt abermals ein grösserer Aussenraum *d*, 44 m, vom zweiten Graben *c* aus gemessen, breit. Dieser Raum war ebenfalls von Wall und Graben umschlossen, doch sind beide jetzt schon seit etwa 40 Jahren verschwunden, da an dieser Stelle Aecker angelegt wurden.

Der Boden von Andorf und die umliegenden Hügel bestehen nur aus jenem oben besprochenen Sandsteine, in welchen sich mit geringer Mühe Gänge, Keller u. dgl. schneiden lassen. In der That fanden sich auch Spuren solcher antiker Gänge in der Gegend vor. Ein solcher Gang verläuft vom Burgstallkegel weg unter der Thalsohle zum gegenüberliegenden Hügel in NS.-Richtung (*gg* auf Fig. 27). Bei verschiedenen Anlässen, als Erdarbeiten, Grundfestaushebungen etc. stiess man auf Partien dieses Ganges, 1868 fiel in Folge längeren Regenwetters mitten am Platze in Andorf, hart hinter

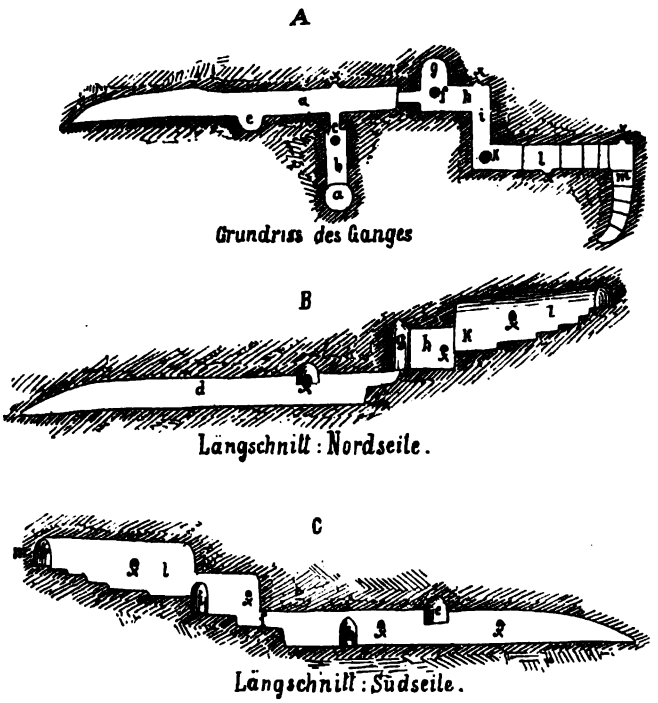


Fig. 28.

dem Presbyterium der Kirche, sogar ein Theil des Ganges ein. (*h* auf Fig. 27.)

Ich lasse nun Herrn Pfarrer Lamprecht, welcher diesen Gegenstand mit viel Sachkenntniss untersucht hatte, selbst sprechen. In seinen mir gütigst mitgetheilten »Archäologischen Streifzügen durchs untere Innviertel« schreibt er darüber wie folgt:

„Die Höhe dieses Ganges war nach verschiedenen Stellen verschieden, sie variirte von $2^1/_2$—5′, die Breite war $2^1/_2$′, so dass die passirenden Personen bald kriechen, bald gebückt gehen mussten; in gewissen Intervallen waren Nischen in die Wand eingehauen, in denen eine kleine Person stehen konnte, um eine begegnende Person vorüberpassiren lassen zu können; auch Nischen 8″ breit und 10″ hoch, zum Einstellen der Lampen, sind angebracht. Unweit der Pfarrkirche soll sich der Gang verzweigen. Die eine Abzweigung gehe südwestlich gegen das Pramufer, die andere setzt sich südöstlich gegen die Berghügel fort.“

„Am westlichen Fusse dieses Hügels befindet sich der Lagerkeller des Huemer'schen Gastwirthes zu Andorf, dessen Kellerräume in den Berg hineingeschachtet sind. Anno 1829 wurde ein neuer Keller gegraben und über demselben ein Luftschlauch gebohrt. Bei dieser Arbeit stiessen die Arbeiter etwa 5° über dem Keller auf einen Theil des unterirdischen Ganges. Dieser Vorfall machte die Neugierde rege.

Felix Schusterreder, ein zuverlässiger Gewährsmann, unternahm die Untersuchung und die genaue Messung dieses Ganges in allen seinen Bestandtheilen und entwarf einen Grundriss sammt den Längenaufrissen.“ (Fig. 28. *A. B. C.*)

In diesen drei Figuren ist *a* der Schlauch vom Weinkeller zur Berglehne empor. *b* ist eine Abzweigung des Hauptganges 5′ lang, 2′ breit und $2^1/_2$′ hoch. *c* ist ein Loch, durch welches man $1^1/_2$′ tief in den Hauptgang hinabschlieft. *d* der Hauptgang $2^1/_2$′ breit, 3′ hoch, *e* eine Nische, in welcher man bequem sitzen kann, von dieser bis zum Ende sind 15′.

Bei *f* ist wieder ein Loch, durch welches man 3′ aufwärts schlieft. (Fig. 28 *B.*) Alle diese Löcher haben $1^1/_2$′ Diameter. Gleich über *f* ist bei *g* eine Nische eingehauen: $4^1/_2$′ hoch. Der Gang *h* ist 4′ hoch, $2^1/_2$′ breit und 6′ lang. Bei *i* wendet er sich unter rechtem Winkel 4′ lang, $1^1/_2$′ breit, $2^1/_2$′ hoch, von wo man wieder durch ein Schliefloch *k* 2′ höher steigt.

Bei *l* ist eine Stiege. Der Gang hat hier 5′ Höhe, $2^1/_2$′ Breite und 14′ Länge.

Bei *m* wendet er sich wieder, um in Stufen ansteigend sich zu verlieren.

Bei *x* sind kleine Nischen in den Seitenwänden: 8″ breit, 10″ hoch, von Oelrauch geschwärzt, zum Einstellen von Lampen.

Es erübrigt mir nun noch, zwei Steinmonumente vorzuführen, deren eines sich schon lange im Lande einer gewissen Popularität als alte Grenzmarke erfreut.

Die Opferstätte am Ameisberg.

Nördlich vom Pfarrorte Kopfing erhebt sich, etwa 1 Stunde davon entfernt, der 729 m hohe Ameisberg. Sein Gipfel trägt ein mit Wald bewachsenes Plateau, in dessen Mitte neben einem Felsblocke Fig. 29 *a*, auf

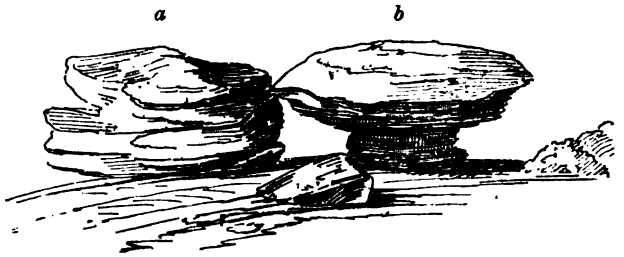


Fig. 29. Steintisch am Ameisberg.

einem zusammengefügten Steinuntersatze ein grosser tischartiger Felsblock *b* aufgelegt ist. Die Dimensionen dieses Steintisches sind folgende. Länge der Platte 4 m, Breite 2·5 m, Dicke 65 cm. Die Totalhöhe sammt dem Steinuntersatze beträgt 1·4 m. Es ist nicht unmöglich, dass in einiger Entfernung gestellte Steine Fragmente eines ehemaligen Steinringes vorstellen, welcher die Stätte einst umschloss.

Der Jungfernstein bei Kopfing.

$^3/_4$ Wegstunden östlich von Kopfing läuft ein etwa 3 Stunden langer Gebirgsrücken von N.—S. Auf diesem zieht ein alter, »Hochstrasse« genannter Strassenzug von der Donau gegen Peuerbach. An dieser Hochstrasse ist ein Punkt, welcher eine uralte Gemarkung bildet. Heute scheidet er die Pfarren Kopfing, St. Aegidi und Natternbach, respective die Gerichtsbezirke Engelszell und Peuerbach. Einstens schied er die Gerichte Schärding in Bayern, Niederkessla und Peuerbach.

An diesem Gemarkpunkte liegt der Jungfernstein, ein Wackelstein, dessen östliche Seitenansicht Fig. 30 bietet. Im Grundrisse zeigen beide Steine, der untere wie der obere, eine rohe Dreieckform, und zwar so, dass der Basisstein mit dem Scheitel gegen Süden, der Wackelstein gegen Norden schaut. Die Dimensionen sind folgende. Der Basisstein 3·5 m lang und ebenso breit, der Wackelstein 2 m lang und 2 m breit. Die Höhe eines jeden beträgt 1 m, die Gesammthöhe somit 2 m.

Am 24. Juni 1873 liess Herr Pfarrer Lamprecht neben dem Jungfernsteine graben. In einer Tiefe von 1 m fanden sich Eichenholzkohlen in reichlicher Menge vor, darunter ein Steinbeil von 10 cm. Länge, 7 cm Breite und 15 mm Dicke. Merkwürdigerweise ist die Schneide am schmäleren Ende aufgeschliffen. Die älteste Erwähnung dieses Steines geschieht bei De Luca in seiner Landes- und Gesetzeskunde des Landes ob der Enns IV, 10 im Jahre 1590, wo es heisst: »Von dieser lesten Schrannckhen an ist der Huefschlag das March bis auf Hochalting zum Stoin, der auf der linken

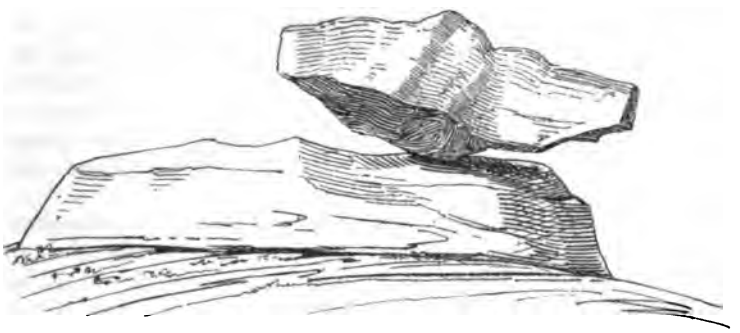


Fig. 30. Wackelstein bei Kopfing.

Seiten, neben dem Hufschlag vor dem ausseren Gatter stehet, welcher Stoin gross und rundt ist, auf demselben liegt ein anderer zimblich grosser Stoin mit Müess überzogen, dieser Stoin schaid Oesterreich, die Herrschaft Peuerbach und das Landtgericht Schärding (Bayern).«

10. Vortrag des Herrn **Rudolf Much**:

Zur Keltenfrage.

Es ist gewiss Aufgabe der Urgeschichtsforschung, nicht etwa blos zusammenhangslose Bilder jugendlicher Entwicklungsstufen der Menschheit zu entwerfen, sondern vielmehr den gesammten Bildungsgang und Werdekampf derselben als eine Kette von Ursachen und Wirkungen aufzudecken und darzustellen. Und nur dadurch, dass sie dabei von der heutigen Menschheit ausgeht, in der, wie unser Wesen selbst, auch die Gegenstände der meisten und kräftigsten unserer Gefühle, unserer Liebe und unseres Hasses, mitteninne stehen, wird sie einerseits der lebhaftesten Theilnahme sich versichern und andererseits den nach beiden Seiten hin nutzbringenden und erfrischenden Znsammenhang zwischen der Wissenschaft und dem Leben herstellen.

Da aber die Menschheit nicht als eine Einheit uns entgegentritt, sondern als eine Vielheit von leiblich, geistig und sittlich ungleich und ungleichwerthig veranlagten Rassen und Stämmen, die ausserdem zumeist mit eigenartigen Bildungsmitteln ausgestattet sind — ich erinnere an die verschiedenen Sprachen, Sagen und Sitten —, so wird es sich auch darum handeln, Ursprung und Ausbildung dieser Unterschiede zu ermitteln.

Wiederholt ist denn auch von den Vertretern der Alterthumswissenschaft, freilich nicht immer vorurtheilsfrei und nicht immer mit glücklichem Erfolge, die nationale Frage berührt worden.

Ein Theil dieser Frage nun, und zwar ein solcher, der für uns in Deutsch-Oesterreich auch eine besondere heimatliche Antheilnahme beansprucht, ist die Keltenfrage, zu deren Lösung ich die Ehre habe, im Folgenden einige bescheidene Beiträge zu liefern, die indess schon mit Rücksicht auf die beschränkte Zeit nach keiner Richtung hin erschöpfend sein können.

Es würde schon zu weit führen, wenn ich das gesammte die Keltenfrage behandelnde Schriftthum besprechen wollte [1]). Es muss darum genügen, die sich gegenüberstehenden Hauptansichten zu kennzeichnen.

Dabei ist zunächst die allgemein verbreitete Meinung zu erwähnen, derzufolge das Keltische ein Zweig der kymrischen oder nach Anderen der gadhelischen Mundart gewesen oder denselben mindestens am nächsten verwandt sei. An diese Ansicht lehnen sich Versuche, zumal Eigennamen von Orten wie von Personen, aber auch Worte unserer Sprache aus dem Irisch-Britannischen zu erklären, Versuche, die fast sämmtlich als verfehlt und unwissenschaftlich abzuweisen sind, da sie erstlich Gebilde eines verhältnissmässig jungen und durch die Einwirkung mannigfacher Lautgesetze umgestalteten Sprachschatzes, wie es eben der der irisch-britannischen Mundarten ist, zu Grunde legen; des weiteren aber auch auf die nothwendig vorauszusetzenden Veränderungen fremder Worte oder Namen durch die deutschen Lautgesetze, denen sie mit ihrer Aufnahme in unsere Sprache ausgesetzt waren, nicht die geringste Rücksicht nehmen. Uebrigens steigert sich die Sucht nach derartigen Worterklärungen bekanntlich mitunter bis zu einer Art von Tollheit [2]), die sich als solche jeder wissenschaftlichen Erörterung und Widerlegung entzieht. Keineswegs wird jedoch durch derlei Auswüchse der Werth einer Annahme beeinträchtigt, die ja auch zahlreiche streng wissenschaftliche Vertreter gefunden hat, an deren Spitze vor allem Zeuss zu nennen ist.

Der landläufigen Ansicht entgegen steht diejenige Holzmann's von der Einheit der Kelten und Germanen, die sich indess nur einen kleinen Kreis von Anhängern zu erwerben vermochte, unter denen ich den nam-

[1]) Die Geschichte der Keltenfrage findet sich am besten und vollständigsten dargestellt von K. v. Becker (Versuch einer Lösung der Keltenfrage durch Unterscheidung der Kelten und der Gallier, erste Hälfte, II. Theil), worauf hiemit verwiesen sei.

[2]) Ausgezeichnete Beispiele hiefür sind Mone u. Obermüller.

haften Alterthumsforscher L. Lindenschmit und die Craniologen Ecker und Hölder hervorhebe.

In neuerer Zeit endlich haben Penka in seinen Origines ariacae und Becker in der bereits genannten Schrift zwischen Kelten einerseits und Galliern oder Galatern andererseits unterschieden. Und zwar vermuthet Penka in den Kelten ein nichtindogermanisches Volk, während Becker dieselben den Britanniern, die Gallier hingegen den Germanen beiordnet.

Wenn wir nunmehr selbst Stellung nehmen wollen, ist es unsere nächste Aufgabe, uns nach den Hilfsmitteln umzusehen, die uns zur Lösung unserer Frage an die Hand gegeben sind.

Bekanntlich lassen sich während und nach der Völkerwanderung in der Art, Arbeit und Verzierung der Waffen und Geräthe, weniger in den Bestattungssitten, volksthümliche Gruppen erkennen; wir werden in der Regel im Stande sein, eine Spange dänischer Herkunft von einer irischen, ein allemannisches Grab von einem wendischen zu unterscheiden. Anderes gilt für die Zeit vor den römischen Besitzergreifungen nordwärts der Alpen. Damals — und gerade um diesen Zeitabschnitt handelt es sich für uns — beherrschte den ganzen barbarischen Norden die sogenannte La-tène Cultur, deren Kennzeichnung nach dem, was Dr. Deschmann uns heute gesagt und gezeigt hat, hier nicht weiter nöthig ist. Wenn man aber auch gewiss bei der La-tène-Cultur durch eingehendere Untersuchung örtliche und zeitliche Sonderentwicklungen beobachten wird, so lässt sich doch nirgends eine Spur solcher Unterabtheilungen wahrnehmen, die sich von vorneherein als verschiedenen Völkerschaften zugehörig darstellen würden. Aber auch aus dieser Cultureinheit auf eine ihr entsprechende Volkseinheit schliessen zu wollen, ginge nicht an, da das Verbreitungsgebiet der La-tène-Typen über dasjenige der Kelten auch nach dem umfänglichsten Begriff dieses Namens weit hinausreicht. Wir werden also eher andere Erklärungsgründe einer so weitreichenden Verbreitung gleicher Typen annehmen müssen, etwa einen durch die gewaltigen Volksbewegungen jener Zeit vermittelten lebhaften Verkehr und Bildungsaustausch; in die La-tène-Periode fallen ja nicht allein ein grosser Theil der sogenannten Keltenwanderungen, sondern auch die Wanderzüge der Belgen nach Britannien, dann diejenigen der Kimbern, Teutonen, Ambronen, Bastarner und Helvetier gegen Süden, ferner die Vorstösse der Germanen über den Rhein und noch eine Reihe anderer Verschiebungen unter den Völkern des Nordens.

Wie die Kenntniss der Metalle und die verschiedenen Style der vorgeschichtlichen Zeit, so der nach Hallstatt und der nach La-tène benannte, von südlichen Ausgangspunkten sich über den Norden ausbreiten, so sehen wir auch die verschiedenen Bräuche der Todtenbestattung, wenn auch mit jenen Strömungen nicht gleichen Schritt haltend, sondern in langsamerer Bewegung, in eben derselben Richtung vordringen und sich ablösen. Nachdem ursprünglich die Sitte der Beerdigung die alleinherrschende war, breitet sich zuerst diejenige der Leichenverbrennung wie eine Welle von Süden über den Norden aus, um dann durch eine zweite Welle, die uns neuerdings die Sitte der Beerdigung darstellt, verdrängt zu werden, nicht ohne dass sich im Verlaufe dieses Wechsels Unregelmässigkeiten und Rückschläge bemerken liessen. Letztere werden uns in der Regel auf die Vermuthung führen, dass wir es mit einem vom Norden eingewanderten Stamme zu thun haben. Im Besonderen möchte ich dies mit Bezug auf die von Dr. Deschmann besprochenen Funde aus Krain behaupten. Während dort zu Ende der Hallstätter Periode die Leichenbestattung immer allgemeiner wurde, treffen wir auf einmal in der La-tène-Periode, also in einem jüngeren Zeitabschnitt, wieder Brandgräber. Dass dieselben von einem aus dem Norden, und zwar aus einem Gebiete, wo der Leichenbrand seit der beginnenden Bronzezeit noch üblich war, neu eingewanderten Volke herstammen, wird auch durch die übrigen Merkmale dieser Gräber bestätigt, die, wie die Beisetzung der Leichenreste in den blossen Gruben ohne Urne [1]) oder der Umstand, dass die beigegebenen Waffen meist verbogen oder zerbrochen sind, ebenfalls der nordischen Begräbnisssitte angehören. Und schliesslich werden diese Muthmassungen durch die Geschichte vollauf bestätigt, die uns gerade für die in Frage kommende Zeit von der Einwanderung keltischer Stämme in Illyrien berichtet, der wohl auch die Besetzung des heutigen Krain, wie der Alpen überhaupt durch dieselben nicht lange vorausging. Doch dies nur nebenbei aus Anlass der vorgezeigten Funde!

Wohl mögen alle vorgeschichtlichen Culturströmungen an den Volksgrenzen zeitweiligen Widerstand gefunden haben, keineswegs war derselbe aber so anhaltend, dass es uns leicht möglich wäre, diese Unterbrechungen nachzuweisen und daraus auf eben jene Grenzen zurückzuschliessen, abgesehen davon, dass letztere ja häufigen Verschiebungen ausgesetzt waren, was ihre Feststellung umsomehr erschwert.

Am ehesten noch liesse sich von der sogenannten nordischen Bronzezeit behaupten, dass wir es dabei mit einer auf germanisches Stammesgebiet beschränkten Cultur zu thun haben, doch müsste der Nachweis hierfür erst auf anderem Wege erbracht werden. Zunächst ist auch diese Gruppe nur eine örtliche. Gelänge es jedoch, durch andere Beweismittel wahrscheinlich zu machen, dass in dem von der nordischen Bronzecultur eingenommenen Gebiet die Ursitze der Germanen gewesen seien, so wäre das Vorhandensein dieser Culturgruppe eine weitere Stütze einer solchen Meinung. Uebrigens ist die nordische Bronzezeit grösstentheils und gerade in ihrer besten Entwicklung vor der Zeit irgend welcher geschichtlicher Nachrichten über die Barbarenvölker Mittel- und Nordeuropas an-

[1]) Die sogenannten Brandpletter, Brandgrubengräber; darüber handelt mehrfach Ingvald Undset in seinem Buche: Jernalderens Begyndelse i Nord-Europa. Besonders verdienen die derartigen Vorkommnisse auf Bornholm erwähnt zu werden, darüber Amtmann Vedel: Om de Bornholmske Brandpletter (Aarbøger for nord. Oldkyndighed, 1870): Den aeldre Jernalders Begravelser på Bornholm (ibd. 1872); Nyere Undersøgelser angående Jernalderen på Bornholm (ibd. 1878); Undersøgelser angående den aeldre Jernalder på Bornholm, Kjøbenhavn 1873.

zusetzen, so dass uns also aus ihrer Betrachtung kein unmittelbarer Aufschluss zu der uns beschäftigenden Frage werden wird.

In gleicher Weise wie die Urgeschichtsforschung, insoferne sie sich mit den Resten menschlicher Thätigkeit beschäftigt, lässt uns aber auch jener Theil derselben im Stich, der sich die Untersuchung der menschlichen Reste selbst zur Aufgabe gemacht hat.

Die Craniologie, die hier in Betracht kommt, ist leider noch immer zu sehr Schädelmesskunst und zu wenig Schädelkunde. Als letztere müsste sie nicht nur trachten, die am meisten kennzeichnenden Verschiedenheiten der Schädel festzustellen, sondern auch erforschen, ob Veränderungen derselben einzig durch Blutmischung oder auch durch andere Ursachen möglich sind, inwieweit also der Schädelform der Werth eines Rassenmerkmals zukommt. Im besten Falle kann uns übrigens die Craniologie doch nur eben über die Rasse einer Bevölkerung Aufschluss geben, während wir voraussetzen dürfen, dass bei Völkern von gleicher arischer Abstammung, wenn auch bereits mit verschieden ausgebildeten Sprachen, Gleichheit der Rasse vorhanden sei, andererseits im Laufe späterer Entwicklungen auch einsprachige Völker aus verschiedenen Rassenelementen sich zusammensetzen können. Durch die auffallende Aehnlichkeit der Schädel des Hallstätter Grabfeldes mit solchen germanischer Reihengräber ist beispielsweise zur Bestimmung des Volksthums der alten Hallstätter noch kein Hinweis gewonnen; es kann eben in beiden Fällen ein gemeinsam arischer Typus zu Grunde liegen.

Wie steht es nun mit den Nachrichten der Alten? Wir können da eine ganze Reihe von Schriftstellern, zumal griechischen, anführen, welchen ein von den Kelten oder Galatern verschiedenes Volk der Germanen völlig unbekannt ist. Andere wieder, so Diodor, gebrauchen den Ausdruck Galater, noch andere, so Cassius Dio und Zosimus, den Namen Kelten nicht oder nicht allein in einem alle Nordstämme umfassenden Sinne, wie es sonst in der ältesten Zeit üblich war, sondern im Besonderen für die Bezeichnung der Germanen. Darin liegt bereits, wenn auch die Namengebung unrichtig sein wird und leicht irre leitet, die Andeutung einer Stammesverschiedenheit, was Holtzmann übersehen hat. Noch mehr Rücksicht aber verdient es, dass gerade jene Gewährsmänner, die zwischen Kelten und Germanen strenge unterscheiden, auch im Uebrigen als die besser und genauer Unterrichteten sich bewähren. Uebrigens ist es ja, da schon auf einer Seite ein Irrthum angenommen werden muss, naheliegender, denselben in einer oberflächlichen Verallgemeinerung zu suchen, als vorauszusetzen, dass man dort Unterschiede angenommen hätte, wo sie nicht vorhanden sind. Wie sich übrigens Diejenigen, die Kelten und Germanen strenge auseinanderhalten, deren Verschiedenheit vorstellten, ob als eine blos mundartliche oder als eine tief eingreifend sprachliche, können wir ebensowenig angeben, als es uns möglich ist, genau die Grenzlinien zwischen beiden Völkern aus ihnen zu bestimmen. Nicht unerwähnt darf es bleiben, dass auch nicht ein alter Gewährsmann die Bewohner Britanniens als Kelten bezeichnet.

Es würde den Rahmen meiner Ausführungen und die denselben zugemessene Zeit überschreiten, wenn ich mich in eine ausführliche Erörterung der alten Nachrichten, die uns unmittelbar über die Keltenfrage Aufschluss geben sollen, einliesse; ein sicheres Ergebniss wäre aus denselben nach dem früher Gesagten ohnedies nicht zu gewinnen. Im Ganzen genommen ist ja die geschichtliche Berichterstattung der Alten, mit unserem Masse gemessen, überhaupt eine äusserst mangelhafte; wir finden oft wichtige und wissenswerthe Thatsachen gar nicht berührt, während andererseits ganze Blätter mit den Reden von Fürsten und Feldherrn ausgefüllt sind, die wenigstens in dieser Form niemals gehalten wurden und nur dazu dienen, die schriftstellerische Kunst des betreffenden Geschichtsschreibers in hellem Glanze erscheinen zu lassen. Wo aber in Abweichung vom gewöhnlichen Gebrauche Mittheilungen über die sprachliche Stellung eines Stammes sich finden, sind sie oft ziemlich werthlos, nachdem die Unkenntniss oder Oberflächlichkeit des betreffenden Schriftstellers in Sachen der Barbarensprachen anderweitig erwiesen ist, ein Vorwurf, von dem auch Cäsar und Tacitus nicht völlig freizusprechen sind.

Also durchaus verlässliche unmittelbare Angaben stehen uns nicht zu Gebote. Vielleicht ist es aber möglich, aus den Berichten über die leibliche Beschaffenheit, über Religion und Sitten der Keltenstämme Schlüsse auf deren Sprach- und Stammverwandtschaft zu ziehen. Wir müssen aber auch hiebei äusserst vorsichtig sein.

Von dem im Besonderen, was uns über die leiblichen Eigenschaften derselben mitgetheilt wird, gilt dasselbe, was früher von den Ergebnissen craniologischer Untersuchungen gesagt wurde. So auffallend die diesbezüglichen Uebereinstimmungen in der Schilderung der Kelten und Germanen (der beiden zukommende hohe Wuchs, die lichte Hautfarbe, das blonde Haar und blaue Auge) auch sein mögen, so sind dies alles doch nur wieder Merkmale, die rein erhaltenen arischen Stämmen allgemein zukommen. Wenn auf der anderen Seite den britischen Siluren von Tacitus colorati vultus et torti plerumque crines [1]) zugeschrieben werden, so spricht dies gewiss dafür, dass wir es hier mit einem Volke von minder unvermischt arischer oder gar von völlig fremder Abstammung zu thun haben, dessen Sprache aber immerhin der gallischen näher gestanden sein könnte, als diese der germanischen. Sprach- und Stammverwandtschaft sind eben nur ursprünglich einander deckend, während sie im Laufe der Geschichte oft ungleichmässigen Einflüssen und Veränderungen

[1]) Wie Brandes, Kelten und Germanen S. 39, bei dieser Stelle an „Bemalung des Gesichts und Kräuselung (!) der Haare" denken konnte, ist unbegreiflich. Derartige äusserliche Merkmale hätten Tacitus niemals Anlass gegeben, die Siluren für Iberer zu halten, wie er es Agric. c. 11 thut. Es heisst dort von den Briten im Allgemeinen: habitus corporum varii; dann wird zunächst aus den röthlichen Haaren und kräftigen Gliedern der Caledonier auf deren germanischen und weiter aus den colorati vultus et torti plerumque crines der Siluren auf deren iberischen Ursprung geschlossen. Nach dem ganzen Zusammenhang können also auch hier nur leibliche Eigenthümlichkeiten, nicht lediglich solche der Tracht gemeint sein.

unterworfen sind, so dass ein Schluss von der einen auf die andere nicht mehr richtig ist.

Aehnliches gilt von Sitten und Gebräuchen. Auch diese lassen sich im Falle ihrer Uebereinstimmung häufig als ein gemeinsames Erbe aus arischer Urzeit nachweisen. Trotzdem aber sind solche Uebereinstimmungen nicht ganz und gar bedeutungslos, falls sie nämlich nicht blos einzelne Züge, sondern nahezu die Gesammtheit der Lebensgewohnheiten umfassen, wie dies bei Kelten und Germanen der Fall ist. Wenn sich nahezu alle Erscheinungen, die dabei in Betracht kommen, verstreut auch anderswo vorfinden, so vereinigen sie sich doch nirgends zu einem so gleichartigen Gesammtbilde. Man könnte also immerhin eine nähere Verwandtschaft der beiden genannten Völker vermuthen.

Auch was die beiderseitigen religiösen Anschauungen betrifft, wird ihre Vergleichung zu ähnlichen Ergebnissen führen. Es ist dabei die Verwandtschaft des gallischen Mercur[1]) mit dem deutschen Wodan besonders hervorzuheben.

Wenden wir uns nun jenen Ueberlieferungen zu, die über unseren Gegenstand wohl den besten Aufschluss geben können, das ist den keltischen Namen und den spärlichen von alten Schriftstellern verzeichneten keltischen Worten. Dabei wird es sich vor Allem darum handeln, den Lautstand dieser Sprachreste festzustellen und daraus dann auf das Verhältniss des Keltischen zu anderen Sprachen zu schliessen. Ich will dabei zunächst wieder die Beziehungen zum Germanischen in's Auge fassen.

Zu den für die germanische Sprache am meisten bezeichnenden Merkmalen, durch welche sie sich von ihren arischen Schwestersprachen als eine Besonderheit abhebt, gehört die Lautverschiebung und die Betonung der Wurzelsilben[2]). Solche Mundarten, denen diese Kennzeichen fehlen, werden wir sofort als nicht germanische anzusehen berechtigt sein. Aber allerdings mit einer Beschränkung. Beide Erscheinungen sind nämlich wie alles eigenartig Volksthümliche Abweichungen vom Ursprünglichen, die sich erst im Laufe der Zeit herausgebildet haben, und wenn wir aus deren Vorhandensein oder Fehlen urtheilen wollen, ob eine Reihe von Worten germanisch sein könne oder nicht, so werden wir erst die Vorfrage stellen müssen, ob in jener Zeit, aus der diese Worte stammen, das Germanische bereits die Lautverschiebung durchgemacht, bereits den Wurzelaccent angenommen hatte.

Dass dies zur Zeit, als die Römer mit den Germanen bekannt wurden, ja früher schon, der Fall war, lässt sich nun leicht nachweisen. Erstlich sind nämlich die von den Alten uns überlieferten germanischen Eigennamen bereits lautverschoben. Ausnahmen von dieser Regel fallen grösstentheils sichtlich einer ungenauen Schreibung zur Last und sind gegenüber der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, die uns die durchgeführte Lautverschiebung zeigen, keineswegs von Gewicht.

[1]) Caesar B. G. VI. 17.

[2]) Vgl. Scherer, Z. Gesch. d. deutschen Spr., S. 6.

Aber auch mittelbar lässt sich der Beweis erbringen und zwar bis in eine weit ältere Zeit zurück. Der Däne Carl Verner hat bewiesen, dass die Lautverschiebung dem gebundenen Accente voranging[1]). Nun setzt die altgermanische Stabreimpoesie, bei der die Verse durch gleiche Anlaute hochtoniger Worte gebunden sind, naturgemäss den Wurzelaccent voraus; wir dürfen also weiterhin aus dem Gebrauch der Stabreime auf den erfolgten Vollzug der Lautverschiebung schliessen[2]) Auf die hohe Alterthümlichkeit der Stabreimdichtung weisen aber alliterirende Namen, die uns aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung überliefert sind, und zwar zum Theil damals schon als alten Sagen angehörig. Schon Grimm hat (Myth. S. 325) darauf aufmerksam gemacht, dass die Namen der germanischen Stammeshelden, der drei Söhne des Mannus, Ingvo, Istvo, Irmin durch Stabreim verbunden sind. Müllenhoff führt in der Zeitschr. f. deutsch. Alterth. 7, S. 527, dazu noch an die Namen der Gesippen des Arminius, Segimerus, Segestes, Sesithacus und Segimundus, ferner den Namen Arminius[3]) selbst mit Ingviomerus; dann Vannius und Vangio bei den markomannischen Sveben, Viduarius und Vitrodorus bei den Quaden.

Es darf somit als feststehend angenommen werden, dass zur Zeit des Tacitus germanische Betonung und Lautverschiebung bereits lange durchgeführt waren.

Ganz anders steht es mit dem Keltischen. Die erhaltenen Namen und Worte aus dieser Sprache zeigen regelmässig insoweit einen älteren Lautstand, als germanische Spirans durch Tenuis[4]), germanische Tenuis durch Media vertreten ist; germanischer Media entspricht allerdings auch im Keltischen nicht mehr die alte Media aspirata (oder affricata?), sondern ebenfalls Media. Ich kann mich hier nicht darauf einlassen, diese Entsprechungen im Einzelnen nachzuweisen, sie sind indess sämmtliche durch eine grössere Anzahl von Belegen gesichert und können nicht bezweifelt werden. Aus diesem gegenseitigen Verhältnisse des germanischen und keltischen Consonantismus geht aber allein schon zur Genüge hervor, dass das Keltische die germanische Lautverschiebung nicht kennt, also eine vom Germanischen zu sondernde Sprache ist.

Dass andererseits die Beziehungen des Keltischen (im engeren Sinne) zum Britannisch-Hibernischen besonders innige gewesen seien, wird einerseits durch das Vorhandensein eines gleichen Lautstandes in der ältesten Gestalt dieser Mundarten und durch die Geltung gleicher Lautgesetze in diesen wie im Keltischen er-

[1]) Kuhn's Zeitschr. 23, 97.

[2]) Scherer, Z. Gesch. d. deutschen Spr., S. 9.

[3]) Dieser Name gehört vielleicht nicht hierher, da er wie der von Armin's Bruder Flavus undeutsch sein könnte, da Arminius römischer Ritter war und es eine gens Arminia gab. Des Arminius deutscher Name würde dann wohl auch mit S alliterirt und Segi als erstes Compositionsglied enthalten haben. Etwa lautete er Segifrith oder Segifriths? Die Geschichte des Arminius, dessen Thaten nach Tacitus besungen wurden, weist mit der alten Mythe vom Sonnenhelden genug Berührungspunkte auf, die eine Uebertragung seines Namens auf diesen ermöglicht hätten.

[4]) Nur altes p ist geschwunden, vgl. Ebel, Beitr. für vgl. Sprachf. I. 307 ff. Windisch, Beitr. VIII. 1 ff.

wiesen [1]), andererseits aber auch durch deren Wortschatz, der nahezu zu allen als keltisch überlieferten Worten Entsprechungen bietet. Irrig wäre es aber, das Keltische geradezu als einen Zweig der kymrischen Mundart aufzufassen.

Da die arischen Bevölkerungsbestandtheile Britanniens und Irlands vom gegegenüberliegenden Festlande aus eingewandert sind, ergibt sich der Schluss auf eine nähere Verwandtschaft des Britisch-Irischen mit dem Keltischen schon aus dieser allgemeinen Erwägung. Seit dieser Einwanderung aber, die jedenfalls schon in grauer Vorzeit stattgefunden hat, muss in Folge der örtlichen Trennung nothwendigerweise auch eine gewisse sprachliche Sonderung sich vollzogen haben, gerade so, wie später das Angelsächsische von dem Niederdeutschen des Festlandes verschiedene und selbstständige Wege eingeschlagen hat. Und da Irland wohl erst von Britannien aus, also später besiedelt wurde als dieses selbst, wird auch die alte irische Sprache der britischen näher stehen, als diese der keltischen des Festlandes, weil verschiedene Sprachen im Verhältniss zur Dauer und Vollständigkeit ihrer Trennung sich verschieden entwickeln.

Andererseits wird es uns nicht wundern, wenn das Keltische sich auch an das Italische anschliesst. Beziehungen, welche zu diesem seitens des Irisch-Britischen nachgewiesen werden können, werden um so mehr seitens des nachbarlichen Keltischen im engeren Sinne anzunehmen sein. Schon die leichte Romanisirung der Gallier spricht für ihre Verwandtschaft mit den Italern. Aber auch die Aehnlichkeit der Typen irisch-britischer und gallischer Bronzen mit italischen weist auf einen alten Verkehr, der vielleicht in einem Verhältnisse zu sprachlicher Verwandtschaft steht. Doch muss hier auch auf eine augenfällige Verschiedenheit aufmerksam gemacht werden; es ist der Unterschied in der Bildung der Personennamen.

Gerade in diesen stimmt aber das Keltische wie keine andere Sprache mit dem Deutschen überein, wenn es auch durch die Verwendung dreistämmiger Namen (wie Vercingetorix, Convictolitanus u. a.) einen Schritt weiter gegangen ist. Verfehlt wäre es aber, aus dieser Aehnlichkeit auf eine Einheit beider Sprachen schliessen zu wollen. Und wenn R. v. Becker den „Versuch einer Lösung der Keltenfrage durch Unterscheidung der Kelten und Gallier“ durchführen und den Beweis erbringen will, dass die herrschende Bevölkerung in Gallien germanischen Stammes gewesen sei, so kann er dies unmöglich unternehmen, ohne in die Irrthümer Holtzmann's zu verfallen. Auch Becker gelten z. B. Cingetorix, Dubnorix, Eporedorix, Critognatus als deutsch-gallische Namen, während sich wohl nicht ein gallischer Name mit Bestimmtheit als deutsch und nur deutsch wird erweisen lassen. Wenn andererseits allerdings manches uns als gallisch überlieferte Wort, mancher Eigenname nicht aus dem Irisch-Britischen, sondern nur durch Vergleichung mit dem germanischen Sprachschatze erklärt werden kann [1]), wenn ferner auch in Glaube und Sitte die Gallier den Deutschen näher stehen, als irgend ein anderes Volk, so darf uns dies nicht Wunder nehmen. Ist es ja in neuerer Zeit in Fortentwicklung der Johannes Schmidt'schen Anschauungen über die Bildung der indogermanischen Sprachen besonders durch O. Schrader in Jena äusserst wahrscheinlich gemacht worden, dass die Trennung der europäischen Sprachen in diesem Lande selbst sich vollzogen hat, dass also die benachbarten Sprachen in Europa einander am nächsten stehen und ursprünglich durch allmälige Uebergänge verbunden waren. Die späteren Sprachgrenzen mögen dann theilweise eine Folge von Trennung durch geographische Hindernisse, theils eine Folge von Völkerverschiebungen sein, die Entfernteres aneinanderrückten, wodurch der nachbarliche Austausch erschwert und weitere Sonderentwicklungen begünstigt wurden. Auch politische Einflüsse waren, wie wir an Beispielen deutlich ersehen, im Stande, umliegenden Gebieten die Sprache des die Vorherrschaft führenden Stammes oder Ortes aufzudrängen und damit die ursprünglich bestehenden allmäligen Uebergänge zu beseitigen und durch grössere einheitliche und begrenzte Sprachgebiete zu ersetzen. Es ist auch meiner Ansicht nach gar nicht ausgemacht, dass es nicht noch zur Römerzeit Stämme gegeben habe, die sprachliche Mittelglieder zwischen Kelten und Germanen waren, wenn auch immerhin ersteren näher stehend. Insbesondere möchte ich dies von den Belgen vermuthen, deren Sprache nach Caesar B. G. I. 1. und Strabo IV. 1. von der der eigentlichen Gallier verschieden war, und die in ihrer übrigen Eigenart den Germanen verwandter sind, als diese. Auch fällt es den Alten sichtlich am schwersten, die Grenzen zwischen germanischer und belgischer Bevölkerung anzugeben.

Wenn Schrader's Hypothese die richtige ist, muss überhaupt zwischen Keltisch und Germanisch ein innigerer Zusammenhang vorhanden sein, als man anzunehmen gewohnt ist. Gelingt es aber selbstständig und unabhängig von dieser Voraussetzung einen solchen Zusammenhang festzustellen, so ist damit hinwiederum für die erwähnte Hypothese ein neuer Rückhalt gewonnen.

Ich bin somit am Schlusse meiner Ausführungen angelangt und ich bitte mir, hochgeehrte Versammlung, nur noch eine kurze Bemerkung zu erlauben. Wenn auch die Kelten von den Germanen sprachlich gesondert werden müssen, so sind wir trotzdem, nach Allem, was wir von ihnen wissen, berechtigt, sie als die nächsten Blutsverwandten derselben zu betrachten. Demselben Urstamme entsprossen und unter gleichen Lebenbedingungen herangewachsen, werden die Kelten wohl in der Ausbildung ihres Wesens, weit weniger aber in ihren Anlagen von den Germanen abgewichen sein.

Irrthümlich wäre es daher und allen alten Zeugnissen widersprechend, wenn man das stärkere Hervortreten des brünetten Typus bei den Hochdeutschen,

[1]) Man vergleiche gallisch briga und irisch brigh, unser Burg; gallisch ritum, kymrisch rhyd, unser Furt; bei letzterem Wort ist im Gallischen und Kymrischen der ursprüngliche anlautende Labialtenuis geschwunden.

[1]) Beispielsweise die Ableitungen mit isc (Taurisci, Scordisci, Aravisci) oder die mit Sego zusammengesetzten Namen.

wie dies schon wiederholt und erst jüngst wieder [1]) Virchow gethan hat, auf keltische Beimischungen zurückführen wollte, da doch die Kelten selbst nach übereinstimmenden Zeugnissen ein hochblondes Volk gewesen sind. Irrthümlich wäre es auch, aus der nicht zu bezweifelnden Thatsache, dass bei der germanischen Besitzergreifung des heutigen Süddeutschland, zu dem ja auch unsere Heimat, wenn nicht nach politischen, so doch nach geschichtlichen, geographischen und nationalen Begriffen gehört, keltische Elemente in die deutsche Volksgemeinde Aufnahme fanden, auf eine mindere Berechtigung unseres deutschen Stammesbewusstseins schliessen zu wollen.

Am allerwenigsten dürfte sich übrigens die Wissenschaft durch was immer für derartige Erwägungen beeinflussen und beirren lassen, deren Aufgabe es doch ist, unbekümmert um Tagesströmungen, sine ira et studio nach der Wahrheit zu streben.

Und gerade umgekehrt wird die Wissenschaft die nationale Bewegung unserer Zeit in die richtigen Bahnen zu lenken berufen sein, indem sie scheinbare und blos äusserliche Gegensätze ausgleicht, andere innere hinwiederum zur Erkenntniss bringt und das vielfach wenigstens minder begründete Gemeingefühl der sprachlich Gleichartigen zum Gemeingefühl der sittlich Gleichartigen erweitert und vertieft. In diesem Sinne ist jedes echte Nationalgefühl auch vor der Wissenschaft berechtigt und stichhältig, vor Allem aber das deutsche: nicht als ob das Germanenthum etwas vom Volksthum der anderen europäischen Völker wesensverschiedenes wäre, sondern weil es der reinste und kräftigste Ausdruck arischer Stammesart ist, die wir als die höchste Entwicklung, als die Blüthe des Menschenthums erkennen.

11. Vortrag des Herrn Dr. **Friedrich S. Krauss:**

Ueber seine Reise in Bosnien und der Hercegovina.

Die Ethnographie als die Wissenschaft von der geistigen Entwicklung und dem geistigen Wachsthum und Reifen der Völker in Bezug auf ihre innersten Einrichtungen, Sitten, Gebräuche, Volksglauben und was drum und dran sich knüpft, diese Wissenschaft ist in diesem Sinne und Umfange neu, wenn auch noch nicht modern.

Wohl hat es seit Herodot bis auf die Gegenwart eine Unzahl Reisender gegeben, die fremde Länder und Völker besuchten und über dieselben berichteten. Die sogenannten Reisebeschreibungen mögen zuweilen recht werthvolle Angaben darbieten, doch unsere neue Wissenschaft kann sich damit nun und nimmer begnügen. Dank den ausgezeichneten Verkehrsmitteln der Gegenwart sind Völker und Länder auf früher unerhörte Weise einander näher gerückt. Für den Ethnographen gibt es keine Wunder und keine Fremde mehr. Die Wissenschaft der Ethnographie spürt den seelischen Erscheinungen des Völkerlebens überall nach, trachtet ihre Wesenheiten auf's Genaueste festzustellen und ihnen auf den Grund zu kommen.

Es ist gewiss schon Namhaftes auf diesem Gebiete geleistet worden, namentlich hat der deutsche Forscher auch hier wie sonst in den Geschäften der geistigen Arbeit Bahnbrechendes geschaffen. Thatsächlich sind uns nun Völker auf's Eingehendste bekannt, von den nördlichen Čukčen bis zu den Patagoniern auf der äussersten Südspitze Amerikas, über die man noch vor fünfzig Jahren nur sagenhafte Nachrichten besass. Leider bewährte sich auch hier die alte Bemerkung, dass weite Fremde mehr zur Beobachtung und Betrachtung reize als die Heimat. Das ist leicht begreiflich, denn das Fernliegende, Verschwommene, das undeutlich Ausgesprochene, entzündet die Phantasie und spornt mehr an als das Naheliegende, das Einheimische.

Daraus erklärt sich die bedauerliche Thatsache, dass uns manche kleine Völkerschaften, die mit unserer Völkersippe in keiner Weise in Berührung stehen, fast bekannter sind als unsere nächsten Nachbarn, unsere uns durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Sitte und Brauch enge verwandten Südslaven.

Sie werden sich verwundert fragen: »Wäre es denn möglich, dass die Südslaven nichts dazu gethan hätten, dass man über ihr Volksthum ausreichenden Bescheid von ihnen selbst erhielte?« Diese Frage ist ebenso berechtigt als der Vorwurf, den einige südslavische Schriftsteller gegen mich erhoben: »Aber es sind ja lauter altbekannte Dinge, über die mancher Bauer mehr weiss als Du!«

Freilich, gewisse Erscheinungen, der Gegenwart zum mindesten, sind Denjenigen zum Theil wohlbekannt, die an jenen Sitten und Gebräuchen festhalten, gerade so wie der Bauer die Pflanzen seiner Fluren, die Kräutlerin ihre Heilwurzeln kennt. Ist aber deshalb der Bauer, der die Frucht säet und einheimst, ist die Kräutlerin bei allen ihren getrockneten Kräuterbüscheln Botaniker?

Die Südslaven können sich wohl einiger ausgezeichneter Sammlungen von Volksliedern, Sagen, Märchen, Sprichwörter und auch zweier grösserer Sammelwerke über ihre Sitten und Gebräuche berühmen, zu einer eigentlich wissenschaftlichen Verarbeitung dieses Stoffes finden sich bei ihnen nicht viel mehr als einige Anläufe.

Ein wüstes brachliegendes Gebiet eröffnet sich hier dem Forscher. Unsere Anthropologische Gesellschaft in Wien nahm sich der Sache zuerst an, um die Wissenschaft der südslavischen Ethnographie allseitig zu hegen und zu pflegen.

Von der Gesellschaft ermuntert, veröffentlichte ich in ihren »Mittheilungen« zwei grössere Abhandlungen über südslavische Pest- und Hexensagen und bald darauf wieder im Auftrage der Gesellschaft, auf Grundlage zahlreicher gedruckter und ungedruckter heimischer Quellen, mein grosses Werk: »Sitte und Brauch der Südslaven.« Durch die Veröffentlichung eines ethnographischen Fragebogens über die Südslaven — der Bogen enthält an tausend Fragen — hat sich die Gesellschaft ein besonderes Verdienst um die Erfor-

[1]) Auf der Versammlung deutscher Anthropologen und Urgeschichtsforscher zu Karlsruhe.

schung südslavischen Volksthums erworben. Wohl gelangten die meisten Fragen zur Beantwortung, dies allein aber konnte nicht genügen, deshalb sandte mich die Gesellschaft im Sommer des Vorjahres auf eine ethnographische Forschungsreise nach dem Balkan aus, damit ich an Ort und Stelle Erhebungen pflege.

Vor Kurzem habe ich meine Reise beendet. Ich beging einen Theil von Slavonien und Dalmatien, hauptsächlich aber das Occupationsgebiet, Bosnien und die Hercegovina.

Der Weg, den ich durchmessen, beträgt nicht mehr als dreitausend Kilometer. Auf den ersten Blick gewiss wenig im Verhältniss zu der aufgewandten Zeit. Im Flug und im Vorübergehen gewinnt man aber keine bedeutenden ethnographischen Ergebnisse. Hier gilt es, unermüdlich beobachten und wieder beobachten. Die Geheimnisse des Volkslebens müssen abgelauscht, können nicht mit Hast ergriffen werden.

Ich bereiste die Flussgebiete der Bosna mit ihren Hauptzuflüssen, der Bobovača, Lašva, Tešanjka und der Spreča, ferner das Gebiet der Drina und der Drinača, des Vrbas, der Neretva und der Rama, der Cetina und den grössten Theil des ebenen bosnischen Savelandes.

Das hatte seinen guten Grund, denn längs der Flüsse wohnt immer eine dichtere und reichere, Ackerbau treibende Bevölkerung, bei welcher sich die Aeusserungen des Volksgeistes reger bethätigen, als bei dem vereinzelt im Hochgebirge hausenden Hirten. Indessen besuchte ich auch das ganze Hochgebirge der Majevica und der Treskavica planina, dann im Süden den Prolog und zog von Livno über das Hochplateau von Malovan nördlich bis zu den Ausläufern des Kunar, des Vitorog, der Otrosa und der Orahovica.

Der Reiseplan hätte gewiss noch zweckmässiger eingerichtet sein können, wäre mir es nur möglich gewesen, irgendwo vor der Reise die ethnographischen Verhältnisse des Landes genauer kennen zu lernen. Wohl bewahrheitet sich hier ein altes Wort in neuer Fassung: »Der Zigeuner und der Hausirer — und der Ethnograph finden überall eine Auslese.« Uebrigens lächelte mir auf meiner Reise sonniges Glück zu, indem ich ein ethnographisches Material in unerhörter Menge und von unschätzbarem Werthe aufgesammelt. Der blosse Abdruck dieses Stoffes dürfte bei sieben starke Bände in Grossoctav umfassen. Mehr als in flüchtigen Umrissen die Art dieses Stoffes anzudeuten, ist nicht möglich innerhalb des engen Rahmens dieses Vortrages.

Bosnien und die Hercegovina werden von nahezu 1.300.000 Seelen bewohnt. Davon sind bei 600.000 Mohamedaner, etwas weniger Altgläubige, bei 200.000 Katholiken und an 5000 Juden spanischer Abstammung. Letztere bedienen sich untereinander im Umgange eines verballhornten Spanisch, halten sich von der übrigen Bevölkerung streng abgesondert und haben ihre eigenen gesellschaftlichen und religiösen Gebräuche, die in Vielem von den Gebräuchen deutscher Juden abweichen.

Die allgemeine Landessprache besteht hauptsächlich aus zwei von einander unwesentlich verschiedenen Mundarten der serbisch-kroatischen Schriftsprache. Richtiger gesagt, die angenommene Schriftsprache ist ein ungenauer Abklatsch der besonderen hercegovinischen Mundart, die um Trebinje und Gacko gesprochen wird.

Ethnographisch betrachtet hat man ein Volk vor sich, in Wirklichkeit aber begegnet man drei, durch religiöse Anschauungen, Erziehung und Bildung streng abgesonderten Religionssecten. Nur dem Ethnographen gelten Sprachgrenzen als Grenzen eines Volkes. Eine solche Auffassung kann sich freilich nur bei einem geistig hochstehenden Culturvolke allgemeineren Eingang verschaffen.

Frägt man einen Deutschen oder einen Franzosen oder einen Engländer: »Was bist Du?« so wird der Deutsche antworten, er sei ein Deutscher, der Franzose ein Franzose, der Engländer ein Engländer; frage man einen Bošnjaken und er nennt sich entweder einen Türken oder Altgläubigen oder Katholiken.

Seine Sprache heisst der Bosnier sowohl als der Hercegoviner die bosnische oder gewöhnlich »unsere Sprache« (naški). Diese »unsere Sprache« wimmelt von allen möglichen türkischen, arabischen und zum Theil persischen, deutschen, griechischen, albanesischen, italienischen, rumänischen und magyarischen Bezeichnungen für die gewöhnlichsten Gegenstände des Alltagslebens. Jedes sechste Wort ist ein Fremdwort. Sowohl das Haupt- als das Zeitwort erfahren dabei slavische Wandlungen. In syntaktischer Beziehung hat die türkische Sprache vielfach auf die slavische eingewirkt, sowie sich ein nachhaltiger türkischer Einfluss auch im Sagen- und Märchenschatze des Volkes unverkennbar geltend macht.

Ein ethnographisches Curiosum bildet die handschriftlich weit verbreitete mohamedanisch-slavische Kunstliteratur. Es sind dies Lieder meist lehrhaften Inhaltes zu Schulzwecken nach arabischen Mustern angefertigt.

Hier ist jedes zweite Wort ein Lehnwort. Form und Inhalt dieser Lieder widerstreben ganz und gar dem slavischen Geiste. Geschrieben sind diese Werkchen mit türkischen Schriftzeichen. Von den Mohamedanern sind wohl über 60 Procent des Schreibens und Lesens türkisch kundig. Die altbosnische Glagolica ist gegenwärtig dem Volke unbekannt, nur in einigen mohamedanischen Adelsfamilien, z. B. bei den Čengić in Sarajevo und bei den Ljubović in der Hercegovina, noch im inneren Verkehr im Schwung. Da der Handel und das Gewerbe fast ausschliesslich von altgläubigen Serben betrieben wird, so ist es natürlich, dass die cyrillische Schrift mehr als jede andere täglich an Verbreitung gewinnt. Der Bauer auf den Dörfern benützt dagegen Kerbstöcke selbst zu Mittheilungen, statt Briefe, da die Kerbezeichen, auf althergebrachten Ueberlieferungen beruhend, überall im Lande gekannt sind. Die Kerbe sind zum Theil der Glagolica, zum Theil den römischen Zahlzeichen nachgebildet, auch rechnet der Bauer wesentlich mit römischen Zahlzeichen, fast wie der Römer vor 2000 Jahren.

In Bosnien wohnt der reichere Mohamedaner in einstöckigen unsauberen Holzhäusern mit gewaltigen Thurmdächern. Erkennbar ist das Haus jedes Moha-

medaners an der spitzen Wetterstange auf dem Dache und an der hohen Verzäunung, die den Einblick in den Hofraum wehrt. Arme Leute wohnen in niedrigen, schmutztriefenden Hütten. So sieht der verkörperte Jammer aus. In der Hercegovina sind bei Arm wie Reich die Behausungen nach dalmatinischer Art aus Stein gebaut, denn das Land ist zu Dreiviertel gräulich entwaldet. Da kann man oft einen ganzen Tag reisen, ohne einen schattenspendenden Raum zu finden. Die Hercegovina ist zum Theil ein versteinertes Elend.

Die Städte sind nichts Anderes als grosse Dörfer, deren Bewohner sich zumeist von Ackerbau und Viehzucht nähren. Die heimische Industrie arbeitet jetzt wie vor Jahrhunderten und vermag kaum den Bedürfnissen der anspruchslosen Bevölkerung gerecht zu werden. Da die Städte zumeist an den Abhängen steiler Anhöhen oder in Schluchten erbaut sind, wo sie einst von starken Befestigungen beschützt wurden, so ist nur bei wenigen Städten Wachsthum und Entwicklung möglich. Ungesund und unrein sind alle sammt und sonders.

Die Dörfer bestehen aus weit von einander abgelegenen Gehöferschaften, von welchen manche für sich ein kleines Dorf bilden, da noch die Hausgemeinschaft mit zahlreichem Kopfbestande ziemlich häufig ist. So leben z. B. in dem Dorfe Gornja Dragunja bei Srebernik sieben verheiratete Brüder Mártinović sammt ihren Nachkommen und Seitenverwandten in einer Hausgemeinschaft. In der Hercegovina ist diese gesellschaftliche Einrichtung weitaus seltener, weil die Lebensbedingungen für grosse Familien von der Natur nicht gegeben sind. Indessen bildet als Ersatz für die Hausgemeinschaft die Bruderschaft (bractvo) und der Stamm (pleme) ein die kleineren Hausbestände hauptsächlich in religiöser Beziehung einigendes Band. Bedeutsam sind unter den Baulichkeiten im Lande die zahllosen Rundthürme mit Auslugswarten und die zerfallenen Burgen, deren man überall welche findet.

Fast auf jedem Hügel, auf jeder Anhöhe mit weitem Fernblick steht noch oder stand einst eine Veste.

Selten sind welche Namen von den Ruinen bekannt, man nennt sie einfach blos kula oder grad.

Ebensowenig, oder genauer gesagt, gar nichts weiss das Volk über die altbosnischen Gräber und Tumuli Sachliches zu berichten. Solcher Denkmäler habe ich an 12.000 gesehen. Ihre Zahl in Bosnien und der Hercegovina dürfte leicht das Dreifache davon betragen.

Dieses Dunkel über die Vergangenheit findet darin seine Erklärung, dass die alte Bevölkerung von Bosnien und der Hercegovina vor 200 Jahren einem mächtigen Andrange neuer Ansiedler Platz machen musste.

Nachdem die mohamedanischen Slaven, die doch den Grundstock der türkischen Macht in Europa bildeten, Ungarn, Slavonien und Kroatien räumen mussten, zogen die mohamedanischen Likaer in die obere Krajina von Banjaluka bis Udbina, Skoplje, Livno und Glamoč; die slavonischen Mohamedaner besiedelten die Hercegovina, während die Mohamedaner aus Ungarn das ganze Drinagebiet, sowohl auf der serbischen Seite als auf bosnischer von Rača bis Srebernica, und die Treskavica bis Olovo und Maglaj und die Romanija planina für sich in Anspruch nahmen. Die christliche Bevölkerung musste diesem Ansturm weichen, und zwar wanderten die Bosnier nach Slavonien und Kroatien, die Hercegoviner nach der Crnagora, Serbien und Dalmatien aus. Dagegen zogen gegen die Mitte des vorigen Jahrhundertes bei hunderttausend Dalmatiner nach Ostbosnien ein. Also erklärt es sich, wie in Slavonien die alte ikavische und in Dalmatien die kroatische čakavische Mundart durch die bosnisch-hercegovinische (die serbische) verdrängt wurde, während die letztere durch ihre weite geographische Ausbreitung zur allgemeineren Verkehrssprache der Südslaven sich erhob.

Ueber diese Vorgänge erhält man durch die Heldenlieder, die zu den gusle gesungen werden, klarsten Aufschluss, denn die Auswanderer und Einwanderer haben die Thaten ihrer Vorfahren getreulich im Liede verewigt. Kein Volk der Erde kann sich eines so reichen Schatzes epischer Lieder berühmen als die Südslaven, und zwar unter diesen besonders die Bosnier und noch mehr als diese die Hercegoviner.

Ich allein notirte über 60.000 Verse blos des epischen Volksliedes, und zwar hauptsächlich des mohamedanisch slavischen.

Das Epos des katholischen Bosniers ist ganz verkümmert, wie denn überhaupt der Katholike unter der strengen Bevormundung von Seiten seiner Geistlichkeit am wenigsten alte slavische Sitten und Bräuche beibehalten.

Unendlich reichhaltiger und mannigfaltiger ist das Volksleben der Altgläubigen, die sich Serben nennen.

Ihre Geistlichkeit ist nicht zum geringsten Theil so gut wie illiterat, und hat sich bis vor der Occupation durch nichts als durch langen Bart und lange Haare von der übrigen Bevölkerung unterschieden.

Der Priester war Bauer, Hirte oder Kaufmann wie sonst Einer im Lande.

Das kirchliche Ceremoniell übte keinen besonderen Einfluss aus, so dass der Bauer an uralt hergebrachten heidnischen Vorstellungen noch immer festhält. Vile (Waldfräulein), divi (Riesen), mora (die Trut oder Mar), vještice (Hexen) und noch eine schwere Menge derartiger mythischer Gestalten, sind ihm geradeso wie den Mohamedanern thatsächliche Wesen. Noch feiert der Serbe wie sein Urvorfahr vor tausend Jahren das Sippenfest und das Fest der winterlichen und sommerlichen Sonnenwende. Alle drei Secten huldigen aber gemeinsam einem Aberglauben, einem wahnwitzvollen Gemisch unverdauter östlicher und westlicher Angstbrauereien.

Mädchenraub oder milder gesagt, Entführung kommt noch ziemlich häufig vor und gilt als Heldenthat.

Polygamie gestatten sich nur reichere Mohamedaner. Das Weib ist dem Bošnjaken ein unbesoldeter Knecht für Alles. Merkwürdig ist auf jeden Fall der überhandnehmende Brauch, dass das Mädchen von selbst zu ihrem Auserwählten in's Haus kommt. Eine solche wird samodošla oder uskočica genannt. Die Trauung findet oft erst nach Jahren statt; dabei ersparten die Eltern die Ausstattung, der Bräutigam den kostspieligen Hochzeitsschmaus.

Das epische Lied des Serben ist wesentlich ein Rachegesang des Unterdrückten und Verzweifelten, der

den Mohamedaner für vogelfrei erklärt. Daraus haben sich Rechtsanschauungen heraus entwickelt, die vielfach von den altslavischen abweichen. Ein grosser Theil dieser Lieder ist nach einer gewissen Schablone gearbeitet und strotzt von sagenhaften Uebertreibungen. Uebrigens ist der Grundstock dieser Lieder schon früher gesammelt worden. Es ist kein Uebelwollen, wenn ich behaupte, dass man auf Grund dieser serbischen Lieder das südslavische Volksthum in seiner Allgemeinheit nicht beurtheilen darf. Mir war es gegönnt, an einem unendlich reicheren und klareren Borne der Volksdichtung zu schöpfen, und zwar die mohamedanisch-slavische Epik zu entdecken.

Der slavische Mohamedaner stand zu dem Sultan in Konstantinopel im Verhältniss des Feudalherrn gegenüber dem obersten Lehensgeber. Die Lehenspflicht bestand darin, dass der Slave die Reichsgrenzen gegen Deutschland zu vor feindlichen Einfällen bewachen musste. Sonst war er unumschränkt Herr und Gebieter und durfte selbst auf eigene Faust Feldzüge unternehmen. Hier lernt man den Südslaven als Sieger in grossen Unternehmungen kennen, einen Slaven, der abenteuerlustig bis nach Italien, Malta und Egypten zur See, und zu Lande bis Hermannstadt und Wien vordringt, und seine alte Sitte und seiner Vorfahren Brauch als Panier hochhält. Der Mohamedanismus war zu jener Zeit für den Slaven nur ein Deckmantel; deshalb spielt das religiöse Moment bei den Kriegszügen fast gar keine Rolle. Hier haben wir ein allseitig ausgebildetes slavisches Ritterthum vor uns, mit allen den uns durch mittelalterliche Dichtung wohlbekannten Ritterspielen, Gelagen, Mädchenpreisen bei Wettrennen u. dgl.

Und auch der Sänger fehlte nie.

Nur der Freie hat ein freies Lied. Der slavische Mohamedaner ist mit nichten der Fanatiker, als den ihn Priester anderer Religionen verschrieen. In seinen Liedern erkennt er der Nichtmohamedaner Tugenden ebenso an, als wären es die seinigen. Selbst die eigenen erlittenen Niederlagen schämt er sich nicht einzugestehen. Sein Epos ist wie das der alten Griechen objectiv gehalten, grossartig in der Darstellung und zuweilen von einer bedeutenden Gedankentiefe. Welch' gewaltige Ironie liegt zum Beispiel in den Worten, mit welchen der Sänger die Schilderung einer Schlacht bei Mohač abschliesst [1]):

Bilo jada i tamo i amo,·
sve je polje khrvca potopila,
crna khrvca turska ko i vlaška.
Tu po khrvi vlah i turčin braća.
Jammer gab es drüben so wie hüben,
Ueberschwemmt vom Blute war das Schlachtfeld,
Schwarz ist gleich das Blut von Christ wie Türke,
Türk und Christ sind hier durch Blut verbrüdert.

Das mohamedanisch-slavische Lied gestattet uns den weitesten Einblick in die Verhältnisse der engeren Familie, der Sippe und des Stammes. Die Rechtsverwicklungen, welche Anlass zu verschiedenen Fehden geboten, und die Art und Weise, wie diese Fehden ausgetragen wurden, machen uns mit den slavischen Rechtsanschauungen auf das Eingehendste vertraut, zeigen uns den Südslaven als bedeutsames Glied in der Kette indogermanischer Völkerschaften.

In Mostar erscheinen in wenigen Tagen zwei Büchlein solcher Lieder und in Ragusa werden gegenwärtig im Auftrage unserer Gesellschaft zwei grosse Epen gedruckt, von welchen das eine Smailagić Meho 2160 Verse, das andere Golotinja Bogjulagić Ibro 1725 Verse zählt. Ein reichhaltiger Commentar erleichtert das Verständniss der Dichtungen. Die zwei letzteren Epen behandeln Episoden aus der Abenddämmerung türkischer Macht in Ungarn, wo die Tüchtigkeit der türkischen Waffen schon der Vergangenheit angehörte, wo der mohamedanische Slave allein noch der Schützer des Reiches war. Hätte sich durch irgend einen Zufall das gesammte Südslaventhum um die grüne Fahne des Propheten geschaart, wohl wäre die serbische Sprache von Wien bis Konstantinopel zur allgemeinen Verkehrssprache geworden. Die tausend slavischen Lehnworte im magyarischen Sprachschatze sind zumeist während der hundertsechzigjährigen mohamedanisch-slavischen Herrschaft in Ungarn aufgenommen worden, nicht wie man sonst annimmt, zur Zeit der ersten magyarischen Einwanderung. Aus diesen Liedern erwirbt man Kenntniss über ethnographische Verhältnisse einer Zeit, über die uns sonst keine ausreichenden Nachrichten zur Verfügung stehen.

Doch nicht blos inhaltlich, sondern auch formell sind die mohamedanisch-slavischen Lieder bemerkenswerth. Diese Lieder sind Meisterstücke volksthümlicher Erzählungskunst. Aus manchem könnte man nicht fünf Verse ausscheiden, ohne das Ganze zu schädigen. Solche Schöpfungen eines urwüchsigen Volksgeistes gehören ebenso wie die homerischen Gesänge und das Nibelungenlied der Weltliteratur an.

Ausser den 60.000 Versen meiner Sammlung erlangte unsere Gesellschaft von Herrn Professor Miroslav Alačević in Spalato eine ungedruckte Sammlung dalmatinischer epischer Volkslieder. Diese Sammlung zählt über 30.000 Verse. Ferner sind uns noch von anderen Correspondenten von allen Seiten des slavischen Südens über 50.000 Verse nebst zahlreichen anderen Beiträgen zur Volkskunde eingeschickt worden, so dass wir mit gerechtem Stolze behaupten dürfen, dass durch die Verarbeitung und Veröffentlichung dieses gewaltigen Stoffes das Südslaventhum in ethnographischer Hinsicht endlich auch eine der neuen Wissenschaft würdige Beleuchtung erfahren wird.

Das kann dann, hochverehrte Anwesende, als das endgiltige Ergebniss meiner Reise gelten. Ehre und Dank dafür gebührt aber an erster Stelle der Anthropologischen Gesellschaft.

---

[1]) Smailagić Meho. Pjesan naših Muhamedovacâ. Zabilježio Dr. F. S. K. Nalogom antropološkoga društva u Beču. Dubrovnik 1886. Seite 61, V. 1948—1951.

Zweite Sitzung am 20. August 1885.

Beginn 9 Uhr 15 Minuten.

1. Vorsitzender:

Hochverehrte Versammlung! Ich habe eine schmerzliche Pflicht zu erfüllen, indem ich Sie vom Tode eines unserer Ehrenmitglieder benachrichtige. Es ist dies der dänische Kammerherr Jens Jakob Asmussen Worsaae, der Director des Museums nordischer Alterthümer, des ethnographischen und des Rosenborger Museums in Kopenhagen, welcher im Alter von 65 Jahren vor wenigen Tagen (am 15. August) verstorben ist.

Worsaae war seit dem Jahre 1840 an dem berühmten Museum für nordische Alterthümer thätig und führte seit dem Jahre 1866 (als Nachfolger Thomsens) die Generalverwaltung der obengenannten drei grossen Museen, welche unter seiner Leitung einen grossartigen Aufschwung nahmen. Seine grosse Bedeutung als Fachgelehrter bedarf in unserem Kreise keines besonderen Hinweises. Ich ersuche Sie, zum Zeichen Ihres Beileides, sich von den Sitzen zu erheben. (Geschieht.)

Wir gehen nun zur Tagesordnung über und erlaube ich mir, darauf aufmerksam zu machen, dass wir heute acht Vorträge zu erledigen haben, weshalb ich die Herren Vortragenden ersuche, auf die sehr knapp bemessene Zeit Rücksicht nehmen zu wollen.

2. Vortrag des Herrn Bergraths F. Seeland:

Ueber die Bärenhöhle am Kowesnock.

Kärnten hat allenthalben Beweise von einer weitverzweigten Vergletscherung aus einer Zeit, wo die Mitteltemperatur circa 3·9° C. tiefer stand, als die heutige; es sind das die vielerorts gefundenen Grundmoränen und erratischen Blöcke, welche von den Thalebenen bis über 1500 m an den Gebirgen aufsteigend, existiren und der ersten Glacialzeit angehören, dann die aufgefundenen Gletschertöpfe, Rundhöcker und Gletscherschiffe.

Zwei Riesengletscher streckten im Norden aus dem Möll- und Drauthale, im Süden aus dem Gailthale ihre Arme in der Hauptrichtung südöstlich und östlich aus und vereinigten sich theils über passenden Gebirgssätteln seitlich unter sich, theils bei Villach zu einem einzigen Eisstrome, der sich bis über unsere Landeshauptstadt hinaus gen Ost thalwärts bewegte. Das Steigen der mittleren Jahrestemperatur bedingte das Abschmelzen dieser Riesengletscher und erzeugte jene gutgeschichteten Geröllmassen, die heute als Fluthendiluvium die Hauptthalebenen von Spital-Klagenfurt, Bleiburg und das Krappfeld anfüllen. Es existiren viele Beweise aus Funden, die das naturhistorische Museum bewahrt, dass damals reiches animalisches und vegetabilisches Leben existirte. Der schöne Schädel des Rhinoceros thichorhinus, der durch 300 Jahre für den Lindwurmschädel gehalten wurde, und dem Fluthendiluvium an der Goritschitzen, nördlich von Klagenfurt, angehören soll; Ibex cebennarum, der Schädel mit den Hornzapfen eines Steinbockes, der aus der Diluvialterrasse nördlich von St. Veit stammt; der Backenzahn eines Elephas primigenius, der bei Treibach gefunden wurde; dann in neuester Zeit die 2 Stosszähne eines Mastodon angustideus, die südlich vom Kloster St. Paul im Lavantthale gefunden wurden, der Mammuthschenkelknochen, der in einer Diluvialterrasse bei Unterdrauburg gefunden wurde, wie nicht minder der neueste Fund von Birkdorf, südwestlich von Bleiburg, wo man den Schädel eines schönen Bos priscus (Riesenbüffel) fand, bestätigen diese Ansicht.

Das sind aber lauter Funde in dem Fluthendiluvium der Thalebenen. In den Höhlen Kärntens, wie solche beispielsweise in dem Triaskalke auf Obir, Dobrač und im Urkalke bei Stelzing existiren, hat man bisher ungeachtet eifriger Forschung keine Entdeckungen gemacht, die auf animalisches Leben in jener Zeit schliessen lassen. Um so überraschender kam die Nachricht aus Bleiberg, die in dieser Beziehung Neues hoffen liess und Veranlassung zur näheren Untersuchung gab.

Am 25. October 1884 besuchten die beiden Bleischmelzer Jacob Domenig und Simon Hohenberger den Kowesnock, um auf Erz zu schürfen. Sie fanden den engen Eingang in eine Höhle, welcher sich an der Nordostseite des Kowesnock in einer Seehöhe von 1760·6 m fand, krochen hinein und fanden im Tiefsten derselben auf Diluvialsand aufliegend den Kopf und verschiedene Knochen eines Bären. In der Ueberzeugung, etwas Brauchbares gefunden zu haben, und um dem Bergdirector Makuč eine Freude zu machen, brachten sie demselben die Knochenreste, welche nahezu das vollständige Skelett eines Bären ausmachten. Die Untersuchung der Knochen zeigte, dass sie noch nicht petrificirt sind, sondern dass die Petrificirung erst im Beginne war, da die Analyse nur 2% kohlensauren Kalk und sonst nur phosphorsauren Kalk nebst thierischer Gallerte erkennen liess. Bergdirector Makuč theilte mir den Fund mit und wir beschlossen, die Höhlenbefahrung und weitere Untersuchungen auf die bessere Jahreszeit im Sommer 1885 zu verschieben. Das geschah auch am Peter- und Paulitage l. J. Wir begaben uns bei herrlichem Wetter in Gesellschaft benannter Bleihüttenarbeiter bei Tagesanbruch auf den Weg, welcher durch den Erlachgraben über die windische Höhe zum Kowesnock führt. Der Kowesnock besteht aus den Hangendschichten des Hallstätterkalkes mit der mächtigen Flächenform wie in Bleiberg, und waren bis nun mehrere Löcher (Höhlen) in demselben bekannt, von welchen eines das „Frauenloch", das andere das „kalte Loch" heisst. Letzteres geht durch den ganzen Berg, so dass man beim Anstieg aus Süden bei günstiger Stellung den blauen Himmel von jenseits in Nord durchblitzen sieht.

Der Name rührt auch offenbar von dem kalten Wetterstrome, der durch die beständige Temperaturdifferenz der Schatten- und Sonnenseite bedingt ist, her. Die Höhle geht nach der Schichtung des Kalkes (nach den Flächen) durch das Gebirge. Möglich, dass sie der Rest bergmännischer Arbeit aus der Vorzeit ist; wahrscheinlicher ist sie durch Auswaschung entstanden.

Nun zur eigentlichen Bärenhöhle. Dieselbe hat ihr Mundloch an der Nordostseite des Kowesnock in 1760·6 m Seehöhe. Der Eingang war bei unserem ersten Besuche so nieder und eng, dass nur ein Mann mit sehr mässigem Körperumfange mit den Füssen voraus eindringen konnte, welche Rutschpartie durch die schief abwärts gerichtete Röhre befördert wurde.

Dagegen erschwerte eben dieser Umstand das Herauskriechen. 4 bis 5 m abwärts erweitert sich die Höhle nach allen Richtungen und man hat das Bild eines alten Bleiberger Verhaues vor sich. In der Firste zeigt sich das schöne Kalkblatt eines unter 35 Grad nach Stund 17 fallenden Lagers. Die Sohle der Höhle ist theils mit Stalagmiten, theils mit glimmerreichem und sandigem Mulm bedeckt, während sich am Firstenblatte weisser Nix (Kalkmilch) oder halbvollendete Stalaktiten zeigen, ähnlich der Nixlucken im Urkalke bei Stelzing an der Saualpe. Nach 28½ m Tiefe, nach der Tonlage gerechnet, ist das Ende der breiten Haupthöhle. Und eben da fanden die Hüttenarbeiter den ersten Bären auf dem Mulm liegend. Weiter oben, 15 m unter dem Eingange, zweigt ein Höhlenarm nach Nordwest ab, der nach Stund 20 streicht und nach 25 m Länge dasselbe schöne Blatt trifft, das in der Haupthöhle zu beleuchten ist. Dasselbe verengt sich aber zuletzt so, dass man nicht weiter fortkommen kann und zeigt allseitig Stalaktitenüberzug.

Es wurde nach der Befahrung der Höhle beschlossen, den Eingang so weit auszuschiessen, dass man ohne Beschwerde in die Höhle kommen kann. Diese Arbeit ist nun fertig und lieferte nach Mittheilung des Bergdirectors Makuč ein neues Resultat. Die Arbeiter fanden die noch fehlenden Reste des ersten Bären und bei der Ausweitung am unteren Ende des Einganges an der Sohle einen Oberarmknochen, ein Schienbein, einen Backenzahn und 4 Wirbel eines viel grösseren Bären, welche theilweise hier zur Anschauung vorliegen. Diese Knochen sind nicht nur grösser, sondern scheinen auch in der Umwandlung bedeutend vorgeschrittener zu sein. Da schon beim ersten Funde ein überzähliger Knochen gefunden wurde, so scheinen nun die Ueberreste dreier Bären constatirt zu sein. Die genaue weitere Untersuchung wird zu einem bestimmten Resultate führen. Vorläufig hat die Untersuchung zu folgendem Ergebnisse geführt:

Dem wohlerhaltenen Schädel des gefundenen Bären fehlt der für den Höhlenbären charakteristische steile Abfall des Stirnbeins gegen die Nase, sowie die starken Stirnbeinanschwellungen und Convexität des unteren Unterkieferrandes. Der geradlinige, leicht gewölbte Verlauf des Stirn- und Nasenbeines, sowie das Gebiss kennzeichnet den Bären nicht als einen Höhlenbären, es könnte also höchstens der Ursus priscus sein. Die Knochen haben jedoch durchaus ein so recentes Aussehen, als ob sie aus kürzlich verendeten Thieren präparirt worden wären. Ebenso zeigt die Knochensubstanz an dem gebrochenen Wadenbein so frischen Bruch, wie man ihn nur bei recenten Knochen sehen kann. Die gefundenen Reste scheinen somit dem gemeinen Landbären, Ursus arctos, anzugehören, dem diese Höhle vermuthlich vor Jahren zur Zeit des Winterschlafes als Wohnung gedient haben mag. Auch die Art der Auffindung spricht dafür. Der Bär wurde nämlich auf dem glimmerigen Mulm, der die Höhle an der Sohle bedeckt, aufliegend gefunden, während die Knochen der fossilen Bären aus der Diluvialzeit meist in dem Höhlenschlamm eingebettet sind. Aus allen diesen Umständen lässt sich unschwer folgern, dass man es nicht mit einem Bären der Diluvial-, sondern der Alluvialzeit zu thun habe und muss dieser Fund dem ähnlichen angereiht werden, der am 6. August 1857 am „wilden Loch" auf der Grebenze in Steiermark gemacht wurde. Der Bärenschädel, den ich da persönlich zu Tage förderte, ist im Besitze des Herrn Grafen Wurmbrand zu Lölling, ist dem in Rede stehenden ganz ähnlich und wurde auch von Dr. S. Aichhorn als Landbär (Ursus arctos) erklärt. (Mittheilungen des naturw. Vereines Steiermark, Jahrgang 1873.) Anders verhält es sich mit den bei der Mundlochnachweitung gefundenen Knochen. Dem Ansehen nach scheinen sie fossil zu sein, was die chemische Analyse bekräftigt. Herr Sontinger, Probirer in Bleiberg, fand darin:

Organische Substanz	26·25%
Kalk	38·38%
Magnesia	0·54%
Phosphorsäure	29·55%
Kohlensäure	4·60%
Unlöslichen Rückstand	4·10%
Summe .	99·42%

Der Stärke und Grösse nach gehören sie bestimmt einem viel grösseren Individuum an und überdies wurden sie unter dem Schutte gefunden. Der Backenzahn ist ein viel dickerer. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass diese Knochenreste dem Ursus spelaeus angehören, was freilich nur dadurch volle Bestimmtheit erlangen kann, wenn man bei weiterer Nachforschung so glücklich wäre, den Schädel zu finden. Dass dieser noch in der Höhle unter dem Höhleneingange zu finden sein werde, zweifle ich keinen Augenblick. Der glimmerreiche Mulm, der die Sohle der Höhle in bedeutender Mächtigkeit besonders am südwestlichen Ende überzieht, ist offenbar kein Zersetzungsproduct, kein Erosionsrückstand aus dem Nebengestein, sondern wahrscheinlich durch Quellen oder Fluthen eingeschwemmt, da das umgebende Gestein nur Kalk, gar keinen Glimmer und nur wenig Quarz zeigt, er dürfte somit Moränendetritus aus der Eiszeit sein und wäre noch weiters auf etwaige Einschlüsse genauer zu untersuchen. Durch Schlemmen wurde viel Eisenocker, viel Glimmer, Kalkfragmente und etwas Quarz gefunden. Am wahrscheinlichsten ist er ein paralleles Gebilde von jenem gelben Lehm, welchem die Bohnerze unserer südlichen Kalkalpen eingebettet sind, nur fehlen hier die Bohnerze selbst, die dagegen auf den Höhen der Villacheralpe nahe dem Touristenhause in dem ähnlichen Mulm reichlich zu finden sind.

Das ist Alles, was ich einer hochansehnlichen Versammlung über den Bärenfund in der Kowesnockhöhle vorführen kann, vielleicht genügt es, um Interesse für den Besuch und die etwaige Nachgrabung an Ort und

Stelle anzuregen. Die Tour ist weder zeitraubend, noch beschwerlich, und Director Makuč sowie meine Wenigkeit werden gerne die Führung übernehmen.

Discussion:

Secretär **Szombathy:**

Es ist richtig, dass die am Kowesnock später gefundenen Bärenknochen viel grösser sind und dass sie auch mehr petrificirt scheinen, als die des zuerst gefundenen Skelettes, aber ihre Ausbildung ist doch eine solche, dass sie mit Ursus spelaeus nicht übereinstimmen. Auch ist der nachgewiesene Gehalt an organischer Substanz noch sehr beträchtlich.

Ich kann mich hier nicht in weiten Auseinandersetzungen ergehen, ich will nur bemerken, dass ich auch diese grösseren älteren Reste für die Knochen von Ursus arctos oder Ursus arctoides halte. Es ist bekannt, dass auch diese Bären schon im Diluvium vorgekommen sind und neben Ursus spelaeus gefunden wurden.

3. Se. Durchlaucht Fürst **Ernst zu Windischgrätz** macht unter Vorlage zahlreicher Demonstrationsobjecte

Bemerkungen über die Classificirung seiner prähistorischen Funde in Krain.

Ich habe mir erlaubt, in den Sitzungen vom April und December vorigen Jahres einige Bemerkungen zu machen über die Nothwendigkeit, die prähistorischen Funde aus Krain, welche im Allgemeinen der sogenannten Hallstätter Periode zugezählt werden, einer sorgfältigen Unterscheidung zu unterziehen. Ich glaube, dass es sich empfehlen dürfte, meine Ansichten über diesen Punkt nochmals mit kurzen Worten auszusprechen. Obwohl ich dieselben nicht als ein apodiktisches Resultat hinstellen will, glaube ich doch die aus meinen vielen Ausgrabungen auf den Leichenfeldern von Watsch und St. Michael gewonnenen Anschauungen für genügend begründet halten zu dürfen, um sie der Discussion der Fachgenossen zu empfehlen.

In Bezug auf die äussere Ausstattung sind die hier in Betracht kommenden Gräber entweder Tumuli — Wies, Rosegg, Roviše, St. Margarethen etc. — oder Flachgräber — Hallstadt, Maria Rast, Watsch, St. Michael. Auf diesen grossen Unterschied in der Bestattungsweise werden wir noch später zurückkommen.

Vor Allem muss der Umstand berücksichtigt werden, dass in den Flachgräbern zweierlei Bestattungsweise beobachtet wird, nämlich die Skelett- und die Brandgräber.

Dieser Unterschied ist besonders in Watsch wichtig, aber er kommt bekanntlich auch in Hallstatt und in anderen Nekropolen vor.

In St. Michael kommen meines Wissens nur Brandgräber vor.

Wenn wir nun die Funde aus diesen verschiedenen Gräbern betrachten, so sehen wir in ihnen ganz verschiedene Typen vertreten.

Die Brandgräber in Watsch sind zuerst bemerkenswerth durch den Mangel an Waffen — in Brandurnen wurde nur die Bronzelanze im Hofmuseum gefunden. Eisenbeile kommen wohl selten vor, diese dürften aber sowie die häufiger vorkommenden Messer hier als Werkzeuge aufzufassen sein —; ferner durch die Seltenheit der ausschliesslich aus Bronze gefertigten Schmuckgegenstände und das Fehlen der für die Skelettgräber so charakteristischen, vasenförmigen Urnen mit hohlem Fuss.

Die Urnen sind alle aus schwarzem Thon, die älteren tonnenförmig, die jüngeren stark ausgebaucht, sämmtlich mit schüsselförmigen Deckeln versehen. Die Bestattung ist so, dass man bei den Nachgrabungen immer zuerst auf eine Steinplatte stösst. Darunter befindet sich in Lehm und Kohle eingebettet die Urne mit dem Deckel, häufig von unregelmässigen Steinen umgeben. Die Beigaben befinden sich innerhalb oder ausserhalb der Urne. Häufig kommen im Innern der Urne auf dem Leichenbrand kleinere Beigefässe vor. Unter den Fibeln ist hauptsächlich die halbkreisförmige Fibel vertreten, und zwar theils mit glattem, theils mit geknotetem Bügel; erstere meist ganz aus Eisen, letztere mit bronzenem Bügel, aber immer mit eiserner Nadel.

Ferner sind zu erwähnen kahnförmige Fibeln mit bronzenem Bügel, theils mit eiserner, theils mit bronzener Nadel. Die Armringe sind meist aus Eisen, seltener aus Bronze. Die Gürtelschliessen sind immer aus Eisen.

Die Skelettgräber von Watsch zeichnen sich vor Allem dadurch aus, dass sich bei allen männlichen Skeletten Waffen vorfinden und zwar mit Ausnahme von zwei Bronzebeilen nur eiserne Waffen. Die Schmuckgegenstände sind ausschliesslich aus Bronze und zwar sind unter ihnen hervorzuheben:

Arm- und Fussringe, massive und hohle; rechteckige Gürtelschliessen, theils glatt, theils mit getriebenen und gravirten Ornamenten verziert — Vögel, abwechselnd mit dem Radornament, menschliche Figuren etc. — breite, aus Bronzeblechstreifen erzeugte Ohrringe, ebenfalls mit getriebenen und gravirten Ornamenten und Figuren verziert.

Unter den mannigfaltigen Fibeln sind hervorzuheben:

Schlangenfibeln mit und ohne Hörnchen und zahlreiche Fibeln mit Certosa-ähnlichem Fusse, theils mit kleiner, theils mit armbrustförmiger Nadelspirale.

Die halbkreisförmige Fibel mit Knoten fehlt fast vollständig, ebenso eiserne Fibelnadeln.

Bezüglich der Gefässe ist zu betonen das Vorkommen der vasenförmigen Gefässe mit hohlem Fusse, hauptsächlich aus rothem Thon, manchmal mit Graphit bemalt, aber auch schwarz — in diesen Gefässen ist niemals Leichenbrand gefunden worden — das Vorkommen von flachen Schalen mit verticalem Randtheil und hohlem Henkel und endlich jenes von Bronze-Cisten und — theils glatten, theils verzierten — Situlen.

In St. Michael kommen nur Brandgräber vor, und zwar auch nur als Flachgräber. Die Vergrabung ist eine von den Brandgräbern in Watsch gänzlich verschiedene.

Bemerkenswerth dabei ist, dass das Grab von feinkörnigen, rothen Sandsteinen umgeben ist, in deren Mitte sich die Kohlenschichte mit dem Leichenbrand und den Beigaben befindet. Letztere sind meist zerbrochen. Bei sämmtlichen männlichen Gräbern findet man Waffen — Wurfspiesse und Haken aus Eisen. Die

Schmuckgegenstände sind alle auffallend gross, sowohl die Bronzen als auch die Glasperlen.

Die Fibeln sind meist schlank, mit Certosa-ähnlichem Fusse und einem grossen Knopfe an der Ansatzstelle der Nadel. Neben ihnen erscheinen auch schlangenförmige Fibeln mit Hörnchen. Die Fibeln, sowie die übrigen Bronze-Schmucksachen sind häufig im Tremolirstich verziert. Zu erwähnen wären noch die grossen Fussringe mit S-förmig gebogenem Ende und aus Bronzedraht gewundene Bügel, deren Ende kreisrunde Oehre bilden.

Die grosse Verschiedenheit der hier aus verschiedenen Gegenden von Krain vorgeführten prähistorischen Funde weist mit aller Bestimmtheit darauf hin, dass wir es mit mehreren, verschiedenen Nationen zu thun haben.

Denn, wenn wir es blos mit verschiedenen Entwicklungsstadien — Culturstufen — einer und derselben Nation zu thun hätten, so müssten sich erstens in den Funden verschiedene Altersstufen nachweisen lassen, zweitens aber müssten sich doch in den jüngeren Formen selbst einzelne, gewisse Formen der vorhergehenden Culturstufe deutlich erkennbar erhalten haben. In der Nekropole von Este bei Padua zum Beispiel, welche ich im vorigen Jahre besucht habe, kann man ganz deutlich 5 Perioden unterscheiden, welche in chronologischer Ordnung schichtenförmig übereinander gelagert sind, von den ersten Anfängen der Eisenzeit an bis zur römischen Periode, und zwischen diesen verschiedenen Culturstufen sind deutliche Uebergänge erkennbar.

Beides ist nun bei den Krainer Funden nicht der Fall. Es ist zum Beispiel ganz unmöglich, für die Skelett- und die Brandgräber von Watsch, welche einen so vollständig verschiedenen Inhalt haben, zwei verschiedene Zeitperioden nachzuweisen, da einmal die Brandgräber von Skeletten, das anderemal die Skelette von Brandurnen überlagert sind, aus welcher Erscheinung ihre Gleichzeitigkeit deutlich hervorgeht.

Wir können daher nur annehmen, dass wir es hier mit zwei verschiedenen Nationen zu thun haben, welche gleichzeitig nebeneinander in Unter-Krain gelebt haben und von denen die eine ihre Todten verbrannte, die andere ihre Todten begrub.

Die letztere war unzweifelhaft die reichere und die herrschende Nation, da wir nur bei ihr ansehnliche Schmuckgegenstände und Waffen finden.

In den Brandgräbern von Watsch ist bis jetzt nur eine einzige Lanzenspitze aus Bronze gefunden worden, welche offenbar als ein altes Erbstück anzusehen ist; während hingegen in den Skelettgräbern jeder erwachsene Mann zwei Lanzen und einen Paalstab aus Eisen als Hiebwaffe und manchmal noch Pfeile als Grabbeigaben mitbekommen hat.

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass wir es bei diesem wehrhaften Volke mit dem Stamme der Taurisker zu thun haben, welche noch bei Beginn der Römerherrschaft in den Ostalpen nördlich von der Save als herrschender Stamm vorgefunden wurden.

Von den dieser Nation eigenthümlichen Formen — Urnen, Fibeln, Waffen etc. — hat sich keine einzige bis in spätere Epochen erhalten.

Hingegen tritt bei den Funden aus den Brandgräbern die merkwürdige Erscheinung auf, dass sich von denselben gewisse Formen bis auf den heutigen Tag im Lande erhalten haben. Es sind dies vornehmlich die Formen der kleinen Urnen und der als Urnendeckel häufig verwendeten Schüsseln mit eingebogenem Rande.

Diese Formen findet man noch heute ganz allgemein im Gebrauche, soweit der slavische Volksstamm reicht.

Die germanischen und romanischen Stämme haben diese Form nicht angenommen, bei ihnen findet man sie heutzutage nicht.

Wir können mithin mit vollem Rechte als sicher annehmen, dass die heutigen Slaven von Krain und Istrien, welche von einem Theile der Bewohner von Watsch die charakteristischen Thongefässformen ererbt und bis auf den heutigen Tag als nationale Eigenthümlichkeit bewahrt haben, von denselben in einer ununterbrochenen Reihenfolge abstammen, und dass also dieser Stamm schon zur Zeit der sogenannten Hallstätter Periode in Krain ansässig war.

Nach dem gewöhnlichen Verlauf der Besiedelung eines Landes ist es sogar wahrscheinlich, dass diese Nation, welche ihre Leichen verbrannte, früher im Lande ansässig war als die Taurisker, und dass sie von diesen bei Eroberung des Landes unterjocht und in ein dienstbares Verhältniss gebracht wurde.

Darum finden wir in der alten Geschichte keine Nachrichten von ihr und es mag diese Unterjochung auch die Ursache für eine gewisse Stagnation ihrer Culturzustände gewesen sein.

Vollkommen verschieden von den Watscher Funden sind jene von St. Michael bei Adelsberg.

Der Typus weicht besonders von jenem der Watscher Skelettgräber und der Hallstätter Gräber weit ab, und ich bin sehr geneigt, diese Funde dem Volksstamme der Japygen oder Japoden zuzuschreiben, von welchen wir wissen, dass sie gewisse Theile von Croatien, dem Küstenlande und Krain bis an die Save bewohnten und auf der Save Schifffahrt trieben.

Diese Japoden, welche von den nördlich von der Save herrschenden wahrscheinlich germanischen oder keltischen Tauriskern vollkommen verschieden waren, möchte ich aus verschiedenen Gründen am liebsten mit den Venetern vergleichen, von denen ein Theil die benachbarten Gebiete innehatten und deren Reste sich in den Wenden erhalten haben.

Wir kommen also durch diese Betrachtungen dahin, die Save als eine Art von Scheidelinie anzusehen, welche zu einer gewissen Zeit die Gebiete der germanischen und keltischen Völker von jenen der Südslaven trennte. Ein Beleg für diese Auffassung sind auch die Funde in der Wochein und besonders jene von Lepence bei Feistritz, bei denen der keltische Typus vorherrschend ist.

Ich habe mir erlaubt, diese Betrachtungen, welche sich bei mir vollkommen vorurtheilslos aus dem Studium der unzweifelhaft hochwichtigen Funde aus Krain entwickelt haben, der geehrten Versammlung vorzulegen, um diese Frage, welcher man bisher aus dem Wege gegangen ist, den Fachgelehrten zur Discussion zu stellen.

Discussion:

Herr Custos **Deschmann**:

Ich werde mir erlauben, gegen die Ansicht Sr. Durchlaucht des Fürsten Windischgrätz, als ob in Watsch zwei verschiedene Volksstämme ihre Wohnsitze gehabt hätten, von denen der eine geherrscht hat, der andere unterjocht war, und dass bei dem ersteren Leichenbestattung stattgefunden, bei dem letzteren die Verbrennung in Uebung war, einige Bemerkungen vorzubringen.

Wenn man die Lage der Leichen in den Watscher Gräberfeldern berücksichtigt, so lässt sich durchaus keine scharfe Abscheidung, keine bestimmte Grenze ziehen, wo man sagen könnte, hier liegen die Skelett- und hier die Brandgräber; sondern in verschiedenen Niveaux zeigen sich die Skelette bald zwischen Urnen mit Leichenbrand, bald ganz für sich seicht unter der Oberfläche. Wenn nun angenommen werden soll, dass die Skelette der herrschenden Rasse angehört haben, wofür allerdings die sehr verleitende Thatsache zu sprechen scheint, dass an den Skeletten sich meist reicherer Schmuck vorfindet als in den Urnen, so müsste dies doch eine ganz eigenthümliche psychologische Erscheinung im Leben der Völker sein, dass eine Rasse, welche die siegende, kräftigere und reichere war, nach dem Tode nicht auch diesen Unterschied zwischen herrschender und dienender Rasse zum Ausdrucke gebracht hätte.

So etwas ist aber bei keinem Volke der Fall, sondern die herrschende Rasse hat ganz gewiss, wir sehen dies bei verschiedenen Nationen, ihre abgesonderten Begräbnissstätten, nur eben in Watsch sollte dies nicht der Fall gewesen sein. Die Verbrennung der Leichen war gewiss mit einem grösseren Aufwande an Ceremoniell und an Kosten verbunden, als die einfache Bestattung, und so kommt es mir doch sonderbar vor, dass jene zweite unterdrückte Rasse die Mittel besass, einen grösseren Pomp bei der Bestattung zu entwickeln, als die herrschende. Ich muss aber auch bemerken, dass in dem Vortrage Sr. Durchlaucht auf einen Umstand nicht Bedacht genommen wurde. Der Herr Vorredner schloss daraus, dass in den Urnen keine Waffen vorkommen, dass dies die Begräbnissstätten der unterjochten Rasse gewesen seien, welche keine Waffen trug. Ich erlaube mir darauf zu bemerken, dass wir auch die Frauen nicht ausser Acht lassen dürfen, gegen die man schon damals eine gewisse Pietät beobachtet hat, und es dürfte ein sehr grosser Theil jener Urnen wahrscheinlich den verbrannten Frauenleichen angehören.

Wenn in den Urnen schlechtere Beigaben vorkommen als bei den ganzen Leichen, so ist dies leicht zu erklären; bei den ganzen Leichen findet man die schönen Ohrgehänge aus sehr dünnem Blech, welche die allerzerbrechlichsten Beigaben sind. Es finden sich die verschiedenen Schlangenfibeln, Certosafibeln, Nachenfibeln nur an Skeletten ziemlich vollkommen erhalten. Wenn diese Fibeln bei Leichenverbrennungen mit sammt der Bekleidung dem Feuer ausgesetzt waren, so ist es erklärlich, dass sich von ihnen fast nichts erhalten hat; nur die stärkeren Krainer Fibeln kommen in den Urnen ziemlich gut erhalten vor, weil sie von kräftigerer und stärkerer Construction sind.

Ich will noch auf einen andern Umstand hinweisen, der mir sehr beachtenswerth vorkommt. Auf dem Watscher Gräberfelde sind am Ostabhange in halber Höhe des Berges über 140 Skelette gefunden worden, bei denen gar keine Beigaben waren. Das waren wahrscheinlich die armen Leute. Nach den Anschauungen des Herrn Vorredners müssten diese Skelette ebenfalls der herrschenden Rasse angehört haben, was ob Mangels aller Beigaben nicht der Fall sein kann. Wenn wir auf die bisherigen, der Hallstätter Periode angehörigen Funde in Krain einen Rückblick werfen, so ist eine scharfe Scheidung zwischen Begräbnissen in Tumulis und Flachgräbern oft sehr schwer; in Watsch selbst waren etliche Tumuli sehr deutlich sichtbar, es gibt aber eine Menge solcher, welche jetzt als Flachgräber erscheinen, indem sie durch äussere Einflüsse nivellirt wurden. Ich bemerke ferner, dass in den Watscher Gräbern auch gut erhaltene Schädel aufgefunden worden sind, deren mehrere sich im krainischen und im Hofmuseum befinden, und es werden die Craniologen ihr Urtheil zu fällen haben, ob irgend eine Spur von slavischen Schädeln in den Gräbern von Watsch constatirt werden kann.

Wenn wir weiters die reichen Gräberstätten bei St. Margarethen in Unterkrain berücksichtigen, so zeigt sich uns auch hier, dass sowohl Leichenbestattungen als auch Leichenverbrennungen daselbst stattgefunden haben; sowohl Urnen, als auch ganze Leichen kommen in einem und demselben Tumulus vor. Von dem Leichnam ist oft gar nichts mehr vorhanden, selbst von den Knochen nichts. Die Erde frisst die Knochen auf, wie unsere Leute sagen. Oft sind nur mehr die Zähne das einzige vom Schädel Vorhandene, was namentlich bei dem zähen Thonboden, aus welchem die Tumuli bestehen, öfters der Fall ist; auch in St. Margarethen fand man dort, wo ganze Leichen gelegen waren, oft die schönsten Beigaben, während in den Urnen mit Leichenbrand meist nur derbere Schmucksachen vorkamen, obschon die Urnen mitunter prachtvoll sind, und aus deren schöner äusserer Form zu schliessen ist, dass jenes Volk, welches die Urnen angefertigt hat, gewiss auf gleicher Höhe der Culturstufe stand, als das angeblich herrschende. Namentlich sind einige prachtvolle Urnen, die wir aus dem Gräberfelde von St. Margarethen haben, wahre Kunstwerke, und man könnte wohl nicht sagen, dass diejenigen, deren Aschenreste darin waren, die unterdrückte und die anderen die herrschende Nation gewesen seien.

Es hat aber Se. Durchlaucht auch auf eine Beigabe aufmerksam gemacht, nämlich auf die rothen Urnen mit hohlem Fusse. Diese sind sehr beachtenswerth und man sollte besonders auf das Vorkommen dieser rothen Urnen, welche von schöner und edler Form sind und in der Regel ein schwarzes Graphitband haben, sehr aufmerksam sein, denn dies scheinen die geschätztesten Urnen gewesen zu sein, und dort, wo dieselben vorkommen, kann man gewiss sein, auf sehr wichtige Funde zu stossen, wie dies z. B. bei der Watscher Situla der Fall war, in deren Nähe ein solches rothes

Gefäss vorgefunden wurde. Diese Gefässe waren nicht zur Aufnahme der Asche des Leichenbrandes bestimmt, sondern sie dienten als Ceremoniengefässe. Wo diese rothen Urnen vorkommen, sind öfters auch Bronzegefässe gefunden worden. Als der berühmte Urgeschichtsforscher Undset das Laibacher Museum besuchte und daselbst unsere rothen Urnen sah, war er der Meinung, wir müssten diese Urnen aus Este bekommen haben, auch bei Este sind herrliche Cisten mit den rothen Urnen zusammen gefunden worden. Es ist noch ein zweites Object, welches auf reiche Funde hindeutet und von welchem auch sehr schöne Exemplare in unserem Museum existiren. Es sind dies die hohlen Armringe. Dieselben sind entweder solid massiv, oder hohl mit einem hölzernen Kern in der Mitte, daran wurde das Bronzeblech befestigt und hat dann seine weitere Bearbeitung gefunden. Wo solche hohle Armringe vorkommen, findet man in der Regel den reichsten Leichenschmuck.

Ich bin daher der Meinung, dass die Bestattung sowohl als die Leichenverbrennung in den Gräbern von Watsch und in den bisher aufgedeckten Hügelgräbern Krains gemeinschaftlich vorkommt, wie dies auch in Hallstatt der Fall war, und dass man aus diesem Unterschiede keinerlei Unterscheidung einer herrschenden und einer beherrschten Rasse deduciren könne, man müsste denn sonst für Hallstatt dasselbe annehmen. Da selbst in manchen Gefässen aus Thon, wie auch in den Bronzegefässen ein überraschender Kunstsinn sich kundgibt, so glaube ich, dass dies ein sehr wichtiges Motiv ist, um die Einheit der Nationalität des betreffenden Volksstammes zu constatiren. Der Vergleich des jetzigen krainischen Topfes mit dem in Watsch ausgegrabenen ist wohl ein sehr unglücklicher. Auch in den römischen Gräbern hat man solche Töpfe in Masse gefunden und die Nachforschung mit der grössten Sorgfalt angestellt, um eine slavische Ansiedlung zu Römerzeiten in Krain zu constatiren, aber dies ist nicht gelungen und man konnte keine Merkmale der schon damals bestandenen slavischen Ansiedlungen zu Tage fördern, so dass man mit Bestimmtheit sagen könnte, es waren zu Römerzeiten die Slaven schon im Lande. Auch die slavischen Geschichtsforscher geben sich keiner Illusion hin, die erst im 6. Jahrhunderte n. Chr. G. stattgehabte slavische Besiedelung des Landes in die Urzeiten zu versetzen; es wäre dies ein Unicum, wenn man annehmen würde, dass die alten Gräber von Watsch und Roviše, die sicherlich in das 6. Jahrhundert v. Chr. G. reichen, von den eingewanderten Slaven herrühren.

Noch einen eclatanten Beweis über den Umstand, dass die Leichenverbrennung und die Leichenbestattung von einer und derselben Nation gleichzeitig ausgeübt wurde, habe ich erst vor 14 Tagen erhalten.

Ich habe nämlich durch einen Gräber einen sehr interessanten Tumulus von beiläufig 10 m Länge abgraben lassen, den ich sozusagen als eine kleine Schatzkammer ansehen kann. In diesem Tumulus befand sich an einem Rande desselben ein Steingrab, eine viereckige Platte, mit Steinsatz genau abgegrenzt. In der Mitte dieses Viereckes stand senkrecht eine gewaltige Steinplatte, welche dieses Grab wieder in zwei Gräber theilte. In dem einen dieser Gräber lag ein Krieger, welcher zur Seite seines Kopfes einen Helm hatte. An der einen Hüftenseite hatte er einen eisernen Kelt, an der anderen Pfeilspitzen. Zu seinen Füssen lag ein Ceremoniengefäss aus Bronze, dessen Blech so dünn war, dass es beim Herausheben meist in Splitter ging, in der Nähe desselben standen zerbrochene rothe Urnen. In dem zweiten Grabe neben diesem befand sich an der Stelle des Kopfes ein Bronzegefäss mit schönen Verzierungen, wovon nur Fragmente herausbekommen werden konnten. Es fanden sich auch Lanzen und Pfeilspitzen im Grabe vor, am unteren Ende war ein situlaartiges Gefäss, welches mit Erde gefüllt war. Es lag aber in dieser Grabkammer nicht eine Leiche, sondern es war die Bodenfläche des Grabes mit einem Bronzeblech belegt und auf diesem Bronzeblech lag der Leichenbrand des bestatteten Kriegers. Also nebeneinander haben wir hier zwei Krieger; der eine ist bestattet, die Leiche des anderen verbrannt worden. Das ist ein eclatanter Beweis dafür, dass die Leichenverbrennung auch bei den Angesehenen in Uebung war, dass also nach den bisherigen Erfahrungen damit eine Verschiedenheit der Nationalität nicht zu begründen ist.

Herr **Baron Hauser**:

Ich muss über den Vortrag des Fürsten Windischgrätz nur sagen, dass hier in Kärnten ganz andere Verhältnisse bestehen, als in Krain. In Kärnten haben wir gar keine Bestattung von Leichen, ausser aus der Zeit der Römer; aus der Zeit der Hallstätter Periode sind durchaus nur Brandgräber vorhanden, und zwar haben wir in Kärnten, wie gesagt, vier solche Brandgräberstätten, wo sich nur Asche vorfindet. Nur in den römischen Gräbern finden wir solche Urnen, wie Fürst Windischgrätz erwähnt. In Frög habe ich zwar auch eine solche Urne gefunden, diese fand sich aber nur an der Oberfläche des Grabes, so dass anzunehmen ist, dass diese Urne erst später hineingekommen ist. Sie ist auch auf der Drehscheibe erzeugt, während die anderen aus freier Hand gearbeitet sind.

Was die 4 Grabstätten aus der Hallstätter Periode in Kärnten betrifft, so ist es auffallend, dass in denselben kein Uebergang in eine spätere Periode zu bemerken ist. Ein später eindringendes Volk, bei dem es Sitte gewesen, die Todten zu bestatten, scheint ein früheres von seinen Grabstätten verdrängt zu haben. Unter den in Kärnten aufgefundenen Skeletten finden wir auch Skelette von Römern. So haben wir am Lamprechtskogel drei solche Skelette gefunden; diese Skelette hatten gar keine Beigaben, aber man darf nicht annehmen, dass sie deshalb der ärmeren Volksclasse angehörten. Es war nun einmal so Sitte, die Leichen ohne Beigaben zu begraben. Meine Meinung geht dahin, dass die Bevölkerung, welche ihre Leichen mit Beigaben aus der Hallstätter Periode verbrannte, eine frühere war, als die Taurisker oder Kelten, welche mit den Römern gleichzeitig hier gewohnt haben, dass also unsere Gräberfelder von einer älteren Bevölkerung herrühren dürften.

Herr **Rudolf Much**:

Wenn auch ich, obwohl ein bescheidener Anfänger, es wage, den anregenden Bemerkungen Sr. Durchlaucht entgegenzutreten, so thue ich es nur in der Voraussetzung, dass eine wissenschaftliche Opposition unbeschadet der grössten persönlichen Hochachtung bestehen kann.

Ich glaube, über die beiden verschiedenen Arten der Bestattung ist nicht mehr viel zu sagen, bekanntlich kommen sie bei allen arischen Völkern, wenigstens zu gewissen Zeiten, neben einander vor, aber was die Thatsache betrifft, dass in den Brandgräbern so wenig Waffen gefunden wurden, so haben wir es hier mit einer Beobachtung zu thun, die viel allgemeiner gemacht wurde. Ich erinnere an die Aufschlüsse, welche Ingvald Undset in Christiania in seinem Buche über das erste Auftreten des Eisens im Norden Europas gibt. Auch die von Deschmann zugegebene Thatsache, dass die Skelettgräber eine reiche Ausbeute aufweisen, ist nicht ohne Erklärung. In der Hallstätter Zeit war nämlich die Sitte der Leichenverbrennung die ältere gegen die Sitte der Todtenbestattung, und wir sehen auch im gewöhnlichen Leben, dass neue Gebräuche zuerst von der social höher stehenden Bevölkerung aufgenommen werden. Damit ist es also erklärt, dass sich in den Skelettgräbern reichere Beigaben finden. Wenn man aber auch annehmen müsste, dass sich die Typen und die Stilrichtung der Funde des Watscher Gräberfeldes bis heute bei den Slaven erhalten haben, so könnte man daraus nur auf eine Continuität der Bevölkerung im Allgemeinen schliessen. Man wird annehmen, dass ein Theil der Urbevölkerung, welche gewiss theilweise nicht ausgerottet, sondern nur verknechtet wurde, diese Typen den Slaven überliefert habe, man kann aber daraus nicht schliessen, dass Slaven in vorgeschichtlicher Zeit im Lande ansässig waren. Um diesen Satz zu erweisen, müsste man aber zunächst zeigen, dass die byzantinischen Schriftsteller im Irrthume sind, wenn sie uns über die Einwanderung der Slaven nach der Völkerwanderung berichten, man müsste zeigen, wieso es kommt, dass die von den Alten uns überlieferten Orts- und Personennamen aus Krain und seinen Nachbarländern keine slavischen sind, und wieso es ferner kommt, dass in den südslavischen Sprachen nicht eine Unzahl griechischer oder lateinischer Lesewörter sich findet, was ja der Fall sein müsste, wenn die Slaven schon seit vorgeschichtlicher Zeit hier gewohnt und unter dem Einflusse der benachbarten südlichen Culturwelt und der mehrhundertjährigen römischen Herrschaft gestanden wären. Es wäre auch ganz unerklärlich, dass zwischen Süd- und Nordslaven ein so naher sprachlicher Zusammenhang besteht, wenn diese beiden Stämme bereits in vorgeschichtlicher Zeit in weit von einander entfernten Ländern ansässig gewesen wären. Dass aber die Nordslaven in ihre späteren Sitze erst aus Illyrien eingewandert seien, wird Niemand annehmen wollen.

Uebrigens kennt bereits Tacitus die Wenden im Osten Germaniens in der Nachbarschaft der Fennen und auch schon Herodot schildert uns in den Budinen im mittleren Russland ein Volk, dessen Merkmale ganz auf ein slavisches passen, was alles vollständig mit unserer Ansicht übereinstimmt, dass die Ursitze der Slaven in Mittelrussland zu suchen sind. Wie wäre es zu erklären, dass, obwohl zu Ende der Kaiserzeit im ganzen römischen Reiche das Christenthum eingeführt war, uns die Slaven später als heidnisches Volk entgegentreten. Es ist also Thatsache, dass die Slaven in einer Gegend gewohnt haben, die ausserhalb der christlichen Bekehrungen gelegen war.

Diese sehr gewichtigen Einwürfe sind bisher in keiner Weise widerlegt worden, und so lange dies nicht geschehen ist, hat die Vermuthung, dass die Slaven in vorchristlicher Zeit bereits in unseren Gegenden angesiedelt waren, nicht einmal den Werth einer Hypothese.

Herr Professor **Müllner**:

Nachdem heute die Frage der prähistorischen Slaven durch Se. Durchlaucht den Prinzen Windischgräz zur Sprache gebracht, von meinen geehrten Herren Vorrednern aber die Existenz derselben in so eindringlicher Weise bekämpft wurde, so erlaube auch ich mir in dieser Frage, welche mich schon lange beschäftigt, das Wort zu ergreifen. Ich glaube, es herrscht in keiner der vielen Fragen, welche uns beschäftigen, eine solche Meinungsverschiedenheit, fast möchte ich sagen Verwirrung, als in dieser, und doch muss sie einmal auf's Tapet.

Immer und immer stösst man die Slavenwanderung des 6. Jahrhunderts in den Vordergrund und behilft sich mit den Kelten für die früheren Perioden. Diese Kelten sind so recht die Mädchen für Alles. Gewiss ist es, dass im 5. und 6. Jahrhundert eine bedeutende Slavenbewegung in Europa statthatte, so gut als deutsche und andere Völker, auf kriegerischen Beutezügen neue Sitze suchend, sich verschoben. Wanderten doch deutsche Völker mehr als einmal in Europa von Osten nach Westen und von Norden nach Süden; so haben wir die Cimbern- und Teutonenzüge Ende des II. Säc. a. Ch. So später die der Gothen, Longobarden, Heruler etc. etc., zuletzt noch die der Baiern und Franken bis tief in den slavischen Süden. Dass nun die mit den übrigen Völkern Europa bewohnenden, oder in dasselbe einbrechenden Slaven im 6. Jahrhundert die Aufmerksamkeit der gleichzeitigen Schriftsteller erregten, ist ebenso natürlich, wie dass man sich auch um die deutschen und finnischen Stämme jetzt mehr kümmerte, da die gesammte Civilisation und die Existenz des Reiches in Gefahr stand, aber von welchem der älteren Schriftsteller kann man behaupten, dass er der Natur und Sprache eines der vielen Völker Nord- und Mitteleuropas seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Das beste Beipiel ist doch Germanien selbst. Wir sprechen von Germanien und Germanisch mit dem Gedanken an Deutsche oder den Deutschen nahe verwandte Völker, z. B. Normannen etc. — Was ist aber Germanien und was sind die Germanen des Tacitus? — Alles Land jenseits Rhein und Donau ist ihm Germanien, dessen Ostgrenzen er so unbestimmt als möglich angibt: „Der Rhein scheidet es von Rhätien, die Donau von Pannonien, von den Dakern und

Sarmaten Gebirge und wechselseitige Furcht, das Uebrige begrenzt der Ocean, der breite Busen und unermessliche Inseln umfasst, wovon erst seit Kurzem einige Völker und Könige bekannt wurden, die der Krieg zum Vorschein brachte.“ Tac. c. 1. In diesem weiten Germanien wohnen Völker diversester Zunge, Gothinen die gallisch, Osier die pannonisch sprechen; nicht deutsch sind auch die Aestier, welche den Bernstein sammeln, und die Wenden rechnet Tacitus noch zu den Germanen, weil sie Häuser machen — domus fingunt — und gutes schnelles Fussvolk haben! cap. 46. Man sieht also, wie vag und dehnsam der taciteische Begriff „Germanien“ ist, abgesehen davon, dass man gar nicht weiss, wie der Name selbst entstand und was er bedeutet. Ich wünschte, man setze den Namen deutsch für deutsche Völker und lasse den nebelhaften Ausdruck Germanen endlich bei Seite.

Zur Genugthuung gereicht es mir, heute zu hören, dass auch die Keltenfrage sich zu klären beginnt. Schon in meiner „Emona“ bekämpfte ich die keltische Herkunft der bekannten Bronzewaffen etc., und siehe da, die keltischen Eisenschwerter des La Tène-Typus sind auch bei uns gefunden, freilich bis dato in dem Verhältnisse, in dem die eingewanderten Kelten zur früheren zahlreicheren Bevölkerung standen. Nun ist aber die Keltenwanderung historisch bestimmt. Der Lärm, den dies Volk durch Europa bis Rom, Griechenland und Kleinasien hinein erregte, hat den Schriftstellern des Alterthums genugsam in die Ohren geklungen, weshalb sie desselben gar eingehend gedenken, und doch verschwindet es wie „Frühlingsschnee“, um mit Mommsen zu sprechen. Nun wird wohl Niemand behaupten wollen — und hier liegt der Angelpunkt der Frage — die im 5. und 4. Jahrhundert a. Ch. Mittel- und Südeuropa brandschatzenden Keltenhorden hätten zwischen Donau und der Adria, also in unsern Alpenländern und den ihnen vorlagernden Ebenen ein Vacuum gefunden! Es wohnten eben auch schon Leute da, und zwar recht arbeitsame, findige Leute, wie dies die Pfahlbaufunde bei Emona und anderwärts, sowie die Bronzefunde unserer Alpen beweisen. Von Deutschen redet hier wohl Niemand, offenbar nur weil weiland Tacitus Germanien nicht bis zur Adria, sondern nur bis an die Donau sich erstrecken lässt. Kelten sind es auch nicht, denn diese wandern selbst erst später mit La Tène-Schwertern bewaffnet ein, um spurlos wie Frühlingsschnee zu verschwinden. Ich bitte Sie daher, zu erlauben, auch jenen Völkern, welche Noricum und Pannonien bewohnten, ehe Kelten und Römer hier einzogen, eine Nationalität zuweisen zu dürfen. Entweder haben wir es hier mit einem völlig untergegangenen, ganz unbekannten Volke zu thun, oder wir müssen an Slaven denken. An Slaven, welche in vorhistorischer Zeit so gut wie andere arische Stämme Europa occupirten und durch die Völkerwanderung, ebenso wie die deutschen und finnischen Stämme, neue Nachschübe erhielten. Geräuschlos soll ein Volk in seine Sitze eingezogen sein, welches sofort nach der Völkerwanderung vom Po bis an die Nordsee wohnt und dessen Westgrenze eine Linie bildet, welche von der Adria über den Brenner, den Thüringer Wald und bis an die Elbemündung reicht. Vom Himmel sind diese Massen nicht gefallen, aus der Erde auch nicht gekeimt, von einer Wanderung solcher Massen meldet die Geschichte auch nichts, obwohl sie die Raubzüge verhältnissmässig kleiner Horden verzeichnet, also müssen sie wohl schon dagewesen sein, ehe über sie hinweg und durch sie hindurch die unruhigen Nationen fluctuirten. Nehmen Sie noch dazu die zahlreichen, schon in den griechischen und lateinischen Schriftstellern, sowie auf Inschriften erhaltenen Namen von Bergen, Seen, Flüssen, Orten und Personen, die sich nur aus der slavischen Sprachform ungezwungen erklären lassen, so scheint die Annahme einer schon in vorgeschichtlicher Zeit hier ansässigen slavischen Bevölkerung so unsinnig nicht, als sie von verschiedenen Seiten hingestellt werden möchte. So wie wir deutsche Stämme in vorgeschichtlicher Zeit schon in Sitzen finden, in welchen auch später solche sitzen, und so wie wiederholt deutsche Völkerwellen vorgestossen wurden und oft weithin, selbst bis Afrika fluteten, ebenso dürfen wir auch in vorgeschichtlicher Zeit Slaven in der norisch-pannonischen Zone Mitteleuropas suchen. Wer die Annahme von prähistorischen Slaven in Mitteleuropa darum lächerlich findet, weil Slaven auch in der Völkerwanderung wieder erscheinen, kann es ebenso lächerlich finden, die von Cäsar besuchten transrhenanischen Völker für Deutsche zu halten, nur aus dem Grunde, weil die Gothen erst von Attila einhergetrieben in Westeuropa erscheinen.

Es wurde heute auch auf die culturellen und rituellen Unterschiede der in Watsch und auch anderwärts nebeneinander vorkommenden Bestattungsweisen hingewiesen und aus diesem Umstande die Annahme von Urslaven in unseren Ländern abzuweisen gesucht. Ich glaube mit Unrecht. Nicht immer ist das siegende Volk auch das civilisirtere. Denken Sie an Longobarden und Gothen in Italien! — und um gerade wieder auf Slaven zu kommen, auf die bedeutende Cultur der pommerschen und preussischen Slaven, der Obotriten und Wulzen, denen der bairische Geograph im IX. Säc. den ersteren 53, den letzteren 95 Städte zuschreibt. — Denken Sie an die Blüthe und den Handel von Julin und die Wunder, welche Helmold von dieser reichen slavischen Welthandelsstadt erzählt. — Sie fiel einem Raubzuge der Normannen zum Opfer.

Grosse Völker, welche an der Scholle haften und von ihr sich nähren, kommen und verschwinden nicht wie der „Schnee im Frühlinge“, dafür ist eben das letzte Jahrtausend der Geschichte ein sprechender Beweis. Ein Jahrtausend unablässiger, energischer, harter Arbeit hat es den deutschen Stämmen der Baiern, Franken und Sachsen gekostet, nur um die deutsche Zone zwischen Donau und Drau zu schaffen, sowie um die Ufer der Elbe, Oder und Ostsee deutsch zu machen. —

Gestatten Sie mir daher, meine Herrn, das Studium dieser Frage zu empfehlen, ich glaube, sie wäre einer eingehenderen Untersuchung werth.

Herr **F. Kanitz** stellte den Antrag auf Schluss der Debatte.

Vorsitzender:

Es ist der Antrag auf Schluss der Debatte eingebracht worden. Ich bitte die Herren, welche diesen Antrag unterstützen, die Hand zu erheben.

(Abstimmung.) Es ist die Minderheit; die Debatte wird fortgesetzt. Das Wort hat Herr SZOMBATHY.

Secretär **Szombathy:**

Dass die Anregung, welche Se. Durchlaucht in seinem Vortrage beabsichtigte, ausserordentlich fruchtbringend war, haben wir gesehen. Sie hat einen Eifer in unsere Debatte hineingebracht, der der ruhigen wissenschaftlichen Erörterung bereits nicht mehr förderlich ist. Wir haben aus den Ausführungen des Herrn DESCHMANN gesehen, dass die Frage eine ganz ausserordentlich schwierige ist. Ich selbst bin schon nach dem was Herr DESCHMANN gesagt hat, zu der Erkenntniss gekommen, dass wir heute uns kaum in der Lage fühlen dürften, an eine Entscheidung dieser Frage zu gehen. Wenn ich dieser Meinung mit wenigen Worten noch eine Stütze geben soll, so glaube ich dies damit thun zu können, dass ich darauf hinweise, wie ausserordentlich gering die Menge dessen ist, was wir an prähistorischen Schätzen bisher dem Schoosse der Erde entrissen haben, so dass wir heute mit Werthen rechnen, deren grösster Theil uns noch unbekannt ist. Ich schliesse nicht aus, dass Vieles von den heute gegebenen Anregungen vielleicht seinerzeit wirklich seine Bestätigung finden wird. Diese Bestätigung aber heute zu versuchen, wäre verfrüht; ich glaube, unsere Aufgabe ist es heute vielmehr, Bausteine und Materiale zusammenzutragen, über dessen Verwendung wir seinerzeit entscheiden können. Heute liefe die Sache Gefahr, von der Parteien Hass und Gunst auf falsche Bahnen getragen zu werden.

Wie sehr wir noch ein genaues Sammeln des vorhandenen Materiales benöthigen, geht aus den Ausführungen des Herrn DESCHMANN hervor. Wenn ich jedoch auf das eingehen will, was er z. B. von Watsch gesagt hat, so muss ich gestehen, dass die Unterschiede zwischen den Gräbern doch etwas tiefer gehen, als seinen Ausführungen entsprechen würde. Es ist nämlich nach dem Ergebnisse der von mir im Auftrage unserer Gesellschaft vorgenommenen systematischen Nachgrabungen auf dem Gräberfelde von Watsch nicht möglich, zu sagen, dass die Brandgräber, in welchen nur äusserst selten Waffen gefunden wurden (darunter zwei Paalstäbe und eine Lanzenspitze aus Bronze, die einzigen Bronzewaffen von Watsch), aus diesem Grunde als Weibergräber zu betrachten seien, so dass dann die an Beigaben reicheren Skelettgräber vornehmlich dem männlichen Geschlechte zuzurechnen wären. Es sind vielmehr in beiden Arten von Gräbern beide Geschlechter gleichmässig vertreten. Die weiblichen Skelettgräber besonders sind durch reichen Schmuck ausgezeichnet; ihnen gehören die Bernsteingeschmeide, die Fuss- und Armringe und die Ohrgehänge an; die Skelette der Männer sind durch die charakteristischen Waffen, meist zwei Lanzenspitzen und ein Paalstab oder Hohlkelt, ausgezeichnet. Anderseits ist es ganz bestimmt, dass die Armuth der Brandgräber nicht allein auf den geringen Wohlstand der Bestatteten zurückzuführen ist, sondern zum grossen und vielleicht zum grössten Theil darauf, dass die den Verstorbenen mitgegebenen Schmuckgegenstände durch die Einwirkungen des Leichenfeuers zu Grunde gegangen sind, denn was in den Brandgräbern von Watsch gut erhalten ist, sind meist Schmuckgegenstände, welche n a c h der Verbrennung den Brandresten in gut erhaltenem Zustande beigelegt worden sind. Aber abgesehen von diesem Umstande trägt ihr Inventar — was z. B. die Form der Fibeln, das Vorkommen der oben erwähnten Bronzewaffen etc. anbelangt — einen älteren Typus an sich, welcher den Skelettgräbern überhaupt fehlt. Diese älteren Formen müssten sich ja bei den Skeletten ebensogut erhalten haben, wie die viel zarteren übrigen Schmuckgegenstände.

Würde man die Watscher Brand- und Skelettgräber an verschiedenen getrennten Stellen vorfinden, so würde man die ersteren ohne Bedenken für älter erklären können; den thatsächlichen Funden nach kann man dies aber nicht. Die Skelett- und Brandgräber liegen so über- und untereinander, dass man von Zeit- und Platzunterschieden gar nicht sprechen kann.

Dies ist nun etwas, was einer bedeutenden Beachtung werth ist, aber eine Lösung dieser Frage würde ich nicht im Entferntesten zu unternehmen wagen, so naheliegend der von Herrn MUCH erwähnte Erklärungsversuch auch ist.

Im Allgemeinen waren bei dem Gräberfelde von Klenik bei Watsch die Brandgräber in relativ grösserer Zahl an der Peripherie vorhanden, während die Skelettgräber in der Mitte vorherrschten. Doch gerade hier fand ich z. B. ein mit vielen bronzenen Arm- und Fussringen ausgestattetes Skelett, welches mitten über der Deckplatte eines Brandgrabes bestattet war und 20 cm über den Oberschenkeln dieses Skelettes wieder ein mit einer grossen, charakteristischen Urne ausgestattetes Brandgrab. Eine deutliche Trennung ist hier unmöglich durchzuführen.

Was das Zusammenvorkommen von Verbrennung und Leichenbestattung betrifft, so ist dies nicht nothwendig eine Differenz von Sklaven und Herren; wir wissen ja von den Römern, dass gewisse Patricierfamilien ihre Leichen consequent verbrannt, andere aber immer bestattet haben. Dies rührt also nicht von einem Herrschaftsverhältniss, sondern wahrscheinlich von Stammesverschiedenheit her. Dieses letztere möchte ich nicht von vorne herein bestreiten; nur glaube ich wiederholen zu dürfen, dass uns heute die Anhaltspunkte fehlen, um Beziehungen zwischen der prähistorischen Bevölkerung und den heutigen Nationalitäten in unseren Alpen stichhältig nachzuweisen.

In Bezug auf die craniologischen Unterschiede, auf welche der Herr Vorredner rechnet, ist man bei dieser Frage sehr schlecht daran, da man über die verbrannten Schädel keine Meinung abgeben kann. Auch das aus den Skelettgräbern gewonnene Material ist nicht so reichlich und gut, als man erwarten sollte. Daran ist

wohl grossentheils die starke Zersetzung der Knochen schuld. Diese Schädel zeigen aber keinen so einheitlichen Typus, dass man zu der Annahme eines abgeschlossenen Stammes genöthigt wäre, sie sind in der Mehrheit mesocephal, zum kleineren Theil dolichocephal und weisen auf eine Mischbevölkerung hin. Der brachycephale Schädeltypus der Südslaven ist mir noch nicht aufgefallen.

Wir stehen also vor einer Frage, die nicht nur sehr complicirt ist, sondern zu deren Lösung wir auch noch nicht das nöthige Material beisammen haben, besonders wenn wir dieselbe unter Rücksichtnahme auf die heutigen Nationalitätsverhältnisse versuchen wollen. Wir müssen uns deshalb einstweilen mit der Anregung des Fürsten Windischgrätz als solcher begnügen, sie wird für unsere Arbeiten ein neues Ferment sein und ihnen wo möglich noch erhöhten Reiz geben.

Herr Professor Dr. **Wilhelm Neumann:**

Ich möchte mich gegen den Satz wenden, der von Sr. Durchlaucht von den Urnen aus aufgestellt wurde. Ich finde die Continuität zwischen diesen Formen, abgesehen von den beiden Beispielen, die nicht gut gewählt sind, durchaus nicht; ich möchte darauf aufmerksam machen, dass wenn ein Volk sich auf das schlechteste Material wirft, sich mit der Erde selbst beschäftigt und darauf einen so grossen Kunstfleiss verwendet, wie aus den Urnen zu ersehen ist, dass das eine Cultur anzeigt, die weit über alles Barbarische hinausreicht. Der Barbare mag an Gold und Silber seine Freude haben: aber wenn ein Volk den Thon so künstlerisch verarbeitet, so elegante Formen erzeugt und dieselben sogar mit einer Firnissschicht zu versehen im Stande ist, so setzt dies einen sehr hohen Culturzustand voraus. Nun finde ich aber zwischen diesem Culturzustande und zwischen den slavischen Urnen, wie sie uns vorliegen, absolut keinen Vergleich; ich bitte darüber nicht zu übersehen, dass gewisse Gefässformen Naturformen sind, während gewisse andere als Kunsterzeugnisse erscheinen. Gewisse Topfformen werden immer und überall gleich sein, wo sie auch gemacht werden. Erst dann, wenn die Kunst auf einen höheren Standpunkt gelangt ist, wird man solche Urnen erzeugen, wie sie hier in Frage kommen.

Ich muss es leugnen, dass die Continuität mit den höheren und den anderen minderen Gefässen existirt. Ich leugne daher auch ab, dass das ein und dasselbe Volk sei. Ich kann nicht zugeben, dass die Urslaven im Stande waren, solche Gefässe zu erzeugen, und dass die spätere Einwanderung wieder beim A angefangen habe. Ich muss vielmehr sagen, dass weder eine Continuität zwischen den Töpfen noch zwischen den Völkern besteht.

Wenn ein Herr Vorredner meint, es habe eine doppelte Slaveneinwanderung gegeben, so hat er den Beweis hiefür nicht erbracht. Diese Töpfe geben den Beweis nicht, und was die griechischen und byzantinischen Schriftsteller sagen, ist durch jene Behauptung nicht entkräftet; bisher ist kein Beweis für die doppelte Einwanderung der Slaven erbracht worden.

Vorsitzender:

Ich möchte zum Schlusse dieser Discussion bemerken, dass mir in der That vom Standpunkte eines Unbefangenen der einzige Satz hervorzugehen scheint, dass es unsere Aufgabe ist, noch lange, viel und gründlich zu forschen, bis wir über eine solche Frage mit Sicherheit entscheiden können. Wir müssen mit grossem Danke die Anregung Sr. Durchlaucht annehmen und unser Wirken zur Lösung dieser Frage verdoppeln.

4. Vortrag des Herrn Grafen **Gundaker Wurmbrand:**

Ich beginne in einem sehr ungünstigen Momente; die Vorredner haben sich mit grossem Interesse und mit grosser Lebhaftigkeit der Frage der Slaven, Germanen und Kelten bemächtigt. Ich soll Sie nun herausreissen und mit anderen Fragen beschäftigen, welche anderer Natur sind. Es ist dies der Einfluss und die Wechselbeziehungen zwischen den nordischen Völkern und Italien. Ich hätte den Vortrag nicht gehalten, wenn ich gewusst hätte, dass sich eine so lebhafte Discussion über den vorhergehenden Gegenstand entwickeln würde. Ich muss Sie daher um Entschuldigung bitten, wenn ich Sie jetzt langweile.

Kärnten ist für vorgeschichtliche Forschungen ein wichtiger Boden, weil es durch seine Gebirgspässe in sehr frühen Zeiten den Verkehr zwischen den nördlichen Alpenbewohnern und den Culturvölkern des Südens ermöglichte. Es müssen sich hier, sowie in Krain und der Schweiz Berührungspunkte dieser so wesentlich verschiedenen Culturgebiete finden lassen, und sie haben sich wirklich bei Kötschach schon gefunden, weil dort eine Inschrift mit etruskischen Lettern den Pleckenpass als eine Einbruchstation dieses handeltreibenden Volkes erweist. Auch die Funde im Gailthal bei Villach und bei Rosegg bieten ganz eigenthümliche Resultate, die erst gewürdigt werden können, wenn wir den Einfluss der beiden Culturgruppen wechselseitig erkannt haben werden.

Diese Frage, welche für die ganze vorgeschichtliche Archäologie von grösster Bedeutung ist, muss in Oesterreich gelöst werden und es haben in letzter Zeit auch Untersuchungen stattgefunden, welche zur Klärung dieser Frage beitragen können. Die Ausgrabungen bei Watsch und St. Margarethen einerseits und die in Este andererseits haben Anlass dazu gegeben.

Nachdem mir die heimischen Funde bekannt sind, und ich heuer ausserdem in der Lage war, die Museen von Este, Mailand und Turin zu besuchen, so stehe ich nicht an, die allgemeinen Eindrücke, die ich gewonnen, und die Folgerungen, die ich daraus ziehe, Ihnen mitzutheilen, wenn auch nur, um die Discussion nach dieser Richtung einzuleiten.

Ausser den zahlreichen Funden der Steinzeit, die namentlich im Lombardischen aus den oberitalienischen Seen stammen, sind eine Reihe von Urnenfeldern und Braudgräber vorhanden, deren Gefässe und Bronzen, wie ich dies schon öfter betont, ganz direct mit den in unsern Ländern gefundenen sich vergleichen lassen,

und bis zur römischen Herrschaft hinauf zu reichen scheinen, so z. B. Golasecca, Rovio u. a. m. Andererseits sind aus den von Etruskern bewohnten Städten theils griechische, theils etruskische Vasen und Bronzen in Fülle vorhanden. Der wichtigste Fundplatz dürfte ausser den berühmten Gräbern in der Certosa bei Bologna die jüngste Ausgrabung bei Este sein, und zwar besonders wegen der relativen Zeitbestimmung classischer Cultureinflüsse.

Dort sind vier von einander getrennte und übereinander gelagerte Culturschichten blossgelegt worden, deren unterste, also älteste Fundschicht mit der allgemeinen Stylistik nördlicher Bronzen und Thongefässe fast völlige Uebereinstimmung zeigt. Die Gefässe sind zumeist einfach braun gebrannt, die Bronzen ähneln dem Hallstätter Typus in seiner allgemeinen Bedeutung.

In der zweiten Periode treten geschwärzte, glänzende Urnen mit schönen Formen und mäanderartigen Ornamenten auf, welche entweder eingetieft oder durch Bronzenägel gekennzeichnet werden. Auch unter den Bronzen finden sich bereits Anklänge classischer Stylistik. So endet ein Armband an beiden Enden in gut gearbeiteten Schlangenköpfen. Die Fibeln zeigen reinere Formen, als in der ersten Periode.

Ich hebe hier hervor, dass in Watsch, wie in Maria Rast diese eigenthümliche Verzierungsweise der Urnen mit Bronzenägeln ebenfalls beobachtet wurde.

Grössere Aehnlichkeit noch zeigen die Funde der dritten Periode, wo Urnen mit rother und schwarzer Färbung und Bronzegefässe (Situlen) mit getriebener figuraler Ornamentik zu Tage gefördert wurden, welche mit den Urnen und der bekannten Situla aus Watsch die allergrösste Aehnlichkeit haben. In getriebener Arbeit, wie bei der Situla, oder mit dem Grabstichel eingeritzt, wie bei dem Gürtelblech aus Watsch sind die Bronzegefässe in Este mit figuralen Darstellungen festlicher Aufzüge in übereinander geordneten, rund umlaufenden Bändern bedeckt.

Aehnliche Arbeiten kennen wir aus Matrei, Sesto Calende u. s. w. Mannigfache Schriftzeichen, den etruskischen Buchstaben ähnlich und doch wieder verschieden, sind in Thon und Bronzeblech eingeritzt, und scheinen nicht nur von den Etruskern, sondern auch von den hier sesshaften Euganäern und vielleicht auch von andern keltischen Völkern benutzt worden zu sein, ähnlich wie die Runen im ganzen germanischen Norden und bei den keltischen Iren verbreitet waren.

In dieser dritten Periode kommen schon romanisirende Fibeln nicht selten vor.

Die vierte Periode endlich ist zumeist römisch.

Die römische Fibel herrscht vor. Und was sehr wichtig ist, es zeigen sich auf ein und demselben Gefässe römische und euganäische Schriftzüge nebeneinander eingeritzt.

Wir ersehen aus der Betrachtung dieser Funde, dass auf Grundlage der alt-europäischen typisch gleichen und uralten Stylistik sich in Italien in verhältnissmässig früher Zeit ein classischer Einfluss in Formgebung und Ornamentik kundgibt, den wir in so ausgeprägter Weise bei uns nicht mehr finden, und dass dieser Einfluss in einer späteren Zeit eigenthümliche Nachbildungen hervorgerufen hat.

Diese späteren figuralen Darstellungen erscheinen sonach wie die letzten Ausläufer oder die Nachklänge einer fremden Cultur mit allen barocken Uebertreibungen und unverstandenen traditionell vererbten Symboliken. In Turin sah ich nun wieder sehr reiche Ausgrabungen historisch bekannter etruskischer Städte, wo neben griechischen Gefässen und griechischen Metallarbeiten schwarze und bemalte etruskische Vasen von nahezu barocker Form in übertrieben reicher Ornamentik und mangelhafter Ausführung zu sehen waren.

Diese etruskische Keramik zeigt alle Fehler eines prunksüchtigen, talentvollen, aber stylistisch nicht entwickelten Volkes. Dasselbe zeigt sich in den etruskischen Bronzen, deren Technik allerdings weit höher steht, und theilweise auch in den oft vollendet schön gearbeiteten etruskischen Goldarbeiten. Wenn auch eine sehr entwickelte etruskische Kunstindustrie, zeugend von dem grossen Reichthum jener Handelsemporien, nicht geleugnet werden kann, so scheint die Kunstrichtung doch durch Griechenland direct hervorgerufen und beeinflusst worden zu sein. Es scheint ferner, dass diese griechisch-etruskische Stylistik sich nur in gewissen Städten vollkommen entwickelt hat und nicht Gemeingut der Gesammtbevölkerung geworden ist. Dass diese Industrieerzeugnisse auf Handelswegen nach dem Norden gewandert sind, unterliegt meiner Ansicht nach keinem Zweifel, und ist es nur zu natürlich, dass durch eben diesen Verkehr allmälig die Bronzeindustrie der nördlichen Völker ebenfalls beeinflusst wurde, bis mit der Unterjochung der Etrusker durch die Römer der Einfluss der letzteren allgemein geltend wurde.

So liegen denn in den italienischen Museen die complicirtesten Verhältnisse vor unsern Augen.

Wenn wir von der Zeit der Pfahlbauten und der Terramaren ganz absehen und nur die späteren Perioden bis zum Beginn der römischen Kaiserzeit überblicken, und uns klar gemacht haben, was griechisch, was etruskisch und was römisch ist, so fehlt uns noch immer die Bezeichnung für jene grossen Gruppen von Fundobjecten, welche mit den Funden unserer Alpenländer nahezu identisch sind und mit dem durch ganz Europa verbreiteten Stylcharakter Aehnlichkeit besitzen. Welchen Völkern von Italien gehören diese nun an? Conte Gozzadini nennt solche Fundgegenstände einfach protoetruskisch, womit eigentlich nur eine Zeitbestimmung gegeben ist, doch auch diese ist, wie wir gesehen haben, unrichtig, weil sie sich bis zum Beginn der Römerherrschaft hinauf verfolgen lässt. Andere schreiben sie den Umbrern, Euganäern, Ligurern u. s. w. zu.

Damit ist nun auch wenig gedient, denn was waren das für Völker? Waren es keltische, mit unseren Volksstämmen, den Norikern, Rhätiern, Boiern u. s. w. national verwandte Völker oder nicht? Oder waren sie etwa näher mit den Etruskern verwandt und mit ihnen sprachlich geeint?

Ich weiss es nicht und kümmere mich vorläufig um diese in das Gebiet der Sprachforschung fallenden Fragen nicht, weil ich weiss, wie unnütz und trügerisch der Streit um den uns oft nur zufällig übe rkommenen Namen eines Volksstammes ist, wenn wir damit nicht auch seine Nationalität und Sprache kennen und ihn sprachlich und ethnographisch classificiren können. Da wir nun weder die Sprache unserer nördlichen keltischen Völker, noch der Umbrer und Euganäer, noch auch der Etrusker kennen, die Schriftzeichen, die ihnen vielleicht allen eigenthümlich waren, wohl entziffern, aber nicht lesen können, so bleibt uns nichts übrig, als die Entwicklung der Cultur und die Wechselbeziehungen der Culturvölker untereinander auf Grund der im Besitze derselben befindlichen Kunstproducte zu deuten, wobei in grossen Zügen ein nicht allzu unklares und unwahrscheinliches Resultat bei objetiver und gründlicher Untersuchung sich ergeben dürfte.

Wir müssen nur eben trachten, das Uebereinstimmende in den Untersuchungen hervorzuheben, darauf weiter bauen und uns nicht allzusehr in Debatten über die strittigen Punkte verlieren.

So bin ich mit den österreichischen Forschern, die auf diesem Gebiete gearbeitet haben und noch arbeiten, übereinstimmend der Ansicht, dass im Grossen und Ganzen die in unsern Alpenländern gefundenen Urnen sämmtlich, aber auch die Bronzen und die Eisengeräthe von heimischen keltischen Volksstämmen gearbeitet wurden. Ich halte auch die in Watsch gefundene getriebene Situla, sowie das Gürtelblech, welches ich jüngst besprochen, für heimische Arbeit. Nur in Bezug auf die Zeitstellung und die Wechselwirkung der italischen Cultur zu der unseren bin ich verschiedener Ansicht wie Professor Hofstetter.

Ferner glaube ich in Uebereinstimmung mit den österreichischen Forschern zu sein in der Annahme, dass dieser heimische Formkreis bis zur Zeit der römischen Occupation fortdauerte und nach derselben nur allmälig entschwand. Endlich dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass mehrfach keltische Stämme nach Oberitalien drangen und dort mit den durch klassische Einflüsse gebildeten Etruskern in Berührung kamen, sowie dass diese auf Handelswegen mit uns verkehrten und einzelne Kunstproducte einführten. Eine Beeinflussung musste da platzgreifen und nachdem in künstlerischer Beziehung die höher stehende Cultur immer die nieder stehende beeinflusst, so haben nicht unsere Formen die italische Kunst hervorgerufen, sondern es musste naturgemäss der Einfluss der Etrusker sich bei uns geltend machen. Dass diese wieder aus Griechenland, welches für die ganze antike Welt in seinen Kunstbestrebungen massgebend wurde, seine Impulse empfing, ist ebenso wahrscheinlich wie natürlich. Ein directer Verkehr aber zwischen den Alpenländern und Griechenland ist nicht nachweisbar. Dass die Griechen einst auch auf diesen alteuropäischen, allgemein verbreiteten Formtypen aufgebaut, wissen wir nun durch Schliemann, und verfolgen dort mit Staunen die unendlich schnelle, bis zur vollendeten Kunsthöhe gediehene Entwicklung. Aber auch dort finden sich noch wie z. B. in Olympia, recht alterthümliche, unseren Hallstätter Funden nicht unähnliche Bronzen, ein Zeichen, dass bei andern Völkern derselben Zeitperiode diese noch nicht ausser Gebrauch gekommen.

Von Griechenland also und zwar auf dem Seewege, den wir überhaupt als den schnellen Vermittler der alten Culturvölker betrachten müssen, dürfte an die Handelsplätze der Etrusker und von dort zu uns die Culturbewegung platzgegriffen haben. Es ist derselbe Weg, den die Schriftzeichen genommen haben, wobei allerdings noch weiter zurück kleinasiatische und phönikische Einflüsse zugegeben werden müssen, die bei den Etruskern auch während ihres Verkehres mit Griechenland stattfanden und nicht ohne Einfluss auf ihre Formgebung blieben.

Neben diesen Cultureinflüssen und diesen Culturcentren bleibt aber noch immer die allen keltischen und ihnen verwandten Volksstämmen eigenthümliche alte Formgebung der grossen Masse des Volkes zurück, so dass die alte Form zeitlich auch in eine viel jüngere Stylperiode hineinreichen kann. Bei dem mangelhaften Verkehr ging die Umbildung der Formen noch weit langsamer vor sich, als wie jetzt. Und doch sehen wir noch heute, wie in gewissen Ländern Europas und Asiens uralte Stylformen beim Volke in Gebrauch geblieben sind.

Währenddem in Frankreich und Deutschland eine Culturperiode die andere verdrängte, blieben die Balkanländer oder der Kaukasus im Besitze derselben Schmuckformen, aus Silber- oder Golddraht geflochten, und auch derselben Urnen, wie sie vor tausend Jahren üblich gewesen sind. Das gleiche Bronzearmband hier oder in Italien oder Griechenland gefunden, kann eine Altersverschiedenheit von einem Jahrtausend haben und zeugt nur von ähnlicher Culturstufe, nicht aber von gleicher Nationalität.

Darin liegt die Schwierigkeit historischer Forschung auch auf dem Gebiete der stylistischen Kunstproducte, die jeder Forscher sich gegenwärtig halten muss. Mit vollster Bestimmtheit lässt sich bei Nebeneinanderstellung das Original von der Copie unterscheiden und unschwer sind die Anfänge einer Kunstrichtung von ihren letzten entarteten Ausläufern zu trennen, wofern wir die ganze Kette ihrer Entwicklung übersehen. Schwierig aber ist es, in weit getrennten Fundorten einzelne Stücke aus der Reihenfolge herausgerissen, dem Alter und der Nationalität nach zu bestimmen, wenn nicht wenigstens einige Grundzüge der Formentwicklung festgestellt erscheinen.

Deshalb wünschte ich auch, dass daran festgehalten würde, dass nicht die naturalistischen Versuche unserer Noriker die Grundlage italienischer oder etruskischer Stylistik wurden, sondern umgekehrt der natürliche, von mir erwähnte Weg stylistischer Umbildung beibehalten bliebe. Andererseits wird man in Italien vielleicht gut thun, von einer selbstständigen etruskischen Stylistik abzugehen und zu erkennen, dass nicht vor, sondern neben und mit den Etruskern keltische Völkerschaften in Oberitalien waren, deren Funde bis zum Beginne der Römerherrschaft reichen.

5. Vortrag des Herrn **L. v. Campi:**

Die Ausgrabungen in Meclo (Mechel) im Val di Non im Jahre 1884 [1]).

Das Nonsthal (Naunia od. Val di Non), eine unter den tridentinischen Thälern am reichsten mit Antiken versehene Gegend, hat seit einer Reihe von Jahren die interessantesten Funde zu verzeichnen, die auf eine prähistorische Bevölkerung schliessen lassen.

Die letzten Ausgrabungen bei Mechel (Meclo), südwestlich von Cles gelegen, gehören zu jenen seltenen

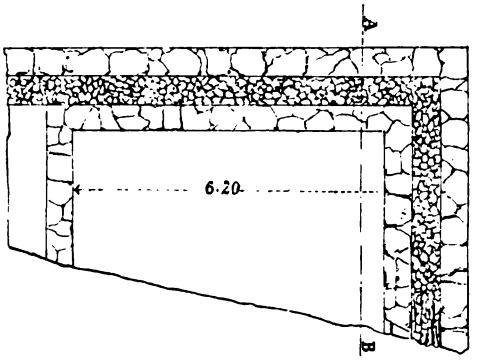


Fig. 31. Grundriss.

Funden, welche die Existenz und die Gegenwart eines Volkes vor ungefähr 500 Jahren v. Chr., und dessen ununterbrochener Continuität bis in's fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung bekunden. Meclo liegt an einem sanften Abhange, an dessen Fusse ein Torffeld Bernstein und Reste von Pfahlbauten (?) ergab. Oberhalb ist eine Schlossruine (Castellaccio), erbaut auf einer prähistorischen Niederlassung, ähnlich den Castellieri in Istrien; nördlich liegen die schwarzen Felder

Fig. 32. Profil.

(Campi neri), wo das Edictum Principis (An. 46 n. C.) nebst vielen vorrömischen und römischen Bronzegegenständen gefunden wurde. Andere Alterthümer und zwar Goldobjecte wurden in den 40er Jahren bei Mechel zu Tage gebracht und eine Reihe von Zufälligkeiten führte den Vortragenden zu dem Entschlusse, gründliche Untersuchungen zu pflegen, die nach verschiedenen negativen Resultaten am 7. August 1884 die Entdeckung einer Grabstätte auf dem Felde genannt Valemporga, Eigenthum der Gebrüder Leonardi, zur Folge hatten.

Die Grabstätte (Sepolcreto) in der Form eines Parallelogramms (Fig. 31 und 32) misst in der Länge 6·20 m, während die Breite nur 3·90 m erreicht in Folge einer Erdabrutschung, die am nördlichen Abhange einen Theil zerstörte. Sie ist umgeben von einer 50 cm dicken cementirten Mauer, ferner folgte ein Lager von Steingerölle und schliesslich eine aus einfachen Kalksteinen gebildete Mauer, ebenfalls 50 cm dick. Die nun zu Tage geförderten Mauerarbeiten erreichten an manchen Stellen die Höhe von einem Meter und umschlossen den vollkommen horizontalen Boden oder Innenraum, welcher aus einer 6 cm dicken Lehmschichte bestand. Im Innern des Sepolcreto und auf den Mauern lagerte eine Schichte (1·00 m bis 1·70 m) schwarzer Erde, gemischt mit Kohle, Gebeinen, Thonscherben, Urnentheilen und tegulae nebst einer Reihe der interessantesten Bronzegegenstände, Alles unterwühlt und in der grössten Unordnung, mit unverkennbaren Zeichen der Zerstörung, so dass die Lage der Beigaben keinen Anhaltspunkt auf die Zeitbestimmung gewähren kann. Die Gegenstände sind durchgehends klein, theilweise schlecht erhalten — Waffen und Edelmetalle fehlen vollständig — und derart unter einander gebracht, dass es nicht selten der Fall war, auf dem Boden eine scheibenförmige emaillirte Fibel, oberhalb eine Certosafibel anzutreffen. Viele Beigaben tragen Spuren des Brandes, und das Vorfinden von ungebrannten Gegenständen und gut erhaltenen Knochen lässt nun schliessen, dass in Meclo sowohl die Sitte der Bestattung als die der Leichenverbrennung stattfand. Manche Beigaben, und dies die ältesten, fand man in der Mauer selbst, ja sogar gemischt im Cemente. Das Gleiche gilt von den Gebeinen, welche in grösserer Menge in der Mauer angetroffen wurden. Das Grabinventar, welches Reste einer euganeischen, der etruskischen, der frühgallischen oder keltischen, der späteren La-Tène-Cultur und einer langwährenden römischen, mit Spuren barbarischen Einflusses, aufweist, besteht aus: Haarnadeln (Taf. IV, Fig. 5—7), Gehängstücken der mannigfaltigsten Art, birnförmigen dreieckigen Blechen, Bullen etc. (Taf. IV, Fig. 1—4), Halsketten und Ketten überhaupt, Ringen mit Email und Glasschmuck (Taf. IV, Fig. 18—20), Haar- und Armbänder, Bernsteinkugeln, Thon- und Glasperlen, Spiralen, Knöpfen, Ohrgehängen, Besatzstücken aus Bronzeblech mit getriebenen und geschlagenen Ornamenten, Amuletten (Phallus, menschliche und Thierfiguren aus Bronzeblech der primitivsten Art [Taf. IV, Fig. 8, 9]), Gürtelhaken, Nadeln und endlich eine reiche Auswahl (gegen 250 Stück) Fibeln, darunter: Bogenfibeln (Taf. IV, Fig. 13, 14), kahnförmige mit langem Fuss, und Certosafibeln (Taf. IV, Fig. 15—17). Die Armbrustfibeln in Form eines T (Taf. IV, Fig. 10—12), eingliedrige und zweigliedrige mit emailartiger Massa als Einlage; solche in Thiergestalt (Taf. IV, Fig. 21—24), sind weder gallisch noch italisch, aber verrathen eine Mischung beider Culturen. Ferner sehr gut vertreten sind La-Tène-Fibeln (Taf. IV, Fig. 25—31), solche, die den Uebergang zu den römischen Typen bilden und

[1]) Herr v. Campi hatte eine reiche und sehr interessante Auslese aus seinen Funden ausgestellt. Er war nachträglich so freundlich, uns die zu seiner im Archivio Trentino erscheinenden Abhandlung gehörigen Illustrationen zur Verfügung zu stellen und wir haben aus denselben die seiner Exposition beiläufig entsprechenden Figuren ausgewählt und auf Seite 101 sowie auf den Tafeln IV und V in etwas verkleinertem Masstabe abgebildet. Die Red.

die römischen Provinzialfibeln (Taf. V), band- und zangenförmige, eingliederige mit umgeschlagenem Fuss, ferner ein- und zweigliedrige mit Haken und oberer Sehne, Charnierfibeln, Agraffen oder scheibenförmige, mit reichem und buntem Emailschmuck (Grubenschmelz). Aus Billou sind Fibeln der verschiedensten Formen (Räder, Pferde, Vögel etc.). Endlich die fränkische Zeit dürfte durch eine scheibenförmige Fibel vertreten sein.

Von eminenter Wichtigkeit sind die zum ersten Male bei uns in grösserer Menge auftretenden Bleigegenstände (Räder [Fig. 33—38], Dreiecke [Fig. 39—42], Bruchtheile von grösseren Ornamenten, Figuren der primitivsten Art, und auch solche, die eine gewisse technische Fertigkeit beweisen [Fig. 43 bis 48]), die wahrscheinlich auf die römische Epoche zurückzuführen sind.

An Münzen kommen zum Vorschein: ein Quinor der Familie Matia (214 v. C.), Nero (Cohen Nr. 243), Hadrian (schlecht erhalten), Antoninus (Coh. 800), L. Verus (Nr. 231), Gallienus (Coh. Nr. 28, 103, 106, 337, 464, 649), Salonina (Coh. Nr. 30), Claudius II. (Coh. 31, 125, 168), Aurelianus (Coh. 153), Tetricus (unedirt.), Probus (Nr. 610), Diocletianus (Nr. 364), Maxentius (Nr. 62), Constantinus I (Nr. 443), Constantinus II (Nr. 141), Constantius Gallus (Nr. 29, 33), Valentinianus (Nr. 50), Valens (Nr. 72) nebst 15 anderen nicht näher zu bezeichnenden Stücken.

Thon- und Glasgefässe kommen nur als Scherben vor, aus denen sich die Form der Vasen nicht constatiren lässt, jedoch der Composition nach mussten ungebrannte und ohne Drehscheibe erzeugte Urnen vorhanden sein, sowie etruskische (schwarze) und aretinische (rothe) Vasen. Schliesslich sei noch erwähnt eines schön geformten Kopfes, einer etwa 25 cm hohen Statuette.

Eine grosse Anzahl, wenn nicht die meisten der Beigaben gehören der römischen Culturepoche an, allein die Gegenwart von Gegenständen, die aus einer viel früheren Zeit stammen, und die Natur des Fundes, bieten den Palethnologen eine Reihe von Problemen, deren Lösung den Rahmen eines einfachen Berichtes überschreitet.

Die weiteren Ausgrabungen, die im Laufe dieses Jahres auf dem gleichen Felde durchgeführt wurden, ergaben eine noch reichere Ausbeute, die zur Lösung der ethnographischen Frage unserer Thäler einen grossen Beitrag zu liefern im Stande ist. Sicher ist es, dass in Mechel eine ansehnliche Bevölkerung wohnte, die auf der gleichen oder ähnlichen Culturstufe der euganeischen stand, auf welche eine etruskische folgte, die dann von den Galliern abgelöst und endlich von der römischen Civilisation absorbirt und ersetzt wurde.

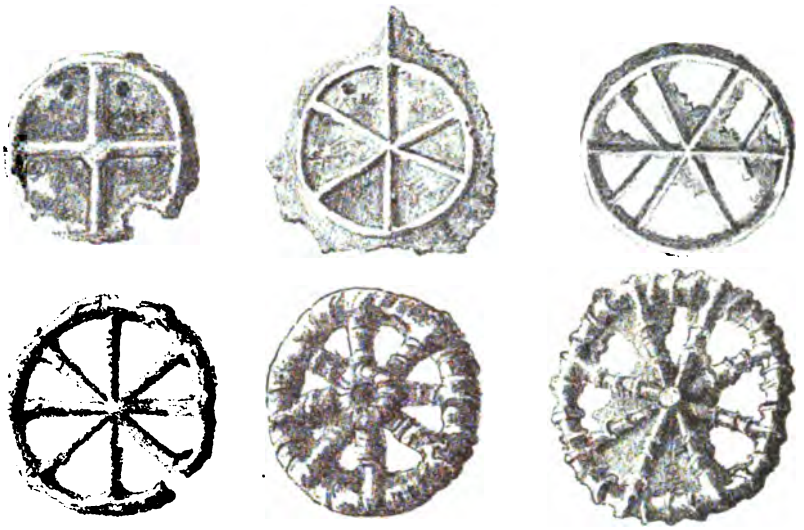


Fig. 33—38.

Fig. 39—42.

Fig. 43—48.

6. Vortrag des Secretärs J. Szombathy.

Ich will mir zunächst erlauben, Ihre Aufmerksamkeit neuerdings auf jenes Gurina bei Dellach im oberen Gailthal zu lenken, welches Herr Baron Hauser in seinem gestrigen Vortrage bereits erwähnt und von dem er gesagt hat, dass von ihm aus gewissermassen der Anfang der prähistorischen Forschungen in Kärnten datirt. Schon in dem vom Geschichtsverein für Kärnten herausgegebenen Archiv vom Jahre 1849 und 1850, dann in der Carinthia vom Jahre 1856 werden sehr schöne prähistorische Funde von dieser Localität beschrieben. Die Funde sind dann fort und fort, theils durch die Nachgrabungen eines dortigen Grundbesitzers, theils in einer Reihe von zufälligen Funden fortgesetzt worden, bis endlich im Jahre 1883 Herr Hofrath Meyer aus Dresden durch ein im Besitze des Fürsten Ernst zu Windischgrätz befindliches Jadeïtbeil zu dieser Localität geführt wurde und auf seinen Bericht hin im vorigen Jahre die anthropologische Gesellschaft anfing, Ausgrabungen dort zu veranstalten. Die vorjährigen Ausgrabungen wurden von Hofrath A. B. Meyer geleitet und waren von einem sehr guten Erfolge begleitet, welcher die Gesellschaft zur Inscenirung von systematischen Ausgrabungen in grösserem Massstabe veranlasste. Wir haben für die hauptsächlich in Betracht kommenden Grundstücke das ausschliessliche Grabungsrecht auf fünf Jahre erworben. Ein detaillirter Bericht über die vorjährigen Ausgrabungen ist uns leider von Herrn Hofrath Meyer noch nicht zugekommen, so sehr wir desselben bedurft hätten, da sich unmittelbar nach dieser Versammlung eine aus Fachmännern bestehende Commission nach Dellach begeben soll, um den Plan für unsere sofort in Angriff zu nehmenden diesjährigen Grabungen festzustellen. Ich bin daher nicht in der Lage, das gegebene Thema meines Vortrages einzuhalten und Ihnen Details von dem, was die bisherigen Ausgrabungen ergeben und was wir bisher gefunden haben, mitzutheilen. Diese Details hoffen wir baldigst in Form eines eingehenden Fundberichtes aus der Feder Hofrath Meyer's herausgeben zu können. Leider bin ich auch noch nicht in der Lage, Ihnen sämmtliche Funde des vorigen Jahres vorlegen zu können, da uns bis jetzt nur eine Anzahl derselben eingeschickt worden ist. Die wichtigsten von den uns bisher zugegangenen Stücken liegen hier vor. Ich will Ihnen dieselben nicht im Detail beschreiben, sondern nur sagen, dass wir es hier mit einer Localität zu thun haben, in welcher, soweit ich bis jetzt gesehen habe, die römischen Funde die Hauptmasse darstellen, mit einer Localität, deren Existenz aber mit Hilfe der anderen Fundstücke bis in die Hallstätter Periode zurückzudatiren ist, ganz so, wie wir es auch bei der soeben von Herrn v. Campi vorgeführten Fundstelle im Nonsthale gesehen haben. Sie haben gestern beim Besuche des hiesigen Museums gewiss Ihre Aufmerksamkeit auf die dort ausgestellten Funde von der Gurina gelenkt. Sie zeigen das gleiche Verhältniss der Perioden wie unsere Funde.

Die Hallstätter Periode ist hauptsächlich durch eine Anzahl von Fibeln, z. B. durch Schlangenfibeln, kahnförmige Fibeln und solche, welche direct an die Cersosafibeln erinnern, charakterisirt.

Weiterhin ist die La-Tène-Periode charakterisirt durch eine Anzahl von Fibeln, deren grösster Theil sich im Klagenfurter Museum befindet, und auch durch die hier vorliegende, an einer eisernen Kette (einem Schwertgehänge) befestigte Eisenfibel von typischer La-Tène-Form und durch ein La-Tène-Schwert, wie wir schon gestern ein ausgezeichnetes Exemplar von Nassenfuss zu sehen bekamen. Offenbar mit den Hallstätter oder mit diesen Funden zusammenhängend sind die interessantesten, mit getriebener Schrift bordirten Bronzebleche, die in Gurina gefunden worden sind. Ein grösseres Fragment und drei verschiedene kleinere, von früheren Funden stammend, befinden sich im Klagenfurter Museum. Ein sehr schönes Stück aus den vorjährigen Funden erlaube ich mir hier vorzuzeigen. Es besitzt ein sehr deutliches Gepräge etruskischer Schriftzeichen. Diese Inschriften stimmen im Charakter ziemlich überein mit der Felseninschrift zu Würmlach, welche auch gestern schon erwähnt wurde.

Wie gesagt, gehört die Hauptmasse dieser Funde der römischen Zeit an. Zahlreiche Gebäudereste, welche zum Theile schon blossgelegt sind, ferner eine grosse Anzahl von Münzen, Figuren, Fibeln etc. sind römisch.

Alle Funde, welche bisher gemacht wurden, sind Ueberbleibsel aus einer alten Ansiedelung, von welcher wir annehmen können, dass sie von den Zeiten der Hallstätter Periode an bis an's Ende der Römerherrschaft in den Alpen ununterbrochen bewohnt war. Das Gräberfeld dieser Ansiedlung ist noch nicht gefunden worden. Wenn es uns gelingen sollte, dieses in einer grösseren Ausdehnung zu eruiren, dürften wir dann aus der Zusammenstellung der Ansiedelungs- und der Gräberreste besonders interessante Aufschlüsse erwarten.

Ich will mir nun erlauben, Ihre Aufmerksamkeit noch für einen Augenblick in Anspruch zu nehmen, um sie auf diejenigen prähistorischen Funde aus den Alpenländern hinzulenken, welche meiner Ansicht nach unter den Funden der letzten Jahre unser Interesee am meisten verdienen, nämlich die Funde der La-Tène-Periode.

Herr Graf Wurmbrand hat heute bereits der Arbeit Hochstetter's »über die Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und den Culturkreis der Hallstätter Periode« gedacht. Hochstetter sagt darin (p. 42): »Wir kennen also noch keine Gräber in den österreichischen Alpen, deren Inhalt auf eine Culturperiode hinweisen würde, die sich zwischen die Hallstätter Periode und die römische Periode der ersten Jahrhunderte nach Christo einschalten liesse«, und erwähnt ausdrücklich, dass die wenigen bis dahin bekannt gewordenen La-Tène-Fundstücke von Hallstatt, Hallein (Salzburg) und Weisskirchen (Krain) für die Beurtheilung der prähistorischen Perioden in den Ostalpen nicht in die Wagschale fallen. Dies wurde im Winter 1882 geschrieben. Bis dahin war es auch so, die letzten drei Jahre haben uns nun plötzlich mit einer Reihe von grösseren derartigen Funden bekannt gemacht und haben das ganze Bild verändert.

Graf Wurmbrand hat vorhin die Nothwendigkeit betont, für unsere prähistorischen Perioden den Anschluss an die Historie zu suchen. Dies hat auch Hochstetter in der eben erwähnten Arbeit versucht. Nur schienen ihm die wenigen bis dahin aus den Ostalpen bekannten La-Tène-Funde zu geringfügig, um als ein den westeuropäischen La-Tène-Funden gleichwerthiges Bindeglied zwischen der Hallstatt- und der Römer-Periode betrachtet werden zu können. Er glaubte im Gegentheile (gleich mir) Funde in gewissen Tumulis bei Wies und von dem Gräberfelde bei Maria-Rast in Steiermark dahin deuten zu sollen, dass durch sie ein unmittelbarer Uebergang aus der Hallstätter in die römische Culturperiode nachgewiesen werde. Dieser der Analogie mit den Verhältnissen in Westeuropa widersprechenden, jedoch durch die neueren Funde in Oberitalien bis zu einem gewissen Grade unterstützten Anschauung fehlte es aber doch an ganz ausreichenden Belegen, so dass wir in Bezug auf die vorrömische Periode noch immer in der Luft zu hängen schienen. Diesem Zustande ist jetzt dadurch ein Ende gemacht, dass wir eine Anzahl von grösseren Funden, die der La-Tène-Periode angehören, gemacht haben.

Solcher grösserer Funde haben wir im Laufe der gestrigen und heutigen Sitzung drei kennen gelernt. Es sind dies die Funde von Nassenfuss in Krain, welche uns Herr Custos Deschmann gestern vorgeführt hat, die Funde von der Gurina, welchen auch die hier vorliegenden Objecte angehören, und die Funde von Cles in Südtirol, mit welchen uns soeben Herr von Campi bekannt gemacht hat. An diese drei, in einer parallel mit dem Südrande der Alpen verlaufenden Bogenlinie gelegenen Fundorte reiht sich nach SO. noch ein vierter an, nämlich das Gräberfeld von Prozor in der croatischen Militärgrenze, welches durch das Mitglied unserer gegenwärtigen Versammlung, Herrn Professor Ljubić, den Vice-Director des Agramer Nationalmuseums, aufgedeckt wurde. Diese vier Fundstätten haben unter einander das Gemeinsame, dass in ihnen Funde vorkommen, die der Hallstätter Periode angehören, weiters Funde, die der La-Tène-Periode angehören, und endlich römische Funde. Herr Deschmann hat zwar von Nassenfuss nur die prähistorischen Funde charakterisirt und mit den La-Tène-Funden aufgehört, aber ich habe vor wenigen Wochen gelegentlich eines Besuches in Laibach die römischen Funde von dem Gräberfelde von Nassenfuss selbst gesehen. Sie sind also vorhanden. Ja noch mehr. Herr Deschmann liess mir einige Stücke von ebendaher zeigen, welche aus Bronzedraht-Filigran gemacht sind und deren er auch gestern Erwähnung that. Diese erinnern vollkommen an die der Völkerwanderungszeit zugeschriebenen Funde von Keszthely am Plattensee. Doch dies nur nebenbei.

Wir haben also vier grosse Fundstellen, welche in einer wenn auch noch sehr weitmaschigen Kette sich von Croatien bis gegen die Schweiz hinziehen und in welchen die Funde mit der Hallstätter Periode beginnen und durch die La-Tène-Periode hindurch bis in die römische Zeit hineinreichen und vielleicht sogar theilweise über dieselbe hinaus. Diese ganz ausgezeichneten Localitäten scheinen so recht geeignet, um uns zu zeigen, dass an ihnen beiläufig während des ganzen Bestandes des weströmischen Staates eine Bevölkerung ansässig war, welche alle Wandlungen der Cultur mitmachte, ohne sich von ihren Wohn- und Begräbnissplätzen vollständig wegrücken zu lassen.

Wir haben ausser den vier genannten wohl noch andere neue, aber enger begrenzte Fundorte aus der La-Tène-Periode zu verzeichnen, wie z. B. die Begräbnissstätte von Wallitschendorf, welche in der La-Tène-Periode beginnt und in die Römerzeit hineinreicht, und jene von St. Michael bei Adelsberg, welche in der letzten Phase der Hallstätter Periode (charakterisirt durch riesige Bronzefibeln vom Certosa-Typus) einsetzt und in die La-Tène-Zeit hinübergreift.

Wenn wir sehen, dass gerade in Krain so viele derartige Fundstätten aufgedeckt worden sind, so dürfen wir dies wohl dem Umstande zuschreiben, dass Krain so glücklich ist, nicht nur in der Person des Herrn Custos Deschmann einen Conservator und Museumsvorstand zu besitzen, welcher bedeutende Sachkenntniss und hingebende Thatkraft besitzt, sondern auch Patrioten und Institute (wie z. B. die Laibacher Sparcasse), welche diesem ausgezeichneten Gelehrten die erforderlichen Mittel für seine Ausgrabungen zur Verfügung stellen. Dadurch hat Krain in Bezug auf prähistorische Forschungen einen bedeutenden Vorsprung vor allen anderen Alpenländern Oesterreichs gewonnen, welch letztere hiedurch angeeifert werden sollten, diesem Lande nachzustreben.

Ich glaube, es ist nicht unbillig gewesen, dass wir unsere Aufmerksamkeit wiederholt diesen La-Tène-Funden gewidmet haben. Ich halte es für wahrscheinlich, dass wir nun, nachdem unsere Aufmerksamkeit auf die La-Tène-Funde hingelenkt wurde, noch in mancher älteren Sammlung unserer Provinzstädte einzelne bisher vernachlässigte Belege für die Verbreitung derselben auffinden werden, gar nicht zu sprechen von den Hoffnungen, welche wir auf die Zukunft setzen. Doch reicht wohl auch das bisher bekannt gewordene Fundmaterial hin, um schon jetzt in das Profil der prähistorischen Schichten der Ostalpen die La-Tène-Periode definitiv als durchgehende Schichte aufzunehmen. Die Uebergänge zwischen den einzelnen Perioden haben wir durch eine vermehrte Anzahl von Localitäten exemplificirt, aber wir sind davon abgekommen, für unsere Alpenländer den directen Uebergang von der Hallstätter zur römischen Periode zu suchen, wie ihn Hochstetter stipulirt und wie ihn heute noch Graf Wurmbrand zugegeben hat. Dem Anscheine nach hat er für gewisse Gegenden Oberitaliens Geltung, doch scheinen diese auch sehr eng begrenzt zu sein, im Süden durch jene Striche, in welchen der graeco-etruskische und im Norden durch die Alpen, in welchen der La-Tène-Formenkreis die Trennung zwischen »Hallstättisch« und »Römisch« besorgt. Hiedurch sind wir auch in der Lage, den Alpenkelten, für welche man lange Zeit hindurch ausschliesslich die Hallstatt-Cultur in Anspruch genommen hat, ein den Kelten Westeuropas entsprechendes Culturinventar zuzuweisen. Freilich sind wir im Augenblicke noch nicht so weit, um die erwünschte

Parallele vollständig ausmalen und das Verhältniss der Völkerschaften unserer letzten prähistorischen Perioden genau fixiren zu können; aber jene Herren, welchen es ein Bedürfniss ist, alle unsere prähistorischen Funde sofort auf eine ethnologische Basis zurückzuführen, rathe ich, sich schon jetzt die Frage vorzulegen, ob unsere Hallstatt-Periode, welche wir vielleicht ebenso richtig »protokeltisch« wie »protoetruskisch« nennen können, nicht gänzlich aus dem Bereiche der Keltenfrage ausgeschieden werden könne.

So führt uns hier die Arbeit des Spatens dem vom Herrn Grafen Wurmbrand vorhin bezeichneten Ziele schneller entgegen, als wir es erwarten durften, doch sind wir immer noch weit genug davon entfernt. Unsere Sorge muss es daher sein, vor Allem recht viel Material gewissenhaft zu sammeln und daraufhin sodann, als auf einer festen Basis, unsere theoretischen Arbeiten fortzusetzen.

7. Vortrag des Herrn Prof. Dr. **M. Holl** (Innsbruck).

Prof. Holl betont, wie unentbehrlich und wichtig für den Craniologen naturgetreue Abbildungen der Schädel sind, dass sie mehr Werth besässen als alle Maasszahlen. Eine richtige Abbildung liefere nur die Lucae'sche Methode. Der Lucae'sche Diopter lasse aber Vieles zu wünschen übrig (er macht auf die Fehler aufmerksam), darum verwende er einen sogenannten Röhrendiopter, der nach Angabe des Herrn Professor Pfaundler construirt wurde; derselbe besteht aus einer Röhre, welche unten mit einer breiten Scheibe versehen ist, womit die horizontale Stellung gesichert wird. Das untere Ende enthält statt eines Fadenkreuzes eine Glasplatte, welche central einen mit Tinte gemachten Punkt besitzt; das obere Ende ist durch eine mit einer centralen Oeffnung versehene Platte verschlossen. An das untere Ende des Diopters ist ein Storchschnabel angefügt. Durch all diese Vorrichtungen werden die Zeichnungen einfach, leicht und genau gemacht.

Betreffs der Fixirung der Schädel in der Horizontalebene hat der Vortragende einen eigenen sehr einfachen Apparat construirt, den er Craniofixator nennt, mittelst welchen der Schädel erstens sehr leicht eingestellt werden kann und zweitens seine Abbildung von allen Seiten erlaubt, ohne ihn neu einstellen zu müssen.

(Die Anwesenden besichtigen den neuen Apparat für craniologische Zwecke.)

An die Beschreibung des Apparates schloss sich ein Vortrag über „die in Tirol vorkommenden Schädelformen“ an, dessen Inhalt im Heft Nr. II dieses Bandes, p. 41 als „zweiter Beitrag“ erschienen ist.

8. Vortrag des Herrn Prof. Dr. **E. Zuckerkandl** (Graz).

Das Ergebniss meiner bisherigen Untersuchungen in Innerösterreich stimmt insoferne mit den Resultaten Holl's überein, als auch bei uns die deutsche Bevölkerung aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist. Im Allgemeinen kann man sagen, dass die leptoprosopen Brachycephalen (Dolichoid - Brachycephalen) überall in dichteren Massen als die Dolichocephalen (beziehungsweise Mesocephalen) auftreten, und dass die Vertheilung der typischen Hyperbrachycephalen mit denselben oder doch ganz ähnlichen Attributen, wie sie Holl für die Tiroler Hyperbrachycephalen eben geschildert hat, eine ungleichmässige ist.

In Mittelsteiermark (Umgebung Graz) z. B. kommen sie blos vereinzelt vor; in grösserer Menge traf ich sie in Obersteiermark (Aflenz) an, obwohl es auch hier Ortschaften gibt, z. B. Mitterndorf, in welchen die Hyperbrachycephalen dieser Kategorie in so geringer Anzahl vorhanden sind, dass sie kaum als der Bevölkerung eigen angesprochen werden können, sondern eher auf Import zurückzuführen sind. Dagegen sind die slavischen Theile Innerösterreichs besonders reich an solchen Formen. Die Dolichocephalen, beziehungsweise Mesocephalen, sind, wie bereits angeführt, überall in der Minorität, und auch für sie hat das Geltung, was ich eben über die ungleichmässige Vertheilung der Hyperbrachycephalen gesagt habe. So fand ich z. B. in Sternberg 8·3% dolichocephal und 15% mesocephal, in dem nahegelegenen Keutschach hingegen keinen einzigen Dolichocephalen und blos gegen 5% Mesocephale.

In Sternberg, Tarvis und Althofen habe ich auch die Reihengräberform, die so häufig bei uns aus alten, gerade nicht immer germanischen Grabstätten hervorgeholt wird, gefunden.

Hieraus und weiter, weil die Uebereinstimmung der Formen noch immer kein Beweis für eine nähere ethnische Zusammengehörigkeit ist, kann entnommen werden, dass die Bezeichnung „germanische Form“, die man mit Vorliebe dem Reihengräbertypus verleiht, zu wenig sagt; besser wäre für sie die Bezeichnung „arisch“, obwohl auch dieser Terminus den Spielraum dieser Form nicht genügend abgrenzt.

Die Mesocephalen fasse ich theils als Varietät der Dolichocephalen, theils als Varietät der „einfachen“ Brachycephalen auf; findet man ja unter den letzteren viele Exemplare (Dolichoid-Brachycephale, sarmatisch-germanische und turanisch-germanische Mischformen Hölder's), die den Mesocephalen noch sehr ähnlich sind.

Die „einfach“ Brachycephalen, deren ausgedehnte Verbreitung ich bereits hervorgehoben habe, kommen auch innerhalb der slavischen Bevölkerung vor und variiren einigermassen. Als Abart derselben dürften die leptoprosopen Hyperbrachycephalen mit gerundetem Hinterkopfe zu betrachten sein, die sich von den Brachycephalen blos durch grössere Breite und in manchen Fällen durch geringere Höhe unterscheiden. Ob den Brachycephalen, ethnisch genommen, eine Sonderstellung gebührt, will ich nicht discutiren. Eine solche Sonderstellung ist hingegen den Tiroler Hyperbrachycephalen und ihren Abarten einzuräumen. Zwischen Tirol und Innerösterreich besteht in Bezug auf diese Form der Unterschied, dass für Tirol nur der eine hyperbrachycephale Typus bisher bekannt wurde, während in Innerösterreich mehrere, mindestens zwei, den Tiroler Hyperbrachycephalen anatomisch nahestehende Formen vorkommen. Hypsihyperbrachycephale Schädel mit plattem Hinterkopfe geniessen überhaupt eine weite

Verbreitung, denn sie kommen ausser in Innerösterreich und in Tirol im eigentlichen Oesterreichischen in Vorarlberg, im Küstenlande, in Ungarn, Siebenbürgen, Croatien, in Süddeutschland, in der Schweiz und in Italien; unter Deutschen, Slaven, Italienern, Ladinern, Rumänen) und Szeklern) vor, und prähistorische Befunde weisen dieser Form ein hohes Alter an.

Mit dieser Zusammenstellung will ich nicht auf eine ethnische Zusammengehörigkeit der aufgezählten Völker, sondern blos auf gewisse Aehnlichkeiten in ihrer Schädelbildung hingewiesen haben. Sie ethnisch zusammenzufassen, ist, abgesehen von dem vorher bei dem Reihengräbertypus Erörterten, schon deshalb nicht gestattet, weil die Uebereinstimmung doch nur in groben Zügen ausgesprochen ist.

Ich möchte 4 Abarten dieser Hyperbrachycephalie unterscheiden:

1. die rhätische (deutsche hyperbrachycephale Tiroler, Ladiner; Disentis-Typus His).

2. Eine andere mit senkrecht aufsteigender Stirne und in gleicher Weise gestelltem platten Hinterkopfe (Szekler, auch im Vorarlbergischen). Das Untersuchungsmateriale dieser beiden musste sich auf einige wenige Exemplare beschränken.

3. Eine der rhätischen sehr ähnliche Form, nur sind die Scheitelbeinhöcker weniger vortretend, die Hirnschale überhaupt gerundeter (unter Slaven und Deutschen Innerösterreichs verbreitet) und

4. der typisch südslavische (serbokroatische Typus).

Wo ich bisher bei uns die sub 3 und 4 beschriebene Form antraf, habe ich dieselbe, weil sie eben in gemischten und rein slavischen Bezirken viel häufiger vorkommt, als in rein deutschen Ortschaften, auf Kreuzung zwischen Deutschen und Slaven zurückgeführt.

Eine auf breiter Basis fussende Untersuchung sollte dieser Behauptung Stütze verleihen, und so begab ich mich denn im Sommer des Vorjahres in einige slavische Bezirke Innerösterreichs; ich bemerke aber gleich im Vorhinein, dass die erzielten Ergebnisse meinen Erwartungen nicht ganz entsprochen haben. Es stellten sich die Verhältnisse complicirter dar, als ich gedacht hatte.

Vom Untersuchungsmateriale waren 87% brachycephal, beziehungsweise hyperbrachycephal; hievon aber typisch südslavisch kaum ein Drittel; 13% entfielen auf Mesocephale, die übrigen Procente vertheilten sich, wie ich demnächst in einer Specialarbeit schildern werde, auf Dolichoidbrachycephale, Hyperbrachycephale anderer Form und auf Mischformen. Aehnlich dem Hirnschädel variirt auch das Gesichtsskelett des Slaven; das chamäprosope Gesicht mit den weit abstehenden Jochbögen, den grossen Jochbeinen und den engen Augenhöhlen ist in einer erklecklichen Anzahl von Fällen den leptoprosopen Attributen gewichen.

Nachdem nun bei Kreuzungen beide Parteien verschiedene Formen in's Treffen führen, stellt sich das differential-diagnostische Moment in vielen Fällen sehr schwierig; leicht nur in jenen Fällen, wo der typische Charakter des Hirn- wie Gesichtsschädels sich rein erhalten hat.

Den aufgezählten Umständen Rechnung tragend und mit Rücksichtnahme auf die geschilderten Schwierigkeiten möchte ich, so wahrscheinlich dies auch ist, namentlich für Ortschaften, die seit Menschengedenken deutsch sind, z. B. Aflenz, nicht mehr so bestimmt als früher behaupten, dass die sub 3 geschilderte Form ausschliesslich auf einen Import slavischen Blutes zu stellen sei.

Die Thatsache, dass die Verbreitungsart der Formen selbst nach Ortschaften variirt, zeigt, wie viel Arbeit noch zu leisten ist; aber schon das eine Resultat der bisherigen Untersuchungen: dass sowohl die deutsche, als auch die slavische Bevölkerung Innerösterreichs aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, ist nicht ohne Belang.

9. Herr **Dr. Tappeiner** in Meran übersendet eine grössere Anzahl von Exemplaren seines für die Craniologie Tirols ausserordentlich wichtigen Werkes „Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette Comuni" zur Vertheilung unter die Mitglieder der Versammlung.

10. **Vorsitzender:**

Hochverehrte Versammlung! Wir haben die Reihe der Sitzungen und Vorträge beendigt und somit die ernste Arbeit abgeschlossen; morgen werden wir den lehrreichen, aber doch ebensosehr der Unterhaltung als dem ernsten Studium gewidmeten Ausflug nach Frögg unternehmen.

Wir haben mit viel Eifer und Ausdauer unserer Aufgabe obgelegen, das gilt besonders vom schöneren Geschlechte, das so wacker ausgehalten hat.

Ich glaube, dass kein Mitglied sein wird, welches nicht eine dankbare Erinnerung an das viele Interessante bewahren wird, was wir hier gehört haben.

Wenn aber unsere Versammlung einen so befriedigenden Fortgang nahm, so ist es meine letzte Pflicht, denjenigen Factoren meinen innigsten Dank auszusprechen, welche dieses Unternehmen gefördert haben, der hohen Landesregierung, der Bürgerschaft der Stadt Klagenfurt, die uns Gastfreundschaft erwiesen hat, in noch höherem Grade aber noch dem Local-Comité in Klagenfurt, welches mit dem grössten Eifer alle Vorbereitungen getroffen hat, um unsere Versammlung zu einer günstigen und angenehmen zu gestalten.

Ich glaube in Aller Namen zu sprechen, wenn ich diesem Local-Comité unseren ganz speciellen Dank ausspreche.

Hiemit schliesse ich die Anthropologen-Versammlung in Klagenfurt.

Besuch des Landesmuseums

am Nachmittage des 19. August 1885.

Die Theilnehmer besichtigten zuerst unter der Führung des Herrn Baron Hauser die im Vestibule des neuen Musealgebäudes aufgestellten römischen Votivtafeln, hierauf unter der Führung des Herrn Bergrathes Seeland die vorzüglich aufgestellte naturhistorische Sammlung im I. Stockwerke und endlich unter der Führung des Herrn Baron Hauser die im II. Stock auf-

gestellte, ebenso sorgfältig und gut arrangirte Sammlung des historischen Vereines. Als Festgabe empfingen hier die Theilnehmer die ersten zur Ausgabe gelangten Exemplare der zweiten Auflage des Sammlungs-Kataloges. Neben der eigentlichen Sammlung, in welcher das Hauptaugenmerk auf die sehr übersichtlich aufgestellten prähistorischen und römischen Funde aus Kärnten gerichtet war, interessirten die in einem besonderen Zimmer ausgestellten Funde aus Krain des Fürsten Ernst zu Windischgrätz und des Herrn Deschmann und die Funde aus dem Nonsthale von Herrn de Campi.

Besuch der Landesausstellung

am Nachmittage des 20. August 1885.

Dieser Besuch, bei welchem Herr Dr. Ritt. v. Edelmann und die meisten übrigen Mitglieder des Local-Comités in der liebenswürdigsten Weise die Führer machten, gestaltete sich zu einem unerwartet anregenden und belehrenden, da die Ausstellung nicht nur ein sehr lebhaftes und getreues Bild der heutigen wirthschaftlichen und culturellen Verhältnisse des Landes Kärnten, sondern auch sehr interessante Ausblicke in die Culturverhältnisse früherer Jahrhunderte bot.

Excursion nach Rosegg

am 21. August 1885.

Nach einer von der Morgensonne und einer frischen Brise begünstigten, angenehmen Fahrt über den Wörther-See und einer einstündigen Fusstour von Velden nach Rosegg fand sich eine auserlesene, durch den Zuzug von Sommergästen aus Velden, Pörtschach u. a. O. auf mehr als hundert Personen angewachsene Gesellschaft auf dem Hügelgräberfelde von Frögg nächst Rosegg zusammen. Durch die freundliche Fürsorge des Herrn Baron Hauser, welchem die „k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der historischen und Baudenkmale“ eine Subvention für diese Grabungen angewiesen hatte, waren fünf Tumuli so weit zur Untersuchung vorbereitet, dass der Gipfel und ein mehrere Meter breiter Einschnitt an der Sohle des Tumulus bis zum Erscheinen der ersten Fundstücke bereits weggeräumt waren. Die Tumuli waren in der nächsten Nähe jener, in welchen man bisher die für Rosegg speciell interessanten Bleifigürchen gefunden hatte, ausgewählt worden.

Von den fünf geöffneten Grabhügeln erwies sich jedoch nur einer als vollkommen intact. Die übrigen vier trugen deutliche Spuren, dass sie früher schon einmal geöffnet und ihres besseren Inhaltes beraubt worden waren; sie lieferten daher auch nur Urnenscherben, ein geschweiftes eisernes Messer und stark zersetzte Bruchstücke einer Bronzefibula. Von den Tumulis selbst war einer mit einem Steinringe ausgestattet; drei bestanden aus blossen Erdaufschüttungen. Erst der fünfte Grabhügel war noch vollkommen gut erhalten, hatte in seinem Innern einen Steinring von circa 3 m Durchmesser und war mit einer Steinplatte gedeckt. Der ganze Steinbau wurde von Erde blossgelegt und dann wurden die Steine von der Ostseite aus hinweggeräumt.

Da ergab sich nun die interessante Wahrnehmung, dass nicht die Mitte des Grabhügels die beigesetzten Reste barg; die ziemlich starke Kohlenschichte reichte vielmehr unter dem Steinringe hervor und nicht einmal bis in die Mitte des Hügels.

Es lässt sich dies nicht anders deuten, als dass die auf flachem Waldboden beigesetzten Reste erst mit Erde bedeckt wurden, so dass man bei der Aufführung des Steinringes nicht mehr genau über die Lage derselben orientirt war. Die Funde, welche in dieser Kohlenschichte beisammen lagen, waren nicht reichhaltig, boten jedoch aus dem unerschöpflichen Formenreichthum der Hallstätter Periode immerhin Neues. Zunächst waren es zwei Urnen der rohesten Art, welche trotz aller Sorgfalt nicht ganz gehoben werden konnten. Sie enthielten keine Beigaben. Diese lagen zerstreut umher. Es waren dies vornehmlich stark zersetzte Bronzeplättchen, welche als Trümmer eines cylindrischen Gefässes oder eines Gürtels mit punktirter Zeichnung aufzufassen sind, dann etliche 30 Stück Klapperbleche von länglich dreieckiger Gestalt, endlich Bruchstücke von Eisenringen, deren einige am Ende zu einem Oehr umgebogen waren und bei ihrer überaus starken Verrostung an der Oberfläche netzartige Abdrücke von einem Gewebe zeigten.

Es lagen aber nebst diesen vielleicht zusammengehörigen Stücken, welche zum Theile zusammenhingen, auch noch andere Bronzegegenstände dabei, welche stark zersetzt und nicht zu bestimmen waren, nämlich ein dreifach gewundener Bronzedraht; ein henkelartiges Bronzestück von $5^1/_2$ cm Länge mit feinen linearen Eingravirungen, sowie ganz kleine Stückchen Bronzeblech, ebenfalls linear gravirt. Ausserdem fanden sich zwei thönerne Spinnwirtel, dann Holz- und Knochensplitter in grösserer Menge.

Gerade während des grössten Theiles dieser Grabungen ergoss sich reicher Segen des Jupiter pluvius über die dicht gedrängten Kreise der aufmerksamen, nicht irre zu machenden Zuseher und Zuseherinnen, um mit dem letzten Spatenstich wieder der heiteren Sonne die Herrschaft zu überlassen. So entschloss sich denn nur ein kleines Häuflein eifriger Herren, unter der Führung Szombathy's den Wallbauten, welche den Gipfel der dem Tumulusfelde gegenüberliegenden Anhöhe umschliessen, einen Besuch abzustatten.

Die ersten Nachmittagsstunden führten dann die Gesellschaft zu Fuss zurück nach Velden und per Bahn nach Pörtschach, wo im Saale des Etablissements Wahliss ein solennes, durch Musik und Gelegenheitsgedichte gewürztes Banquett den Ausflug beschloss. Ausser den von den Herren R. v. Hauer, Graf Kielmannsegg, Baron Czörnig, Graf Wurmbrand etc. etc. gehaltenen Tischreden, in welchen die angenehmen Eindrücke der letzten Tage nachhallten, sei hier noch des von Herrn Dr. Wankel im Namen des Olmützer Musealvereines übersendeten Festgrusses Erwähnung gethan.

Möge diese Versammlung ebenso anregend werden für die weiteren prähistorischen Forschungen in Kärnten, wie sie es war für alle unmittelbar Theilnehmenden.

Verzeichniss der Theilnehmer.

1. Professor Dr. *E. Aelschker* . . . . . Klagenfurt.
2. *Theoph. Bar. Ankershofen* . . . . . Klagenfurt.
3. Hofschauspieler *Arnsburg* . . . . . Wien.
4. *Karl Birnbaum*, Dr. . . . . Klagenfurt.
5. *J. von Bojničic* . . . . . Custos, Museum, Agram.
6. *Franziska von Bojničic* . . . . . Agram.
7. *Bernhard v. Canal* . . . . . Klagenfurt.
8. *Louis de Campi* . . . . . Cles.
9. Hofrath *C. Freih. v. Czörnig* . . . . . Klagenfurt.
10. Museal-Custos *Carl Deschmann* . . . . . Laibach.
11. Frl. *Marie Dürnwirth* . . . . . Klagenfurt.
12. Dr. *Ernst Ritter v. Edelmann* . . . . . Klagenfurt.
13. Chorherr *Faigl* . . . . . St. Florian, Linz.
14. *Anton Graf Goess*, k. k. Geheimrath . . . . Ebenthal.
15. *Gräfin Therese Goess* . . . . . Ebenthal.
16. *Johann von Gradegg* . . . . . Klagenfurt.
17. Dr. *Gross*, Redacteur . . . . . Klagenfurt.
18. *Math. Grösser*, Pfarrer . . . . . Guttaring.
19. Dr. *Gruber* . . . . . Wien.
20. Dr. *Hanns Gutscher* . . . . . Graz.
21. Hofrath *Franz R. v. Hauer* . . . . . Wien.
22. *Jakob Heber* . . . . . Klagenfurt.
23. Dr. *Hermann* . . . . . Klagenfurt.
24. *Carl Freih. v. Hauser* . . . . . Klagenfurt.
25. *Marie Freiin v. Hauser* . . . . . Klagenfurt.
26. Professor Dr. *M. Holl* . . . . . Innsbruck.
27. *August Ritter v. Jaksch* . . . . . Klagenfurt.
28. *Gabriel Ritter v. Jessernig* . . . . . Klagenfurt.
29. *F. Kanitz* . . . . . Wien.
30. *Graf Khevenhüller* . . . . . Klagenfurt.
31. Hofrath *Erich Graf Kielmannsegg* . . . . Klagenfurt.
32. Finanzinsp. *Arthur Knipfer* . . . . . Serajewo.
33. K. k. Conservator *Josef von Kolb* . . . . Urfahr-Linz.
34. Dr. *Friedr. S. Krauss* . . . . . Wien.
35. *Guido Baron Lang* . . . . . Klagenfurt.
36. *Franz Ritter v. Langer* . . . . . Klagenfurt.
37. Prof. *Simon Ljubić*, Dir. d. croat. arch. Mus. . . Agram.
38. Dr. *Herrmann Mittelberger* . . . . . Klagenfurt.
39. Professor Dr. *Carl L. Moser* . . . . . Triest.
40. *Max Ritter v. Moro* . . . . . Klagenfurt.
41. *Edl. von Motesiczky* . . . . . Wien.
42. *Rudolf Much* . . . . . Wien.
43. Prof. *Alfons Müllner* . . . . . Linz.
44. *Hugo Müller* . . . . . Wien.
45. *Ludwig Graf Neuhaus* . . . . . Klagenfurt.
46. Prof. Dr. *W. Neumann* . . . . . Wien.
47. *Franz Josef Oertl*, k. k. Landesthierarzt . Klagenfurt.
48. Dr. *Paichl* . . . . . Wien.
49. Dr. *Peetz* . . . . . Wien.
50. Dr. *Otto Pfleiderer*, Prof. a. d. Univ. Berlin Charlottenburg.
51. Dr. *W. Ritter v. Pissling* . . . Bad Neuhaus bei Cilli.
52. Dr. *Franz Potschon* . . . . . Klagenfurt.
53. Dr. *Othm. Purtscher* . . . . . Klagenfurt.
54. Bergrath *Hubert v. Rainer* . . . . . Wien.
55. Dr. *Franz Rabitsch* . . . . . Klagenfurt.
56. *Franz Baron v. Rayer* . . . . . Klagenfurt.
57. *Irene Baronin v. Rayer* . . . . . Krastowitz.
58. *Toni Baronin v. Rayer* . . . . . Krastowitz.
59. *Sophia Rudda* . . . . . Klagenfurt.
60. K. k. Bergrath *Ferd. Seeland* . . . . . Klagenfurt.
61. *J. Szombathy* . . . . . Wien.
62. *Freih. v. Schmidt-Zabierow*, Landespräsid. . Klagenfurt.
63. Dr. *Alois Spitzer* . . . Schloss Mannsberg (Launsdorf).
64. Dr. *Johann Tambor* . . . . . St. Paul.
65. Dr. *Franz Toula*, Prof. a. d. k. k. techn. Hochsch. Wien.
66. Dr. *Aurel von Török*, k. ung. Univers.-Prof. Budapest.
67. *Frau von Török* . . . . . Budapest.
68. Dr. *Siegmund Wahrmann* . . . . . Wien.
69. Frau *Emma Wahrmann* . . . . . Wien.
70. *Ernst Fürst zu Windisch-Grätz* . . . . . Wien.
71. Dr. *Friedrich Wittmann* . . . . . Klagenfurt.
72. *Gundaker Graf Wurmbrand* . . . . . Graz.
73. Professor Dr. *Emil Zuckerkandl* . . . . . Graz.

Monatsversammlung am 10. November 1885.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Herr Bibliotheks-Scriptor **Willibald Müller** in Olmütz übersendet einen Bericht über

Prähistorische Funde bei dem Bau des Post- und Telegraphenamtes in Olmütz.

Im September d. J. wurde mit der Grundaushebung für das neue Post- und Telegraphenamtsgebäude am Franz Josef-Platze in Olmütz begonnen. Der Neubau steht an der Stelle von zwei kleinen, vorher demolirten Häusern, hat die Hauptfront nach Westen, auf den Franz Josef-Platz gerichtet, die nördliche Front in der Frauen-, die südliche in der Domherrngasse. Da im nördlichen Tracte des Gebäudes ein grosses Souterrain angelegt wurde, fand eine bedeutende Erdaushebung statt, bei welcher prähistorische Funde zum Vorschein kamen.

Die Lagerung der Erdschichte auf dem Fundorte ist folgende: Auf eine Reihe von 15—30 cm dicken, aus Ziegelstücken, Schotter u. dgl. bestehenden Culturschichten der letzten Jahrhunderte — an zwei Punkten des Baues waren genau sechs solcher Schichten zu unterscheiden — folgt eine diluviale Schichte, in ihrem oberen Theile aus schwarzer Dammerde, in dem untern aus lichtem, sandigem Tegel bestehend. Durch Tiefbohrung wurde festgestellt, dass die Tegelschichte nach unten immer compacter wird und in geringer Tiefe schon in festes Gestein übergeht. Die schwarze, unterhalb der oberen Culturschichten circa 1—1·4 m Tiefe beginnende Dammerde ist 1·5—2 m mächtig und übergeht dann, wie schon bemerkt, in sandigen Tegel. Hier an der Grenze der Dammerde und des Tegels wurden die fossilen Knochen gefunden, nachdem in den oberen Schichten der Dammerde schon grosse Mengen von Gefässscherben — darunter vier kleine, ganz erhaltene Töpfchen — zum Vorschein gekommen waren. Auch eine Art Steigbügel aus Eisen, ferner ein Bronzelöffel

und ein zweites Fragment aus Bronze waren vorher schon aufgegraben worden.

Als die Abtragung des Terrains so ziemlich bis an die sandige Tegelschichte vorgerückt war, kam in nächster Nähe des Fundamentgrabens für die Frontmauer in der Frauengasse der obere Theil eines Steines oder Felsens in dem sonst an allen Punkten weichen Terrain zum Vorschein. Vorsichtig wurde nun die Erde rings um den Stein abgetragen und bald zeigten sich die Umrisse einer Feuerstätte, welche ganz zweifellos längere Zeit im Gebrauche gewesen sein muss. Die Breite der Anlage betrug 70, die Tiefe 65, die Höhe 55 cm. Eine flache Platte bedeckte den Boden des nach Westen offenen Heerdes. Die Grauwackensandsteine, welche die Einfassung der Herdplatte bildeten, waren durch die Einwirkung des Feuers röthlich gefärbt und zerfielen theilweise beim Herausschaffen. Die Heerdstätte wurde übrigens nach ihrer Blosslegung photographirt und sodann in den Hof des Realschulgebäudes geschafft. Auf der Herdplatte fand sich eine dicke Aschenschichte und um die Aussenseite der Herdstätte sowie im Herdinnern in den Rissen und Vertiefungen der einzelnen Steinblöcke waren Holzkohlen und eine grössere Quantität von Fischschuppen zerstreut. Die Basis des Herdes steckte bereits in der Tegelschichte und betrug die senkrechte Distanz von der Herdbasis bis zur Terrainoberfläche 4 m.

Rings um den Feuerherd zerstreut, und zwar westlich und südlich von demselben fanden sich eine grosse Menge von Thierknochen. Diese wurden jedoch nicht alle gesammelt, da bei dem Baue sehr viele Arbeiter beschäftigt waren, die nicht alle beaufsichtigt werden konnten. Immerhin kam jedoch eine ziemlich grosse Collection zusammen, welche hoffentlich manches für die prähistorische Wissenschaft interessante Stück enthält.

Etwa vier Schritte in südlicher Richtung von dem Herde entfernt fand sich ein menschlicher Kopf in mehreren Theilen, und in einer Entfernung von zehn Schritten in westlicher Richtung ein ziemlich ganzes menschliches Skelett. Die Aushebung desselben war in meiner Abwesenheit erfolgt, so dass ich über die Einbettung desselben keine näheren Angaben machen kann.

An Artefacten enthielt das Terrain in der Herdschichte ausser Gefässscherben nur einen Spinnwirtel aus gebranntem Thon und ein walzenförmiges, beiderseits zugespitztes Instrument aus einem Thierknochen gearbeitet. Etwa fünfzehn Schritte von der Heerdstätte in südwestlicher Richtung entfernt, lag ein Mahlstein, welcher concav-convex abgeschliffen einen Durchmesser von 45 cm hat und in der Mitte mit einer nach der inneren, concaven Seite sich vergrössernden Rundbohrung versehen ist.

2. Herr **G. Buccich** in Lesina übersendet eine Mittheilung über

Weitere prähistorische Funde bei Lesina.

Ueber meine ersten Nachforschungen in den Höhlen von Lesina habe ich im „Bollettino acheologico di Spalato“ Nr. 3 l. J. berichtet.

Diese galten aber nur als Sondirungen, welche als Richtschnur zu weiteren Arbeiten dienen sollten.

In letzter Zeit habe ich diese, obwohl nicht erschöpfend, doch umfassenderweise in einer Höhle fortgesetzt, welche mir interessante Funde geliefert hat.

Die in Rede stehende Höhle öffnet sich in dem Rudistenkalk auf dem westlichen Abhange eines Hügels der Localität S. Pellegrino bei Lesina und ist fast unter dessen Gipfel gelegen. Ueber dem Eingange der Höhle gewahrt man die horizontalen Schichten dieses Theiles des Hügels sich bogenrund nach der Höhe biegen, was Einem den Eindruck macht, als ob die Höhle durch Blasen entstanden wäre. Die Höhle, deren Streichungsrichtung eine westnordwestliche ist, parallel der Längenachse des Inselarmes, auf dem sie sich befindet, ist in zwei Abtheilungen von ganz verschiedenem Aussehen geschieden.

Die vordere Abtheilung, welche unbedeutende Kalkincrustationen aufweist, ist ziemlich regelmässig gewölbt, und eben weil ihre Kuppe von liegenden Schichten gebildet ist, beziehungsweise trocken und mit dem näher zu besprechenden Materiale angefüllt.

Die hintere dagegen besteht aus Rissen und Spalten, welche an einigen Stellen sich bis knapp an die äussere Oberfläche des Terrains erweitern dürften. Diese Abtheilung ist sehr nass und mit Kalksinter reichlich überkleidet. Der Boden liegt unter dem Niveau der vorderen Abtheilung und ist aus Steinen und sehr spärlicher Humuserde zusammengesetzt.

Beide Abtheilungen sind miteinander durch eine niedrige, etwa 2 m lange Gallerie verbunden, welche vor den Ausgrabungen ganz mit Steinen ausgefüllt war, so dass die Existenz des zweiten Raumes den Besuchern der Höhle völlig unbekannt geblieben sein musste.

Als wir bei den Arbeiten den Eingang zur zweiten Abtheilung entdeckt und von den angehäuften Steinen befreit hatten, haben wir zugleich auch wahrgenommen, dass dieser einst absichtlich durch aufeinandergelagerte Steine verstopft war.

Die Dimensionen der Höhle sind die folgenden: Länge der ersten Abtheilung 8·4 m, der zweiten Abtheilung 10·5 m. Breite in der Mitte 5 m, Breite der halbmondförmigen Oeffnung 2·5 m.

Der Boden des hinteren Raumes ergab auch Spuren der einstigen Anwesenheit von Menschen, Topfscherben und Thierknochen; da ich aber die Arbeit einschränken musste, liess ich die Ausgrabungen nur in der ersten Abtheilung durchführen, welche übrigens als trockener, heller und besser geformt ein günstigeres Resultat zu liefern versprach, da sie jedenfalls als Wohnstätte diente, während die zweite vielleicht vorzugsweise als Grabstätte gebraucht wurde.

Die Höhle wird noch heutzutage, aber nur gelegentlich besucht. Nach dem Volke heisst sie „Markova Spila“ (Markus-Höhle). Gegenwärtig weiss Niemand mehr etwas von diesem Markus, welcher vielleicht einst als Einsiedler die Höhle innehatte, zu erzählen.

Die Ausgrabungen wurden bis auf 5 m Tiefe fortgesetzt und ergaben eine Zusammensetzung des Bodens wie folgt:

1. An der Oberfläche herabgefallene Steine;
2. dann bis 2·5 m Steine und Humuserde;
3. von da bis 3·5 m Schutt;
4. von 3·5—4 m fette Humuserde mit Steinen;
5. bei 4 m Tiefe trifft man auf ein einige Centimeter dickes Lager aus gelbem Lehm; dann wiederum auf Schutt bis 4·5 m.

In der Tiefe von 4 m wird die Curve des Gewölbes unterbrochen und die Höhle erweitert sich derart, dass, soweit es kriechend durch den mittelst einer Laterne beleuchteten Raum wahrgenommen werden konnte, eine leere Gallerie die Höhle ringsum umfängt. Die grösste mit 5 m bezeichnete Tiefe wurde hier erreicht. Den Boden hierorts zu untersuchen war unmöglich.

Auf der linken Wand beider Abtheilungen sind Spuren eines alten Diluviums vorhanden.

Den Grundboden der Höhle hat man also bei den Ausgrabungen nicht erreicht.

Es wäre freilich sehr wünschenswerth, da die Spuren menschlicher Thätigkeit nach unten noch zu verfolgen sind, die Arbeiten in beiden Abtheilungen fortzusetzen, allein deren Schwierigkeit nimmt mit der Tiefe bedeutend zu.

Obwohl der Boden sich überall als unberührt darstellte, wird diese Annahme durch Auffindung von menschlichen Resten, wie unten gezeigt werden wird, mindestens in einer Stelle der Grotte bis 2 m Tiefe fraglich.

Von etwa 1 m an bis auf 2·8 m Tiefe, nicht weit vom Haupteingange der Höhle, rechts, befindet sich ein mächtiger ununterbrochener Aschenblock von ungefähr 1 m² Basis. Ausser diesem Block ist hie und da in der ganzen Höhle Asche und Kohle vorhanden.

Von den Resten der Mahlzeiten der Grottenbewohner sind besonders die Seemuscheln zu erwähnen, und unter diesen namentlich die Kreisel- und Napfschnecken in grossen, gegenwärtig nur einzeln zu findenden Exemplaren, dann Säugethier- und Fischknochen (diese letzten zwar spärlich).

Die Trochusse sind bis auf die Tiefe von 1·3 m von mittelmässiger Grösse. Nachdem dieselben an den obersten Umgängen gebrochen sind, so bedeutet dies, dass die späteren Besucher der Höhle, wie die heutigen Fischer, die Spitze der Muscheln zu brechen pflegten, um dann leicht das Thier durch Einsaugen geniessen zu können, welche Taktik den Urbewohnern unbekannt geblieben war, indem dieselben mittelst Beinspitzen das Thier herausnahmen.

In der fünften Schichte nimmt die Anzahl der Kreiselschnecken und der Thierknochen ab, die der Napfschnecken bleibt unverändert.

Stein- und Beinwerkzeuge kommen vereinzelt schon in der Tiefe von 1·5 m vor. In der unter 3 bezeichneten Tiefe zeichnen sich dieselben durch ihre Anzahl und Mannigfaltigkeit aus. Von 3·6 m an fehlen die Werkzeuge.

Topfscherben hat man in jeder Tiefe gefunden, in den ersten Schichten bis etwa 1 m deuten dieselben auf römische Erzeugnisse — dicke Urnen — es fehlen aber auch hier nicht gröbere Topfreste, in den oberflächlichen Schichten kamen freilich auch Reste von jetzigen Topfwaaren zum Vorschein.

Scherben von feinerem Thon mit einer Art Glasur fand ich bis in der Tiefe von 3·8 m. Diese Scherben sind aber immer sehr klein und dürften möglicherweise von oben längs der Wände schlüpfend eingedrungen sein (bedenklich jedenfalls ist diese Annahme), oder es hat sich vielmehr die vermeinte Glasur durch hohe Hitze aus dem Stoffe des Topfes selbst gebildet.

Die in der tiefsten Stelle von 4·4 m gefundenen Scherben bestehen aus rothem, schwarzem (russgebranntem) und gemischtem Lehm, einige mit eingerizten unregelmässigen Linien versehen, theilweise durch grosse Kalcitkrystalle schillernd.

Unter den Scherben sind erwähnenswerth drei Stücke, welche anstatt des Henkels ein durch die Dicke der Topfwand und dieser parallel gezogenes Loch aufweisen; dies diente gewiss dazu, um mittelst eines Fadens oder einer Lederstrieme die Töpfe aufzuhängen; eine Einrichtung, welche die Zerbrechungsgefahr verminderte.

Fig. 49 gibt die Abbildung dieser — vielleicht charakteristischen — Art von Topfohren (gefunden in 3·1 m Tiefe).

Das einzige ganze Thongeräth ist ein an der Wand der Höhle angelehnter und daher unversehrt gefundener Topf zu nennen.

Diese aus sehr grobem, blassem Thon ganz unregelmässig gebaute Schale ist 7 cm hoch, 8½ cm breit,

Fig. 49.

mit einer Mundöffnung von 5½ cm und einem Halse 1 cm hoch. Die Schale trägt keine Spuren einer Benützung; da sie ausserdem zu häuslichem Gebrauche zu klein ist, dürfte sie eine Grabschale gewesen sein.

In derselben Tiefe, wie diese Schale (1·8 m), weit aber von ihr, fand man ein werkwürdigerweise allein dastehendes und sehr gut erhaltenes Stück eines menschlichen vorsprungslosen Kinnes mit einem Schneide-, einem Eck- und einem Lückenzahn in gutem Zustande.

Dieses Stück erinnert an den Unterkiefer des Schädels von Skalesia, welcher, auch mit unbedeutendem Kinnvorsprunge, ganz anders gestaltet ist, als die ebendaselbst („Bollettino archeologico di Spalato") erwähnten übrigen 11 Unterkiefer.

Eben dieser isolirte Fund berechtigt mich zur Vermuthung, dass die Höhle einst in den oberen Schichten durchgewühlt wurde. Jedenfalls aber bleibt die Frage offen: wo stecken denn die übrigen dazugehörigen menschlichen Gebeine?

Etwas tiefer, 2 m, habe ich ein unseren Gewässern, wo allein das T. variegatum lebt, fremdes Triton, wahr-

scheinlich das T. corrugatum von grösseren Dimensionen, ausgelöst.

Die Gesammthöhe der übriggebliebenen Umgänge dieses Tritons misst 130 mm, die Breite der Schnecke 75 mm. Die grosse Achse der Mündung beträgt 56, die kleine Achse 35 mm. Die 6 Zähne des rechten Mundrandes sind sehr stark, sowie die Mundwülste.

Es diente wahrscheinlich als Trompete oder als Lampe, oder in verschiedenen Epochen zu beiden Zwecken; an dem linken Mundrande sind Spuren von Russ deutlich zu sehen.

Nun kommen wir zu den Werkzeugen zurück. Wie oben gesagt, das Maximum des diesbetreffenden Fundes lag in der dritten Schichte.

Die Steinwerkzeuge aus Feuerstein in allen Farbennuancen, Semiopal und Jaspis gehören (sämmtliche?) den geglätteten Steinen und sind zum Theil abgenützt.

Sie vertheilen sich nach der Art, wie folgt: Pfeilspitze 1 St., Lanzenspitzen 11 von 4 Formen, krumme Messer 5 in 4 Formen, gerade Messer 31 auch nach 4 Mustern; ein schweres, scheinbar bearbeitetes Stück aus Syenit.

Die Beinwerkzeuge sind Pfriemen, Meissel, einspitzige (darunter sehr feine) und zweispitzige, grosse Nadeln, davon jedoch keine mit einer Spur von Oehr.

Unter den neben den Steingeräthen aufgefundenen Resten sind die Muscheln noch durch Austern, Spondylus, Mytilus, Cytherea, Murex, Surbo, Venus, Cypraea (wahrscheinlich als Schmuck), Haliotis, Arca, Stücke von Dolium; die Säugethiere durch Knochen und lose Zähne vom Rinde, Schweine, Schafe und einem kleinen Raubthiere; die Fische, von denen Weniges vorliegt, durch einige — bis auf die eines Goldbrassen — unbestimmten Knochen; die Krebse durch die mächtigen Scheerenfinger einer Eriphia vertreten. Auch unbedeutende Vogelreste sind da.

Am Ende der dritten Tiefe wurden 3 Stück mit Loch versehene Gerölle, welche wahrscheinlich zum Versenken der Fischleinen dienten, zu Tage gefördert.

Aus Metall fand man nur in den obersten Schichten zwei moderne Messer, eine österreichische 5 kr.-Silbermünze mit dem Datum 1821 und eine venetianische Kupfermünze.

3. Herr Historienmaler **J. Spöttl** legt

Prähistorische Funde von Thomasdorf im Zipser Comitat,

welche er selbst in den letztverflossenen Jahren aufgesammelt hat, und ferner interessante

Bilder von nordungarischen Nationaltrachten

nach seinen eigenen Aufnahmen vor.

4. Vortrag des Herrn **Dr. M. Haberlandt:**

Ueber deformirte Schädel und Alterthümer von den Philippinen.

In Vertretung des Herrn Custos Franz Heger erlaube ich mir der hochgeehrten Versammlung einige Alterthümer von den Philippinen als Probestücke einer weitaus grössern, kürzlich in den Besitz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums gelangten Sammlung vorzulegen und daran einige erläuternde Bemerkungen zu knüpfen. Die erwähnte Sammlung, bestehend in zwanzig theils alten, theils neuen Schädeln, in 3 wohlerhaltenen Holzsärgen sammt Inhalt, einem Negritoskelet und einer grösseren Zahl grösserer und kleinerer Töpfe nebst andern Grabbeigaben, wie Muschel- und Knochenringen, Bronze- und Eisengeräthen, wurde von Dr. Alexander Schadenberg im Verein mit seinem Freunde Dr. Koch von den Inseln Malipano und Samal an der Südspitze Mindanaos aus alten Höhlen-Begräbnissstätten mitgebracht und dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum durch die Schenkung des Herrn General-Consul Ludwig Schiffmann in Hamburg, in's Eigenthum überwiesen. Sämmtliche Stücke der Sammlung beanspruchen ein bedeutendes Interesse — die menschlichen Ueberreste sowohl wie die einzelnen Artefacte — erstere durch ihren normalen Habitus wie auch durch besondere eigenthümliche Deformirungen des Schädels, der Zähne durch Feilung etc. — letztere als Zeugnisse gewisser Culturverbindungen und Verkehrsströmungen, die in ihrer Ausdehnung und ihrem Einfluss durch immer mehr Thatsachen bekannt werden.

Ehe wir uns nun der Besprechung der einzelnen Objecte und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung zuwenden, wollen wir nur in aller Kürze ihren Fundort und die Fundverhältnisse schildern, indem wir uns auf die Schilderung beziehen, welche Dr. A. Schadenberg selbst darüber in der „Berliner Zeitschrift für Ethnologie“ 1885, Heft I und II, bes. p. 48 ff. gegeben hat. Es fanden unsere Reisenden nämlich bei einem Besuch des höhlenreichen Inselchens Malipano, das von den Bewohnern der gegenüberliegenden grösseren Insel Samal fast ausschliesslich als Bestattungsort benützt wird, in grottenartigen Höhlen die drei Särge unserer Sammlung in wohlerhaltenem Zustand neben andern, die sich schon vermodert und zum Theil zertrümmert zeigten (es waren die modernen Bestattungsplätze), daneben auch die Begräbnissstätten alter Zeit, und auf diesen eine Menge alter Schädel, in extremem Grade deformirt, dabei eine kleine Anzahl von Grabbeigaben, mit dem Bruchstück eines altchinesischen Seladontellers u. a. m.

In den auch auf Samal nicht seltenen Begräbnissplätzen wurden, durch zusammengebrochenes Gestein zum Theil verdeckt, eine Anzahl Gräber gefunden, auf jedem Grabe 3—4 grosse Thongefässe, jedes mit einem kleineren in Urnenform zugedeckt. In den Gefässen befanden sich sehr vermorschte Thier- oder Menschenknochen. Unter diesen Gefässen ruhte der Todte — unter einer dicken Kalkschicht begraben, mit Beigaben von Waffen (Eisenspitzen von Lanzen, Pfeilspitze, Messerchen etc.) und Schmucksachen, als Bronzefussringe und Muschelarmringe — Alles in sehr vermorschtem Zustande. Trotz der schwierigen und durch die abergläubische Furcht der Eingebornen auch nicht ganz ungefährlichen Expedition und des weiten Transportes ist uns von diesen Resten nun eine ganz beträchtliche Sammlung gesichert — mehr ist noch zu holen, und dem Vernehmen nach ist Dr. Schadenberg auch in der That eben wieder im Begriffe, in der Gruppe der Phi-

lippinen seine archäologischen und anthropologischen Sammlungen neu anzugreifen.

Das bisher Erreichte ist indessen schon werthvoll genug und hat der Wissenschaft bereits nicht zu unterschätzende Anregung gegeben. In dieser Hinsicht sind besonders zwei Gruppen von Objecten am bedeutungsvollsten: die deformirten alten Schädel und die grossen thönernen Töpfe, welche unzweifelhaft von chinesischer Arbeit sind.

Beide Gruppen haben bisher einige wissenschaftliche Publicationen veranlasst, auf die hier kurz verwiesen sei: Ueber die deformirten Schädel handelte Hofrath A. B. Meyer in 2 Schriften: „Ueber künstlich deformirte Schädel von Borneo und Mindanao im kgl. anthropologischen Museum zu Dresden nebst Bemerkungen über die Verbreitung der Sitte der künstlichen Schädeldeformation. Mit einer Tafel. Leipzig und Dresden 1881", und „On artificial deformation of the human skull in the Malay Archipelago. Mit Abbildungen. Nature, 8. Sept. 1881, p. 132 f." Sodann auch R. Virchow in einer Abhandlung: „Ueber alte und neue Schädel von den Philippinen", die sich im Anhange von Jagor's Reisewerk über die Philippinen p. 355 ff. findet. Ueber die vorgefundenen Töpfe und Gefässe ist die Publication zunächst von Schadenberg selbst l. c. zu vergleichen, sodann das Werk Dr. A. B. Meyer's: „Alterthümer aus dem ostindischen Archipel und angrenzenden Gebieten", woselbst auf p. 9 ff. eine Beschreibung und Besprechung und auf Tafel 3 Fig. 1—8 auch Abbildungen unserer Gefässe gegeben sind.

Dazu kommen die Mittheilungen Jagor's in seinem schon citirten Buche p. 134 ff. über die sogenannten „djawets" oder heiligen Töpfe von Borneo und endlich der im IV. Hefte des Jahrg. 1885 der „Berliner Zeitschrift für Ethnologie" enthaltene Aufsatz F. S. Grabowsky's: „Ueber die djawets oder heiligen Töpfe der Oloh ngadju (Dayaken) von Südost-Borneo." (Mit Tafeln.)

Den in den citirten Abhandlungen gegebenen Mittheilungen über unsere Alterthümer möchte ich mir erlauben nur bezüglich zweier Punkte einige Bemerkungen anzufügen. Der erste Punkt betrifft die eigenthümliche Form der Särge, welche in den Todtenhöhlen von Samal und Mindanao vorgefunden wurden. Diese Särge sind bekanntlich nichts Anderes als Canoes, wie sie die Bewohner zu ihren Fahrten ganz gewöhnlich gebrauchen. Ich glaube nun in der Sitte, die Canoes als Särge zu benutzen, welche dann in den Höhlen deponirt werden, das Rudiment einer älteren Form der Todtenbestattung, nämlich der sogenannten Meerbestattung, erkennen zu dürfen. Ehedem hat man wohl die Todten in ihren Canoes zum Weitertreiben auf dem Meere ausgesetzt, eine bei den Meeranwohnern nicht selten beobachtete Art der Todtenversorgung. Als diese Sitte dann später aufgegeben wurde, blieb davon wenigstens der äussere Apparat — die Sargform zurück. Allerdings spricht dagegen die Behauptung Schadenberg's, die früheren Generationen hätten ihre Särge in rechtwinkliger Form angefertigt, aber doch eigentlich nur scheinbar, weil ja recht gut beide Arten der Todtenbestattung nebeneinander in Gebrauch sein konnten, etwa dass die Leichen Vornehmerer in den Todtenhöhlen beigesetzt, die Geringerer dagegen in Canoes auf dem Meere ausgesetzt worden wären, wonach endlich eine Vereinigung beider Arten in der Sitte, die Leichen in Einbäumen in den Höhlen, als man deren mehrere entdeckte, zu deponiren, stattgefunden hätte. Indessen spreche ich meine Ansicht nur als Vermuthung mit aller Reserve aus, kann sie aber nicht gänzlich unterdrücken, da es bekannt ist, dass jene Form der Meerbestattung eine sehr alterthümliche ist und in allen auf den Todtendienst und -Cult sich beziehenden Einrichtungen ein höchst conservatives und zähes Festhalten am Hergebrachten überall beobachtet werden kann. Diesen Verhältnissen trüge nun aber meine Vermuthung wohl besser Rechnung als die Ansicht Schadenberg's.

Der zweite Punkt, bezüglich dessen ich glaube einige Aufklärungen bieten zu können, betrifft die abergläubische Verehrung, welche die obenerwähnten Töpfe und Gefässe auf den Philippinen, besonders aber auf Borneo geniessen, den Glauben an eine „Seele" (gana) des Topfes, welche für den Besitzer desselben glückbringend sei, Krankheiten von ihm abwehre, gute Ernten verschaffe, Glück im Handel, auch in der Liebe bringe etc., sodann die Unterscheidung dieser „Seele" in eine männliche (hatuä) und weibliche (bawih), die Orakelkraft derselben u. dgl. m. Ich suche vergeblich in der Literatur nach Aufklärung dieser so absonderlichen und ungereimten Vorstellungen: weder Schadenberg noch Jagor oder endlich auch Grabowsky kommen in ihrer Auffassung davon über die Bezeichnung: „Aberglauben" hinaus, ohne dass irgendwie der Versuch gemacht würde, in die Geschichte und den Ursprung jener so sonderbaren Ideen einzugehen. Das blosse hohe Alter dieser Töpfe, die fremde (chinesische) Herkunft, kann doch unmöglich der zureichende Entstehungsgrund so ganz specieller und tief eingelebter Meinungen gewesen sein. Ich glaube den Grund zu allen diesen Vorstellungen auf dem Gebiete des Seelencults suchen zu dürfen. Die Töpfe besitzen in der Erinnerung nachlebender Generationen eine „Seele" (gana), weil in jenen Töpfen die Ueberreste Verstorbener ehedem aufbewahrt sind oder noch werden, weil es Todtenurnen sind. Nach allgemeiner Anschauung der Naturvölker weilt die Seele dort, wo die letzten leiblichen Ueberreste sich befinden und sie „spukt" noch fort, d. h. sie existirt weiter, wenn auch längst die letzte Spur ihrer ehemaligen körperlichen Wohnung verweht ist. Die Belege dafür stellt J. Lippert in seinem instructiven Büchlein: „Der Seelencult" p. 13 ff. mit gutem Verständniss zusammen. Nun theilt Schadenberg l. c. p. 48 auch thatsächlich mit, dass in einem Theil der Gefässe wenigstens Knochen untermischt mit Kohlenstückchen vorgefunden worden seien — zum Beweis, dass factisch jene Töpfe auch zur Aufnahme der verbrannten Leichenreste gedient haben. — In Borneo freilich, sodann auch auf den Philippinen, z. B. in Luzon sind die heiligen Gefässe, die sich ja dort in sorgfältigster, kostbarer Aufbewahrung befinden, jenem ursprünglichen Zwecke längst entfremdet — aber über die sinnliche Grundlage hinaus dauern die Vorstellungen mit zäher Kraft, indem sich höchstens das Gefühl des

Unheimlichen, Spukhaften in das des Zauberischen, Wunderkräftigen umsetzt, wie dies bei unsern Töpfen geschah. Daher dann auch die so seltsame Scheidung „der Seele“ jener Töpfe in eine männliche und weibliche — sie findet bei unserer Auffassung wohl die natürlichste und zwangloseste Erklärung; daher dann ferner die Orakelkraft des Topfes, die Stimme, die sich daraus erheben soll (JAGOR p. 135), der Schutz und Segen, den der Besitzer durch seinen Topf geniesst — genau dieselben Vorstellungen, die von der Nähe eines andern Hausgeistes, einer Ahnenseele im Schwang sind. Neben so allgemeinen Gründen des hohen Alters, fremder Herkunft, hoffe ich, darf sich eine Erklärung, wie die unsere, bezüglich der Verehrung jener Gefässe im ganzen ostindischen Archipel wohl vernehmen lassen.

5. Vortrag des Herrn Dr. **Fr. S. Krauss:**

Ueber das Mundschaftsrecht des Mannes über seine Frau bei den Südslaven.

Der Text dieses Vortrages wird als besonderer Aufsatz abgedruckt werden. (Siehe pag. 101 dieses Heftes.)

6. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelangt:

Barroil Giulio: Sulla lunghezza relativa del primo secondo dito del piede umano. Estratto dall'Archivio per l'Anthropologia et la Etnologia. Vol. XV. Fasc. 1. Firenze 1885. 20 pp. 8°. (ded. Aut.)

Buccich G.: Ricerche preistoriche sull Isola di Lesina. Spalato 1885. 11 pp. 8°. (ded. Aut.)

Jellínek Břetislav: Ueber Schutz- und Wehrbauten aus der vorgeschichtlichen und älteren geschichtlichen Zeit, mit besonderer Rücksicht auf Böhmen. Prag 1885. 156 pp. 8°. (ded. Aut.)

Lepkowski Joseph: Sind einige Aschenurnen-Ornamente eine Schrift? Sep. a. d. Verhandl. d. Berliner anthropologischen Gesellschaft. 1885. (116)—(117) pp. 8°. (ded. Aut.)

Unterforscher A.: Romanische Namenreste aus dem Pusterthale. Sep. a. d. Programme des Leitmeritzer Gymnasiums. 1885. 27 pp. 8°. (ded. Aut.)

Gradl Heinrich: Die Chroniken der Stadt Eger. Im Auftrag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag 1884. 495 pp. 8°. (ded. Aut.)

Pichler, Dr. Friedr.: Text zur archäologischen Karte von Steiermark. Anthropolog. Verein zu Graz. 60 pp. u. 1 Karte. 8°. (ded. V. Radimyký.)

Lepkowski, Dr. Josef: Ornamente der in dem archäologischen Cabinet der Jagellonischen Universität zu Krakau befindlichen Grabgefässe (Karte). ded. Aut.

Krause, Dr. Aurel: Die Tlinkit-Indianer. Ergebnisse einer Reise nach der Nordwestküste von Amerika und der Beringstrasse, ausgeführt im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft in den Jahren 1880—1881 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause. Mit 1 Karte, 4 Tafeln und 32 Illustrationen. Jena 1885. 420 pp. 8°. (ded. Aut.)

Statistisches Bureau des eidgenössischen Departements des Innern: Resultate der ärztlichen Recrutenuntersuchung im Herbste 1884. — Schweizerische Statistik LXII. Bern 1885. 31 pp. 4°. (ded. Aut.)

Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis“ in Dresden: Festschrift zur Feier ihres 50jährigen Bestehens am 14. Mai 1885. Dresden. 178 pp. IV. Taf. 8°. (ded. Aut.)

Groot, Dr. J. M. de: Het Kongsiwezen van Borneo. Eene Verhandeling over den Grondslag en den aard der chineesche Politieke vereenigingen in de Koloniën, met eene chineesche Geschiedenis van de Kongsi-Lanfong. — Uitgegeven door het Koninkl. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. S'Gravenhage 1885. 193 pp. 8°. (ded. Aut.)

Powell J. W.: Second annual report of the Bureau of Ethnology to the secretary of the Smithsonian Institution. 1880—1881. Washington 1883. XXXVII + 477 pp. 4°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Bureau of Ethnology: Contributions of North American Ethnology. Vol 5. — Department of the Interior U. S. Geographical and Geological Survey of the Rocky Montain region. J. W. Powell in Charge. Washington 1883. 237 pp. 4°. (ded. Bureau of Ethnology.)

United States geological Survey: Bulletin Nr. 2—6. Washington 1883. 325 pp. 8°. (ded. U. S. geolog. Survey.)

Becker George: Geology of the comstock lode and the Washoe district. With Atlas. Washington 1882. — U. S. G. S. Clarence King Director. 422 pp. 4°.

— Atlas. Washington 1882. XXI. Taf. Gr.-Folio. (ded. U. S. geolog. Survey.)

Lord Eliot: Comstock minig and miners. — U. S. G. S. Washington 1883. 451 pp. 4°. (ded. U. S. geolog. Survey.)

Irving Roland Duer: The copper-bearing rocks of lake Superior. — U. S. G. S. Washington 1883. 464 pp. 4°. (ded. United States Geological Survey.)

Rygh O.: Norske Oldsager ordnede og forklarede af O. Rygh. Anden afdeling. Oplysninger om de Afbildede Oldsager. Christiania 1885. Tredie Hefte. 83 pp. 4°.

— Norske Oldsager. — Første Afdeling. Afbildninger og Oversigter. Christiania 1885. Andet Hefte.

Netto, Dr. L.: Conférence fait au Museum national en préscence de M. M. Impériales les 4. Nov. 1884. Rio de Janeiro 1885. 28 pp. 8°. (ded. Aut.)

Women's Anthrop. Society: The organisation and the Constitution founded 1885. Washington 1885. 16 pp. 8°. (ded. W. Anthrop. Soc.)

Verein für Naturkunde: Jahresbericht. Zwickau 1884. XXIV. pp. 8°. (ded. Ver. f. Naturk.)

Gozzadini Giovanni: Di due stele etrusche. — Reale Accademia dei Lincei. Anno CCLXXXII. 1884—85. Rom 1885. 8 pp. 2 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Chijs J. A. van der: Nederlandsch-Indisch Plakaatbock. 1602—1811. 1 Deel 1602—1642. — Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen met medewerking van de Nederlandsch Indische Regering. Batavia 1885. 664 pp. 8°. (ded. Aut.)

Argelin Adrien: Silex tertiaires. — Ext. Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme revue mensuelle illustree. Paris 1885. 3. Série. Tome II. 1885. 193 à 204 pp. u. 1 Taf. (ded. Aut.)

Topinard, Dr. Paul: Instructions Anthropométriques pour les voyageurs. Ext. de la revue d'Anthropologie. Paris 1885. 28 pp. 8°. (ded. Aut.)

Topinard M.: Procédé de mensuration des os longs dans le but de reconstituer la taille. — Ext. des Bulletins de la Société d'Anthropologie. Séance du 5 février 1885. Paris 1885. 8 pp. (ded. Aut.)

Meyer A. B.: Gurina im Obergailthal (Kärnten). Ergebnisse der im Auftrag der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien im Jahre 1884 vorgenommenen Ausgrabungen. Eine Vorstudie zu weiterer Localforschung. Mit 14 Tafeln in Lichtdruck. Dresden 1885. 104 pp. Fol. (ded. Aut.)

Ziller, Dr. F. V.: Geschichte der Stadt Salzburg. I. Buch. Geschichtliche Stadtbeschreibung. Mit einer geschichtlichen Uebersichtskarte und einer Ansicht der Stadt Salzburg aus dem Jahre 1553. Salzburg 1885. 456 pp. 2 Karten. 8°. (ded. Geschichte für Landeskunde.)

Der Vorsitzende spricht den Einsendern im Namen der Gesellschaft den verbindlichsten Dank aus.

Monatsversammlung am 9. December 1885.

Vorsitzender: Hofrath Prof. Dr. Karl Langer Ritter von Edenberg.

1. Herr Professor **Karl J. Maška** in Neutitschein übersendet einen Bericht über

Ein Jadeitbeil in Mähren.

An die seltenen Funde von Nephritoid-Werkzeugen im mittleren Europa reiht sich in diesem Jahre ein neuer hieher gehöriger Fund, und zwar in einem Lande, wo bisher meiner Ansicht nach nur deshalb kein ähnlicher constatirt wurde, weil man der Sache viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Zwar wird in der Literatur eines in Mähren gefundenen Beiles, angeblich aus Nephrit, erwähnt, doch ist die betreffende Notiz ohne praktischen Werth, da das Object in Verlust gerieth, ohne mineralogisch genau bestimmt worden zu sein [1]).

Bevor ich zur Beschreibung des neuen Fundgegenstandes übergehe, will ich zuerst die Umstände anführen, welche auf dessen Entdeckung Bezug haben.

Ende Mai v. J. brachte mir anlässlich einer Besichtigung meiner Sammlung prähistorischer Gegenstände der praktische Arzt Herr Remeš aus Freiberg bei Neutitschein ein flach geschliffenes, durch seine hellgrüne Farbe auffallendes Mineral mit dem Ersuchen, dasselbe näher zu bestimmen. Ich erkannte auf den ersten Blick die künstliche Form und auch das ungewöhnliche Material des Stückes, welches mich an die Schweizer Nephritwerkzeuge erinnerte, und kam nach flüchtiger Untersuchung zu der Ueberzeugung, dass ein Flachbeil aus einem Nephritoid vorliegt. Wohl wissend, dass diese Entdeckung von weittragender Bedeutung sein könnte, erkundigte ich mich sogleich, woher das Beil stamme und erhielt die Auskunft, dass es aus der reichhaltigen Mineraliensammlung des im Jahre 1877 in Freiberg verstorbenen Vicerectors des dortigen Piaristen-Collegiums P. Martin Křehký herrührt, von welcher Sammlung eben Herr Remeš einen grossen Theil sammt dem unerkannten Flachbeile an sich gebracht hatte. Näheres vermochte mir Herr Remeš, welcher mir das Stück bereitwilligst überliess, nicht anzugeben. Ich begab mich deshalb am nächsten freien Tage nach Freiberg, um dort an Ort und Stelle weitere Erkundigungen einzuziehen und womöglich den eigentlichen Fundort des Beiles zu ermitteln. Dies gelang mir nur in sehr unvollkommenem Masse. Das Einzige, was ich erfuhr, war die Nachricht, dass P. Křehký, ein eifriger Pfleger der Naturwissenschaften, als Lehrer an mehreren Ordensgymnasien in Mähren, so z. B. in Strážnic, Nikolsburg, Mährisch-Trübau und zuletzt viele Jahre hindurch in Freiberg thätig gewesen war, und in dieser Eigenschaft Gelegenheit gehabt hatte, die Gegend seiner jeweiligen Wirkungsstätte fleissig zu durchforschen. „Mit grosser Vorliebe hatte er", so erzählte mir sein langjähriger Diener und ehemaliger Klostermessner in Freiberg, Wenzel Kobližka, „die Studenten auf die naturwissenschaftlichen Schätze der Umgebung ihres Studienortes aufmerksam gemacht, hatte sie in die freie, schöne Natur hinausgeführt und mit beredter Zunge aufgefordert, Alles, was ihnen auffällt, eifrig zu sammeln und aufzubewahren. Mit leuchtendem Beispiele ging er seinen Schülern voran." So wie in Freiberg hatte er es auch in den andern Städten gethan, und auf diese Weise gelang es ihm, eine nicht unbedeutende Sammlung von einheimischen Mineralien anzulegen, die nach seinem Tode unbeachtet geblieben war und versplittert wurde. Auf das ihm vorgelegte Beil wusste sich Kobližka, dem auch die Reinhaltung der Sammlung übertragen war, nicht zu entsinnen.

Diese Nachricht war, wenn sie mich auch keineswegs in den Stand setzte, den ursprünglichen Fundort des Beiles bestimmt anzugeben, doch geeignet, wenigstens einiges Licht in die Angelegenheit zu bringen. Die Art und Weise nämlich, wie Křehký Gegenstände seiner Sammlung gewann, sowie der nicht zu unterschätzende Umstand, dass diese Sammlung fast ausschliesslich nur mährische Fundobjecte enthielt, gestatten meiner Meinung nach die Annahme, dass wahrscheinlich auch das Beil mährischen Ursprungs sei. Diese Wahrscheinlichkeit auszudehnen und Freiberg selbst oder dessen Umgebung als den vermuthlichen Fundort des Beiles hinzustellen, erscheint mir jedoch, weil keineswegs näher begründet, unzulässig und es bleibt, da eine Aussicht auf genauere Angaben unter den obwaltenden Verhältnissen kaum vorhanden sein dürfte, nichts übrig, als sich mit den gewonnenen Daten zufriedenzustellen und das Land Mähren überhaupt als die wahrscheinliche Fundstätte des Beiles anzuerkennen. Schliesslich ist es auch ganz gleichgiltig, ob das Stück aus der Umgebung Freibergs im nordöstlichen Mähren oder von einer andern der überaus zahlreichen prähistorischen Stationen des Landes stammt, wenn nur dessen Provenienz aus Mähren überhaupt mit hinreichendem Grade von Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann und für einen Import aus dem Süden in neuerer Zeit kein Anhaltspunkt sich findet. Von absoluter Sicherheit muss allerdings im vorliegenden Falle abgesehen werden. —

Um über das Material des so entdeckten Beiles in's Klare zu kommen, unterzog ich es, soweit meine Mittel reichten, einer näheren Untersuchung und bestimmte

[1]) Da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass sich dieses in Verlust gerathene Beil in irgend einer Sammlung befindet oder gelegentlich zum zweitenmal entdeckt werden kann, so dürfte es nicht überflüssig erscheinen, die betreffende Nachricht hier vollständig wiederzugeben. Prof. Jeitteles sagt nämlich in seinem Berichte über „Die vorgeschichtlichen Alterthümer der Stadt Olmütz und ihrer Umgebung" im I. Band dieser Mittheilungen, p. 252: „Noch will ich eines höchst interessanten Beiles aus Nephrit Erwähnung thun, das von einem Arbeiter der Papierfabrik des Herrn Weiss in Langendorf (bei Mähr.-Neustadt) auf einem Felde in der Nähe des Wassers (in den Sechziger Jahren) gefunden wurde und in das Eigenthum des genannten Herrn überging. Herr Weiss hatte die Güte, mir dieses prachtvolle Beil zur Untersuchung für einige Zeit zu überlassen. Seine Länge betrug 89 mm, seine Breite war oben 49 mm, in der Mitte 48 mm Die Dick ein der Mitte betrug 24 mm; es war also verhältnissmässig sehr dick. Die Farbe war licht graugrün; es war auch an den Kanten nicht durchscheinend. Es zeigte schwachen, aber deutlichen Fettglanz und fühlte sich etwas fettig an. Härte: genau 6·5."

auch das specifische Gewicht desselben. Ich erkannte auf Grund dessen, dass die Substanz keineswegs Nephrit, wie ich im ersten Augenblicke vermuthete, sondern entschieden Jadeit ist.

Das Exemplar ist ein kleines, schmales Flachbeil von der gerade für die Jadeitbeile charakteristischen, rückwärts zugespitzten Form, deren Grundriss am besten mit einem schmalen Kreisausschnitt verglichen werden kann. (Siehe Fig. 50.) Vollkommene Symmetrie ist durch den Schliff nicht erzielt worden. Die scharfe, ein wenig schiefe Schneide bildet einen stark gekrümmten Bogen, der sich an den Seitenrändern hinzieht und dann allmälig gegen das rückwärtige Ende in schmale Seitenflächen übergeht, die ihrerseits wieder am äussersten Ende in eine stumpfe Kante auslaufen. Von den beiden breiten Flachseiten ist die obere convex abgerundet, während die gegenüberliegende bis auf den vorderen Theil, welcher schräg zur Schneide zugeschliffen erscheint, eine vollkommene Ebene abgibt. Auf dieser Fläche, sowie auf den beiden schmalen Seitenflächen befinden sich an mehreren Stellen kleine Grübchen oder etwas rauhere

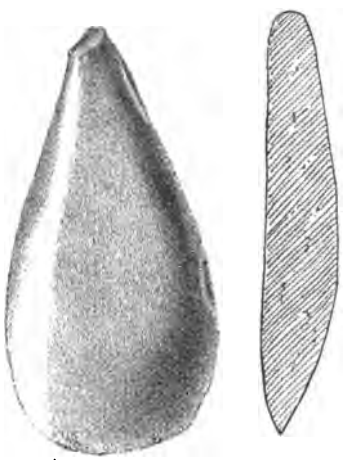


Fig. 50.

Vertiefungen, welche von der Politur verschont geblieben waren und als Reste der ehemals ungleichförmig gekrümmten Oberfläche anzusehen sind.

Die Länge des Beilchens beträgt 56 mm, die Breite (etwas über der Schneide) 28 mm, die Dicke (ungefähr in der Mitte) 9·5 mm, das absolute Gewicht 25·113 g und das specifische Gewicht 3·35.

Die sehr fein polirte Oberfläche besitzt mässigen Fettglanz und lässt sich vom Quarz noch ritzen. Die Farbe der an den Kanten durchscheinenden, unter dem Mikroskop körnigen Substanz ist schön lichtgrün, in's Graublaue übergehend; einzelne grau- und gelbweiss gefärbte Partien an den Seitenrändern sind den Verwitterungsschichten der einstigen Oberfläche des Steines zuzurechnen. Die Färbung ist jedoch nicht gleichartig, vielmehr erscheint die Oberfläche schon dem unbewaffneten Auge gestreift, indem abwechselnd lichtere und dunklere Stellen von länglicher Gestalt in parallelen, gegen die Ränder schief gerichteten Streifen zu erkennen sind. Ausserdem ist eine Anzahl zerstreut liegender Fleckchen von schwarzer, brauner und grauer Färbung und verschiedener Grösse deutlich sichtbar; sie deuten verschiedene fremde Einschlüsse an (vielleicht in erster Linie Magnetit oder Titaneisen und Titanit), deren Natur jedoch ohne Zertrümmerung des Gegenstandes schwierig zu bestimmen ist.

Wiewohl ich selbst die Jadeitnatur des Beilchens zweifellos erkannt habe, so wollte ich doch auch das Urtheil eines Fachmineralogen hören und übersandte es zu diesem Behufe an Prof. Arzruni in Aachen. Derselbe hatte die Güte, meinem Ansuchen nachzukommen, und löste sorgfältig ein Splitterchen von dem Beilchen ab, um dessen Dünnschliff bereitwilligst einer genauen mikroskopischen Untersuchung zu unterziehen. Seine Diagnose lautet: „Das kleine Jadeitbeil hat grosse Aehnlichkeit mit manchen Schweizer und italienischen Objecten, deren ich, dank der Freundlichkeit der Herren A. B. Meyer in Dresden und R. Virchow in Berlin, eine grosse Anzahl gesehen habe. Besondere Aehnlichkeit weist es auf mit dem mittelitalischen, angeblich von den Monti Rossi herstammenden, von Herrn Virchow (Zeitschr. f. Ethnologie, 1883, Verhandlungen, p. 284) und mir (ebenda 1884, p. 358) beschriebenen Beile, aber auch mit den beiden Mantuaner Beilen, die Herr A. B. Meyer in seinem Aufsatze: „Ein weiterer Beitrag zur Nephritfrage“ (Mitth. der Anthrop. Gesellsch. in Wien. Bd. XV, 1885) erwähnt, unter Beifügung meiner mikroskopischen Diagnose. Das vorliegende Beilchen zeigt eine zwischen 15 p (lichtes Bläulichgrün) und 38 n (lichtes Blaugraugrün) liegende Farbe der Radde'schen Scala, also nahezu dieselbe, die die eben citirten drei italienischen Beile auch besitzen. (Vgl. l. c.) Dieselben Analogien zeigt auch die Mikrostructur. Es sind meist dicht aneinander gedrängte, rundliche, unregelmässige Körner, die ihrer äusseren Begrenzung nach die Pyroxennatur nicht verrathen hätten, wenn nicht die typischen Spaltrisse und das optische Verhalten für diese Bestimmung sprächen. Manche der Körner sind mit staubartigen Einschlüssen nicht näher definirbarer Natur erfüllt. Namentlich sind sie centrisch angehäuft, während die peripherischen Theile frei davon sind. Einige Einschlüsse besitzen eine Schlauchform. Ferner treten vereinzelt auch Zirkonkörner auf, manchmal von ganz ansehnlichen Dimensionen (im mikroskopischen Sinne!). Kurz, die Substanz ist vollkommen demjenigen Typus entsprechend, welchen ich bei den Schweizer, deutschen, italienischen und einem Theil der französischen Beile beobachtete und in Herrn Meyer's Aufsatz (l. c.) unter Typus 1 zusammenfasste. Hierzu gehört, wie l. c. erwähnt wurde, auch das Roh-Vorkommen des Monte Viso und dasjenige vom Neuenburger See.“ Aachen, 14. Nov. 1885. Arzruni.

Indem ich hiermit den Bericht über das Freiberger Jadeitbeil der weiteren Oeffentlichkeit übergebe [1]), kann ich nicht umhin, die Aufmerksamkeit der Mineralogen und Prähistoriker, die sich für die Nephritfrage interessiren, auf die Gebiete der krystallinischen Schiefer

[1]) In der diesjährigen September-Nummer 7 des „Časopis muzejního spolku olomouckého“ (Zeitschrift des Musealvereins in Olmütz) ist von mir ein kurzer Bericht in böhmischer Sprache erschienen, an welchen sich dieser Artikel im Wesentlichen anlehnt.

im westlichen Mähren einerseits und im nördlichen Mähren sammt dem anstossenden Theile von Schlesien andererseits zu lenken, da diese Gebiete gleichzeitig ausgedehnte und mächtige Serpentinlager enthalten, bei denen alle Bedingungen erfüllt sind, um auch das Rohvorkommen des Nephrits daselbst wahrscheinlich zu machen. Von der ersten Gruppe hebe ich namentlich das Flussgebiet der Iglava hervor. Hier tritt der Serpentin mehrfach mit Granulit in Berührung, und ich weiss mich aus der Zeit meiner geologischen Studien an der technischen Hochschule in Brünn, vor 15 Jahren, bestimmt zu erinnern, dass mir damals aus dieser Gegend Gesteinproben in die Hände kamen, die viele Aehnlichkeit mit dem mir erst später bekannt gewordenen Nephrit besassen. Ausserdem erlaube mir die feststehende Thatsache anzuführen, dass ich während meiner Wirksamkeit an der Landes-Oberrealschule in Znaim aus demselben Gebiete nephritähnliche Steinwerkzeuge und ferner solche aus Serpentin kennen gelernt habe, welche kleinere Einlagerungen von einer hellgrünen, durchscheinenden Substanz enthielten, deren Eigenschaften meines jetzigen Dafürhaltens gleichfalls sehr gut auf Nephrit passen würden. Ich selbst werde diese Angelegenheit nicht ausser Acht lassen, sondern weiter verfolgen in der festen Zuversicht, dass es einmal gelingen wird, auch in Mähren wichtige Beiträge zur Lösung der Nephritfrage zu liefern, beziehungsweise anstehenden Nephrit zu constatiren.

Nachschrift. Nach Beendigung des Manuscriptes kam mir das „Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft“ Nr. 10 zu, aus welchem ich (S. 136) erfahre, dass Herr Dr. Wankel das Jadeitbeil von Freiberg bei der diesjährigen allgemeinen Jahresversammlung dieser Gesellschaft in Karlsruhe zur Sprache brachte und sogar neue, mit meinem Berichte im Widerspruch stehende Daten anführte.

Ich erlaube mir deshalb die Authenticität meines Fundberichtes, welchen ich natürlich seinem vollen Umfange nach aufrecht erhalte, nochmals zu betonen, und sehe mich insbesondere veranlasst, die Angabe des Herrn Dr. Wankel (der offenbar falsch berichtet wurde), Knaben hätten das Beilchen mit Knochen und Scherben am Rande eines in der Nähe von Freiberg gelegenen Feldes gefunden, als jeder Begründung entbehrend zu bezeichnen.

Derselben Quelle entnehme ich noch, dass auch Herr Hofrath Dr. Fischer in Freiburg i. B. das Beilchen untersuchte und dessen Substanz für zweifellosen Jadeit mit dem specifischen Gewichte 3·335 erklärte.

Neutitschein, im November 1885.

2. Herr Dr. **Richard Andree** in Leipzig übersendet eine Mittheilung.

Ueber die Fortschritte der ethnographischen Metallkunde.

Den Ausdruck „ethnographische Metallkunde“ wähle ich der Kürze halber; ich will damit die Kenntniss und Verwendung der Metalle bei aussereuropäischen, namentlich bei den sogenannten Naturvölkern bezeichnen. Mehr und mehr wendet sich die Aufmerksamkeit dieser Disciplin der Ethnographie zu und werthvolle Rückschlüsse auf das Metallgebahren prähistorischer Völker lassen sich daraus ableiten. Was darüber bis zum Jahre 1883 bekannt war, habe ich versucht in meiner Schrift: „Die Metalle bei den Naturvölkern, mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse“ (Leipzig 1884) zusammenzustellen. Seitdem haben die Forschungen manches Neue ergeben, so dass es sich schon verlohnt, einen Ueberblick des seit jenem Jahre abermals Bekanntgewordenen zu geben, wobei ich in geographischer Ordnung referiren will.

Trotzdem die Chinesen eine sehr ausgebreitete Eisenindustrie besassen und seit langer Zeit Roheisen wie Schmiedeeisen darstellten, waren die dabei angewandten Methoden sehr wenig bekannt. Durch v. Richthofen lernten wir die Bereitungsweise in der steinkohlenreichen Provinz Schansi kennen, welche jährlich 160.000 Tonnen Eisen liefert. Das Ausschmelzen erfolgt dort mit Anthracit in Schmelztiegeln aus feuerfestem Thon. Ueber ein anderes, mehr dem europäischen ähnliches Verfahren der Eisenerzeugung werden wir durch Professor A. Ledebur zu Freiberg i. S. unterrichtet. (Glaser's Annalen für Gewerbe und Bauwesen Nr. 190, 15. Mai 1885.) In einem um das Jahr 1630 unserer Zeitrechnung geschriebenen und reich mit Abbildungen versehenen chinesischen Werk werden alle wichtigen Gewerbszweige erläutert, und aus diesem Buche, welches bei der Abgeschlossenheit und dem conservativen Wesen der Chinesen heute, nach 250 Jahren, noch Geltung hat, gibt Ledebur Uebersetzungen, die sich auf die Eisenindustrie beziehen.

Der Titel des Buches lautet: Sūng siēn sēng tschū: jāo kūng khāi wuŏ. Das heisst: Sung's des Verehrten Schrift: Kunstvoller Arbeiten erklärte Behandlung. Es umfasst fast alle Zweige gewerblichen Lebens; hier interessirt aber nur die Metallgewinnung, welche auf den Abbildungen durch Ueberschriften erläutert ist. So liest man auf einer Illustration: Der Ofen für die Darstellung von Roheisen und Schmiedeeisen. Also mit einem Ofen haben wir es hier zu thun und nicht blos mit den durch v. Richthofen beschriebenen Schmelztiegeln. Rechts sieht man den Schmelzofen zur Darstellung des Roheisens, einen Schachtofen, in welchem die Erze mit Kohlen vor den Formen niedergeschmolzen werden. Den Wind empfängt der Ofen von einem vor demselben stehenden Kastengebläse von genau der nämlichen Einrichtung, wie sie noch heute in China und Japan vielfach angetroffen wird. Aus dem Hochofen fliesst das erzeugte Metall, wie die Abbildung deutlich erkennen lässt, nach einem „Sumpfe“, um von hier aus theilweise zu Platten vergossen zu werden, welche zum Umschmelzen bestimmt sind; ein anderer Theil wird sofort nach einem links befindlichen Behälter geleitet, in welchem nun unmittelbar die Umwandlung in schmiedbares Eisen bewirkt wird. Der chinesische Text besagt: „Es gibt zwei Arten von Eisen, nämlich rohes und geschmiedetes. Das Eisen, welches aus dem Ofen fliesst, ist das Roheisen; wird es gebrannt, so entsteht daraus Schmiedeeisen. Werden Roh- und Schmiedeeisen zusammengeschmolzen und geschmiedet,

so entsteht daraus Stahl." Folgen detaillirtere Angaben. Wie aus den Abbildungen und der Beschreibung zu ersehen, wird das nicht zur Darstellung von Schmiedeeisen benützte Roheisen eingeschmolzen und für die Giesserei benutzt. Man schmilzt es in Gebläseschachtöfen ohne Tiegel, also in Kupolöfen; es ist demnach diese Art des Betriebes weit früher in China als in Europa üblich gewesen. Wegen weiterer Einzelheiten im Schmelz- und Giessverfahren der Chinesen müssen wir auf die angeführte Quelle verweisen.

Ueber die Metalltechnik der Türkvölker Westsibiriens verdanken wir Wilhelm Radloff einige Nachrichten. Er hat die Bergkalmüken des Altai bei ihren Schmiedearbeiten beobachtet und gefunden, dass sie vorzügliche Erzeugnisse liefern. Sie verstehen es besonders gut, das Eisen zu stählen, so dass die altaischen Messer den russischen vorgezogen werden. Ausser Messern verfertigen sie Beile, Feuerstähle, Pferdegebisse, Flintentheile. Ein kleiner Blasebalg, ein Schmiedefeuer mit Kohle aus Lärchenholz, und Hämmer und Zangen von russischer Arbeit sind ihr Werkzeug. „Besonders erwähnenswerth ist die Geschicklichkeit des Schmiedes beim Anschmieden und Anschweissen. Eine zerbrochene Nähnadel fügte der Mann vor meinen Augen ohne jedes Bindemittel zusammen. Diese Arbeit wird durch die feine Oeffnung des Blasebalges ermöglicht, die wie ein Löthrohr die Hitze auf einen Punkt concentrirt." Bei den türkischen Steppennomaden, den Kasak-Kirgisen, sind Metallarbeiter selten; doch gibt es Schmiede, Kupfer- und Silberarbeiter. Die Schmiede verfertigen Messer, Lanzenspitzen, Pferdegebisse, Steigbügel; alle übrigen Eisenarbeiten werden von den Nachbarn, den Russen oder Sarten, durch Kauf erworben. Von Silber- und Kupferarbeiten verfertigen sie nur Verzierungen, Sattelbeschläge, Gürtelverzierungen von Silber, Kupfer und Messing, die oft mit Glas, Achat und Edelsteinen verziert werden; ferner silberne Finger- und Ohrringe, Gürtelschnallen und Agraffen. Ausserdem besitzen sie meistens eine grosse Kunstfertigkeit im Auslegen von Eisenbeschlag mit Silber, Gold und Kupfer. Radloff sah bei reichen Leuten mit Gold und Silber tauschirtes Pferdezeug von bewundernswürdiger Schönheit. Steigbügelränder, Sattelbeschlag, der Riemenschmuck waren mit feinen silbernen und goldenen Arabesken bedeckt. (W. Radloff, Aus Sibirien. Leipzig. 1884. I. 294. 469.)

Dass in Hinterindien, wo der chinesische und ostindische Culturkreis zusammenstossen, schöne Metallarbeiten geliefert werden, ist seit Langem bekannt. Einiges Nähere über die Silbergeräthe der im Norden Siams wohnenden Laoten erfahren wir jetzt durch den Norweger Karl Bock. (Im Reiche des weissen Elephanten. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1885. 124.) Die Nachfrage nach silbernen Theekannen und Betelgeschirren, welche in Siam wie Laos als Rangabzeichen gelten, ist beträchtlich. Jedes Dorf hat wenigstens einen Silberschmied. Ausser den genannten Gegenständen sind Terrinen, Fussringe, Armbänder, Haarnadeln gesucht. Das Verfahren der Herstellung ist nach Bock folgendes: Wenn eine Betelbüchse oder Terrine verfertigt werden soll, wird sie zuerst aus dünnen, platten Silberblechen zusammengesetzt und der hohle Raum inwendig mit einer Mischung aus Harz und Wachs angefüllt. Das Muster wird sodann mit Hammer, Stift und einem stumpfen Meissel ausgearbeitet. Die Grundfläche wird, indem die bildsame Füllung den Schlägen nachgibt, so lange eingetrieben, bis das Muster, gewöhnlich ein Durcheinander sagenhafter Vogel- und Thiergestalten und Schnörkeleien, hoch erhaben hervortritt. Zuletzt wird die Füllung herausgenommen und das Gefäss ist fertig. In den Mustern mangelt es an Abwechslung, da Jeder eine Ehre darin sucht, die von seinen Vätern ererbten Figuren nicht aus dem Gedächtniss zu verlieren. Alle arbeiten ohne Vorlagen oder Zeichnungen frei aus der Erinnerung. Der Werth solcher Silbersachen wird nach dem Gewichte des verarbeiteten Metalls unter Zuschlag von fünfzig Procent Arbeitslohn bestimmt.

Mag auch das Kupfer in Afrika reichlich verbreitet sein, so sind doch nur sehr wenige Oertlichkeiten bekannt geworden, an denen es von den Eingebornen gewonnen wird. Hofrath e Nahhas im Süden von Darfur, Katanga im Lundareiche, Gazza am Binué, Angola und die Vorkommnisse im Namaqualand sind die hauptsächlichsten, seit Langem ausgebeuteten Kupferquellen, von wo aus das Metall auf dem Handelswege über den Continent verbreitet wird. Durch Oskar Lenz (Timbuktu. Leipzig 1884. I. 412) lernen wir jetzt eine neue afrikanische Kupferquelle, und zwar im Norden der Sahara kennen. Es ist dieses Wadi Sus im Süden des marokkanischen Atlas, wo die Minen „seit alter Zeit" ausgebeutet und auch das Kupfer gewonnen wird. Ein Theil der in Marokko gebräuchlichen Kupfergeschirre und Kupfermünzen wird daraus hergestellt. Lenz macht keine näheren Angaben, sagt auch nicht, ob Berber oder Araber hier die Metallurgen sind, so dass wir im Unklaren bleiben, ob es sich hier um eine alte bodenständige Industrie oder um eine durch die Araber eingeführte handelt.

Von hohem Interesse würde eine Thatsache sein, wenn sie sich bestätigte, welche Josef Thomson uns aus der Gegend des Kilimandscharo im äquatorealen Ostafrika berichtet, nämlich über das Vorkommen von gediegenem Messing daselbst und die Verarbeitung desselben zu Schmucksachen bei den eingebornen Warombo. Die Thatsache steht so isolirt da, dass sie wohl mehr Beachtung verdient hätte, als ihr bisher zu Theil geworden ist. Dieses Metall, zu Hals-, Arm- und Ohrringen benützt, war aussergewöhnlich schwer, so dass Thomson dasselbe erst für Gold hielt. Auf Befragen erfuhr er jedoch, dass es in Körnern aus verschiedenen Bergbächen nach der Regenzeit aufgelesen, eingeschmolzen und verarbeitet würde. Thomson hatte zuerst an Import von der Küste her geglaubt, da die Eingebornen keine Metalllegirungen herstellen, ist aber geneigt anzunehmen, dass es sich in der That um eine natürliche Legirung handelt. Durch Hämmern oder Umschmelzen, wohl zumeist durch ersteres, wird das Metall weiter verarbeitet, denn nicht zwei Proben desselben haben die gleiche Dichtigkeit. Kein anderer Stamm als die Eingebornen am Kilimandscharo hat ähnliche Schmucksachen.

Richard Smith von der königlichen Bergschule in London hat den metallischen Schmuck, welchen Thomson mitbrachte, untersucht, und das specifische Gewicht wechselnd zu 8·61 und 8·69 befunden; ebenso ergab die chemische Analyse kleine Abweichungen. Zinn, Blei, Wismuth, Eisen, Silber und Gold sind in geringen Mengen vorhanden, während die beiden Proben als Hauptbestandtheile ergaben:

1.	Kupfer . .	81·15%
	Zink . . .	17·79%
2.	Kupfer . .	81·75%
	Zink . . .	16·79%.

Es ist also typisches Messing. Smith bemerkt dazu: „Das Messing ist wahrscheinlich europäischen Ursprungs oder von Händlern irgend welcher Nation dorthin gebracht; die Zierrathen sind geformt, indem man ein solides Stück Metall zu jener Gestalt hämmert, oder indem man das Metall zuerst in eine Form goss und dann durch Hämmern fertig machte. Es ist mir nicht bekannt, dass Eingeborne in Afrika mit der Methode vertraut sind, Messing aus Kupfer und Zink herzustellen. — Messing von ähnlicher Zusammensetzung wie die obigen Proben war schon in alten Zeiten bekannt." (Josef Thomson. „Durch Massai-Land." Deutsche Ausgabe. Leipzig 1885. 215. 518 ff.) Smith zweifelt daher an dem natürlichen Vorkommen des Messings, während übereinstimmende Berichte der Eingebornen erklären, das Metall wurde in den Bergflüssen gefunden — und was sollte sie wohl zu einer solchen Aussage treiben, wenn sie unbegründet wäre? Der Handel mit Messing hat nichts Auffallendes, und dasselbe, aus europäischer Quelle stammend, wird über den ganzen Continent verbreitet. Uebrigens habe ich gezeigt (Metalle bei den Naturvölkern, 52), dass die Kaffern Kupferlegirungen herzustellen verstehen.

Was die Fabrikation des Eisens bei den Negern betrifft, so liegen verschiedene neue Arbeiten darüber vor, die uns recht schätzbare Einzelheiten bringen, aber nichts Neues über das jetzt hinlänglich bekannte und in seinen wesentlichen Zügen durch ganz Afrika sich gleichbleibende Gesammtverfahren der Neger sagen. Ich nenne hier die Mittheilungen von Büttner über die Eisengewinnung bei Ovambo und Herero (das Ausland 1884. 524); L. Archinard, la fabrication du fer dans le Soudan (Revue d'Ethnographie 1884. 249), bezieht sich auf die Gegenden am obern Senegal; Dr. Delisle, la fabrication du fer dans le haut Ogowé (Revue d'Ethnogr. 1884. 465).

Auf den Boden Amerikas übergehend, erwähne ich zuerst den Bericht von R. B. White über die Eingebornen der nordwestlichen Provinzen von Südamerika. Er gibt in demselben Mittheilungen über die Goldgewinnung der Indianer von Antioquia im heutigen Columbia (Journal of the Anthropologic. Institute XIII. 245). Diese Indianer besassen nur Steininstrumente und mit diesen bauten sie die goldhaltigen Quarzgänge ab, die wir heute mit Pulver sprengen. Sie trieben niemals Stollen, sondern teuften nur Schächte von 3 Fuss Durchmesser ab, bis sie auf die Erzader stiessen. Einige dieser Schächte sind 60—80 Fuss tief und in die Seiten derselben sind Stufen zum Auf- und Absteigen eingehauen. Trafen sie auf das Erz, so beuteten sie nur die Stelle, an welcher sie auftrafen, aus, und trieben nicht etwa Stollen, auch zimmerten sie die Schächte nicht aus und hielten dieselben mit Willen so eng, damit sie nicht einstürzten. In einigen Fällen gehen die Schächte 40—60 Yards mit 30 bis 40 Grad Neigung zu dem Erze hinab und dabei sind sie so eng, dass ein Mann sich in denselben nicht umdrehen kann. Weshalb die Indianer diese höchst unbequeme und unpraktische Art des Bergbaues wählten, erscheint räthselhaft. An Intelligenz fehlt es ihnen nicht, und White vermuthet, dass Aberglauben dabei eine Rolle spielte. Die Schächte gehen oft nur 4 oder 5 Yards entfernt nebeneinander nieder und haben keinerlei Verbindung untereinander. Traf ein Schacht auf eine taube oder arme Stelle, so ging man nicht in horizontaler Richtung weiter, um auf reicheres Erz zu kommen, sondern teufte neben dem alten einen neuen Schacht ab. In der That, man machte sich die Arbeit so schwer als möglich. In einigen der goldführenden Districte von Antioquia sind die Bergwerksarbeiten sehr ausgedehnt; es müssen hier Tausende von Menschen thätig gewesen sein. Die Minen, die von den Indianern unter spanischer Aufsicht angelegt wurden, sind von den vorigen leicht zu unterscheiden, da sie nach europäischer Art ausgeführt wurden.

Es ist bekannt, wie mit manchen andern heimischen Künsten auch die Metalltechnik bei den amerikanischen Culturvölkern nach dem Auftreten der Europäer zu Grunde ging. Das Eisen hatten sie nicht dargestellt und benutzt; Kupfer, Bronze, Silber und Gold waren ihre hauptsächlichsten Metalle und diese wichen alsbald vor dem von Europa eingeführten Eisen; die edlen Metalle wurden ihnen entrissen, eingeschmolzen und exportirt. Damit hörte die amerikanische Metalltechnik auf, und so finden wir denn heute nur noch sehr wenige Indianer, welche sich mit derselben befassen, wobei unentschieden bleibt, ob es sich hier um eine Fortsetzung der alten Gewerbthätigkeit oder um eine neue, nach europäischem Vorbild erlernte, handelt. Solcher Ansicht ist auch Washington Matthews mit Rücksicht auf die Schmiede der Navajo-Indianer in Arizona, die er kürzlich ausführlich geschildert hat (Navajo Silversmiths. Second annual report of the bureau of ethnology. Washington 1883. 171 ff.). Die Kunst mag bei ihnen lange bekannt sein; many believe that they are not indebted to the Europeans for it. Doch ist sicher ihr Arbeitsverfahren durch die Geräthe beeinflusst worden, welche sie durch amerikanische und mexikanische Händler erhalten, und so lässt sich denn auch bei diesen Indianerschmieden innerhalb Menschengedenken ein Fortschritt in der Verzierung ihrer Arbeiten nachweisen, seit sie Schmirgelpapier, gute Feilen u. s. w. zugeführt bekamen. Ueberhaupt hat die ganze Technik, die Matthews ausführlich schildert, einen sehr europäischen Anstrich. Diese „wilden Schmiede" benützen Blasebälge; Altamerika hat aber niemals den Blasebalg gekannt und ihre Schmelztiegel are nearly the same shape as those used by our metallurgists. Die Formen,

in welche sie das geschmolzene Silber giessen, werden in weichen Sandstein ausgehöhlt, und diese Formen haben entschiedene Aehnlichkeit mit prähistorischen europäischen, wie wir sie in den Pfahlbauten u. s. w. finden. Sie werden übrigens in dem leicht zu bearbeitenden Material so schnell hergestellt, dass der Schmied, wenn er fortzieht und seine Hütte wo anders aufschlägt, sie einfach liegen lässt. Als Rohmaterial dienen mexikanische Dollars. Wegen weiterer technischer Einzelheiten muss ich auf die Abhandlung selbst verweisen. Ich hebe nur noch hervor, dass die Ornamentirung der Gegenstände und auch die Form derselben einen originellen, nicht europäischen Charakter tragen, so dass hier ein einheimisches Element vorhanden scheint.

Nach meiner Ansicht nimmt die amerikanische, Asien zugewandte Nordwestküste in Bezug auf die Metalle bei den dortigen Eingebornen eine Sonderstellung dem übrigen Continent gegenüber ein. Wie sie überhaupt manche ethnologische Eigenthümlichkeiten und Probleme zeigt, so auch hier. Ich glaube nachgewiesen zu haben, dass das Eisen hierher von Asien kam und nicht auf dem atlantischen Wege durch Europäer eingeführt wurde. Eine Bestätigung hierfür finde ich in den Ausgrabungen, welche Capitän Jacobsen bei dem verlassenen Indianerdorf Soon roodna im Grunde der Kachekmak-Bai (Alaska) machte, wo er neben knöchernen Geräthen ein kleines eisernes Messer fand, das nach Aussage des Führers ehemals gleich zwei Sclaven oder hundert Marderfellen werth gewesen sein soll. Am Eisen haftet in jenen nordwestamerikanischen Regionen mancher Aberglauben; auf der Prince of Wales-Halbinsel an der Beringstrasse darf, wenn Jemand gestorben, vier Tage lang nicht mit eisernen Geräthen gearbeitet werden, weder mit einer Nadel, noch mit einer Axt, ein Brauch, der sich noch aus der Zeit herschreiben mag, als jene nordischen Völker mit dem wunderbaren Metall bekannt wurden. (Capitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas. Leipzig 1884, 372. 270.) Dass das Kupfer, welches in jenen Gegenden von den Indianern zur Zeit der Ankunft der Europäer benutzt wurde, vom Atna- oder Kupferflusse stammt, war längst bekannt. Es kommt dort im gediegenen Zustande vor und wird durch Hämmern im kalten Zustande verarbeitet. Durch Jacobsen (a. a. O. 31) lernen wir jetzt, dass es in einer eigenthümlichen, hochgeschätzten Form nach Süden wanderte und eine Art von Werthmesser vorstellt. In den Häusern der durch einen originellen Kunststyl sich auszeichnenden Haida auf den Königin Charlotte-Inseln fand Jacobsen eigenthümlich gestaltete, bis 10 Kg schwere, wie ein Schild aussehende Kupferplatten mit „primitiven Ornamenten", die am Kupferflusse verfertigt und für hohe Preise verkauft wurden. Er sah eine solche Platte, für welche 1700 wollene Decken (das dortige Zahlmittel) gezahlt worden waren. Die Händler der Hudsonsbai-Compagnie haben dann diese Platten nachgemacht, um sie den Indianern an Stelle von Geld in Zahlung zu geben.

3. Herr Dr. **Moriz Hoernes** referirt

Ueber ein ungriechisches Denkmal von der Insel Lemnos.

Zu dem jüngst von Dr. Carl Pauli in dem Buche „Die Inschriften nordetruskischen Alphabets" (Leipzig 1885) gründlich abgehandelten Material, welches zum Theile aus den Alpenländern Oesterreichs stammt und hier mit den Ueberresten prähistorischer Cultur, welchen unsere einheimischen Urgeschichtsforscher gegenwärtig den Löwenantheil ihrer Arbeitskraft mit Recht zuwenden, in engster Verbindung steht, ist kürzlich ein Denkmal hinzugetreten, das nach Fundort und äusserer Art keine andere Empfindung als die des höchsten Erstaunens hervorrufen kann. Von der Insel, auf die einst

Fig. 51.

Hephaistos vom Olymp herabstürzte, von Lemnos stammt dieser, ebenfalls wie aus den Wolken gefallene Findling, zu dem wir wohl oder übel Stellung nehmen müssen, selbst um den Preis der jüngsten paläoethnologischen Ergebnisse eines Theiles unserer „nordetruskischen" Inschriftenforschung.

Nach G. Cousin und F. Durrbach, welche diesen Zuwachs im ersten diesjährigen Hefte des „Bulletin de correspondance hellénique" (p. 1 ss.) publiciren und besprechen, ist es ein 0·95 : 0·40 : 0·14 m grosser, rechtwinkelig behauener Block aus porösem, gelblichem Steine, auf dessen Vorderfläche sich Fig. 51 befindet, während auf der Seitenfläche rechts die nachstehende

Inschrift (Fig. 52) eingegraben ist. Das Dorf Kaminia, wo derselbe entdeckt wurde, ist anderthalb Wegstunden von der nächsten Uferstelle entfernt; es unterliegt demnach keinem Zweifel, dass das Denkmal nicht dorthin gebracht, sondern an oder nahe dem Orte, wo es heute liegt, ausgeführt und errichtet wurde.

Was an diesem Grabsteine — denn etwas Anderes wird er wohl nicht sein — zunächst ins Auge fällt, ist unstreitig die grosse Aehnlichkeit in der Anordnung und Ausführung von Bild und Schrift auf seiner Vorderfläche mit einigen in letzterer Zeit mehrfach behandelten alpinen und oberitalienischen Fundstücken archaischen Charakters. Die Situlen von Watsch und Bologna, die verwandten Fragmente von Matrei und Moritzing in Tirol, die Bronzebleche von der Gurina im Obergailthal und andere, in diese noch wenig aufgeklärte Familie gehörige Monumente sind es, welchen sich dieses räthselhafte Basrelief unbedingt sofort anreihen würde, wenn es nicht auf einem Steinblock der Insel Lemnos, sondern als ϛφυρήλατον in Erz in oder nahe den östlichen Alpenländern gefunden worden wäre. Aus dem Unterschied des Materials kann kein Bedenken gegen die Zusammengehörigkeit abgeleitet werden; denn so und nicht anders haben wir uns die Plastik in Stein zu denken, welche jener Treibkunst in Metall,

1.

Ηολαιε : ζ : ναφοϑ (die Zeile rechts vom Kopfe, von r. nach l.)
ζια ζι : (in der r. oberen Ecke, ebenso.)
μαραζ : μαF (die vier Zeilen oberhalb des Kopfes βουστροφη-
σιαλχFει [:] ζ : αFι : ζ [δόν geschrieben)
εFισϑο : ζεροναιϑ [:]
ζιFαι
Fαμαλασιαλ : ζεροναι : μοριναιλ (die Zeile neb. d. Lanze, v. r.)
ακερ : ταF [:] αρζιο (oberhalb der vorigen, ebenso.)

2.

Ηο[λ]αιF[ζ]ι : φοκιασιαλε : ζεροζαιϑ : εFισϑο : τοFερο[μ]α
ρομ : Ηαραλιο : ζιFαι : επ[τ]εζιο : αραι : τιφ : φοκε :
ζιFαι : αFιζ : σιαλχFιζ : : μαραψμ : αFιζ : αομαι

Die Zeilen 10 und 11 stehen, im Verhältniss zu Zeile 9 auf dem Kopfe, was auch bei altgriechischen Inschriften vorkommt, ferner aber eine charakteristische Eigenthümlichkeit der sabellischen und einer grösseren Anzahl der im Alphabat von Este geschriebenen Urkunden bildet.

Wie man sieht, haben einige Worte der ersten Inschrift grosse Aehnlichkeit mit solchen der anderen; ja die Gruppen μαραζ : μαF σιαλχFει [:] ζ : αFι : ζ und σιαλχFιζ : : μαραψμ : αFιζ : ferner εFισϑο : ζεροναιϑ [:]

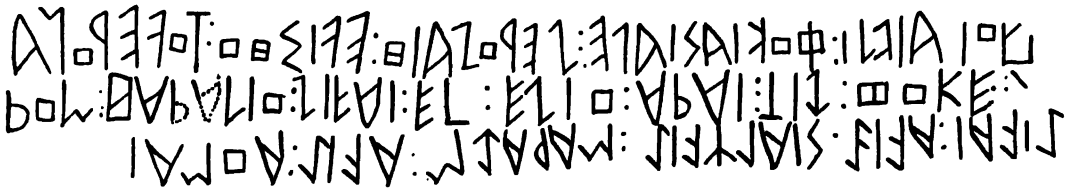


Fig. 52.

deren Producte heute die oberitalienischen und österreichischen Sammlungen bewahren, irgendwann und irgendwo entsprochen haben muss. Die Verbindung von Bildwerk und ringsum laufender „nordetruskischer" (nach Pauli „adriatischer") Inschrift kommt übrigens auch auf einer bei Padua gefundenen Steinplatte vor: Gamurrini, app. al Corp. inscr. ital. 3, Tab. I, Pauli, Taf. IV, 73 A., welche die Verehrung des Blitz und Adler in Händen haltenden Zeus durch einen scepertragenden Mann in depravirt-archaischem Stile darstellt. Am nächsten käme dem lemnischen Basrelief wohl das Gurinablech, Taf. VIII, Nr. 1 bei Meyer, wenn von demselben mehr erhalten wäre, als ein Theil der Inschrift und der aufrechtstehenden, mit ihrer Spitze in die letztere hineinragenden Lanze. Aber für den Rest der wenig umfangreichen Sculptur, den unförmlichen haar- und bartlosen Kopf mit dem in der Entstellung doch noch erkenntlichen archaisch-griechischen Profil und der unteren Begrenzung durch einen Mantel oder Schildrand, haben wir in dem eben berührten alpinen Bilderkreise eine Reihe hinlänglicher Analogien. — Gleiche Verwandtschaft mit dem alpinen und oberitalienischen Materiale zeigen die Inschriften, welche nach M. Bréal (bei Cousin und Durrbach, l. c. p. 3) wie folgt zu lesen sind:

und ζεροζαιϑ : εFισϑο dürften auch dem Sinne nach nicht so sehr von einander verschieden sein. Es liesse sich noch eine Reihe ähnlicher Bemerkungen machen, ohne dass wir dadurch dem Verständniss der wirren Zeilen näher gebracht würden. Bréal denkt an einen thrakischen Dialekt und erinnert zu dem viermal in den beiden Inschriften vorkommenden Lautcomplex σιαλ an den Namen Σιαλέται, einer thrakischen Völkerschaft (bei Dio Cass. LIV, 34). Allein dieser Anklang ist eine schwache Stütze gegenüber den Eigenthümlichkeiten, welche diese Urkunde mit den etruskischen gemein hat: dem Fehlen des β, γ, δ, dem ganzen Worte ζιFαι, den Endungen auf αλ und κε. Cousin und Durrbach nehmen daher ihre Zuflucht zu der Erzählung vom lydischen Ursprung der Etrusker und speciell von der Besiedlung von Lemnos und Imbros durch tyrrhenische Pelasger, deren Herrschaft erst 510 v. Chr. durch Miltiades gebrochen worden sei. Sie thun dies unter aller Reserve und schreiben ihrer Hypothese selbst keine wissenschaftliche Bedeutung zu. Nur unter dem gleichen, bei so schwierigen Fragen stets gebotenen Vorbehalte, wage ich es, meine eigene Ansicht über dieses Denkmal auszusprechen. Auf Grund der oben angeführten Analogien vermuthe ich, dass uns trotz der weiten räumlichen Entfernung der Insel Lemnos

von dem euganeischen oder adriatischen Culturkreise in diesem Steine ein Zeugniss desselben archaisch-griechischen Einflusses vorliegt, der sich in den Ostalpen bis zur Gurina hinauf verfolgen lässt und hier wie an der unteren Etsch, bei Vicenza, Este, Padua von einem illyrischen Volkselement getragen wird. Wir stehen hier wieder vor der leidigen Thatsache, dass die weitgedehnten Hauptsitze der Illyrier und der Thraker auf der Balkanhalbinsel archäologisch noch so gut wie unerforscht sind. Woher brachten die Veneter des Obergailthales ihre Kenntniss der Schrift, die hier ältere Formen zeigt, als in der südwestlichen Niederung, dem Strandgebiete der Adria? Wir können nur sagen, dass sich Oberitalien und die östlichen Alpenländer in culturgeschichtlicher Beziehung von der Balkanhalbinsel und zwar zunächst von dem continentalen Körper derselben, nicht isoliren lassen, oder dass, wenn eine solche Trennung derzeit beliebt wird, dieselbe keinen anderen Grund hat, als eine bedauerliche Lücke in unserer Länderkunde, ohne deren Ausfüllung wir die Vorgeschichte unseres Erdtheiles niemals richtig construiren können.

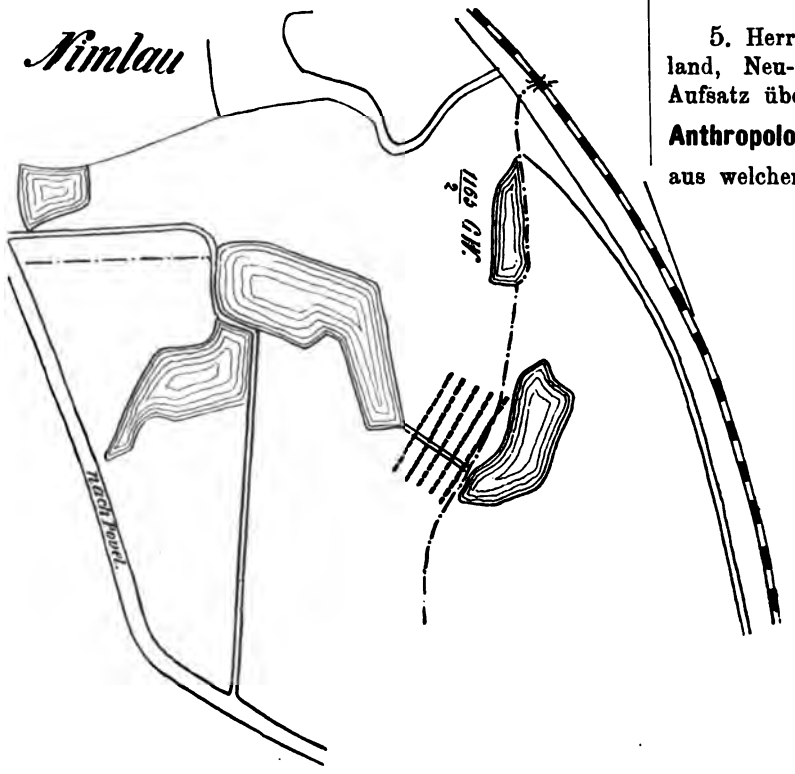


Fig. 53.

4. Herr Bibliotheks-Scriptor **Willibald Müller** in Olmütz übersendet eine Mittheilung

Ueber einen Pfahlbau-Fund bei Nimlau nächst Olmütz.

Zum Zwecke der Trockenlegung eines der dort befindlichen Teiche wurde unter Aufsicht einiger Officiere des Genie-Regimentes ein Abflussgraben von dem einen Teiche in einen zweiten, tieferliegenden, gezogen. Bei dem Auswerfen dieses Grabens stiess man knapp am Rande des ersten Teiches in einer Tiefe von 50 cm auf ein System von Eichenbalken, welche parallel mit einander (Südwest—Nordost) in einer Entfernung von 1·5 m gelegt und durch Querhölzer verbunden waren. Einer dieser Balken wurde zum Zwecke der Messung theilweise blossgelegt. Er hatte nach der Mittheilung des Herrn Oberlieutenants Theodorovits, welcher auch so freundlich war, das beiliegende, sehr deutliche Situationskärtchen (Fig. 53) zu entwerfen, die erstaunliche Länge von 30 m und an dem einen Ende betrug der Durchmesser 30 cm. Die Verbindungsbalken scheinen nicht aus Eichenholz bestanden zu haben, da sich von denselben nur mehr Spuren vorfanden. Weitere Grabungen sind an Ort und Stelle nicht gemacht worden. Das Terrain, in welchem die Balken liegen, ist, wie auch die Situationskarte zeigt, Sumpfterrain und befinden sich in nächster Nachbarschaft Teiche, welche allerdings in heissen Sommern nahezu vertrocknen.

5. Herr **A. Reischek**, ein Oesterreicher in Auckland, Neu-Seeland, übersandte an den Secretär einen Aufsatz über

Anthropologische und anderweitige Beobachtungen,

aus welchem wir das Folgende mittheilen:

An Plätzen in der Haihuna finden sich noch zahlreiche Ueberreste von alten Maori-Kochstätten (Kapa Maori), runde Vertiefungen von 3—5 Fuss Durchmesser und einer Tiefe von 2—3 Fuss, mit verbrannten Steinen ausgefüttert, daneben grosse, an einer Seite flache Steine, mit kleineren länglichen, dann Flint und zahlreiche Splitter von Grünstein (Punamu), halb fertiggestellte Waffen, Schmuckgegenstände, Stücke Sandsteins, mit denen der Grünstein bearbeitet wurde. Nach der Erzählung eines alten Häuptlings kam man von weiter Entfernung nach diesen viel umstrittenen Plätzen, um hier Grünstein für Waffen, Schmuckgegenstände etc., dieses noch heute so überaus hochgeschätzte Material der Neuseeländer, zu holen. (Für eine Grünstein-Meri, welche ein Europäer auf der Nordinsel fand, gaben die Maoris über £ 100, um es in ihren Besitz zu bekommen.)

Ich grub an mehreren von diesen Kochplätzen und fand halbfertig gearbeitete Steinwaffen und Schmuckgegenstände, welche sich in meiner Sammlung in Wien befinden.

Im Juli 1877 ging ich nach der nördlichen Insel und veranstaltete zuerst Nachforschungen an den Kaipara, Wairoa und Otaruatua-Flüssen, an deren Ufern in der That die Ueberreste von zahlreichen Maori-Pohs (oder Festungen) sich vorfinden von den Ugatiwhatua- und Ugatapuhi-Stämmen. Diese Pohs sind gewöhnlich auf Anhöhen, Bergen oder in der Nähe von Flüssen zu finden, und durch Erdwälle und Gräben, die heute von einer üppig wuchernden Vegetation (neuseeländischer Flachs, Phormium tenax) überzogen sind, zu

erkennen. Eigenthümlicherweise wurden an den Blättern dieses Flachses verschiedene Zeichen und Buchstaben (?), welche die Eingebornen mit scharfen Muscheln, Flint oder Obsidian eingeschnitten hatten, gefunden.

Manche von diesen Plätzen sind so gross, dass sie mehrere tausend Eingeborne wohl fassen konnten. Sie haben eine Umzäunung von Baumstämmen (6″—1·5′ Durchmesser, 6—12′ Höhe), die in die Erde fest eingerammt wurden, daran wurden horizontale Stangen dicht mit Schlingpflanzen und Flachs gebunden, bis Alles zusammen eine starke Holzwand bildete. Als Eingang diente eine Art Schlagbaum, ein oder mehrere Stämme, die beim Eintritt aufgehoben oder beiseite geschoben wurden. Am oberen Ende mehrerer Pfosten sind Figuren oder Köpfe angeschnitzt, die bekannten Pikit, welche als „Cabu" gelten. Um diese Palissaden sind Gräben von 6—8′ Weite und 3—5′ Tiefe gezogen, in denen sich die Eingebornen verbargen und gegen äussere Angriffe vertheidigten. Desgleichen befinden sich auch auf der Innenseite der Palissade solche Gräben, die zum selben Zweck, daneben aber auch der Aufbewahrung von allerlei Nahrungsmitteln dienten. In der Nähe des höchsten Punktes des ganzen Platzes ist durch einen tiefen Graben und hohen Wall (oft 12′ hoch) ein viereckiger geschützter Platz gebildet, auf welchem im Gefechte Frauen, Kinder und Verwundete sich verbargen. An Ueberresten der ehemaligen Bewohner werden an solchen Plätzen noch häufig Holz- und Steinwaffen, Obsidian, Flint und Muschelschalen in einer Erdschichte von 6″ bis 2′ Tiefe gefunden. Nach den Berichten alter Häuptlinge fanden an diesen Plätzen auch die Menschenmahle statt, und als instructiver Zug sei hier auch die Bemerkung eines solchen Gewährsmanns mitgetheilt, dass man seinen erschlagenen Feind ass, weil man dachte, es stärke ihn, und dass man aus den Knochen des Opfers Flöten verfertigte, welche der Stamm beim Ueberfall eines solchen Platzes sehr hoch schätzte. Auch scheint es mittheilenswerth, dass sich die Eingebornen so sehr vor Eidechsen (wohl als Seelenthier? D. Red.) fürchten, so besonders vor der Tuatara (Spenoton punctatum). Wenn eine grüne Eidechse, welche sie Kakamariki heissen, auf einen Eingebornen springt und er tödtet sie nicht, so muss er nach ihrem Glauben sterben. Starke Maoris selbst erliegen wirklich ihrer krankhaften Angst vor dem drohenden Tode in 6 Wochen. Ein Häuptling erzählte die nachfolgende Legende (einen ätiologischen Mythos) zur Begründung dieser unbesieglichen Scheu der Maoris, welche nach den Funden von Eidechsenknochen an den alten Kochplätzen nicht seit jeher so eingewurzelt gewesen zu sein scheint. Vor langer Zeit, hiess es da, assen die Maoris die grossen Eidechsen, bis eine schwangere Häuptlingsfrau einmal ihren Mann bat, ihr eine Tuatara nach Haus zu bringen. Er befahl ihr nun, nichts zu essen, bis er nach Hause käme, und ging in den Wald, fing auch eine ganze Anzahl von Eidechsen und kehrte zurück. Während dessen aber wurde die Frau zu Hause hungrig und nahm etwas zu sich, worauf im selben Augenblick alle Eidechsen aus ihrem Gefängniss schlüpften und den Häuptling tödteten. Seit dieser Zeit sollen die Maoris die Eidechsen so sehr verabscheuen.

6. Vortrag des Herrn Custos **Franz Heger** über

Die Zauberstäbe der Battas.

7. Vortrag des Herrn Dr. **M. Haberlandt** über

Die Battaschrift.

Diese beiden Vorträge werden als besondere Abhandlungen gedruckt werden.

8. Vortrag des Herrn **Rudolf Much**

Ueber den Kauf von Frauen bei den alten Germanen.

Wenn ich heute über den Kauf von Frauen bei den alten Germanen sprechen soll, so kann es mir schon angesichts der bedeutend vorgeschrittenen Zeit nicht darum zu thun sein, diesen Gegenstand ausführlich zu erörtern. Ich will mich deshalb auf eine gedrängte Darstellung des Sachverhaltes beschränken und anschliessend hieran einige Bemerkungen an das anknüpfen, was in der letzten Monatsversammlung Herr Dr. Krauss über ähnliche Gebräuche bei den Südslaven mitgetheilt hat.

Herr Dr. Krauss hat bereits selbst auf die Verwandtschaft altslavischer Gebräuche mit germanischen hingewiesen. Derartige Uebereinstimmungen in Sitten und Lebensgewohnheiten stammverwandter Völker sind aber für uns von grosser Bedeutung, denn wir können aus denselben auf die Zustände der betreffenden Völker vor ihrer Trennung zurückschliessen; mit um so grösserer Sicherheit natürlich, wenn sich die gleichartigen Erscheinungen nahezu bei allen Angehörigen einer Völkersippe vorfinden, wie dies ja bei den Ariern bezüglich des Frauenkaufes in der That der Fall ist.

Dass es eine Zeit gab, in der bei den Germanen der Frauenkauf ganz unbedingtes Erforderniss einer giltigen Ehe war, kann nicht bezweifelt werden. Was die Nachweise dafür betrifft, sei auf die eingehende Behandlung dieses Gegenstandes durch Jak. Grimm in den „deutschen Rechtsalterthümern" und durch Weinhold in den „deutschen Frauen" verwiesen.

Ueber das Wesen dieses Kaufes sind aber häufig irrthümliche Vorstellungen verbreitet. Derselbe war nämlich nicht eine käufliche Erwerbung der Person der Braut in der Art etwa, wie man eine Sclavin kaufte, sondern eine Ablösung der hausväterlichen Gewalt, der dieselbe bis zur Eingehung der Ehe unterstand. Demgemäss wird die Braut demjenigen abgekauft, der die Mundschaft über sie besitzt, also dem Vater, oder im Falle dieser nicht mehr am Leben ist, demjenigen, auf den nach germanischem Rechte die Mundschaft überging, worüber es indess bei den verschiedenen Stämmen abweichende Bestimmungen gab.

Das Verhältniss, in dem die Jungfrau, so lange sie im elterlichen Hause sich befand, zu ihrem Vormunde, war dies nun der Vater selbst oder ein anderer, stund, war aber nach Sitte und Recht grundverschieden von dem einer Sclavin zu ihrem Herrn. Es war nämlich ein Rechtsverhältniss, das den Träger der väterlichen Gewalt zugleich auch zum Schutze der ihm Unterstellten

verpflichtete, und die denselben bezeichnenden altdeutschen Namen munt, muntwalt, muntburt, muntbaro, foramundo drücken sämmtlich mehr die Schutzverpflichtung, als die mit derselben verbundene Machtbefugniss aus. Wäre die Unmündigkeit wirklich der Unfreiheit gleich gewesen, wäre also die Braut ihrem Freier als blosses Eigenthum verkauft worden, so sähe man nicht ein, warum dann nicht auch eine Sclavin durch Kauf zur Ehe hätte erworben werden können. Das war aber, und zwar um so nachdrücklicher und mit um so härteren Strafen verwehrt, je mehr sich die Volksthümlichkeit der Germanen in alter Reinheit erhalten hatte. Kam eine Verbindung zwischen anderen als Ebenbürtigen dennoch irgendwie zu Stande, so folgten die Kinder ursprünglich immer der wirseren, d. i. der niedrigeren Hand. Uebrigens ist ja der Kaufpreis eines Weibes, so lange sein voller Betrag noch gezahlt wird, weitaus höher als der Werth einer Sclavin, ebenfalls ein Beweis dafür, dass es sich beim Brautkauf um einen Rechts-, nicht einen Sachkauf handle.

Anfänglich wurde nun der Kaufschilling, seiner alten Bedeutung entsprechend, dem Muntwalt ausgezahlt. Vielfach ist uns diese eigentliche und ursprüngliche Gestalt des Brautkaufes, zumal in Gesetzesbestimmungen germanischer Volksrechte, aber auch in Nachrichten der Sage und Geschichte, noch belegt. Auch der alte Sprachgebrauch: „ein Weib kaufen“ in der Bedeutung „heiraten“ geht darauf zurück, wenngleich derselbe nur für die Zeit seines Entstehens beweiskräftig ist; später hat sich, wie so oft, der alte Ausdruck bei veränderter Sitte forterhalten. So ist beispielsweise nicht anzunehmen, dass der Heljandsänger, wenn er vom Nährvater Josef erzählt, er habe die heilige Maria „giboht im te brûdi“, dabei an einen wirklichen Kauf gedacht hätte.

Frühzeitig aber scheint der alte Gebrauch mannigfach sich verändert und sein ursprünglicher Sinn sich verflüchtigt zu haben. So sehen wir bei der Werbung Chlodovech's um die burgundische Königstochter Chrothilde nur einen Scheinpreis ausgezahlt, nämlich einen solidus und einen denarius (Fredegarius, Cap. 18). Anderswo begegnen wir einem Geschenke an den Verlober, dessen Werth nicht vorher festgesetzt ist. Weit häufiger aber noch trat es ein, dass der Kaufpreis der Braut selbst zugewandt ward. Als ein Uebergang ist es dabei zu betrachten, wenn dies nur theilweise geschah, wie bei den Burgunden, oder die Abtretung des Mahlschatzes an die Braut nur geschenkweise seitens des Verlobers erfolgte, wie bei den Langobarden nach Ed. Roth 178, 199. Später erhielt die Braut denselben unmittelbar, so ebenfalls bei den Langobarden nach L. Lintpr. VI. 35, 49, 61, ferner bei den Westgothen und allen Nordgermanen. Auch nach Tacitus, Germ. XVIII würde bereits die Frau selbst bei der Vermählung die Geschenke erhalten, aus deren Auswahl (Rinder, ein gezäumtes Ross und ein Schild mit Frame und Schwert) aber schon hervorgeht, dass sie ursprünglich gewiss nicht ihr vermeint waren. Uebrigens ist auch ein Irrthum des Tacitus hier nicht ausgeschlossen.

Die patria potestas, die der Mann durch die Vermählung über die Frau erhielt, hätte ihn wohl auch berechtigt, dieselbe gelegentlich einem Anderen zu verkaufen. Doch wäre eine Ausübung dieses Rechtes — zumal gegen den Willen der Frau — gewiss durch Sitte und Herkommen strenge verboten gewesen, ähnlich wie etwa das Recht der Kinderaussetzung in den bestehenden Sitten seine Schranke fand. Später treten dann auch gesetzliche Beschränkungen der hausväterlichen Gewalt in Kraft: so ward z. B. nach jütischem Gesetz das Strafrecht des Mannes über Weib und Kind bedeutend eingeschränkt, ja auf Island wurden Schläge geradezu als ein Scheidungsgrund erklärt.

Alles, was wir über wirklich vorkommenden Verkauf von Ehefrauen wissen, bestätigt nur die Regel. Denn wenn Tacitus anno IV, 72 von den Friesen berichtet, sie hätten, weil sie die von den Römern auferlegte Abgabe nicht erschwingen konnten, ihre Weiber und Kinder in die Sclaverei verkauft, so liegt es auf der Hand, dass es sich hier um einen Ausnahmsfall handelt, durch eine Bedrückung veranlasst, die ja auch unmittelbar darauf zum Aufstande und zu einer blutigen Niederlage der Römer führt. Und wenn in dem Gedichte „die guote Frou“ der Mann sein Weib einer vornehmen Frau in den Dienst verkauft, so geschieht dies in den Nöthen härtester Armuth und geradezu über Aufforderung des Eheweibes selbst. Aehnlich verhält es sich auch in anderen Fällen. Und was schliesslich das in England angeblich jetzt noch geltende Gewohnheitsrecht betrifft, demzufolge Männer ihre Weiber auf offenem Markte verkaufen dürfen — wie die „Augsburger Allgem. Zeitung“ 1844, Nr. 8 schrieb, that dies einer in Nottingham im Jahre 1843 um 36 Kreuzer — so liegt es nahe, dass man es hier vielfach mit Fabeleien zu thun hat. Ich wüsste nicht, wie solche Dinge nach englischen Staats- und Kirchengesetzen möglich wären. In allen einigermassen beglaubigten Fällen ist übrigens meines Wissens das Einverständniss der Frau nachzuweisen oder vorauszusetzen.

Damit soll nicht geleugnet werden, dass da und dort ein Missbrauch der männlichen Machtbefugnisse vorgekommen wäre, doch nicht, ohne dass derselbe auch als solcher gegolten hätte.

Ich kann aber nicht umhin, bezüglich des Frauenverkaufes bei den Südslaven, über die ich mir damit kein Urtheil anmassen will, die Beweiskraft jenes Heldengedichtes in Frage zu ziehen, aus dem Dr. Krauss in der letzten Monatsversammlung diesen Gebrauch nachzuweisen versuchte. Denn erstlich ist ein ziemlich märchenhaftes Gedicht, dessen Inhalt sich ähnlich auch in den Volksliedern anderer Völker wiederfindet, schlecht geeignet, um daraus culturgeschichtliche Thatsachen erschliessen zu wollen. Sonst könnte man vielleicht gar einmal aus deutschen Märchen beweisen, dass es in Deutschland Menschenfresser gebe. Des Weiteren ist aber in dem bewussten Gedichte gar nicht vom Verkauf eines Eheweibes, sondern von dem eines treuen Liebchens die Rede, das ja schon deshalb, weil ursprünglich durch Raub im Kriege gewonnen und dann als Sclavin gekauft, kaum etwas anderes als ein unfreies Kebsweib sein wird. Ueberhaupt scheinen die von Dr. Krauss entdeckten Heldengesänge Erzeugnisse eines ziemlich vorgeschrittenen Volkslebens zu sein und nicht

allzuviel zu enthalten, was auf Zustände eines Naturvolkes zurückweist, also eigentlich in das Forschungsgebiet der Anthropologischen Gesellschaft gehört. Eine literarische oder sprachwissenschaftliche Gesellschaft wäre zur Beurtheilung der Funde des Herrn Dr. Krauss unzweifelhaft weitaus berufener.

Um wieder zu meinem Gegenstande zurückzukehren, möchte ich nur noch kurz darauf hinweisen, dass es irrig wäre, aus der Sitte des Brautkaufes auf eine niedrige Stellung des germanischen Weibes zu schliessen. Dagegen sprechen nicht nur bestimmte Zeugnisse, sondern auch die Rolle, die germanische Frauen in Geschichte und Sage spielen. Es gab in der That kein Volk auf ähnlicher Culturstufe, das der Frau einen derart hohen Rang eingeräumt hätte, als die Germanen.

Irrthümlich wäre es auch, in der furchtbar strengen Behandlung gefallener Mädchen und untreuer Gattinnen eine grausame Ausnützung der patria potestas zu erblicken. Denn in dieser Beziehung verfuhr Sitte und Gesetz auch gegen Vergehen des Mannes strenge genug, wie denn z. B. in dem isländischen Gesetzbuch Grâgâs (festath. 24) bestimmt ist, dass der heimliche Kuss eines Mädchens mit 3 Mark, der geraubte mit Landesverweisung gebüsst werde. Derartige Bestimmungen zeigen deutlich, dass die Vorzeit der unserigen an sittlicher Kraft weit überlegen war, und wir werden darum gut thun, aus dem Gebrauch des Brautkaufes, der unserem Gefühl verletzend erscheint, nicht vorschnell ein allgemein absprechendes Urtheil abzuleiten.

Discussion:

Herr **Dr. F. S. Krauss:**

Hochverehrte Versammlung! Ich hätte schwerlich irgend etwas gegen den Vortrag des Herrn Much vorgebracht, müsste ich der Ehre halber seinen Vorwurf nicht zurückweisen.

Seine Auffassung des Volksmärchens ist gewiss nicht wissenschaftlich. Unzweifelhaft zeigt uns das Märchen sowie die Sage einen niedereren Culturzustand, freilich hat die Phantasie diese Ueberlieferungen vielfach ausgeschmückt und in mannigfache bunte Formen gegossen; es ist aber Aufgabe der Ethnographie, aus dem Wuste die letzten Reste uralter Sitten und Gebräuche herauszufinden, um daraus womöglich eine längstentschwundene Zeit zu erhellen. Mit einem Witzwort ist diese Sache gar nicht abgethan.

Die Frage über den Frauenverkauf bei den Germanen ist durch die Nachweise bei Grimm in den »Rechtsalterthümern« und von Weinhold endgiltig erledigt worden. Neuerdings hat ihn Dr. H. Ploss in seinem Werke »Das Weib in der Natur- und Völkerkunde« auch für die Engländer nachgewiesen. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durfte in England der Mann seine Frau zu Markt führen und veräussern, vorausgesetzt, dass die Frau damit einverstanden war. Ein Herzog kaufte die Frau seines Kutschers, ein Schuster die Frau eines Taglöhners um fünf Pfund Sterling.

Bezüglich der Südslaven befindet sich Herr Much im Irrthum, wenn er sie auch nur um einen Grad tiefer stellt als die Germanen. Es klingt komisch, dass er den Germanen so eine Rohheit nicht zumuthen mag, als ob wir nach unserer modernen Auffassung über die Sittlichkeit jener alten Zeiten zu Gericht sitzen dürften. Jedes Culturvolk hat eine Kindheit mitmachen müssen. Für die Südslaven ist das von mir mitgetheilte Epos in Ermanglung anderweitiger Nachrichten von Bedeutung. Dass unter ljuba (Liebchen) das rechtmässige Eheweib gemeint ist, darüber kann Niemand im Zweifel sein, der Serbisch versteht. Ich habe hier meine neueste Publication »Pandžić Huso i Pavečić Luka« mit, wo sogar der Ausdruck ljubovka (Geliebte) im Sinne von Eheweib gebraucht wird. Auf S. 30 heisst es:

vjenčaj je sebi za ljubovku

»lass dir sie als Geliebte antrauen«

ein Mann, der eben in den Tod geht, vermacht seine Braut dem Wahlfreunde.

Gewöhnlich nennt der Südslave sein Eheweib žena (welches Wort mit dem griechischen γυνή und dem Sanskritworte gjan, dem Stamme nach identisch ist. Žena ist die Gattin als Mutter von Kindern. Es heisst im Sprichwort: »Nije žena dok ne rodi djece" (sie ist kein Weib, ehe sie kein Kind geboren).

In dieser Hinsicht kann man füglich gegen den Werth meiner Vorlage nichts Stichhältiges vorbringen. Ebensowenig bedeutet der Einwand, Marko wäre befugt gewesen, seine Frau zu verkaufen, weil er sie ja als Sklavin zu Markte selbst gekauft. Schon die früher bekannte Variante widerlegt diesen Einwurf. Es war ja in diesem Falle ganz gleichgiltig, auf welche Weise der Mann in den Besitz seiner Frau gelangt war. Er konnte über sie frei verfügen.

Eine Rechtscontinuität dieser Art ist noch aus jüngster Gegenwart nachweisbar. Vor 4 Jahren hat ein Neusatzer Wirth, der sich in Brod an der Save zur Zeit des Einmarsches unserer Truppen nach Bosnien angesiedelt, seine Frau an einen Spaniolen in Derventa um 300 Gulden verkauft. Die Frau lebte mit dem Juden bis voriges Jahr. Damals wurde sie wegen eines Verbrechens eingesperrt. Ein anderer Fall ist mir aus Našice in Slavonien erzählt worden. Es trug sich vor beiläufig 25 Jahren zu, dass zwei subalterne Beamte, die bei dem dortigen k. Gerichte bedienstet waren, gegenseitig einander die Frauen abtraten, nur musste der Eine von ihnen eine Draufgabe zahlen. Einen dritten Fall theilte mir unser hochverehrter Herr Präsident Baron Andrian mit. Ein Zigeuner in Mostar in der Hercegovina wurde bei dem Kreisvorstande v. Sauerwald vor nicht langer Zeit von einem Manne belangt, dem er seine Frau verkauft, aber nicht ausgefolgt hatte. Der Zigeuner hatte nämlich einen anderen, noch besseren Käufer gefunden. Einen eigentlichen Anstoss an solchem Verkaufe nimmt das Volk nicht, denn man geht davon aus, dass Jeder mit seinem Eigenthume machen kann, was ihm behagt.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, dass einer der anwesenden Herren Serben mir kurz zuvor mitgetheilt, dass vor nicht langer Zeit in Karlstadt ein Mann seine Frau um eine kleine Summe einem Anderen verkauft habe. — Das wollte ich zu den Ausführungen des Herrn Much bemerkt haben.

Herr **Much**:

Meiner Ansicht nach muss man immer strenge auseinanderhalten, ob der Frauenverkauf üblich ist, als eine durch die Sitte genehmigte Gewohnheit, oder ob er da und dort als Unfug vorkommt.

Das letztere will ich gewiss nicht leugnen, ja ich bin überzeugt, dass selbst in civilisirten Grossstädten heute noch Frauen verkauft werden. Das sind jedoch Ausnahmsfälle. Aehnlich könnte es sich aber auch mit den von Dr. KRAUSS angeführten Fällen verhalten, es müssten also genauere Untersuchungen angestellt werden, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Was den Ausdruck »treues Liebchen« anbelangt, so bringe ich den Ausführungen des Herrn Dr. KRAUSS vollständiges Vertrauen entgegen; da ich jedoch vom Südslavischen nichts verstehe, musste ich mich bisher nothwendigerweise an die von ihm gegebene Uebersetzung halten. Im Deutschen aber bedeutet treues Liebchen etwas Anderes als Eheweib.

Herr Dr. **Krauss**:

Den Ausdruck »Liebchen« habe ich beibehalten aus poetischen Rücksichten, da man doch auch im Deutschen so sagen darf; ich habe nur darin gefehlt, dass ich den Ausdruck nicht in der Anmerkung hervorgehoben habe.

Herr **Much**:

Trotzdem Herr Dr. KRAUSS somit, wie ich zugebe, nachgewiesen hat, dass das Wort ljuba im slavischen die rechtmässige Ehefrau bedeuten kann, ist damit doch noch nicht gezeigt, dass jede andere Bedeutung ausgeschlossen ist. Das müsste aber geschehen, da wir bei einer Kriegsgefangenen und gekauften Sklavin auf die Vermuthung kommen müssen, dass es sich um ein Kebsweib handle. Wie die Germanen, waren sich gewiss auch die Altslaven des Adels ihres Blutes voll bewusst und ebenso wie bei Jenen, konnte wohl auch bei Diesen eine Unfreie nicht in die Gemeinschaft des Volkes Aufnahme finden und mit einem Freien eine rechtsgiltige Ehe eingehen. Ich muss darum meine Zweifel aufrechthalten.

Herr Hofrath **R. v. Langer**:

Ich möchte an die Herren die Frage richten, ob der Unterschied zwischen »ljuba« und »žena« darin liegt, dass die Erstere keine Kinder hat, während žena die Mutter oder Grossmutter bezeichnet; also wenn sie ein Kind zur Welt gebracht hat, ist sie žena? Ljuba avancirt gewissermassen, nachdem sie geboren hat, zu žena.

Herr Dr. **Krauss**:

Ljuba oder ljubovka (das Liebchen) ist an und für sich ein Kosewort, dass es aber auch speciell zur Bezeichnung der Ehefrau verwendet wird, liegt im Sprachgebrauch. Nach meinen Erfahrungen nennt die Bäuerin sich nur dann žena, wenn sie Kinder zur Welt gebracht hat. Ein altes Mädchen von 40 Jahren heisst immer noch cura, djevojka, momkinja, doch nie žena. Wohl im Gegensatz zu Männern würde man sie als žensko (Weibliches) bezeichnen.

Herr Dr. **Haberlandt**:

Ich möchte mir erlauben, zur Discussion über den südslavischen Brauch einen analogen Fall von einem anderen indogermanischen Volke anzuführen, und ich kann sagen, einen sehr analogen Fall; es ist eine berühmte Sage, die in epischer und lyrischer Behandlung vorkommt, in der indischen Sage vom Könige Arischandra Nadegan. Das ist das Versprechen des Königs, an einem bestimmten Tage eine Geldsumme zu bezahlen, und da er dies nicht vermochte, musste er seine Frau auf offenem Markte zum Verkaufe anbieten, und die Sache wird ohne jede Verwunderung von Seite der indischen Bevölkerung entgegengenommen. Als ein sagenhafter oder literarischer Zug ist es meines Wissens noch keinem Sanskritforscher eingefallen, aus diesem Zug einer Sage, das Gewohnheitsrecht der Inder, ihre Frauen zu verkaufen, nachweisen zu wollen; es ist aber von vornherein ethnographisch ganz wahrscheinlich und von jedem Volke vorauszusetzen, dass es für dasselbe eine Stufe gibt, wo Jedermann, der seine Frau aus der Familie der Braut zu gewinnen hat, auch das Recht behält, die Frau zu verkaufen. Wenn wir auf andere Völkerschaften in anderen Erdtheilen blicken, so wird dieses Recht auch thatsächlich an jedem Tage geübt, in Afrika, bei indischen Stämmen, in Polynesien kommt es durchaus nicht selten vor, dass der Mann seine Frau für einige Tage oder vielmehr Nächte verkauft und die Sache ohne jede Schande von den Betreffenden geübt wird.

Dieses Recht, die Frau als einen Besitzgegenstand zu verkaufen, haben die Indogermanen gewiss auch besessen. Ich möchte aber nicht behaupten, dass, wenn in späterer Zeit von einem Literaturproduct ein Anklang daran vorkommt, dies ein Rudiment aus einer Zeit ist, die vergangen ist. Herr KRAUSS hat auch Recht gehabt, dass es einen indogermanischen Brauch gegeben hat, die Indogermanen bilden eben keine Ausnahme, wie wir aus anderen Indicien wissen, von anderen Völkern.

Aber aus einem Literaturproducte späterer Zeit kann man, wie ich durch das indische Beispiel nahegelegt zu haben glaube, nicht schliessen, dass der Kauf noch späterhin bis in die Gegenwart hinein gelangt ist.

Herr Dr. **Krauss**:

Noch eine Bemerkung über das Wort Literaturproduct. Wir verstehen darunter die Arbeit eines Schriftstellers, hier liegt aber ein uraltes Volkslied, eine vom Volksmunde bewahrte Darstellung eines alten Geschehnisses vor. Das ist mit nichten ein Literaturproduct, so etwas erfindet ein Einzelner nicht willkürlich. Er darf es auch dem Hörer nicht zu bieten wagen. Es ist gewiss zur Zeit, wo das Lied entstanden ist, eine Frau zu Markte verkauft worden. Die Sache war damit

aber noch nicht abgethan. Die glückliche Fügung, dass der Bruder der Käufer war, veranlasste wohl auch den Dichter, die Begebenheit zu besingen. Für den späterhin fremden Helden wurde ein bekannter, der Königssohn substituirt. Das habe ich schon genug auseinandergesetzt. Jene indische Geschichte aber kommt für den von mir vorgebrachten Fall nicht weiter in Betracht, somit fällt ihr Einwurf.

Herr Dr. **Haberlandt**:

Dass das Literaturproduct in späterer Zeit entstanden ist, ergibt sich daraus, dass die Spanier eine grosse Rolle darin spielen, dass also der romantische Stoff aus dem Mittelalter gewesen sein muss. Daraus und aus dem Umstande, dass die Türken in sehr kurzer Zeit nach Europa gekommen sind, ergibt sich, dass das Lied aus späterer Zeit stammt.

9. Herr kais. Rath, Prof. **Ferdinand Kaltenegger** aus Brixen überreicht eine Replik

Zu den kritischen Bemerkungen des Herrn Prof. Dr. Martin Wilckens über die Abhandlung: „Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen".[1])

In dieser Replik verwahrt sich Prof. KALTENEGGER gegen die strenge Auslegung, welche Prof. Dr. WILCKENS seinen theilweise nur in hypothetischer Form gegebenen Schlüssen über die Abstammung des Eringer- und Duxer-Hornviehes angedeihen lässt.

Die Knappheit des disponiblen Raumes verwehrt uns leider den Abdruck der ziemlich umfangreichen, rein polemischen Schrift.

10. Als Geschenke für die Bibliothek sind folgende Bücher eingelangt:

Kopernicky, Dr. J.: Charakterystyka ficyczna Ludności galicyjskiéj. Seryja II. opracowana przez drów J. Majera i J. Kopernickiego. Kraków 1885. 92 pp. 8°. (ded. Aut.)

Kopernicky, Dr. J.: Charakterystyka Kraniologiczna Ludności galicyjskiéj opracowana przez dra J. Kopernickiego. Seryja II. Krakowie 1885. 42 pp. 8°. (ded. Aut.)

Krauss, Dr. Fried. S.: Tri riječi Hercegovca. U Mostaru 1885. 39 pp. 8°. (ded. Aut.)

Oesterr. Museum für Kunst und Industrie: Katalog der Special-Ausstellung von Schlössern und Schlüsseln im k. k. österr. Museum in Wien. (Sammlung im Besitze des Herrn Andr. Dillinger.) Wien 1885. 64 pp. 8°. (ded. Dillinger.)

Hörnes, Dr. M.: Römisches Denkmal in Cilli. Sep.-Abd. aus den Archäol. epigraph. Mittheilungen aus Oesterreich. 232—238 pp. 8°. (ded. Aut.)

Hörnes, Dr. M.: Holzgeräthe und Holzbau in Bosnien. Sep.-Abd. aus dem XII. Bd. der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1882. 3 pp. 4°. (ded. Aut.)

Hörnes, Dr. M.: Alte Gräber in Bosnien und der Herzegowina. Sep.-Abd. aus dem XIII. Bd. der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1883. 9 pp. 4°. (ded. Aut.)

Hörnes, Dr. M.: Bosnische Kunst und Cultur im Mittelalter. Sep.-Abd. aus den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XIV. 1884. [106]—[111] pp. 4°. (ded. Aut.)

Hörnes, Dr. M.: Ueber die Anfänge der bildenden Kunst in den Alpenländern Oesterreichs. — Vortrag, gehalten in der Wochenversammlung des Oesterr. Touristen-Club am 21. März 1884. Oesterr. Touristen-Zeitung. Jahrg. 1884. Nr. 20 u. 21. IV. Bd. 8°. (ded. Aut.)

Aranha Brito: Subsidios para a Historia do Jornalismo nas provincias ultra marinas Portuguezas. Lisboa 1885. — Sociedade de Geographia de Lisboa. 27 pp. 8°. (ded. Socied. de Geograph. de Lisboa.)

Schwartz, Dr. W.: Die Vermählung der Himmlischen im Gewitter. Ein indogermanischer Mythos. Sep.-Abd. aus der Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1885. 143 pp. 8°. (ded. Aut.)

Jarnik, Dr. Ivan Urban: Doine si strigaturĭ din Ardeal date la iveală. Editiunea Academiei Romane. Bucuresci 1885. 324 pp. 8°. (ded. Aut.)

Orsi P.: Sopra le recenti scoperte nell' Istria e nelle Alpi Giulie e sulla necessità di costituire un nuovo gruppo archeologico. Estratto dal Bulletino di paletnologia italiana. Anno XI. 1885. 171 pp. u. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Adam Lucian: Le Taensa a-t-il été forgé de toutes pièces? Réponse A. M. Daniel G. Brinton. Paris 1885. 23 pp. 8°. (ded. A. S. Gatschet.)

Müller Friedrich: Le Taensa n'a pas été forgé de toutes pièces. Lettre de Fr. Müller à Lucien Adam. Paris 1885. 4 pp. 8°. (ded. A. S. Gatschet.)

Adam Lucien: Dom Parisot ne produira pas le manuscrit Taensa. Lettre à V. v. Henry. Paris 1885. 13 pp. 8°. (ded. A. S. Gatschet.)

American Philological Association: Proceedings of the sixteenth Annual session of the American Philological Association held in Hannover. July 1884. Cambridge 1884. LXIII. 8°. (ded. A. Philolog. Association.)

Undset Ingvald: Ueber die Station la Têne. Sep.-Abd. aus „Christiania Vidensk. Selskab. Forhandl. 1885". Christiania 1885. 8°. (ded. Aut.)

Undset Ingvald: L'antichissima necropoli tarquiniese. Sep.-Abd. aus „Annali dell' Inst. di corrisp. archeol. 1885". Roma 1885. 8°. (ded. Aut.)

Der Vorsitzende spricht den P. T. Einsendern im Namen der Gesellschaft den verbindlichsten Dank aus.

[1]) Siehe diesen Band der „Mittheilungen", Verhandlungen p. [25].

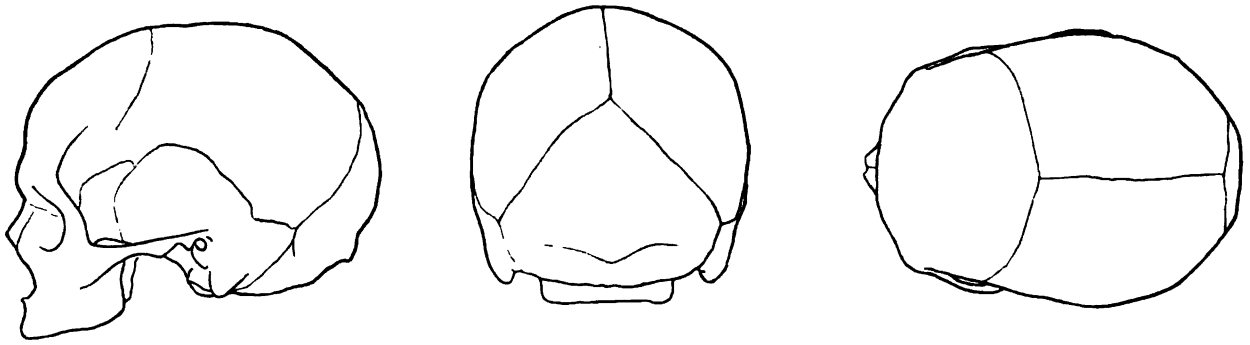


Fig. 1—8. Dolichocephaler Typus aus Zell am Ziller.

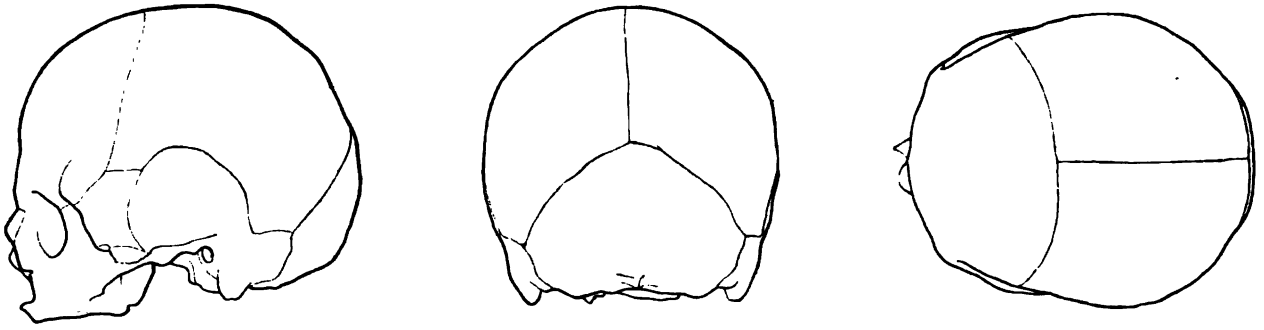


Fig. 4—6. Brachycephalus aus Pufels im Grödnerthale.

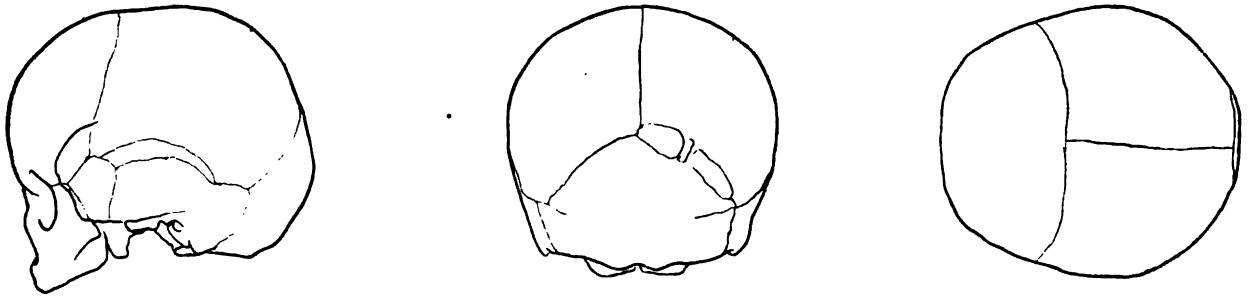


Fig. 7—9. Kindlicher Hyperbrachycephalus aus Sand in Taufers.

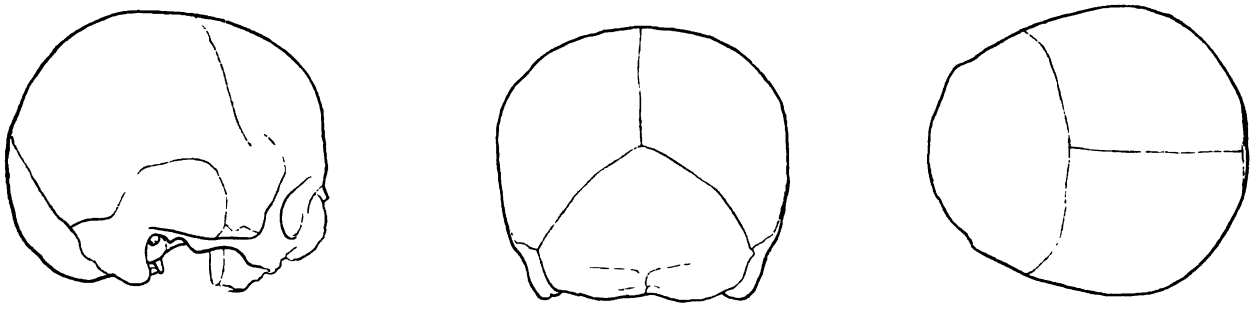
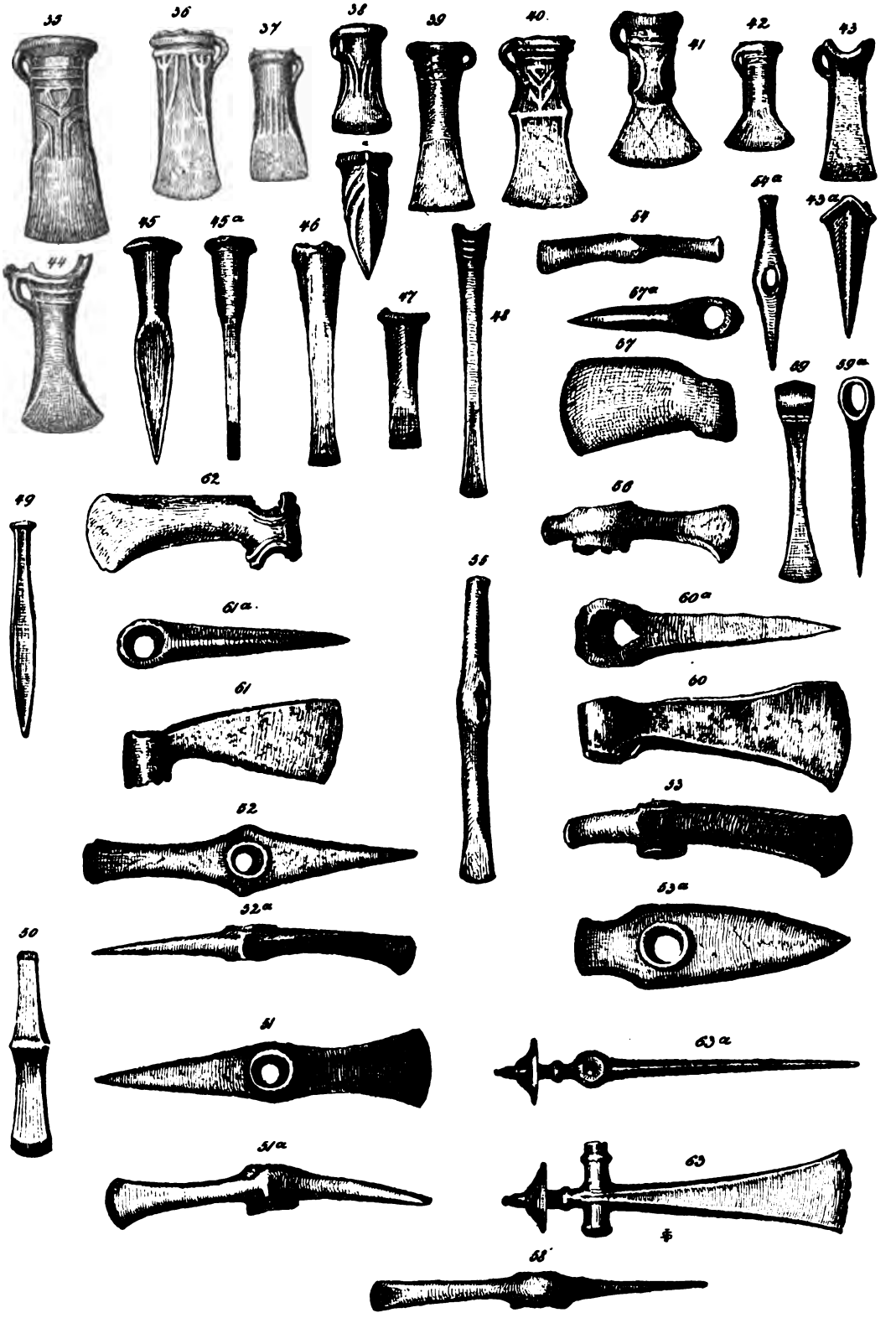


Fig. 10—12. Hyperbrachycephalus aus Pufels im Grödnerthale.



$^1/_5$ natürl. Grösse.

J. Spöttl. Meissel und Beile.

Campi. Ausgrabungen in Meclo.